ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK
249.097-C
ALT-

Digitized by Google

No. 1. **1841.**

Gutenberg.

Hausfreund

für gebildete Familien.

„Vom „Gutenberg," Hausfreund für gebildete Familien, enthalten: Novellen, belehrende Erzählungen; Mittheilungen über Welt, Leben, Literatur, Kunst und Industrie; Curiosa, Miscellen und Anekdoten; Modenberichte für Herren und Damen, nebst vierteljährlicher Beigabe eines schön gestochenen und fein colorirten Modenkupfers, beim Hauptredacteur der Moden, zum Sommer, Frühling, Herbst und Winter, und einer den humoristischen Bildbeigabe, erscheint alle Sonnabend 1 Bogen und abonnirt man darauf vierteljährlich mit ¼ Thaler, oder 15 Neugroschen.

Zu beziehen durch alle Wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes; in Leipzig in der betreffenden Expedition, Petersstraße No. 31. 1ste Etage.

Ebendaselbst erscheint auch die „Leipzig-Dresdner Eisenbahn," Wochenblatt für Deutschland, ein satyrisch-humoristisches Blatt, das in seiner empirischen Tendenz in Verbindung mit dem „Gutenberg" über Weltanschauung, ideelles und reelles Leben ein wohlgesinntes literarisches Ganze bietet. Alle Mittwoch erscheint 1 Bogen, vierteljährlich erfolgt eine humoristische Bildbeigabe. Preis für das Vierteljahr ¼ Thlr. oder 10 Neugroschen und auswärts 9 Groschen oder 11½ Neugroschen.

In beiden Blättern werden Annoncen aufgenommen und die Zeile oder deren Raum mit 6 Pf. berechnet.

R. Büchner, Red. u. Herausgeber. **(Sonnabend, d. 3. Juli.)** **H. Franke**, Commissionair.

Literatur für Unterhaltung u. Belehrung.

Die, welche man liebt, und die, welche man heirathet.

Der junge Marquis Heinrich von Chaumont wurde eines Morgens gegen seinen Willen schon um acht Uhr geweckt und aus jenen behaglichen Träumen gestört, in die wir so leicht gewiegt werden, wenn wir jung und reich sind, und die schöne Welt uns überdieß noch geistreich und liebenswürdig findet. — Der Störenfried, der an das Bett des jungen Marquis trat, war der Schweizer seines Hotels. Er überreichte seinem Herrn ein so eben eingegangenes Schreiben, das dieser mit einem sichtlichen Gefühl von Traurigkeit in Empfang nahm. Dasselbe enthielt folgende Zeilen seines Onkels, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.

„Heinrich, Du bist ein Narr, und ich werde bald aufhören, mich ferner für Dich zu interessiren. — Du hast die Albernheit in höchst eigener Person geheirathet, und ich sehe, Deine Thorheit hat noch zugenommen. In dieser Stunde solltest Du Dich bereits auf der Reise nach Deinem Gesandtschaftsposten befinden. Erst gestern hast Du diesen ehrenvollen Posten angenommen und heute schon, schlägst Du ihn aus. Und weshalb? — Etwas Aehnliches ist mir so lange ich Minister bin, noch nicht vorgekommen. Ich ertheilte wohl hin und wieder Gunstbezeugungen, die ich später wieder zurücknahm, aber noch nie hat man mir freiwillig etwas zurückgegeben, wenn ich es nicht ausdrücklich verlangte. — Du wirst noch kommende Nacht abreisen, es ist durchaus nöthig; ich bin überzeugt, Deine ehrgeizigen Rivalen glauben Dich schon weit von hier entfernt, und wüßten sie Dich noch in Deinem prächtigen Hotel, in der Straße de la Victoire, Du würdest mit zweimal, um ein und derselben Ursache halber, dieselben Feinde machen. Erspare Dir den Abschied von mir. Meine Arbeiten, meine Rheumatismen und die zahlreichen Freunde, die mich als Staatsmann umgeben, würden Dich nur noch mehr verstimmen."

Mein Onkel hat Gutreden und Gutthandeln, rief der Marquis von Chaumont, indem er den Brief des Ministers in seinen Händen zusammendrückte.

Ich danke für diese verwünschte Gesandtschaft, die Diplomatie widert mich an, und ich will es, ich werde bleiben. Wo sollte ich auch in diesem Augenblick den Muth hernehmen, an meine Abreise zu denken, jetzt, wo ich sie wiedergefunden werde, schöner, geistreicher und liebenswürdiger als jemals.

Indem der Marquis von Chaumont diese Worte

249.097-C
2.1841.

vor sich hinflüsterte, dachte er nicht an seine hübsche und reizende Gemahlin; die geheimnißvolle Person, deren Andenken ihm diesen Ausruf der Bewunderung und des Enthusiasmus entlockte, nannte sich Fräulein v. Luckenne und wir werden sie in dem Verlauf dieser Erzählung bald auftreten sehen. Zuvörderst einige Worte über eine Unglückliche, die, so lange sie in dem Hause ihres Vaters lebte, Pauline Magnan hieß, bis sie vor wenig Monaten durch hohe Protektion Marquise von Chaumont wurde. Indem sich Pauline Magnan mit einem Hofmanne und zwar mit einem der ausgezeichnetsten und geistreichsten verheirathete, wußte sie ohne Zweifel noch nicht, daß die unglücklichsten Mesallancen weniger durch eine Ungleichheit des Ranges und der Titel, als vielmehr durch eine Verschiedenheit der Gewohnheiten, der Gefühle und der Gedanken geschlossen werden. Pauline hatte das Unglück, in diesem letzteren Sinne eine gänzliche Mißheirath einzugehen. Schon nach einigen Wochen blinder und unschuldiger Extase, wenn ich mich so ausdrücken darf, erkannte die junge, von Liebe durchglühte Frau, mit jener scharfen Auffassung eines liebenden Herzens die ganze Kluft, die sie von ihrem, ihr so theuern Gemahl trennte, und sie fühlte sich bald um so unglücklicher, je mehr sie das Lächerliche ihrer Heirath einsah.

Oft schon hatten sie die mitleidsvollen Worte des Marquis, deren er sich in einem Anfall von übler Laune sich zuweilen nicht enthalten konnte, schmerzlich betäubt. Sie hatte anfangs geglaubt, sie dürfe mit Eifer, Ergebenheit, Rechtlichkeit und Liebe nur noch Gehorsam und Entsagung in ihrer Häuslichkeit vereinen, so sei dies hinreichend, das Glück ihres Mannes zu begründen; bald aber erlangte sie die Ueberzeugung, daß sie noch, ganz andere Dinge wissen müsse, wollte sie ihn dauernd fesseln. Leider aber hatte sie keine Hoffnung, das noch zu erlernen, was ihr zu diesem Zwecke fehlte. Sie beschloß zwar, ihren Charakter, ihre Gewohnheiten und ihren Geschmack einer Reform zu unterwerfen; sie versuchte sich zu unterrichten, allein der Erfolg krönte nicht ihren Fleiß; sie lernte singen, sang aber ohne Gefühl und ohne Geschmack, sie wollte ihren Geist durch Lectüre bilden, konnte jedoch mit keinem Schriftsteller sympathisiren. Mit einer unermüdlichen Ausdauer hörte sie den geistreichsten Unterhaltungen in Gesellschaften zu, und dennoch gelang es ihr nie, durch irgend einen geistreichen Einwurf ihr fortwährendes Schweigen zu brechen. Jeden Augenblick hielt ihr der Marquis ihre Schwächen und Fehler vor; bald lachte er über ihre Bescheidenheit, ihre kindliche Gutmüthigkeit und ihre kindliche Einfachheit; dann wieder verspottete er ihre Sprache, ihre Gedanken und ihren Putz, stand; er bekrittelte selbst ihren Anzug, die Blumen in ihrem Haar, und die Schüchternheit, mit der sie auftrat. Verglich sich nun Pauline mit den schönen, gefeierten Koketten der feinen Welt, dann sah sie ein, daß ihr Mann nicht zu ungerecht und zu strenge über sie urtheile, und gerade diese Erkenntniß stimmte sie um so trauriger, machte sie um so unglücklicher.

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, fühlte sich Pauline bewegter und gereizter als je. Der Hufschlag eines Pferdes, das in den Hof des Hotels sprengte und dem Ordonnanzsoldaten des Ministers gehörte, hatte sie aus ihrem Morgenschlummer aufgeschreckt; bald darauf ließ sich die scheltende Stimme des Marquis vernehmen, die gewöhnlich nie so früh am Morgen laut wurde; dann aber, als sich Pauline aufrichtete, erblickte sie im Hofe, dicht ihren Fenstern gegenüber, einen leichten, noch ganz mit Staub bedeckten Reisewagen. In den Augen einer aufgeregten, neugierigen und eifersüchtigen Frau hat die geringste dieser Einzelnheiten schon den Anstrich, als berge sich hinter ihr ein schreckliches Geheimniß. Pauline ließ augenblicklich ihre Kammerzofe eintreten, und fragte sie mit einer Hast, welche einem Anfalle von Wahnsinn glich:

Wem gehört dieser Reisewagen, antworte mir die Wahrheit, Franziska, lüge nicht, wenn Du bei mir bleiben willst. — Gnädige Frau. — Nun? — Gestern, nachdem die gnädige Frau zu Bette gegangen, ließ mich der Herr Marquis auf sein Zimmer kommen und befahl mir, das kleine grüne Zimmer für eine Dame, die aus diesem Wagen stieg, in Bereitschaft zu sehen.

Eine Dame! . . . nach Mitternacht! Hast Du sie gesehen, war sie jung? — Ungefähr vierundzwanzig Jahr; der Stiefelputzer des gnädigen Herrn sagte uns, irre ich nicht, daß sie eine Herzogin sei. — Es handelt sich hier nicht um den Titel dieser Dame, ist sie angenehm, ist sie schön? — O, schön, schön wie eine Herzogin! — Und mein Mann kennt sie? — Sie schienen sich recht wohl zu kennen, ich sah, wie der Herr Marquis ihr die Hand küßte! — Ach, du glaubst? — Ich bin dessen gewiß. — Du bist ein gutes Mädchen, Franziska, aber Du hast die üble Angewohnheit Alles zu beobachten, was man vor Dir macht. — Es ist auch schwer, das nicht zu sehen, was man uns sehen läßt. — Geh wieder an Deine Arbeit, geh.

Mein Gott! dachte die arme Verlassene, indem sie sich wieder allein in ihrem Zimmer befand, eine Fremde, eine Unbekannte in meinem Hause. Und diese Frau ist jung, schön, ja sie ist eine Herzogin. — Was will das sagen, und warum zittere ich? — In der That ich würde

Modenkupfer fehlen!

klug thun, gar nicht mehr an sie zu denken. Mein Mann ehrt mich, ich vertraue seinem Ehrgefühl, und bei alle dem ist es doch so schwer, glücklich zu sein.

In diesem Augenblicke öffnete der Marquis eine verborgene Thür, die Liebespforte zur Zeit der Flitterwochen, und trat mit einer fast ängstlichen Vorsicht in ihr Zimmer.

Als Pauline ihn, leise auf den Spitzen vorwärts schreitend, sich ihr nähern sah, erhob sie etwas den Kopf von ihrem mit Spitzen besetzten Oreiller, und rief mit einem nur halb unterdrückten Seufzer ihm zu: Ach, mein Herr, Sie können immer auftreten und nach Ihrem Gefallen sprechen, das Geräusch Ihrer Schritte und Ihrer Worte wird nicht mehr meine glücklichen Träume verscheuchen.

Wie, antwortete der Marquis, ohne diesen sanften Vorwurf zu beachten, Sie sind schon wach, Frau Marquise! — Und wie, entgegnete Pauline, Sie sind schon auf, Herr Marquis. — Ja, ich muß Sie sprechen. — Und ich, ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, ich erwartete Sie, ohne es zu wissen; es giebt Ahnungen, welche uns niemals trügen. — Nicht übel, murmelte Heinrich vor sich hin, indem er die Stirn seiner Frau mit einer hingebenden Zärtlichkeit küßte, die bei einem Ehemanne, dem sie nicht zur Gewohnheit geworden, immer sehr lobenswerth ist. Pauline, fuhr der Marquis fort, ich komme, Ihnen eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen, die den Anstrich eines Staatsgeheimnisses hat. Eine vornehme Dame, welche ich früher oft in meiner Familie gesehen, die Herzogin von Lucienne, ist gestern Abend in Ihrem Hotel angekommen. — Und was kann sie in meinem Hotel zu suchen haben? — Schutz gegen die gefährliche Neugier Fouchés. Durch einen kaiserlichen Befehl auf ihr Schloß verwiesen, muß ihr plötzlicher Aufenthalt, der für einige Tage zur Ordnung ihres Vermögens erfordert wird, für Jedermann verschwiegen bleiben. Ich rechne auf Sie, Pauline, daß Sie mich unterstützen werden, sie wohl zu empfangen und zu verbergen. Bedenken Sie ferner, daß es sich um eine sehr vornehme Dame, um eine Dame von den ausgezeichnetsten Eigenschaften handelt. Ich empfehle Ihnen in ihrer Gegenwart nur sehr wenig zu sprechen, ihr immer zuzuhören und fortwährend zu lächeln. Man giebt sich so das Ansehen Alles zu errathen, Alles zu wissen und Alles zu verstehen. Lassen Sie Ihre Kammerjungfer kommen und befehlen Sie Ihre eleganteste Morgentoilette. Adieu, ich erwarte Sie bald in dem Salon der Herzogin.

Stolz und glücklich, bei ihrem Erwachen eines Wortes von ihrem Manne, seines Vertrauens gewürdigt zu sein, ja sogar einen Kuß erhalten zu haben, war Pauline schnell entschlossen, alles aufzubieten, um in den Augen der Herzogin als eine glänzende Schönheit zu erscheinen. Sie wählte unter allen ihren Kleidern die reichsten und zusammengesetztesten aus; sie ließ eine Blume nach der andern durch ihre Hand gehen und wußte nicht, welcher aus ihrem künstlichen Flor sie den Vorzug geben sollte; sie griff endlich nach ihrem Schmuckkästchen und bald ergänzten die herrlichsten Diamanten an ihrem Kopf, ihrer Stirn, ihrer Brust und auf ihren Händen. Sie erwartete Wunder von dieser Toilette, die so überaus reich und elegant war, und die sie auch wirklich ein wenig pretentieuser machte, als sie es sonst gewöhnlich zu sein pflegte. Die ersten Morgenstunden waren indeß durch ihren Anzug in Anspruch genommen worden. Während dieser Zeit plauderte der Marquis mit der schönen Herzogin, die ihrem Grolle gegen den einst begünstigten Anbeter Luft zu machen suchte, indem sie ihn auf Kosten der Frau Marquise ein wenig in Verlegenheit setzte.

Dieses einzige Kind des Generallieferanten hat Ihnen also ein Hochzeitsgut von 200,000 Thalern gebracht, sagte sie, das ist allerdings höchst annehmbar. — Ich dagegen, die Sie einst liebten, hätte Ihnen kaum soviel bieten können, um in der Provinz auf eine ehrenvolle Weise leben zu können. Im Uebrigen, Heinrich, haben Sie durch diesen Tausch nichts verloren, man hat mir vielfach die Verdienste Ihrer Gemahlin gerühmt.

Herzogin, stotterte Heinrich, ich flehe zu Ihren Füßen um Gnade; ich bin der unglücklichste der Menschen, Verzeihung!

Allein die undeugsame Herzogin fuhr fort, ohne ihm ihre Hand zu gewähren, noch ihn aufstehen zu lassen: Ich habe mehr als einmal die ausgezeichneten Eigenschaften Ihrer reizenden Gemahlin rühmen hören. — Herzogin! — Man sprach von ihren Talenten, ihrer ausgezeichneten Erziehung . . . Herzogin! — Von ihrer herrischen aristokratischen Sprache, endlich von der Ueberlegenheit ihres Verstandes und ihres Geistes. — Herzogin! rief außer sich der Marquis; er erdlickte so eben Pauline auf der Thürschwelle; sie zögerte einzutreten; ich habe die Ehre Ihnen hier in der Marquise von Chaumont, meine Gemahlin, vorzustellen.

Es wäre für den unbefangensten Beobachter ein Leichtes gewesen, schon bei den ersten Worten, bei den ersten Schritten, die diese beiden jungen Damen plötzlich einander gegenüberstellten, wie bei einem Vergleich ihrer Toilette, die jetzige Frau und die ehemalige Geliebte herauszuerkennen; er hätte auf den ersten Blick in der Herzogin die, welche man liebt, und in der Marquise die, welche

man heirathet, errathen müssen. Pauline hatte Diamanten in ihren Ohrringen, Diamanten zum Halsschmuck, Diamanten an allen ihren Fingern und rothe Bänder in den Flechten ihres Haares; Fräulein von Lucienne trug nur zwei weiße Perlen in ihren Ohrringen und einen Strauß blühender Veilchen statt allen Schmuckes in ihrem Haare. Die Marquise erschien in einem Kleide von dem kostbarsten Stoff acht bürgerlich zugeschnitten, die Herzogin in einem reizenden Negligée von weißem Battist, hin und wieder mit Spitzen besetzt, welches zum Entzücken kleidete, und sie höchst verführerisch machte.

Die Damen, wie der Marquis, griffen nach Stühlen, und nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, wurde die Unterhaltung, anfänglich noch ein wenig ceremoniell, bald vertraulicher. Die Worte und Gedanken beider Damen ließen eine eben so große Verschiedenheit ihres Geistes erkennen, wie sie in Hinsicht ihres Geschmackes ihre Toilette kund gab. Pauline zeigte sich vernünftig, züchtig und zurückhaltend; Fräulein von Lucienne dagegen bald lebhaft, bald eigensinnig, närrisch und enthusiastisch; die eine hatte gesunden Menschenverstand und einen kindlichen Sinn, die andere Phantasie und Geist. Die Herzogin sprach von Allem und über Alles, wie eine Leichtgläubige, die nichts in Zweifel zieht und Alles für möglich hält; die Marquise ließ sich dagegen nur über das vernehmen, was sie wirklich wußte und leider war ihr Wissen eben nicht groß. — Pauline rühmte, indem sie leise seufzte, die Ruhe und die Annehmlichkeiten der Häuslichkeit, Fräulein von Lucienne lobte lachend die Freuden und die geräuschvollen Zerstreuungen der Welt. — Die Herzogin hatte es darauf abgesehen, die Geduld des Marquis zu erschöpfen; sie wollte den Treulosen fühlen lassen, was er durch seine Heirath gewonnen, und was er durch sie verloren.

Um ihrer glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber in dem günstigsten Lichte zu erscheinen, ging die Herzogin mit einer Feinheit und Schlauheit zu Werke, die ihr den glänzendsten Erfolg sichern mußte. Sie lenkte das Gespräch auf Italien; Pauline wünschte den Karneval in Venedig und die Pölichinells zu sehen; die Herzogin dagegen hielt allen italienischen Kunstwerken eine Lobrede. Bald sprach sie über Literatur; Pauline erklärte sich für Baours ossianische Gesänge und für die moralischen Romane der Frau v. Genlis, die Herzogin schwärmte mit ungeheucheltem Enthusiasmus für die poetische Prosa des Herrn von Chateaubriand, wie für die Meisterwerke der Klassiker. Endlich ging sie auch zur Musik über. Pauline zögerte nicht, ihren Geschmack über die Oper laut werden zu lassen: Die Oper, sagt sie, nun ja, ich fange an, mich an sie zu gewöhnen; im vorigen Jahre kostete es mir viel Ueberwindung, sie zu beherrschen; jetzt bleibe ich in meiner Loge, ich schlafe zwar zuweilen, aber ich bleibe zum wenigsten doch. — O, Sie haben Fortschritte gemacht, ich bin jetzt nicht mehr verwundert, hier einen Flügel zu finden; Sie sind musikalisch, Frau Marquise? — Zu wenig, um mich in der großen Welt hören zu lassen; doch genug, um mich zu zerstreuen. — O, um Ihrer Freundschaft Willen, nur eine kleine Arie, wenn ich Sie bitten darf. — Pauline ging in die Falle und mit einer Gutmüthigkeit sondern gleichen, nahm sie am Clavier Platz, präludirte, die Augen echt schülerhaft auf die Clavis gerichtet, und sang dann ziemlich feierlich, ohne alles Gefühl die bekannte Arie: „In Andalusien in einem schönen Schloß!"

Unaufgefordert nahm nunmehr die Herzogin am Piano Platz, sie entlockte dem Instrument die reizendsten Melodien; aus ihrem Spiel wehte ein Leben, eine Seele, daß Pauline, die nie ähnliche Töne gehört zu haben sich erinnern konnte, von Bewunderung hingerissen, laut applaudirte und wie ein Kind zu weinen anfing. — Was machen Sie, rief die Herzogin! — Ich bewundere Sie, ich applaudire und weine. — Arme Kleine, dachte die Herzogin, es scheint mir, als könnte ich sie nicht hassen.

Der Marquis, er mochte wollen oder nicht, ward ein gezwungener Zeuge dieses ungleichen Wettkampfes, zu dem er die erste Ursache gegeben, und dessen Opfer er allein wurde. Er leerte gelassen den Giftbecher, den Tropfen auf Tropfen die unerbittliche Hand der Herzogin ihm darbrachte und als sie mit leiser Stimme ihm endlich zuhauchte: Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Marquis, Sie haben eine vortreffliche Wahl getroffen! begnügte er sich damit, schweigend die Augen nieder zu schlagen.

(Beschluß folgt.)

Die Grisette.

Die Grisette ist eine Blüthe, die nur auf Pariser Boden gedeiht. An andern Orten Frankreichs findet man wohl Arbeiterinnen, aber beide Wesen sind durch einen tiefen Abgrund getrennt. Diese sind fleiß, schwerfällig; die Andere lacht und scherzt, wie der Vogel auf dem Zweige. Kein Weib in der Welt geht zierlicher als die Grisette. Man sehe sie nur über das kothige Straßenpflaster hingleiten, ohne ihre weißen Strümpfe im Gezringsten zu beschmutzen. Und wohin eilt sie? Es ist ja noch so früh, und Paris schüttelt sich kaum aus seinem Schlummer auf. Immerhin, aber für die Grisette ist es

schon lange Tag. Ihre Toilette ist beendet, und sie wandert nach ihrem Laden.

Nun geht es an die Arbeit. Armes Geschöpf, deren Kleid aus bedrucktem Kattun besteht, und deren geleimige Finger vom Morgen bis zum Abend Tüll, Seide und Sammt zuschneiden! Ist das nicht eine wahre Tantalus-Qual? Sie ist dazu bestimmt, andere Frauen zu schmücken, während ihr doch selbst ein seidenes Kleid nicht übel stehen würde und sie vielleicht nur ein Wort zu sagen brauchte, um dieses und andere Herrlichkeiten zu erhalten. Aber das will sie nicht; wenn ihr nur ihr Julius oder Eduard treu bleibt, so ist sie glücklich; denn die Grisette hat ein Herz, welches dem Eigennutze unzugänglich ist.

Es giebt wohl kein besser angewendetes Leben als das der Grisette. Der Beamte, der Schreiber, der Büreau-Mensch haben den Abend für sich. Wenn es vier Uhr schlägt, so stehen alle Federn still. So glücklich ist die Grisette nicht. Ihre Arbeitszeit beginnt um sieben Uhr Morgens und endet um zehn Uhr Abends. Und von diesen funfzehn Stunden verbleiben ihr kaum einige zur Mahlzeit. Und wie wird sie für solchen ausdauernden Fleiß bezahlt? Ihr Lohn beträgt kaum soviel, daß sie ihre Kanarienvögel davon füttern und ihren Stubengarten unterhalten kann.

Dennoch ist die Grisette glücklich. An einem Tage vergißt sie die Beschwerden der ganzen Woche: O glückseligen, dreimal gesegneten Sonntag!

Am Sonntage, wie nur ein Sonnenstrahl sich sehen läßt, holt sie ihr bestes Kleid, ihre kokketeste Haube, ihre zierlichsten Halbstiefeln hervor und legt sich dann ins Fenster, mit Ungeduld dem Augenblicke entgegenharrend, wo es zehn Uhr von Saint-Jaques-du-Haut-Pas herabschlagen wird. Wenn die ersehnte Stunde gekommen ist, so wird dreimal an die Thür geklopft und Julius stürzt in das Zimmer.

Julius ist Student; auch er muß in der Woche arbeiten, und den Liebenden bleibt für ihre Leidenschaft also nur der Sonntag. Wie wissen sie aber auch diesen Tag zu benutzen! Vor allen Dingen besitzen wir uns aber, aus Paris zu kommen. Wohin soll die Reise gehen? Ei, da ist ja Montmorency mit seinen grauen Eseln und seinen rothen Kirschen, Saint-Germain und sein Wald, Versailles und seine Wasserkünste. Also vorwärts!

Nie ist wohl ein König, die Könige der Tausend und eine Nacht mit eingerechnet, so glücklich gewesen, wie der Student und die Grisette, so lange der Sonntag dauert. Promenaden zu Fuß, zu Pferde, zu Esel, Ringstechen, ein Mahl in einem besondern Kabinette, welche Freuden ließen sich wohl diesen vergleichen! Und dann kömmt der Abend und in seinem Gefolge ein ländlicher Ball. Sie walzen, sie galoppiren, bis der letzte Wagen oder der letzte Eisenbahnzug sie nach Paris zurückführt.

Aber das Glück ist vergänglich. Julius wird Advokat oder Arzt. Er kehrt in seine Provinz zurück und läßt die Grisette einem melodramatischen Schmerz zum Raube. Das arme Wesen seufzt und geht mit Gedanken des Selbstmordes schwanger bis zum nächsten Sonntage, wo sie eine neue Bekanntschaft anknüpft.

Die launische Frau.

Wo kommen die wunderlichen Launen, die veränderliche Gemüthsstimmung, der immerwährende Wechsel der Empfindungen und Neigungen mancher Frau her? Dies wird klar werden aus einem kurzen Abriß des Lebens der verehelichten Pickelhaube, gebornen Wetterhahn. Diese war das einzige Kind wohlhabender Eltern, deren Ehe erst im 14. Jahre ihrer Dauer mit einem Kinde gesegnet wurde. Das Ehepaar, obwohl mit Geld, aber nicht mit Verstandeskräften begabt, wurde durch diese Ueberraschung so beglückt, daß es sich kaum in sein Glück zu finden vermochte. Kein Wunder also, daß das spätsommerliche Geschenk des Himmels wie eine Zauberperle betrachtet wurde, die man gleichsam in Gold fassen und im Schmuckkästchen verwahren müsse. Man kann sich denken, daß das kleine Wesen in jeder Beziehung überschätzt ward, kaum konnte es lachen, so hielt man dies für ein Zeichen frühzeitigen Verstandes, kaum konnte es „Ba" sagen, so glaubte man einen bedeutungsvollen Ausdruck zu vernehmen, und alles mit den kleinen Händchen nach Allem griff und damit ins Mäulchen fuhr, wie es alle kleine Kinder machen, so wollten Vater und Mutter vor jubelndem Entzücken fast außer sich gerathen. Warf es einen Pappstöpsel auf die Erde, so holte man die Nachbarschaft zusammen und demonstrirte der versammelten Menge unter heftigen Lachtrillern und applaudirendem Jauchzen das komische Stückchen des possenreißerischen Wunderkindes. Ganz folgerecht ist es, daß unter solchen Umständen alles, was das liebe Kind that, für schön, köblich, ja geistreich gehalten wurde. Schrie es und stampfte es mit den Beinen, so erschien es in dieser Gestalt nur liebenswürdig. Als es heranwuchs, so wurde ihr Trotz, Eigensinn und Launenhaftigkeit als Mutterwitz und Klugheit angerechnet. Wir brauchen nicht erst die ferneren Epochen in der Jugend und dem Jung-

frauenalter der lieben Tochter zu verfolgen. Die Eltern wollten ihr Alles, selbst Komödien spielen lehren lassen, aber sie lernte nichts ordentlich und bei der verderblichen, hätschelnden Nachsicht der schwachköpfigen Eltern verwandelten sich ihre kindischen Ungezogenheiten in wohlberechnete Chikanen, womit sie ihre Eltern und Alle, mit denn sie umging, peinigte. Nachdem sie eine Menge Freier durch ihr wetterwendisches Wesen zurückgeschreckt hatte, heirathete sie Herrn Pickelhaube, einen sehr geduldigen, nachsichtigen und schläfrigen Mann, der nun das Unglück hat, einen Spielball ihrer unbeschreiblichen Launen abzugeben. Sie mault oft Wochentang, ist immer düster und mürrisch. Kommt sie einmal in gute Laune, so ist sie übertrieben ausgelassen; kaum aber erfreut sich ihr Männchen über dieses freundliche Wetter, so erfolgen auch schon wieder starke Gewitterschauer und Hagel.

Fiat applicatio! In dieser Erzählung können viele Eltern ihre eigene Erziehungsmethode kennen lernen. Wenn die Verhätschelung und Verwöhnung der Kinder so fort geht, wie jetzt, so wird es in Zukunft noch weit mehr Hagestolze geben, als jetzt. Man scheint es ordentlich darauf anzulegen, den Kindern eine verkehrte Erziehung zu geben, man dressirt sie so frühzeitig als möglich, daß sie die Erwachsenen in Reden und Gebehrden nachäffen, man strengt sein Bischen Verstand an, um nur Vergnügen für die lieben Kleinen zu ersinnen, man möchte sie gern unter Masken die liebenswürdigen Thorheiten der Erwachsenen nachahmen sehen, und wenn endlich die überreifen Pflanzen die Schule verlassen, dann wird nichts sehnlicher gewünscht als ein Ball, um die lieben Kinderchen Theil nehmen zu lassen an dieser Lust.

Aendert man diesen Erziehungsplan, den leider viele Eltern jetzt befolgen, nicht, so wird in Zukunft die Welt voll sein von — alten Jungfern.

Zwei Lieder.

Louise Gräfin zu Stollberg-Stollberg hat in Stollberg am Harz Königs-Lieder bei Gelegenheit der Thron-Besteigung Friedrich Wilhelm IV. herausgegeben, von denen wir nach der Staatsbürgerzeitung folgende Beiden mittheilen. Das erste ist „Constitution" betitelt und führt als Motto die La Fontain'sche Stelle: „mais qu'en sort-il souvent? Du vent."

Sie sind Dir also nah, o Herr! zu nah getreten,
Sie haben Dich um die Constitution gebeten!

Nun! Darum hätten sie Dich nicht gebraucht zu mahnen;
Sie stammen ja, wie wir, vom Volke der Germanen.

Und die Constitution kann wahrlich noch von allen
Constitutionen mit am Besten wohlgefallen.

Wir tragen hoch den Kopf auf breitem Schulterpaare
Wir richten kühn den Blick zur Sonne wie die Aare.

Wir tragen Schwerdt und Schild in unsern mark'gen Händen,
Wie Wolf und Bilk zugleich, zum Tödten und zum Wenden.

Mit der Constitution tritt alles Gut' ins Leben,
Sie ward für Dich und uns, Dir Herr! ja auch gegeben!

Und nun die Kammern gar, wer braucht da wohl zu jammern!
Im Herzen haben wir zwei wohlbestellte Kammern!

Darin hast Du den Sitz, o Herr! und viele Stimmen,
Und nie wird hier vertagt, denn Du bist immer drinnen.

2) Der Schwur.

Die Nacht ist hin! Der Morgen
Im glänzenden Gewand,
Erscheint als Hoherpriester,
Von Gott herabgesandt.

Er soll das Ja vernehmen,
Das wie aus erznem Schlund,
O Herr, Dir tönt entgegen
Aus Deines Volkes Mund.

Er soll die Ehe segnen,
Die Dich mit ihm vereint,
Er soll die Thränen zählen,
Die Dir die Liebe weint.

Er läßt die Glocken läuten
Der bräutlich hohen Lust,
Er zählt die Glockenschläge
Des Herzens in der Brust.

Es läuten zwölf Millionen,
Mein König, diesen Ton,
Und doppelt so viel Augen
Bewachen Deinen Thron.

Es treten Deine Krieger
Wie Glockenthürm' hervor,
Ihr Schwerdt, für Dich gezogen,
Ragt als ein Kreuz empor.

Allgemeines Tagebuch.

I. Ueber Welt, Leben, Literatur, Kunst u. Industrie, Curiosa, Miscellen und Anekdoten.

Die neueste Mode in Paris. In Paris ist bekanntlich Alles der Mode unterworfen, nicht blos die Anzüge, auch die Geschmacksrichtung, Grundsätze, Gefühle. So will man

denn auch behaupten, daß gegenwärtig dort — die Liebe, die ächte Liebe von ehemals wieder in die Mode komme, die ausschließliche, beschauliche, bisweilen sehr thörichte, aber großartige Liebe. Mit einem Worte, man gibt dieses Jahr in der Liebe dem Troubadours-Genre den Vorzug. Das verschmähte Genre der Byron'schen Schule hat sich überlebt. Es war sehr bequem, Enttäuschung zu heucheln, sich für einen Mann auszugeben, der keine Illusionen mehr kennet, der nicht mehr lieben will, keiner schwärmerischen Hingebung mehr fähig ist; man legte sich bequem auf das Sopha und nahm eine langweilige, blasirte Miene an. Diese trägen Don Juans, diese sentimentalen Lazzaronis haben aber endlich doch die unangenehme Seite ihrer Lage entdeckt und gefunden, daß die jungen Mädchen um ihre Liebe gebeten sein wollen und die blasirt sich stellenden Herren keineswegs bitten, sie möchten sie doch um Gottes Willen lieben. Sobald sie diese Entdeckung gemacht, haben sie sich dem Troubadours-Genre wieder zugewendet, bei dem sich ihre Väter so wohl befanden. Die schöne Zeit der langen sentimentalen Liebesbriefe und Sträußchen ist zurückgekehrt; man macht einen weiten Gang, um die Dame ihres Herzens nur zu sehen, und kehrt dann nach Hause zurück, um an sie zu denken.

Schicksal der emancipirten Frauen. Bekanntlich hat sich in Paris eine Akademie emancipirter Frauen gebildet und auch zwei Sitzungen gehalten; die Dritte aber war das Zeichen ihrer Auflösung, weil nur zwei Frauen erscheinen konnten. Von den Fehlenden waren angeblich vier in den Wochen, zwei im Gefangniß und sechs wegen unsittlichen Lebenswandels in den Sarg gekommen; fünf hatte der Schneider sitzen lassen, drei waren mit Schauspielern durchgegangen und die Präsidentin von ihrem Gemahl in den Keller gesperrt worden.

Treffende Abfertigungen. Man erzählt von Jean Paul, daß er, einst in Dresden von mehrern Lassen um ein Andenken gebeten, seinem Pudel einige Locken abgeschnitten und an selbige vertheilt habe.

Ein ander Mal war er in Theegesellschaft von Damen, die ihn dringend um einen Witz angingen. „Sogleich, meine Verehrten," sagte der Dichter, „halten Sie gefälligst Alle den Theelöffel auf den Mund." Es geschah. „Wie sehen Sie wohl jetzt aus?"

„Ei, wie nun?" rief eine, sich im Spiegel beäugelnd.

„Wie eine Gruppe von Löffelgänsen," war die Erklärung.

— Den König Ludwig XI. von Frankreich hat ein Hofmann, daß er ihm etwas vom Kleide wegzunehmen erlauben möge. Der König, über die Veranlassung dazu neugierig, erlaubt solches und es war ein kleines Würmchen auf seinem Wamse, welches Jener leise hinwegthat. Dafür schenkte der Fürst ihm einen schönen Pelz. Bald darauf war wieder Hoftag, und plötzlich fiel ein gewandter Kämmerling vor dem König auf die Knie, ihn mit Geberden um die Gnade bittend, seine gewesligten Gewänder berühren zu dürfen. Auch dieses Mal gewährte Ludwig, fragte aber den Höfling, was er an ihm bemerke? Kageebuckelnd pustete dieser von des Königs Aermel etwas auf die Erde und lispelte: „Einen Floh, Gnädigster." — „Wie?" rief Ludwig, die List errathend, „Ihr wollet mich zu einem flöhigen Hunde machen? Man werfe den Hoheitsbeleidiger auf einen Monat in den Thurm."

Völker der Türkei. Jetzt wo sich das Band, welches die verschiedenen Völker-Individualitäten an den Sultan fesselte, immer lockerer macht, werden sich wahrscheinlich diese einzelnen Völker nach und nach alle selbstständig hinzustellen suchen, wozu man schon allerwegen Andeutungen und Versuche findet. Der türkische Staat hat unter seinen 15 Millionen Unterthanen nur 700,000 Türken. Die andern bestehen aus ungefähr 1 Million Walachen, 900,000 Serben, 700,000 Bosniaken, 300,000 Herzegowingern, 200,000 Kroaten, 200,000 Montenegrinern, 800,000 Bulgaren, gegen 2 Millionen Albanesern, 400,000 Griechen, 300,000 Zingaren, 100,000 Armeniern, 250,000 Juden, 150,000 Ziguenern und 60,000 Franken. Die ungefähr 15 Millionen dieses Völkergemengsels bewohnen allein die europäische Türkei. Man sieht also, daß diese Völker-Individualitäten durch kein patriotisches, moralisches Band an den Sultan gefesselt sind, sondern, auch durch Natur-Bestimmungen in sich nicht Blut- und stammverwandt, nur dem Triebe, selbstständig dazustehen, folgen können. Sie werden auseinanderfahren wie eine umgeworfene Schachtel voll Nüsse.

Papier zum Essen. Solch Papier will ein Leder-Fabrikant in Kitzingen erfunden haben. Er bereitet aus alten Schuhen und Stiefeln und Lederabfällen das wohlschmeckendste Papier. Welche schöne Aussicht für Conditoren und Restaurateurs! Sie werden durch diese Erfindung in die Klasse der Buchhändler kommen. Welche Aussicht für unsere Literatur! Wir werden sie auffessen, so apperitlich soll sie werden!

Ein Findling auf der Taunus-Eisenbahn. Man erzählt sich, es sei dieser Tage ein munteres Knäblein in einem Korbe von Frankfurt her gen Wiesbaden mit einem Wagen der Taunus-Eisenbahn gefahren, ohne daß sich ein Eigenthümer zu dem seltenen Fund gemeldet habe. Es wurde das Kind mit Protest zurückgeschickt, kam aber auch richtig wieder zurück nach Kastel und wird nun Eigenthum der Bahn bleiben. Im Ganzen wäre das nicht einmal ein Unglück; man läßt das Kind erziehen und bringt jährlich einige hundert Gulden den Actionären Mehr-Ausgabe in Rechnung. Damit das elternlose Kind zugleich auch ein Kapital-Vermögen habe, bestimmt man für dasselbe einige der Reserve-Actien, und ist es herangewachsen, gibt man dem jungen Manne eine Stelle bei der Eisenbahn, hoch oder nieder, je nach den Fähigkeiten. Das Mißliche bei der Sache besteht in dem Umstand, daß das Manövre öfters wiederholt werden, und mit der Eisenbahn sich nach und nach ein Findelhaus verbinden könnte. Das wäre freilich nicht die schlimmste Ironie des Schicksals, denn ein Findelhaus ist kein unnöthiges Möbel zwischen Wiesbaden und Frankfurt. Die Junggesellen unter den Actionären würden dann unbewußt zu Vätern. —

— Viele Tausend Arme müssen unterstützt werden, um nicht zu verhungern. Man sollte dies aber, wie in Osnabrück, füglich auf die einschränken, welche keinen Branntwein trinken. Sobald man in Osnabrück erfährt, daß ein Almosengenosse sein Geld in die Branntweinhöhlen trägt, fällt jede Unterstützung weg.

— Donna Teresita de Castellanos, eine Schülerin des Madrider Conservatoriums, gibt in Paris mit großem Beifall Concerte, in deren Zwischenakten sie sich sehr geübt als Fechtkünstlerin producirt. Eine Nachtigall also, die — gut schlägt.

— Bekanntlich ertheilt der Papst an gewissen Tagen im Jahre, z. B. am ersten Oster-, Himmelfahrtstage, oder wenn er sonst will, gewöhnlich von den Balkonen der Hauptkirchen oder auch von anderen Höhen herab öffentlich den Segen. Diese Handlung ist für die Katholiken die erhabenste aller religiösen mittelbaren Feierlichkeiten, und ihr beizuwohnen ist für sie, obgleich die Kirche darüber nichts vorschreibt, so wichtig, daß unerfreigbare Hindernisse eintreten müssen, wenn sie sich erlauben sollen, dieselben zu versäumen. Diese Feierlichkeit würde schon zur Andacht stimmen, wäre auch kein Pomp dabei; mit diesem wird sie um so imponirender. Man denke sich den Papst im päbstlichen Gewande, und mit der dreifachen Krone geschmückt, wie er, auf dem Tragsessel, hoch über alle emporragend, neben ihm die Flabellei (die beiden großen aus Pfauenfedern bestehenden, und an hohe vergoldete Stangen befestigten Fächer, welche, so oft der Papst in Pontificalibus und auf dem Tragsessel erscheint, neben ihm hergetragen werden, und an heißen Tagen, wenn er die geistlichen Ceremonien verrichtet, ihm Kühlung zuwehen oder ihn vor den Fliegen schützen), umgeben von seinem ganzen Hofstaate, oder auch auf dem Balkon in so weiter Ferne erscheint, daß einem wirklich ist, als sei er von oben herabgestiegen. Die Täuschung wird vollkommen, wenn man ihn nach Abfingung des üblichen Gebets, sich erheben, unter dem Kanonendonner der nahgelegenen Engelsburg, von wo man durch ein Fernrohr den Augenblick erspähen muß, die Segensformel sprechen und die Handbewegung dazu machen sieht. Die ganze unübersehbare Menge sinkt dann nieder, um im Staube liegend den Segen zu empfangen. Hierauf wird das Breve oder eigentlich die Bulle der Absolution in lateinischer oder italienischer Sprache von den zwei Kardinalbiakonen laut abgelesen und in doppelter Abschrift, mit dem rothen Fischersiegel versehen, unter das Volk geworfen, wo dann der Fall einzutreten pflegt, daß nicht allein das ganze Publikum im Augenblicke, wo die herabgeworfenen Abschriften unter den auf die Gitter und Säulenabsätze der Kirchenfenste gekletterten Bierbarcioni die blutigsten Kämpfe veranlassen, in ein lautes Gelächter ausbricht, sondern daß sogar die unmittelbare Umgebung des Pabstes, auf diesen Moment harrend, sich weit über das Geländer des Balkons hinauslehnt, um dem bevorstehenden Kampfe zuzusehen, und sich recht innig daran zu ergötzen.

— Daß man unter dem gemäßigten Himmel säen und unter dem tropischen ärnten kann, ist keine so allbekannte Sache. Dennoch geschieht dies sehr häufig, indem die großen Handelsschiffe der ostindischen Compagnie, in Nachahmung der holländischen Seefahrer, welche diese Sitte zuerst eingeführt haben, in hölzernen Kisten, die am Hinterdeck plazirt werden, kleine Gärten anlegen. Man säet da Salat, Getreide und Zugemüse, und die Saatkörner entwickeln sich bei der täglich zunehmenden Wärme mit einer Schnelligkeit, welche das vollste Erstaunen rechtfertigt. Die Ernte grenzt dabei an's Wunderbare. Es gibt keine Glashäuser, welche ähnliche Wunderwirkungen hervorbringen können.

— Den Titel der vierzig Berg- oder Naturfänger hat man jetzt also erklärt: „Wer keine starke Natur habe, dem steigen durch ihren Gesang die Haare zu Berge.

Sinnspruch.

Viele wandern nach Amerika —
Was wollen denn die Leute da?
Sich heilen von dem irrigen Glauben:
Als flögen dort gebratne Tauben!

Palindrom.

Wie heißt das Wort, das einen Riesen
Und auch ein Dohnen zeiget an?
Und wenn's Die rückwarts wird gewiesen,
Nennt es Die den berühmten Mann,
Der, wie er auch des Landes Gelder mocht' verwalten,
Doch weder sie, noch sich, noch Land und Herren konnt' erhalten.

II. Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Der Geschmack an den Schärpen scheint unverwüstlich. Man trägt jetzt allerliebste Roben von Organdi mit einer Jupe mit Falten und Spitzengarnirung; dann viele Roben von doppeltem Foulard, geziert mit einer breiten Schleife am Leibchen. Die Oberröcke sind fortwährend beliebt. Man macht sie von Organdi de Laine mit glattem Leibchen, der Vordertheil des Rockes mit Revers geziert.

Die Cannezons sind in Aufnahme. Die Façons à Consisses schicken sich sehr gut für sie; man macht das Leibchen ausstehend mit drei Reihen von Garnituren. Man trägt jetzt weiter viel Schärpen von Sachemir, oder solche, die der Robe ähnlich sind, gestutzert mit zarten Farben und umgeben mit allerliebsten Garnituren des nämlichen Stoffs, in Form von Schleifen, Rollen, Volants ꝛc. Die Coulissen für die langen Aermel sind sehr beliebt. Man macht Leibchen und Aermel im Allgemeinen mit kleinen Coulissen in der Distanz von zwei Finger Breite.

Italienischer Strohhut, grün gestutzert, mit dunkelgrünem Sammetband besetzt, das einfach geschlungen sich zu einem Bouquet von kleinen Blumen und Blättern gestellt. Allerliebst sind die Hüte von rosafarbenem Crepp mit Tüll am Rand besetzt, und mit rothen Akazienzweigen und Sammetblättern ausgeputzt. Der Ausputz ist überhaupt wenig verändert. Blumen oder Federn, die man mit Band, Sammet oder Spitzen verknüpft, sind der hauptsächliche Schmuck. Immer noch beliebt sind die Capots von weißem Crepp, inglechen die von brochirtem Musselin, garnirt mit Blumen und Schleifen, und die Hüte mit Creppfutterung.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 1, (III. Jahrgang III. Quartal)

Krähwinkler Chronik. — Droschken. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. — Stille Gänge durch Magdeburg. —

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig. — Expedition: Peterosstraße No. 31. 58.

No. 2. **1841.**

Gutenberg.

Hausfreund

für gebildete Familien.

Vom „Gutenberg," Hausfreund für gebildete Familien, enthaltend: Novellen, belehrende Erzählungen; Mittheilungen über Welt, Leben, Literatur, Kunst und Industrie; Curiosa, Miscellen und Anekdoten; Modenberichte für Herren und Damen, nebst vierteljährlicher Beigabe eines schön gestochenen und fein colorirten Modenkupfers, beim Hauptwechsel der Moden, zum Sommer, Frühling, Herbst und Winter, und einer 2ten humoristischen Bildbeigabe, erscheint alle Sonnabend 1 Bogen und abonnirt man darauf vierteljährlich mit ½ Thaler, oder 15 Neugroschen.

Zu beziehen durch alle Wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes; in Leipzig in der betreffenden Expedition, Petersstraße No. 31. 1ste Etage.

Ebendaselbst erscheint auch die „Leipzig-Dresdner Eisenbahn," Wochenblatt für Deutschland, ein satyrisch-humoristisches Blatt, das in seiner empirischen Tendenz in Verbindung mit dem „Gutenberg" über Weltanschauung, ideelles und reelles Leben ein wohlgeordnetes literarisches Ganze bietet. Alle Mittwoch erscheint 1 Bogen, vierteljährlich erfolgt eine humoristische Bildbeigabe, Preis für das Vierteljahr ¾ Thlr. oder 10 Neugroschen und auswärts 9 Groschen oder 11¼ Neugroschen.

In beiden Blättern werden Annoncen aufgenommen und die Zeile oder deren Raum mit 6 Pf. berechnet.

N. Büchner, Red. u. Herausgeber. **(Sonnabend, d. 10. Juli.)** **H. Franke,** Commissionair.

Literatur für Unterhaltung u. Belehrung.

Marschall Ney vor Gericht und seine Hinrichtung.

(Fragment.)

... Man hatte verkündet, daß die Sitzungen öffentlich sein sollten; eine große Anzahl Billets war vertheilt; besondere Vorkehrungen waren in dem in ein Tribunal umgewandelten Saale getroffen. Von Tagesanbruch umgaben starke Abtheilungen aller Truppen, welche die Besatzung von Paris bildeten, das Luxembourg. Schon um acht Uhr Morgens füllte das Publikum den engen Raum, der ihm bewilligt war. Die Fremden von Auszeichnung drängten sich zahlreich zu diesem mit blutigen Buchstaben auf die Seiten unserer Geschichte geschriebenen Drama. Man bemerkte unter ihnen den Kronprinzen von Würtemberg, den Fürsten Metternich, den Baron von Golz (einen preußischen Diplomaten), den Grafen von Grisin (einen russischen General) und die meisten Botschafter. Edle Damen vom Hofe und aus dem Faubourg St. Germain und viele Deputirte in Costüm sah man in den vorbehaltenen Tribünen. In der Mitte der über dem Pult des Präsidenten angebrachten Draperie las man eine Inschrift in weißer Schrift:

Weisheit. Duldung. Mäßigung.

Um 11 Uhr wurde unter tiefer Stille die Sitzung eröffnet. Der Kanzler von Frankreich, Herr Dambray, nahm den Präsidentenstuhl ein; neben ihm saßen die Secretaire der Kammer: die Herren de Pastoret, de Choiseul, de Sèze und de Châteaubriand. Nur drei Minister waren zugegen: die Herren de Richelieu, de Vaublanc und Dubouchage. Der General-Procureur Bellart, der Repräsentant des öffentlichen Ministeriums, hatte ein Pult zur Rechten des Präsidenten. Herr Cauchy, der expedirende Secretair der Kammer, welcher die Functionen des Greffiers versah, saß zur Linken; die Staatsboten und Huissiers saßen vorne, auf Tabourets. Die Nationalgarde und die Gensd'armerie versahen den Dienst. Die Kammer schien sehr vollzählig zu sein; nie war die Versammlung glänzender und zugleich auch trauriger gewesen.

Als die Pairs ihre Sitze eingenommen, bedeckte sich Herr Dambray.

— Meine Herren, sagte er mit bewegter Stimme, der Marschall Ney, des Hochverraths und des Attentats gegen die Sicherheit des Staates angeklagt, wird vor Ihnen erscheinen. Ich mache dem Publikum, welches zum ersten Male unsern Sitzungen beiwohnt, bemerklich, daß es sich kein Zeichen der Billigung oder Mißbilligung er-

lauben darf; die Zeugen müssen vernommen, die Antworten des Angeklagten gewissenhaft niedergeschrieben. Ich befehle der bewaffneten Macht, Jeden zu verhaften, der die Achtung, welche er dieser erhabenen Versammlung schuldet, und die Rücksichten aus den Augen setzt, welche ein großes Unglück in Anspruch nimmt. Man führe die Zeugen ein, fügte er mit verändertem Ton hinzu, und bringe dann den Angeklagten vor.

Sechszehn Zeugen erschienen nach einander und nahmen auf der ihnen angewiesenen Bank Platz. Die Advokaten des Marschalls, die Herren Berryer Vater und Dupin der Aeltere, traten ein. Man hörte ein Klirren von Waffen. Der Marschall erschien, von vier königlichen Grenadieren escortirt, welche nichts anderes waren, als Beamte aus dem Hause des Königs. Er war in eine blaue Uniform ohne jede Stickerei gekleidet, aber er trug seine Marschalls-Epauletten. Nur der Stern des Großkreuzes der Ehrenlegion glänzte auf seiner Brust. Am linken Arm trug er einen Trauerflor; es war die Trauer um seinen Schwiegervater, Herrn Auguié, der, als er die Verhaftung seines Schwiegersohnes erfahren, am Schlagfluß gestorben war. *) Sein Schritt war fest, aber sein Gesicht trug das Gepräge einer Melancholie, welche die Gefühle verrieth, die ihn bewegten. Indeß warf er einen sanften und ruhigen Blick auf die Versammlung, welche er grüßte, bevor er seinen Vertheidigern die Hand drückte und sich auf den Sessel setzte, der zwischen die ihrigen gestellt war.

Nun sah man, wie sich auf den Tribünen die Damen (alle waren, trotz der Strenge der vorgerückten Jahreszeit, in Weiß gekleidet,) sich auf die von den Männern besetzten Plätze drängten, um noch einmal das dem Tode geweihte Haupt des berühmten Angeklagten zu sehen.

Als die Aufregung, welche der Eintritt des Marschalls in dem Saale hervorgebracht, sich gelegt hatte, sagte der Präsident: — Greffier, rufen Sie die Herren Pairs namentlich auf und zeichnen Sie die Namen derer auf, die nicht antworten.

Der namentliche Aufruf begann.

Und ich! rief der Herzog von Brissac, Sie haben mich vergessen: Ich bin hier!—

Als diese Formalität beendet war, sah man, daß die Herren de Vaubois, Jules de Polignac, de Brancas, de Broglie, de Balmy und Destutt de Tracy fehlten; sie erschienen erst in der Sitzung des folgenden Tages.

— Angeklagter! fragte der Präsident den Marschall, wie ist Ihr Name, Vorname, Alter, Geburtsort, Wohnort und Stand?

— Michael Ney, geboren zu Saarlouis am 10. Januar 1769, Marschall des Reichs, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Pair von Frankreich, Ritter vom heiligen Ludwig, Großkreuz der Ehrenlegion, Großkreuz des Christus-Ordens, Offizier der eisernen Krone.

— Angeklagter, nahm Herr Dambray wieder das Wort, leihen Sie dem, was jetzt verlesen werden wird, die größte Aufmerksamkeit. Ich empfehle Ihren Beiständen, die strengste Mäßigung in den Debatten zu beobachten, welche jetzt eröffnet werden, und sich durchaus innerhalb der den Gesetzen schuldigen Ehrfurcht zu bewegen. Greffier, beginnen Sie die Verlesung der Aktenstücke mit den königlichen Ordonnanzen, welche verfügen, daß der Pairshof sich unverzüglich mit dem Prozesse des Marschalls Ney beschäftigen soll; dann lesen Sie die Anklage-Akte.

Diese Verlesung füllte die ganze erste Sitzung aus. Die zweite Sitzung, so wie die folgenden, wurde von präjudiciellen Fragen in Anspruch genommen, welche die Advokaten des Marschalls über die mangelnde legale Constituirung des Gerichts, erhoben hatten. Herr Bellart antwortete auf die langen Vorträge der Herren Berryer Vater und Dupin des Aelteren, in dem bitteren und gereizten Ton, der sein Requisitorium bezeichnet hatte. Alle präjudiciellen Fragen wurden von dem Gerichte beseitigt. Zu den Verhören und der Abhörung der Zeugen schritt man indeß erst in der Sitzung vom 4. Dezember.

* * *

In der Zwischenzeit hatten die Advokaten des Marschalls ihm gerathen, die Capitulation von Paris und die Intervention der Unterzeichner derselben anzurufen. Die Marschallin bat den Herzog von Wellington um eine Unterredung. An die Botschafter in Paris wurden Noten erlassen. Es wäre edel von dem Herzoge gewesen, hätte er intervenirt.

Er konnte einen entwaffneten Feind retten, der um so heiliger war, als er noch kürzlich sein Schwerdt mit ihm gekreuzt. Wellington antwortete:

— Ich habe keinen Einfluß in der Regierung des Königs von Frankreich. Es steht nicht in meiner Macht, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen.

*) Eine Art Verhängniß hat diese unglückliche Familie zu allen Zeiten verfolgt. Die Frau des Herrn Auguié, eine Schwester der Madame Campan und, wie sie, Kammerfrau Marie Antoinettens, wurde, als sie die Hinrichtung der Königin vernahm, so lebhaft davon ergriffen, daß sie, von einer Art Schwindel befallen, an's Fenster eilte und sich hinausstürzte; sie starb auf der Stelle.

Die englischen Journale sprachen viel von diesem Schritte. Lord Holland und fast alle Mitglieder der Opposition nahmen Antheil daran, aber sie konnten von der Unbeugsamkeit Wellington's Nichts erlangen. In einer letzten Unterredung mit der Marschallin, welche energisch den Artikel 12 des Traktats geltend machte, hat dieser kalt geantwortet:

— Madame, dieser Artikel geht den König von Frankreich Nichts an; er hatte nur den einzigen Zweck, die Einwohner von Paris gegen die Rache der siegreichen Armee zu schützen. Diese Capitulation ist außerdem nur für die Mächte verbindlich, welche sie ratificirt haben, und Ludwig XVIII. hat diese Ratification nicht gegeben.

— Aber, erwiderte die Marschallin, kommt die Besitzergreifung Ludwigs XVIII. nicht einer Ratification gleich?

— Madame, das geht den König von Frankreich an, antwortete der Herzog; wenden Sie sich an ihn.

Die Marschallinn konnte sich nicht enthalten, dem Herzoge eine schmerzliche Indignation an den Tag legen. Eben so vergeblich hatte sie sich an den Baron Vincent, den Botschafter Oesterreichs, gewandt. Als alle diplomatischen Schritte ohne Erfolg geblieben waren, beschlossen die Vertheidiger, vor dem Pairshofe diesen Grund geltend zu machen. Zu diesem Behuf wurden der Fürst von Eckmühl (Davoust), der General Guilleminot, die Herren Bignon und de Bondy, welche die Capitulation von Paris unterzeichnet, vorgeladen.

* * *

Am 4. Dezember begannen die Debatten von Neuem. Herr Dambray eröffnete die Sitzung mit der Frage an den Marschall, wo er vor dem 6. März gewesen sei.

— Ich erkläre, antwortete Ney, daß ich auf alle Fragen, welche mir in diesem Kreise vorgelegt werden könnten, nur unter dem Vorbehalt der Vortheile antworten werde, welche Artikel 12 der Capitulation von Paris und der Traktat vom 20. November mir sichert.

Bei diesen Worten erhob sich H.r Bellart.

— Die Commissäre des Königs, rief er, erklären, daß sie solche Vertheidigungsmittel in dieser Sache nicht gestatten können. Der Angeklagte kann sich der Hülfsmittel bedienen, welche er für angemessen hält, aber nicht außerhalb der Grenzen des Proesses.

Ein beifälliges Murmeln ließ sich auf den Bänken der Pairie vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die, welche man liebt, und die, welche man heirathet.

(Beschluß.)

Zwei oder drei Tage vergingen unsern drei Freunden in der scheinbar innigsten Vertraulichkeit, doch verging keine Minute, die dem Marquis nicht neue Gewissensbisse, der Marquise nicht Demüthigungen gebracht und in der die Herzogin nicht neue Triumphe gefeiert hätte. — Ein ziemlich seltsamer Auftritt störte endlich dieses Zusammenleben. — Eines Abends trat, ohne sich anmelden zu lassen, Pauline in das Zimmer der Herzogin. Sie blieb einige Augenblicke auf der Thürschwelle stehen, bleich, zitternd, vor Aufregung keines Wortes fähig. Sie blickte lange Zeit die Herzogin an, diese Fremde, die sie in ihrem Hause aufgenommen, die sie sobald geliebt und so sehr bewundert hatte; — dann murmelte sie einzelne unverständliche Worte und warf sich in voller Verzweiflung in einen Armstuhl; sie stützte ihr niedliches Köpfchen auf beide Hände und brach endlich in Thränen aus.

Gott im Himmel, fragte die Herzogin, was bedeuten diese Thränen, was ist vorgefallen, was fehlt Ihnen? — Herzogin, erwiederte die Marquise, indem sie sich erhob, ich komme Ihnen zu sagen, daß ich Sie hasse! — Mich? — Ja, Sie! Haben Sie mir nicht das Recht gegeben, Sie anzuklagen, und Sie zu hassen? Sie sind so schön, so reich, so mächtig; — Sie können zu ihren Füßen die Huldigungen der ganzen Welt in Empfang nehmen, und ich, ich hatte nur meine Liebe, meinen Heinrich, welchen ich so sehr liebe. Da kommen Sie. — Sie wagen . . . Mein Gott, was habe ich denn gemacht? Meine Verzweiflung, mein Unglück, Herzogin. — Sehen Sie hier Ihr Portrait, welches ich bei Heinrich gefunden. Geben Sie mir das Seine zurück, welches Sie besitzen sollen. — Die Herzogin würdigte sie keiner Antwort und Pauline fuhr fort: Sie haben mich grausam verwundet, Herzogin, ich leide mehr als menschlich; dennoch will ich alles vergessen, will Ihnen verzeihen, unter einer Bedingung. Was verlangen Sie? Ich habe eingesehen, weshalb mein Mann Sie liebt, oder Sie geliebt hat; ich darf mich in keiner Hinsicht mit Ihnen vergleichen, in meinem Schmerz, in meiner Eifersucht ist mir indeß ein sehr gewagter Gedanke gekommen. Ich will Ihnen einst ähnlich werden, ja, ich will Sie überstrahlen und hoffe, durch Ihre Hilfe dies Ziel zu erreichen. Ich will von Ihnen ganz allein lernen, durch welchen Geist, durch welche Kunst und durch welche Anstrengungen ich gegen Ihre Andenken ringen und über Sie werde triumphiren können. — Meine Liebe, entgeg-

nete die Herzogin, wenn Ihr Mann gegen seine hübsche Frau ungerecht war, so bin ich keineswegs seine Mitschuldige. — Vor fünf Jahren, es ist fast ein halbes Jahrhundert für mich, sollte mich der Marquis von Chaumont heirathen; auf welcher Seite ist nun das Unglück? ich frage Sie. Aber werfen wir einen Schleier über die Vergangenheit, sprechen wir nicht mehr von ihr. Sie haben mich eines unerhörten Verbrechens beschuldigt, des Verbrechens, mich Ihrer Gastfreundschaft unwerth gemacht zu haben, ich will mich rechtfertigen, indem ich Ihnen diene, wie Sie es wünschen. Antworten Sie mir zuerst: Ich wette, Sie haben nie Ihrem Gemahl etwas zu verweigern gewußt! —

Wie könnte man dem, den man liebt, nicht alles bewilligen! — Und welchen Preis wollen Sie noch auf Ihr Lächeln setzen, wenn Sie lächelnd stets alles gewähren? — Ach, ich bin ja so glücklich, wenn ich ihn nur sehe, daß ich darüber meine Freude nicht verbergen kann. — Meine Theure, wenn Sie von Liebe reden, während ich von Koketterie spreche, werden wir uns nie verständigen können. In Ihrem Alter, mit Ihrer Schönheit ist für eine Frau nichts unerreichbar und ich hoffe, wir werden erlöschen. — Sie glauben? . . . O, ich bin dessen gewiß! Hören Sie mich: Der Marquis war Willens, seinen Gesandtschaftsposten aufzugeben, wir werden ihn dazu bringen, denselben anzunehmen, wir werden ihn zwingen, Paris zu verlassen. Was Sie betrifft, Frau Marquise, so bleiben Sie bei mir, Sie werden mich stets begleiten; — sagen Sie mir jetzt, worüber beklagt sich Ihr Mann? — Ueber meine Unwissenheit! — Sie sollen unterrichtet werden! — Ueber meine Schüchternheit! — Sie sollen dreist werden! — Ueber meine einfachen Manieren. — Sie werden pretentieus werden. Er klagt ferner über meine zu große Höflichkeit. — Ich werde Ihnen ein wenig Unverschämtheit abgeben. — Er versichert mich, daß ich nur an mein Haus denke. Sie werden künftig nur für die Vergnügungen der Welt Sinn haben. — Endlich findet er mich zu gut. — Sie werden böse werden und er wird Sie anbeten. —

Gesagt, gethan. — Der Marquis trat seinen Posten an, und die Marquise blieb bei der Herzogin. Die Trennung von ihrem Gemahl kostete ihr anfänglich ziemlich viel Thränen, nach acht Tagen hatte sie indeß die schönsten und klarsten Augen, weil sie endlich aufhörte, zu weinen. — Nach drei Monaten der Zerstreuung dachte sie zwar noch stets an ihren Mann, aber sie beschäftigte sich nicht mehr mit ihrer Häuslichkeit; nach sechs Monaten hatte sie bewundernswürdige Fortschritte gemacht; endlich nach einem Jahre erschien sie wie umgewandelt; sie war, Dank den Lehren der Herzogin, liebenswürdig, leichtfertig geistreich, kurzum eine reizende Kokette geworden. Sie hatte mit einem Worte, alle die Eigenschaften, die wir an einer Frau achten, verloren, und dafür alle Fehler angenommen, um die wir sie lieben. Bei dem ersten Wiedersehen wurde der Marquis durch diese Metamorphose auf das angenehmste überrascht, und er glaubte in seiner Frau alles wiederzufinden, was er einst an der Herzogin so sehr verehrt hatte. — Allein schon in wenig Tagen erschien die Marquise, die Schülerin der angebeteten Herzogin, als eine Kokette ohne Herz, und ihre Häuslichkeit, das Paradies der Frau, wurde bald das Fegefeuer ihrer Anbeter und die Hölle ihres Gatten. —

Immer unglücklich und niemals zufrieden, sah der Marquis zu spät ein: Daß die, die wir heirathen, nie der, die wir lieben, gleichen darf.

Rendezvous.

Dort wandeln sie hin die erschaffenen Geister im Reiche des Nichtseins. Dieses Reich erstreckt sich von den Grenzen der Wirklichkeit bis in's Unendliche; es ist ein stilles, verödetes Land, das in den Tagen vor der Ewigkeit der Schauplatz furchtbarer Revolutionen, erregt durch freiheits- und gleichheitslüsterne Fanatiker, gewesen sein mußte. Man weiß dort nichts von Leben und Tod, und und doch existiert daselbst eine Anzahl von Wesen auf eine uns unbegreifliche Weise. Da ruft der Genius des Lebens: Steh' Dich ein! und das gerufene Wesen — stellt sich ein, es wird Mensch. Dies Rendezvous ist das angenehmste, welches wir kennen, weil wir ohne selbes gar nichts erkennen würden; es ist das überraschendste, weil uns da die Augen geöffnet werden, um eine ganze Welt von uns unbekannten Dingen zu bewundern, es ist das beglückendste, wenn uns der Genius des Lebens an seine Brust drückt und dadurch in unserm Busen ein zweites Leben, das Leben der Freude erwecket, wenn er uns den Kuß der Liebe auf unsere Lippen drückt, die Liebe zu ihm, d. i. zum Leben, in uns entflammt und uns mit mitder Hand durch seine blüthenreichen Auen leitet. Wenn er uns aber in trüben, stürmischen Tagen sein Steckbrief ein zurückt, wo des Unglücks düstere Wolken den Ort der Zusammenkunft so umnachten, daß wir kaum des Genius Züge erkennen und vergebens unsere Hände ausstrecken, um uns voll Sehnsucht an seine beglückende Brust zu werfen, dann ist das Rendezvous ein beklagenswerthes, und wir wünschen oft, gar nicht ins Leben gerufen worden zu sein.

Eine scharfe Grenze scheidet des Lebens Scherz vom Ernste und eben so den ledigen Stand vom Ehestande. Von Freude erwärmt, von Liebe glühend, von Neugierde brennend und von jugendlichem Feuer flammend, ergreifen wir jungen Männer den Wanderstab, um einen kleinen Ausflug in die Mädchenwelt zu machen und ihre Merkwürdigkeiten zu besehen. Wir bewaffnen unser Auge mit der Schwindelbrille der Liebe und wandeln scherzend den bunten Gestalten entgegen, die sich unsern Blicken aufdringen. Welche Wunder sehen wir da! Wandelnde Blumengärten, nicht hervorgerufen durch den Erfindungsgeist einer Semiramis, der sich ohnehin nur auf die Schöpfung hängender Gärten beschränkte, sondern erzeugt in der mysteriösen Werkstätte der Putzmacherei. Staunend bewundern wir die Kühnheit der Anlegung, lassen aber bald unsere Blicke von diesen geruchlosen Blumen auf das herrliche Postament herabgleiten, das sie trägt und selbst aus den zartesten Blüthen geworben ist. Wie manche Rosa trägt nicht die lieblichsten Rosen auf ihren Wangen, umschimmert von dem blendenden Weiß der Lilien und sanft belächelt von dem himmlischen Vergißmeinnichtblau der Augen. Diese blauen Blümchen aber sind alle sehr zauberhafter Natur, denn ihr Bild, sobald es im Spiegel unserer Gefühle wieder glänzt, schlägt als Bild sogar Würzelchen in unserem Herzen und verzweigt sich oft innig mit unserm Leben. — Dort klingen die wunderbaften Memnonssäulen beim Sonnenaufgange, und des wehmüthigen sentimentalen Klingklangs wird gar kein Ende, weil den Mädchen die Liebessonne immer scheint, da diese in ihrem Gefolge sich befindet und nur dann untergeht, wenn jene selbst vergehen. — Hier bleiben wir forschend stehen vor Obelisken und suchen ihre geheimnißvollen Inschriften zu enträthseln. Mir ist's gelungen, einige Hieroglyphen, die ich an Mädchengestalten las, zu deuten, und ich hoffe, daß Sie, meine freundlichen Leser, meinem Scharfsinne ein Compliment machen, wenn ich Ihnen einige derselben ganz entziffert darstelle. Sehen Sie diese geheimnißvollen tief eingegrabenen Züge in die blassen Wangen jenes Mädchens, mit den großen perlenförmigen Tropfen übersäet, in der linken Hand eine Rose, welche die Rechte enthlättert? Der Sinn dieser Skulpturen ist: Unglückliche Liebe. Sehen Sie jenes bittere Lächeln um den schönen Purpurmund, jene reizenden Wangen, nur momentan von gelber Farbe überflogen, und jenes seelenvolle Auge, das auf dem Atlasgewande jener vorbeigehenden Dame voll heiliger Indignation ruht? In diesen Zügen lese ich deutlich Neid. Bewundern Sie nicht die Anhänglichkeit jenes mystischen Schönpflästerchens zu jenem Mädchengesichte, das einem Matronenkopfe gestohlen zu sein scheint? Bemerken Sie nicht die Rosenspur, die der Carmin bei seiner Morgenpromenade hinterlassen hat? Wird Ihr ganzes Denken nicht angeregt durch den Anblick jener elfenbeinernen prismatischen Gestalten, die sich hinter den welken Lippen zeigen? Ich lese in diesen Zeichen ein winziges Stoßseufzerchen: Erlösung vom Sitzenbleiben! — Wir wandeln weiter in der Mädchenwelt und verweilen staunend bei Wasserfällen, bei denen das Wasser zwar von keiner unglaublichen Höhe herabstürzt, aber desto mehr durch seine seltsamen Eigenschaften unser Auge fesselt. Wer bleibt nicht gern vor einer Schönen stehen, die für den Gelliebten Thränenströme vergießt, und wünscht nicht, sie trösten zu können? Das Wasser stürzt aus einer himmlischen Quelle — aus dem Auge und bricht durch die Rosenfluren der Wangen seine Bahn; in jeder Thräne liegen tausend Gefühle, jede durchschimmert die Gluth der Liebe mit ihrem Purpur, in jeder spiegelt sich im matten Glanz die Hoffnung ab; jede ist heiß und glühend, denn sie fließt aus dem Hochofen des Schmerzes, der mit seinen Gluthen manch hartes Herz schmilzt und den Keim des Lebens versengt. So wandeln wir jungen Männer fort in der Mädchenwelt von einer Merkwürdigkeit zur andern, treffen manche schöne Partien an, halten uns hie und da ein Bischen auf, schlendern dann wieder weiter, bis wir an die Grenze des ledigen Standes kommen, bewacht von einem der anmuthigsten Pförtner, von Hymen. Da blicket wir zurück in die Mädchenwelt, angenehme Reiseerinnerungen steigen in unserm Gemüthe mit dem Wunsche empor, eine Reisegefährtin möge uns durch Hymens liebliche Gefilde gleiten. Da rufen wir durch das Sprachrohr der Sehnsucht einem Mädchen drei Wörtchen zu: Steh' Dich ein! und das Mädchen stellte sich ein, Hymen lächelt, rasch öffnet sich das rosige Thor, und in einem Nu ist die Grenze überschritten zu einem oft jahrelangen Rendezvous. Bei diesem Stelldichein kommen wir nicht zusammen in der Abenddämmerung oder Nacht, sondern beim lichten Tage, wo die Sonne der Liebe am heitersten lacht. O glückliches Rendezvous, wenn diese niemals verlischt! Hier giebt es mancherlei Ueberraschungen, Täuschungen, Verkennungen, Irrungen in der Person, denn viele erscheinen in Maske, tragen Engelsiärvchen, Huldgöttinnengesichtchen, kommen uns im Domino der Häuslichkeit, Anspruchslosigkeit, Treue, Sanftmuth, Gefälligkeit, Liebenswürdigkeit, Bildung, Herzensgüte u. s. w. entgegen. Nur durch die Flitterwochen hindurch bleiben sie so vermummt; nach Verlauf der Flitterwochen glauben sie auch ihren Flitterstaat (dafür halten sie unlängst erwähnte Tugenden) ausziehen und in ihrer wahren Gestalt erscheinen,

nen zu müssen. Ihr Götter! was erfolgt dann für eine schreckliche Erkennungsscene! Kann die Ehemänner nur die kleinste Rüge deshalb treffen, wenn sie aus Liebeskräften auf die Liebeslampe zurennen und Lunge, Backen und Finger in Thätigkeit setzen, um sie so bald wie möglich auszulöschen. O gräßliche Enttäuschung, statt eines Engelsgesichtchens einen Hausbrachenkopf, statt eines Huldgöttinnenlärvchens ein Antlitz zu erblicken, das ein Ideal der Alltäglichkeit, Niedrigkeit ist, statt der personifizirten Häuslichkeit ein Wesen zu gewahren, das Putzmacherinnen mehr liebt, als den Gemahl, und Modebilder wie Heiligenbilder verehrt. Entsetzlich, wenn man in einer sanftmüthigen Frau plötzlich eine kriegerische Amazone erblickt, die als Eroberin auftritt, gegen ihren Gatten furchtbar den Pantoffel als Waffe schwingt und auch nach auswärtigen Eroberungen lüstern ist! Mörderischer Anblick, wenn eine früher für gebildet gehaltene Frau plötzlich Gänsefüßel schwingt und dem Meere der Dummheit zuflattert, um sich in ihrem Element zu bewegen! Unmenschlicher Schabernak, wenn das früher so gefällige Wesen sich zum ungefälligsten gegen uns umwandelt und trotz unserer Bitten und Einwendungen sein schönes, anmuthiges Mädchengesichtchen bei der alten Trödeljüdin — Zeit — gegen ein altes, eingeschrumpftes, lebernes, faltenreiches Zwetschkengesicht vertauscht! Daher nehmt, meine Freunde, den freundlichen Rath, ruft nicht dem ersten besten Mädchen Euer Stellbicheln zu, sondern prüfet genau, ob sich mit dem Mädchen auch alle jene Eigenschaften einstellen, welche Hauptbedingungen für die Annehmlichkeit dieses Stellbicheins sind. Uebrigens hat dieses Rendezvous, abgesehen von allen übrigen mißlichen Verhältnissen und gräßlichen Enttäuschungen, auch noch den Uebelstand, daß sich nach und nach auch andere kleine Wesen einstellen, was natürlich bei einem Rendezvous sehr störend ist.

Nichts kontrastirt auffallender, als das Reich des Lebens und das des Todes. Jenem steht der Genius des Lebens vor, eine milde Gottheit, aus deren Segensurne eine den Sterblichen unerklärbare Macht fließt, welche die rohe, träge Materie durchströmt, zur Thätigkeit, zur eigenen selbstständigen Entwickelung und Vervollkommnung anregt, so daß wir Menschen, selbst durch ihrer Kraft belebt, in und um uns eine Welt von Schönheiten erblicken, deren einzelne Bestandtheile auf einer niedern oder höhern Stufe der Ausbildung stehen. Der Beherrscher des Todtenreiches hingegen ist ein düsterer, mürrischer Geselle, blind und taub, weshalb er auch in seinem Lande weder des Lichtes ausgequickende Farben, noch des Tones sanft hinwogende Melodie duldet. Der Genius des Lebens ist sein Vasall, er wurde von ihm mit dem Reiche des Lebens belehnt und muß Alles, was auf seinen Frühlingsgefilden keimt, auf dessen Wink in's Reich des Todes liefern. Der Tod ist der arrogantesste Usurpator, der es wagt, alle Könige vom Throne zu stürzen, nur vor den Unsterblichen hat er Respect und wandelt demüthig, ohne sie anzutasten, an ihnen vorüber. Daraus erklärt sich die Wuth der alten und neuen Zeit, sich durch Thaten aller Art unsterblich zu machen, um den knöchernen Spindelbein in ehrerbietiger Ferne zu halten. Er ist auch der zudringlichste Fant von der Welt, der bald diesem, bald jenem ein Rendezvous gibt und im dunkeln Todesthale Arm in Arm mit ihm herumschlendert. Wer im Leben Thränen des Schmerzes weint, dem ruft er sein Stellbichein zu, wartet aber nicht erst, ob der Gerufene erscheint, sondern geht im bereitwillig entgegen und trocknet sein feuchtes Auge für alle zukünftige Zeiten. Wer über des Lebens glühende Hitze klagt und vergebens einen schattigen kühlenden Ruheplatz sucht, dem gibt er ein Rendezvous in der erfrischendsten Grotte von der Welt — im Grabe und kost ihn daselbst in den sanftesten Schlummer ein. Wenn ein Mädchen noch so sehr Männerfeindin ist und unter uns alle Körbe vertheilt, der alte sensendewaffnete Liebesritter bezwingt sie doch, gibt ihr das zärtlichste Rendezvous und drückt ihr den glühendsten Schmatz auf den Purpurmund. Wer über des Lebens schlechte Aussichten klagt, dem flüstert er einladend zu: He Freundchen, zu mir! bei mir gibt's herrliche Aussichten, Aussichten in die Ewigkeit! Wer an Lebensschmerzen leidet, dem winkt er als Arzt, reißt ihm das Leben wie einen hohlen Zahn aus und befreit ihn vom Schmerz für eine Ewigkeit. O der Tod ist kein so übler Mann!

Allgemeines Tagebuch.

I. Ueber Welt, Leben, Literatur, Kunst u. Industrie, Curiosa, Miscellen und Anekdoten.

Napoleons erste Bekanntschaft mit Marie Louise. Es gibt Frauen, welche durch unsere Welt schreiten, so, als gehörten sie nicht zu derselben. Ihr Schicksal, ihre Freuden, ihre Thränen, das was sie am geheimsten in ihrem Herzen verbergen, was sie in ihrer irdischen Verbannung am menschlichsten-edelsten empfinden, nichts von dem allen scheint wirklich ihr Eigenthum zu sein. Die Epoche der Restauration war vielleicht in Hinsicht von Märtyrinnen dieser Art die reichste, welche die Geschichte aufzuweisen hat, und es ist hier die Rede von Marie Louise, eines der Vorzüglichsten dieser Opfer.

Erinnert von dem außerordentlichen Widerstande, den der Erzherzog Maximilian, auf Befehl des österreichischen Kaisers

im Jahre 1809 zu Wien dem französischen Heere entgegengestellte, hatte Napoleon zwei Batterien aufführen lassen, um diesen Platz einzunehmen. Die Kanonenkugeln und Bomben regneten in die Stadt hinein. Bald erscheint ein Parlamentair, er berichtet: Die Erzherzogin Marie Louise, an den Blattern erkrankt, habe ihrem Vater nicht folgen können und sei daher in der kaiserlichen Burg dem Feuer der Artillerie preisgegeben. Bei dieser Kunde ließ Napoleon aus Rücksicht für die erkrankte Kranke rasch die Stellung der Mörser verändern, so daß die Bomben, statt auf das erwähnte Gebäude, weiter hinein in die Stadt fielen und dort verheerend wirkten. Dies war die erste Bekanntschaft, welche die künftige Ehegattin mit einander machte, und wahrlich, sie bot reichen Stoff zu Abhandlungen dar.

Marie Louise zählte damals achtzehn Jahr, sie war von mittlerer Größe, ihr Teint war ungemein frisch. Man bedachte damals nicht, daß die Gutmüthigkeit ihrer österreichischen Lippen mit den Jahren sich in Gleichgültigkeit verwandeln würde, daß ihre sanften blauen Augen späterhin matt und fahl erscheinen würden. Durch einen seltsamen Zufall hatten ihre Hand und ihr Fuß dem Canova bereits zum Modell einer Friedens-Göttin gedient. Kurz Alles bereitete sie in Anfange ihres Lebens zu der Zukunft vor, welche sie nicht voraus sehen konnte, die sie aber völlig gerüstet fand.

Der fünfte Artikel des Tractats von Fontainebleau stellte Marie Louisens Schicksal auf folgende Weise fest: „Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastella sollen Ihrer Majestät der Kaiserin mit allen ihren Souveränitätsrechten als Eigenthum angehören und auf den Prinzen ihren Sohn und dessen Nachkommen in direkter Linie übergehen. Der junge Prinz wird von jetzt an den Titel: Prinz von Parma, Piacenza und Guastella annehmen.

Marie Louise protestirte öffentlich zu Blois gegen diesen Artikel. Am Tage nach dieser ihrer Protestation wollten die Brüder Napoleons, daß die Kaiserin Blois verlassen und sich hinter die Loire zurückziehen sollte. Marie Louise ließ Herrn von Beausset zu sich rufen, den Palast-Präfect und ersten Franzosen, welchem sie ihr Vertrauen schenkte. Sie hatte ihn auf ihrer Reise zu Braunau kennen gelernt.

„Herr von Beausset," sprach sie mit unerwarteter Energie, „Sie sind mein ältester Freund, ich zähle auf Ihre Ergebenheit. Meine beiden Schwäger und der Erzkanzler befinden sich in jenem Salon; sie wollen, ich soll Blois auf der Stelle verlassen, und da ich mich weigere, spricht man davon, mich und den Prinzen, meinen Sohn, mit Gewalt in einem Wagen fort zu führen."

„Und was ist der Wille Ew. Kaiserl. Majestät?" fragte Herr von Beausset mit bewegter Stimme.

„Ich will in Blois bleiben und den Befehl des Kaisers erwarten."

Ach! sie empfing allerdings den Befehl eines Kaisers, aber es war der Befehl des Kaisers von Rußland.

Pariser Gaunerei. Vor einigen Jahren mußten die Pariser Gerichte mit aller Strenge gegen eine nicht geringe Zahl von Uebelthätern einschreiten, die unter dem Namen Einschleicherer bekannt waren. Individuen ähnlichen Gelichters beginnen sich jetzt wieder zu zeigen. In einer der jüngst vergangenen Nächte, traf ein mit zwei Pferden bespannter Wagen, dem Anschein nach ohne Führer, an der Barriere du Maine ein, wo er von Zollaufsehern angehalten wurde, die den Fuhrmann fest schlafend in seinem Wagen liegen fanden. Nicht ohne große Mühe gelang es ihnen, diesen Mann aus der tiefen Lethargie zu wecken, in welche er versunken zu sein schien. Endlich schlug er die Augen auf, fragte, wo er sei, und erstaunte höchlich, als er erfuhr, er befinde sich an einer Barriere von Paris. Hierauf durchsuchte er seine Taschen, bestürzte ängstlich seine Lenden und überließ sich der heftigsten Verzweiflung. Nach seiner Erzählung hatte er an demselben Morgen Paris verlassen, um sich mit seinem Fuhrwerke nach Etampes zu begeben; in einem ledernen Gurte trug er gegen 1300 Franks, den Erlös aus verkauften Waaren bei sich. Unterwegs traf er zwei Männer an, die denselben Weg zu Fuß gingen, und die er, da sein Fuhrwerk leer war, auf ihre Bitte zu sich in den Wagen nahm. Zum Dank für diese Gefälligkeit ließen ihm seine Reisegefährten in mehreren, an der Landstraße gelegenen Wirthshäusern, einige Flaschen Wein vorsetzen, die in Gesellschaft geleert wurden. Bald nach der Abfahrt von der letzten Einkehr, überfiel ihn eine so unwiderstehliche Schläfrigkeit, daß er sich auf das in Massen befindliche Stroh ausstreckte, und alsbald einschlief. Was von diesem Augenblick seine Gefährten mit ihm anfingen, weiß er nicht. Der Erfolg aber bewies zur Genüge, daß er es mit Gaunern zu thun hatte, die, nachdem sie ihn ausgeplündert, seine Pferde in der Richtung gegen Paris allein laufen ließen, und diese, des Weges gewohnt, fanden sich auch richtig ohne Leitung dahin zurück.

— Unter den Diplomaten in ganz Deutschland, sagt die Dorfzeitung, ist große Bewegung. Die Meisten gehen in die Bäder, um sich den Schweiß, den ihnen der bewaffnete Friede auspreßte, abzuspülen. In Paris hat die vereitelte Kriegsaussicht unter Andern die merkwürdige Folge, daß man die dazu gekauften Pferde, aus Mangel an Verwendung und wegen hoher Fleischpreise, zu Beefsteaks, Cotelett's und allerhand Freuden der Tafel benutzt.

— Ein satyrischer Professor wurde von einer Dame gefragt: welches der Unterschied sei zwischen einem außerordentlichen und ordentlichen Professor? Der besteht darin — erwiederte er — daß ein außerordentlicher Professor oft nichts Ordentliches und ein ordentlicher bisweilen nichts Außerordentliches weiß.

— Hoffmann von Falersleben hat der Dummheit ein Lied gesungen:

Dummheit macht sich stets am breitsten
Hier in dieser engen Welt,
Sie erscheint auch auch am gescheidtesten
Immer noch der dummen Welt.
Aber was mir thut am leidsten
Auf der ganzen lieben Welt:
Dummheit, Dummheit kommt am weitesten
Endlich doch noch in der Welt.

Heizungs-Verein. Noch ein Verein, ein grandioser! man könnte ihn einen erhabenen nennen, wenn er nicht eine Meile tief in die Erde dringen wollte. In Paris nämlich hat sich Herr Mülot, der Sohn dessen, der den artesischen Brunnen in Grenelle gebohrt hat, mit vielen speculativen Köpfen vere-

nigt, um über 28,000 Fuß, d. h. über eine Meile tief in die Erde zu bohren und von da die gehoffte Glühhitze durch feuerfeste Röhren in die Werkstätten und Oefen der Wohnzimmer zu leiten. Also analog der Gas-Compagnie eine Heizungs-Compagnie. Herr Müsot gedenkt die Sache mit Hülfe von Dampfmaschinen in 5 Jahren zu einem glücklichen Ende zu bringen. Warum sollt es nicht möglich sein, die Erde, die zuweilen ihren Ueberfluß an innerem Feuer gewaltsam und vernichtend durch einzelne Krater treibt, zu vermögen, auf eine kunstgerechte, nutzreiche Weise ihren Wärmestoff herzugeben. Die Holznoth hat dann ein Ende, die Romantik der feuerspeienden Berge und Erdbeben verschwindet und der Winter verliert seine Macht.

— Ein Berliner Student litt grimmigen Hunger, und sein ganzes Vermögen belief sich auf einen Silbergroschen. „Unter allen Fatalitäten ist doch die größte, einen Silbergroschen in der Tasche und für zehn Silbergroschen Hunger im Magen zu haben," brummte er vor sich hin, und überlegte sodann, was für einen Silbergroschen Alles zu haben sei, und da gab es so viel, daß ihm die Wahl sehr schwer wurde. Endlich beschloß er, für sechs Pfennige Brot und für sechs Pfennige einen Häring zu kaufen. — Den Häring, in Papier gewickelt, bod vorn und hinten herausguckend, nahm er unter den Arm und lief schräg über in einen Bäckerladen. „Für sechs Pfennige Brot!" rief er sehr eilig und sah erst jetzt, daß ein sehr hübsches Mamsellchen am Fenster saß, die ihn erst groß ansah, dann ob des grimmig bärtigen Gastes, des schäbigen Sammetrocks, sein feine saftigen Thränen winenden Härings und des geforderten Sechserbrotes kicherte und ob seiner Verlegenheit in ein helles Lachen ausbrach. Da warf ihr zähnings der stolze Musensohn das Sechserbrot an den Kopf, den Häring hinterdrein, schlug die Thür zu, daß die Grundfesten des Hauses erbebten und — ging hungrig nach Haus.

Klingelspiele.

Welcher Knecht hat noch nie mit einer Magd gesprochen? Der Stiefelknecht.

Mit welchem Paß kann man die weitesten Reisen machen, ohne daß die Polizei nach ihm fragt? Mit dem Kompaß.

Welcher Muth ist nur bei den Juden zu finden? Der Talmud.

Welche Unken verfolgt die Polizei? Die Hallunken.

Welche Gatten können nicht verwittwen? Die Fregatten.

Von welchen Metzen kann man sagen, daß sie ihr Brot ehrlich verdienen? Von den Steinmetzen.

Welcher Aal ist der Trinkens und nicht des Essens wegen da? Der Pokal.

Nach welchen Enten hungern die Doktoren? Nach Patienten.

Welcher Than führt das ausgebreitetste Regiment? Satan.

Welche Fallsucht ist eine allgemeine Weiberkrankheit? — Die Gefallsucht.

Welche Giltigkeit muß einem Liebesschwur fehlen, wenn er echt sein soll? — Gleichgiltigkeit.

Von welchem Land wissen die Leute in allen Welttheilen zu erzählen? — Vom Heiland.

Charade.

Mein erste und zweites trägt, doch ohne schwere Bürde,
So mancher Geistlicher als Zeichen seiner Würde,
Dem dritte und vierten sind so Christ als Jude hold.
Es ist der große Zweck; es treibt des Staates Räder;
Es ist bald Kupfer jetzt, bald Silber oder Gold;
Auch, thut es Noth, Papier und Leder.
Mein Ganzes aber lockt in grünender Gestalt
Den Apothekter oft in Gärten, Feld und Wald.

Auflösung von No. 1.: Kecken — Necker.

II. Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die farbigen Musseline und die andern Baumwollengewebe sind fast gänzlich aus der Mode gekommen, so sehr haben sich die Seiden- und Wollenstoffe vervielfältigt, Mannichfaltigkeit und Vervollkommnung erfahren.

Junge Damen tragen selbst im Sommer Coiffüren, reizende Mittelding zwischen Haarputz und Häubchen; die hübschesten sind von Spitzen, Gaze, Bändern. Die Schleier haben diesen Sommer die ganze Gunst gefunden, welche ihr Reiz und ihre Nützlichkeit verdienen. Man trägt sie verschieden; einige Finger breit, daß sie anmuthig eine Kreppcapote umhüllen, eben so trägt man sie an italienischen Strohhuten.

Die Langshawls von schwarzen Spitzen, garniert oder einfach bordiert, sehen sehr reigend aus; sie haben dabei das große Verdienst, nicht schwer zu sein.

Sehr vortheilhaft ist die jetzige Mode der Leibchen à corsinus mit ähnlichen Aermeln. Diese Façon ist zwar nicht recht für corpulente Frouen, wohl aber für solche geeignet, deren Taille sich wenig abzeichnet.

Eine neue Art von Hüten scheint in Aufnahme zu kommen. Sie erhebt sich nämlich hinten leicht ein wenig und verschwort weder Hals noch Schultern, wie sonst die kleinen Hüte. Die Verzierungen sind mannigfach und willkürlich. Man macht jetzt viel Capote von rosa und blauer Seide, innen und außen mit Tüll bedeckt, ein silberweißer Zweig ist auf der Seite plaziert und trennt eine kleine Violette, welche kaum über den Rand des Hutes geht.

Die glatten Leibchen an den Kleidern werden meist vorn herunter mit kleinen schrägen Streifen, welche garnirt sind, besetzt. Die Aermel dazu eng. Auch macht man auf dem Zuschnitt der glatten Leibchen eine gefältelte Spitze, die Aermel dazu halblang und mit zwei gefältelten Spitzen-Volants besetzt; vorn herunter sind Knöpfe gesetzt und um die Taille schlingt sich ein seidnes Band mit langen Enden.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 2, (III. Jahrgang III. Quartal)

Droschken, Beschluß. — Krähwinkler Chronik, Fortsetzung. — Miscellen und Anekdoten. — Stille Gänge durch Magdeburg, Beschluß. —

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig. — Expedition: Peterstraße No. 31/68.

No. 3. (Sonnabend, den 17. Juli.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Der Herausgeber an die Leser!

Mit nicht geringer Freude zeigen wir unsern Lesern an, daß es uns gelungen, diesem durch sehr zahlreiche Abonnenten bereits dauernd gesicherten Blatte einen neuen Aufschwung zu verleihen, indem wir abermals einige der bedeutendsten Schriftsteller als feste Mitarbeiter und Correspondenten gewonnen haben. Wir werden nun von Zeit zu Zeit Berichte erster Quelle aus Paris, London, Petersburg, Berlin und den andren Haupt- oder bedeutendsten Provinzialstädten, und nebenbei eine fortlaufende, durchaus unpartheiische, kritische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse liefern. Einsendungen (— Anonymes wird nie berücksichtigt) — gehen an die Redaction. — Statt eines Modekupfers werden jetzt vierteljährlich 3 beigelegt.

☞ **Trotz dieser, hohe Kosten verursachenden Veränderung bleibt der außerordentlich niedre Preis von 12 gGr.**

Morte terribile.

Eine Menschheitvernichtende Räubergeschichte

von

Langenschwarz *).

Vorwort des Verlegers.

Großes, deutsches Lesepublikum!

Indem ich dieses blutige Produkt meinen übrigen classischen Mord-Artikeln beifüge, übergebe ich zugleich meine gerichtliche Anklage an die hochweise Justiz, da schon die Idee, jenen „Morte terribile“ im Druck herauszugeben, meinem Leben fast ein Ende gemacht hat. Mit jenem schmerzlichen, letzten Aufschnappen nach freier Luft, welches manchem deutschen Verleger so wohl anstand, wenn er bei Mord- und Räuber-Werken mit baaren Thalern zu Tode gesteinigt ward, während er bei ächt wissenschaftlichen Werken blos von Krebsen gezwickt wurde, muß ich von vornherein erklären, daß ich um so schuldloser an jenen Gräueln bin, die dieser Morte terribile in's Leben rufen wird, als ich bereits durch ihn entschlafen bin, — ein Umstand, der sicher nicht bei seinen Lesern eintreten wird. Mir bleibt aber ein schadenfroher Trost. Ich hoffe, daß das Buch so mordmäßig abgehen wird, als ich, woran nicht zu zweifeln ist, wenn es in die Hände blutgieriger Leser fällt. — Meine Hände sind in schrecklicher Unschuld gewaschen, und mit diesem gewaschenen Bewußtsein harre ich ruhig der Dinge, die da kommen werden. Mir wird so eben nicht wohl; leset Ihr, — ich will einnehmen. —

E. F. Fürst.

Erstes Kapitel.

Wirklich schauervoll.

Motto:

Von Herrn E. F. Fürst in Nordhausen erhielte mir zur Post einen Morte terribile.

Eigenhendt:
Achtzehnhundertzweiundvierzig,
Deutsche Verlagshandlung.

Es war in einer Nacht des Jahres 1533 nach christlicher Zeitrechnung. Deutschland schnarchte, wie

*) Unter diesem Titel befindet sich ein bei Fürst in Nordhausen erscheinender Roman unter der Presse, der namentlich aus zwei Ursachen interessant und merkwürdig sein dürfte, — da erstens der berühmte Verfasser der Anatomie des Staats,

heute. — Die Sonne hatte sich eben noch einmal umgedreht, um einen dunklen Traum im Bette fortzusetzen. Furchtbar heulte der Sturm; wie ein Ochse brüllte er durch die zitternden Bäume, und eine Unmasse von Felsstücken flogen wie die Spatzen durcheinander. Das Meer tobte, wie ein durchgefallener Schauspieler, zischte wie ein von der ersten Sängerin hinausgeworfener Parterre-Besucher, und brauste wie ein Allopath über die neuesten Wasserkuren. Im stillen Gebete zogen sich die Schnecken und Fische, gleich erschreckten Abonnenten der Leipziger Allgemeinen Zeitung, in ihre Höhlen zurück, — und die ganze Natur schien sich aufzulösen, wie eine Postanstalt in der Nähe der Eisenbahn. — Da trat im italischen Bippistini-Gebirge der Sbirren-Lieutenant Moppfio an der Spitze von funfzig wüthenden römischen Soldaten, die eben so hungrig als katholisch waren, in die einsam stehende Hütte des Fischers und privilegirten Schwimmlehrers Zappelino.

He da! — holla! aufgestanden! oder ein Leipziger Makulaturballen soll Euch über die Knochen fahren!

Na, na! — rief Zappelino, indem er sich die Augen rieb und aufsprang; — Ihr poltert ja wie ein Brockhausisches oder Cotta'sches Literaturblatt gegen einen fremden ehelichen Verlagsartikel! — Was wollt Ihr? —

Was wir wollen? Mordelement! Hat jemals ein Mensch gezweifelt, was man in Rom will? —

Scherz bei Seite, Herr Lieutenant, — warum stört Ihr mich in ächt-italienischer Ruhe?

Seid Ihr nicht Zappelino, der Schwimmlehrer?

Gehorsamst aufzuwarten.

Nun denn, — Ihr sollt uns lehren, im Blute zu schwimmen. — Wir wollen eine schreckliche Räubergeschichte unternehmen.

Ah so! das ist was andres! — He da! Margareth! Sibylle! Pudelino! — Auf! — Richtet das Bad her!

Die Greufenen, — seine Gattin und Tochter und der Badegehilfe — sprangen aus den Strohbetten, schleppten dreißig Fässer mit Tinte herbei, füllten ein großes Bassin damit an, legten ein paar Hundert deutsche Romane d'runter, zündeten sie an, und schütteten ein Stückfaß vergossenes Blut, das zwei Tage zuvor vom Buchhändler Basse aus Quedlinburg angelangt war, in den See. — Der Hagel schlug, dicker als ein Münchner Hofschädel, wider die Hüttenfenster, — Millionen von Blitzen schlängelten sich, wie zahlungsunfähige Buchhändler auf der Ostermesse, durch die Luft, — betäubende Donner knurrten wie geldlose Literaten hinterdrein, — zweihundert und achtzehn Holzäpfelbäume zogen wie deutsche Europamüde über die Riesenberge, und ließen sich zerreissen am Ufer des Comersee's nieder, — die Hunde heulten wie bekneipte Studenten durch die Dörfer, — und erschüttert sank Zappellino auf die Kniee, und griff nach seiner Schnappsflasche, indeß Margareth, ihrer Sinne kaum mächtig, ein Glas Brechbahn an ihre Brust drückte, und einen faustdicken Stoßseufzer über ihre hochgewölbten Rosenlippen gleiten ließ. — In diesem Augenblicke machten die Einundfunfzig sich fertig zum Schwimmen. Da knarrte abermals die Thüre, und im schrecklichen Nachtdunkel zeigte sich, grell beleuchtet durch eine riesenmäßige Laterne, eine kurze, bald kugelrunde, fettdauchige Mannesgestalt, bei deren Anblick Zappelino einen so entsetzlichen, drei Meilen durch die Umgegend schallenden Schrei ausstieß, daß einige Berge einfielen und das Meer durch den Luftstoß bis nach Chemnitz getrieben ward. —

Jesus, Maria! — schrie Margareth; — da ist er.

Der Lieutenant knickte zusammen wie das junge Deutschland, — bebte, — und griff mechanisch nach seinen ausgezogenen Halbstiefeln. Die fünfzig Römer standen erstarrt, wie durchgefallene Candidaten der Theologie, und rührten sich nicht. Endlich ermannte sich der Lieutenant, und redete die, eisig und ernst dastehende, Gestalt an.

Wer bist Du? und was suchst Du hier?

Dich! versetzte der Fremde, — und seine Blicke rollten fürchterlich, wie eine Oldenburger Postkutsche.

Mich? — versetzte der Lieutenant, — wohl hier bin ich! —

Das ich! — Was macht Ihr hier?

Elender! — das fragst Du? — Ich lasse Dich foltern, bis Du aussiehst, wie ein deutscher Theaterdichter! — —

Oho! oho! — grinste die Laternengestalt; — Du drohst ja, wie ein unbezahlter Theaterrezensent! — Nieder auf die Kniee, oder, bei Gott! ich lef' Euch ohne Gnade das Rheinlied vor!

Hier streckte der Fremde neunzigtausend unsterbliche

---

des todten Parlaments, der Europäischen Lieder, der Psychologie der Rhetorik u. s. w. anscheinend einen — — Räuberroman erscheinen läßt, und zweitens der Leser bei näherer Betrachtung des wahrhaft köstlichen Inhalts nicht wenig staunen wird, daß dieses Buch gerade bei — — — C. F. Fürst im Drucke erscheint. — Damit wollen wir aber freilich nur andeuten, daß Herr Fürst bedeutend in der öffentlichen Meinung durch diesen Verlagsartikel gewinnen wird, denn es gehört in der That ein großer und selbstständiger Charakter dazu, seinen eigenen Verlag humoristisch parodiren zu lassen! Daß das Buch viele Leser finden wird, darf nach der hier abgedruckten Probe vorausgesagt werden. Wir geben blos einen Theil des ersten Capitels nebst der Vorrede zum ersten Bande, worinnen — (wie der Titel besagt) „noch nie gesehene Umdrinngungen sehr deutlich stattfinden."

Der Herausgeber.

Compositionen und hundert Piſtolenläufe mit der linken Hand zur Thür herein.

Gnade! Gnade! heulten die Sbirren; — und der Lieutenant taumelte ſinnlos umher.

Erkennet mich, rief der Fremde, — — ich bin's! Ich, — der Alles umbringende Morte terribile.

Kaum hatte er dies furchtbare Wort geſprochen, ſo ſanken auch ſchon dreiundzwanzig Sbirren, vom Schlage gerührt, maufetod zu Boden. Die andren Siebenundzwanzig fangen aus momentanem Wahnſinn das Rheinlied und ſuchten ſich zu verbergen; — aber ein donnerndes Halt! heftete ſie wie Frankfurter Statiſten, à 2 Groſchen an den Boden.

Feige Schergen, — grunzte der Räuber, indem er ſie mit ſeinem rechten Bein an der Naſe kitzelte, — was zittert Ihr? Seid Ihr Frankfurter Vorparlamentale?

Gnade! wir wollten im Blute ſchwimmen! — ſtöhnten ſie — —

Das ſollt Ihr! — verſetzte der Schreckliche, — trat kalt ein, riß ſein Zürcher baumwollenes Schnupftuch in ſiebenundzwanzig Stücke, band den Soldaten damit die Hände, ſtellte ſie hintereinander, und durchſtach ſie Alle auf Einmal mit ſeinem Federmeſſer.

Und nun zu Dir! — ſprach er zum Lieutenant, der unter einen Fußſchemmel gekrochen war, und aus Todesangſt in Maltens Weltkunde geleſen hatte; — Du Elender ſollſt auf ganz andere Weiſe ſterben! Die ſchrecklichſte Folter ſei Dein Loos; — ich werde Dir was von Leibrock oder Robert Heller vorleſen!

Erbarmen! — ſchrie Margarethe, — — laß ihn leben, ſonſt bleibt ja Keiner mehr für eine Räubergeſchichte übrig!

Nichtsnürdige! brüllte der Räuber, — Du kennſt die Mordliteratur ſchlecht!

Und er ergriff das arme Weib hohnlachend am Schürzenbande, trug ſie ans Fenſter, und ſchleuderte ſie dergeſtalt in die Luft, daß ſie noch vor dem Herunterfallen in Stücke ging, und ihre halbe Naſe fünf Wochen ſpäter hinter Klagenfurth wiedergefunden wurde. — Hierauf trat er zum Lieutenant, der bewußtlos, wie eine gekrönte deutſche Compoſition, auf der Erde lag.

Wie nennſt Du Dich?

Moppſio, Euer Gnaden!“

Willſt Du durch ein Buch von Bartels, Leibrock und Robert Heller ſterben, oder Dienſte bei mir nehmen?

Beides! — rief der Arme, indem ihm der Todesſchweiß maaßweiſe herunterlief.

Der Räuber lachte, und gebot ihm aufzuſtehn. Zappelino, Sibylle und der Knecht Pudelino krochen zu ſeinen Füßen.

Beim Anblick der funfzehnjährigen Sybille ſchien des Mordbrenners Herz zu erweichen.

Du biſt ein hübſches Kind, — ſprach er, eine Priſe nehmend. Ein wahrhaft dramatiſcher Buſen! Oh, Dich hat Raupach gemacht! — Liebſt Du mich?

Oh, ungeheuer! — ſchluchzte ſie. Frage die Birchpfeifer!

Mörderlich! — fügte der Vater hinzu; ſie raſt aus edler Liebe, wie Wilhelm Kunſt.

Das iſt nicht wahr, — rief Pudelino, ſich vergeſſend; — ſie iſt meine Braut; es ſteht im Converſationslexicon der Gegenwart!

So! — verſetzte der Räuber — —

Und er holte eine Flaſche aqua toffana aus der Rocktaſche, füllte einen Federkiel, blies dem armen Knechte unter die Naſe, und weg war er, wie der Schauſpiel-Direktor Köckert aus Cöln.

Du ſollſt mit mir ziehen, ſprach er zu dem Mädchen, denn meine Gräfin hat mich verlaſſen. —

Welche Gräfin? — flüſterte Sybille.

Das wirſt Du im zweiten Capitel erfahren! — herrſchte der Furchtbare ihr zu. — Auf jetzt! ins Gebirge, wo die Geſellen mein harren! Kommen Sie, Herr Lieutenant!

Soll ich auch mit! — fragte der Fiſcher.

In die Hölle! — verſetzte der Räuber, — — und den Vater mit einem Blicke durchbohrend, nahm er ihn wie eine Mücke vom Boden auf, und warf ihn wider die Wand, daß die Hütte zuſammenſtürzte und ſie ſämmtlich unter ihren Trümmern begrub. Keiner that einen Ruck.

Der Sturm hatte ausgetobt. Lautloſe Stille lagerte ſich gemächlich über dieſe traurige Geſchichte, und wir würden den Roman hier ſchließen, wenn wir nicht zwei Bände und viel Honorar haben müßten. — *)

Marſchall Ney vor Gericht und ſeine Hinrichtung.

(Fragment.)

(Fortſetzung.)

In den folgenden Verhören beſchämte Ney die Anklage durch immer einfache und der Wahrheit getreue Antworten. Er hatte ſelbſt erhabene Augenblicke. Aber

*) Vidi und mit Seufzen beſtätigt,
C. F. Fürſt — noch lebendig.

Männer, welche unter seinen Befehlen gedient, zeugten unglücklicher Weise für ihn. Herr von Bourmont unterbrach, sagte folgendermaßen aus:

— Die Stimmung der Truppen war vortrefflich, als mich der Marschall rufen ließ. — Nun, mein lieber General! sagte er zu mir, Sie haben diese Proclamationen Bonapartes, die man überall verbreitet, gelesen: sind sie gut abgefaßt? — Ja, antwortete ich ihm, es sind mehrere Phrasen darin, die einen großen Eindruck auf die Truppen machen können; diese hier zum Beispiel: „Der Sieg schreitet im Sturmschritt vorwärts!" Man muß sich sehr in Acht nehmen, daß sie nicht in der Armee in Umlauf kommen. — Ei, mein Freund, das Ding ist geschehen; in ganz Frankreich ebenso: Alles ist zu Ende. — In diesem Augenblick trat der General Lecourbe ein und der Marschall fuhr fort: — Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, mein lieber General; ich sagte Bourmont, daß Alles zu Ende sey: seit drei Monaten sind wir Alle einig. Wären Sie in Paris gewesen, so hätten Sie es gewußt wie ich. Der König muß seine Hauptstadt verlassen haben. Wenn er es nicht gethan hat, so wird er aufgehoben; aber wehe dem, der ihm auch nur eine Schramme beibringt! Es ist ein guter Mann, der Keinem zu nahe getreten ist. Er wird auf ein Schiff gesetzt und nach England eingeschifft. — Das heißt, er wird bloß entthront? sagte ich zu ihm. — Es muß sein, und wir haben nichts Besseres zu thun, als zu Bonaparte zu gehen.

Nach dieser Aussage erhob sich der Marschall und sagte mit Ruhe:

Es scheint, daß der General Bourmont sein Thema mit Muße ausgearbeitet hat. Er glaubte nicht, daß wir uns je wiedersehen würden, er hoffte, man würde mich behandeln wie Labédoyère. Ich, der ich nicht zu reden verstehe, ich gehe zur Sache. Ich ließ den General Lecourbe bitten, zu mir zu kommen. Ich bedaure lebhaft, daß Lecourbe todt ist; aber ich werde ihn an einem andern Orte fragen als hier . . . dort oben! . . . . . und dort werden sodann sie antworten, Herr von Bourmont!

— Ich war in meinem Zimmer, fuhr Ney fort, und las diese verhängnißvolle Proclamation; ich zeigte sie ihnen. Bourmont sagte Nichts als: Ich bin ganz Ihrer Meinung; es ist kein andrer Entschluß zu fassen. — Schon lange Zeit, sagte Lecourbe, ist ein Gerücht im Umlauf; aber von wem ist Ihnen diese Proclamation zugeschickt? — Darauf kommt es jetzt nicht an, antwortete ich ihm; ich frage Sie um Ihre Meinung. — Keiner von ihnen sagte: — Was wollen Sie thun? Sie opfern Ihren Ruhm! — Sie entfernten sich und Bourmont ließ die Truppen auf dem Markte zusammentreten. Wenn er meinen Schritt für strafbar hielt, konnte er mich verhaften, nach Belieben mit mir schalten; ich hatte kein einziges Reitpferd. Bourmont, ich wiederhole es, hat mich aus meiner Wohnung abgeholt. Er und Lecourbe haben mich nach dem von den Truppen gebildeten Quarée geführt. Hier habe ich diese unglückliche Proclamation verlesen und dann haben Beide bei mir zu Mittag gegessen.

Ein lebhafter Streit entspann sich zwischen dem Marschall und Herrn von Bourmont, ein Streit, den die Apostrophe des Herrn Berryer schloß:

— Haben Sie, Herr von Bourmont, als alle Truppen: Es lebe der Kaiser! riefen, Es lebe der König! gerufen?

Die Frage traf auf's Ziel. Ein dumpfes Gemurmel brach in der Versammlung aus.

— Sie entfernen sich von dem Terrain der Instruktion, sagte ein Pair.

— Diese Frage ist von äußerster Unschicklichkeit, rief Herr Bellart.

— Sie beziehet sich auf ein Faktum! erwiederte Herr Berryer.

Einige Pairs verlangten, daß man diesem Streit ein ein Ende mache.

Unter der Zahl der bittersten Anklagen, welche man gegen den Marschall vorbrachte, war die, daß er sich den Truppen in Lons-le-Saulnier mit den Insignien des Kaiserreichs gezeigt habe, eine Beschuldigung, welche Ney fortwährend läugnete. —

Die Debatten hatten ihren Fortgang, deren Details wir übergehen wollen. Nachdem die Zeugen und das Publikum auf Befehl abgetreten war, trat der Hof unverzüglich in geheime Berathung, welche bis 6 Uhr dauerte. Nach doppeltem namentlichem Aufruf über die anzuwendende Strafe entschieden 128 Stimmen für Tod, 17 für Deportation; 5 Mitglieder wollten nicht votiren.

Das Gericht beschloß sodann, das Urtheil „in Abwesenheit des Angeklagten" zu sprechen. Herr Dambray entfernte sich, um dasselbe abzufassen, kam dann zurück und las es dem Gerichte vor, welches damit einverstanden war, und um 11 Uhr Abends sprach es endlich das unheilvolle Urtheil, welches Marschall Ney zum Tode, zu den Proceßkosten und, auf den Antrag des General-Procureurs, zum Verlust des Ordens der Ehren-Legion verurtheilte.

Diese letzte Sitzung des Pairsgerichts hatte lange gedauert. Der Marschall hatte den ganzen Tag keine

Nahrung zu ſich genammen. Sobald er in ſein Zimmer zurückgekommen war, trug man ihm zu eſſen auf. Er ſetzte ſich zu Tiſch und fing ruhig an zu eſſen. Währenddeß trat Herr Berryer ein. Die ausnehmende Unruhe, welche ſich in ſeinen Zügen und in ſeinen Geſprächen kund gab, ſtach ſtark gegen die Heiterkeit und Kaltblütigkeit des Marſchalls ab, die ſich nicht verläugneten. Nachdem ſie einige Worte gewechſelt, umarmten ſie ſich.

— Leben Sie wohl, mein lieber Vertheidiger, ſagte Ney zu ſeinem Advokaten; wir werden uns eines Tages . . . anderowo . . . wiederſehen, fügte er hinzu.

In furchtbarer Aufregung kehrte Herr Berryer in ſeine Wohnung zurück, wo er Herrn Bignon fand, einen der Unterhändler des Tractats von Paris, den eine ernſte plötzliche Unpäßlichkeit abgehalten hatte, früh genug von ſeinem Schloſſe von Coupvs einzutreffen, um bei den Debatten das Wort zu nehmen. Herr Bignon hatte eine Abſchrift des auf die Brücke von Jena bezüglichen Documents bei ſich, welches klar bewies, daß Ludwig XVIII. an dem Tractat vom 3. July Theil genommen. Obgleich die Debatten ſeit mehreren Stunden geſchloſſen waren, drängte Herr Berryer den Diplomaten, dies Document dem Pairsgerichte, welches noch in Berathung war, vorzulegen. Herr Bignon eilte dahin.

Der Marſchall wurde unruhig, als Herr Berryer ihn verlaſſen hatte. Nicht daß er den Tod fürchtete: er hatte ihm in hundert Schlachten in's Auge geſehen; es war der Abſchied, den er von ſeiner Familie nehmen ſollte. Dieſer ſchmerzliche Gedanke bewegte ihn tief. Während dieſer peinlichen Betrachtungen wollte er maſchinenmäßig, was auf ſeinem Teller lag, zerſchneiden; er ſuchte nach einem Meſſer auf dem Tiſche und bemerkte, daß man ihm keins gegeben habe.

— Welche Niederträchtigkeit! ſagte er halblaut.

Dann erhob er den Kopf und ſchlug mit geballter Fauſt auf den Tiſch.

— Warum habe ich kein Meſſer? fragte er die Aufwärter.

Herr Marſchall, antwortete Einer verlegen, man hat vergeſſen, es herauſzubringen.

— „Vergeſſen!“ wiederholte Ney und zuckte die Achſeln. Glauben ſie denn, daß ich mich umbringen will? Der Tod und ich, wir kennen uns ſchon ſeit langer Zeit! Ich hoffe übrigens, daß ſie mir den Tod bewilligen werden, wie er Leuten meines Schlages zukommt: eine Kugel ins Herz! Man hole mir augenblicklich ein Meſſer! fügte er hinzu.

Man brachte ihm eins, welches an der Spitze rund war.

— Ich will ein andres! rief er und ſtieß es zurück.

Da das Zimmer des Marſchalls ganz oben im Palaſte lag, ſo dauerte es lange, bis man hinab- und heraufgeſtiegen war. Während dieſer Zeit ſaß er da, die Ellbogen auf den Tiſch geſtützt, die Stirn auf die Hand gelehnt und ſchien heimliche Betrachtungen über dieſen Gegenſtand anzuſtellen; endlich als man ihm ein ſpitzes Meſſer gebracht hatte, faßte er es ſchnell und ſchleuderte es mit ſolcher Gewalt in die andere Ecke des Zimmers, daß es in das Täfelwerk eindrang. Dann ſtand er vom Tiſche auf und nachdem er ſchweigend eine Viertelſtunde auf und abgegangen war, verlangte er Trinkwaſſer. Man brachte ihm eine Kriſtall-Karaffe. Er verlangte Madeira; man ſetzte ihm eine Flaſche davon auf, welche, wie alles Uebrige, aus der Küche des Groß-Referendars kam. Der Marſchall goß zwei Löffel von dieſem Wein in ein Glas, ſchenkte Waſſer dazu und ſtürzte es gierig hinunter. Einen Augenblick nachher trank er wieder und die Karaffe war in kurzer Zeit geleert; der Durſt, den er empfand, ſchien außerordentlich. Ney fing dann an, einige Zeilen zu ſchreiben, begann aber bald wieder durch das Zimmer zu gehen, wobei er eine Cigarre rauchte. Plötzlich warf er ſich, ganz in den Kleidern, auf ſein Bett, rauchte ſeine Cigarre aus und ſchlief bald ein. Man bemerkte, daß ſein Schlaf ungeſtört und ſein Athem ruhig und regelmäßig war, wie der eines Kindes.

Er hatte einige Stunden geſchlafen, als ſeine Ruhe durch das Geräuſch unterbrochen wurde, welches drei Perſonen verurſachten, die in ſein Zimmer traten. Es war Herr Cauchy, der die Funktionen des Greffiers bei dem Pairsgerichte bekleidete und in Begleitung zweier Huiſſiers erſchienen war, um dem Marſchall das gegen ihn geſprochene Urtheil vorzuleſen. Herr Cauchy war ſchon um Mitternacht erſchienen, um ſeinen Auftrag zu erfüllen; auf die Bemerkung indeß, welche ihm die Wächter machten, daß der Marſchall ſchlafe, hatte er bis vier Uhr Morgens gewartet.

Als Ney dieſe drei ſchwarz gekleideten Perſonen aufrecht und unbeweglich vor ſeinem Bett ſtehen ſah, fragte er, indem er ſich halb erhob:

— Was wollen Sie von mir, meine Herren?

— Herr Marſchall, entgegnete Herr Cauchy, ich habe eine ſchmerzliche Miſſion bei Ew. Excellenz zu erfüllen.

Nun begann Herr Cauchy, der ein Papier in der Hand hielt, mit dem einförmigen Greffier-Tone, mit dem man einen Anſchlagzettel verfaßen würde, zu leſen. Der Marſchall, aufrecht ſtehend und die Arme über einander geſchlagen, hörte den Eingang dieſes Actenſtückes, das folgendermaßen lautete, mit vieler Ruhe an:

„Das Pairsgericht, nach Ansicht der Anklage-Akte, eingereicht am 16. November von den Commissairen des Königs, ernannt durch Ordonnanzen Sr. Majestät vom 11ten und 12ten desselben Monats gegen . . ."

— Zur Sache! Zur Sache! Herr Cauchy, unterbrach ihn der Marschall; Sie wissen recht wohl, daß ich seit sechs Wochen das, was Sie da lesen, oft genug habe wiederholen hören, also daß Sie es mir heute nicht erlassen können. Gehen Sie weiter und kürzen Sie das ab.

Herr Cauchy fuhr fort; als er aber zu den Worten gekommen war: „Verdammt Michael Ney, Marschall von Frankreich, Herzog von Elchingen, Fürsten von der Moskwa, Ex-Pair von Frankreich, Groß-Offizier der Ehrenlegion, Großkreuz des Christusordens u. s. w. — Bei dieser langen Aufzählung seiner Titel und Würden unterbrach der Marschall Herrn Cauchy von Neuem und sagte mit ungeduldigem Tone:

— Aber wozu denn das Alles? Man müßte sagen: Michael Ney und ein wenig Staub: das war Alles.

Und als derselbe das Urtheil zu Ende gelesen hatte, sagte er:

— Mein Herr, ich nehme an, daß sich Niemand erlaubt hat, der Frau Marschallin diese Nachricht zu hinterbringen. Ich behalte mir diese Sorge vor.

Herr Cauchy bewgte sich vor dem Willen dieser so edlen und im Angesicht des Todes so ruhigen Seele.

— Der Herr Marschall haben zu befehlen, antwortete er und schlug die Augen nieder; er kann auf gleiche Weise „seine Geschäftsführer und seinen Beichtvater" empfangen.

— Mein Herr, ich weiß, was ich zu thun habe. — Dann fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu: — Und, wenn's beliebt, zu welcher Stunde morgen?

— Um 8 Uhr Morgens, Herr Marschall.

— Das ist sehr spät, erwiederte Ney und legte seine Hand an die Stirn. Aber es thut nichts. Herr Cauchy, fügte er hinzu, ich möchte allein sein.

Der Greffier entfernte sich unverzüglich, von seinen beiden Beiständen begleitet, welche man für Automaten hätte halten können.

* * *

Alles war vollbracht. Ney war für die Seinigen und für das Vaterland verloren. Das Andenken an seinen Vater, an seine Mutter, an alle die Seinigen, an Alles, was noch in diesen letzten Augenblicken des Lebens schmerzen kann, beschäftigte fortwährend seine Gedanken. Er schrieb einige Zeilen an die Marschallin, um ihr, was er „ihr Unglück" nannte, zu verkünden und sie aufzufordern, ihm seine Kinder zuzuführen, damit er sie segne. Ein Wächter überbrachte den Brief. Um 5 Uhr Morgens kam die Marschallin allein im Luxembourg an. Der Doktor Pasquier, der Arzt der Pairskammer, erwartete sie. Er ging ihr entgegen und kam gerade früh genug, um sie in seinen Armen aufzufangen. Er ließ sie in ein Zimmer neben der Treppe bringen, welche zu dem Marschall hinabführete. Endlich konnte sie sich dorthin begeben, wo „der Tapfere der Tapfren" mit fester Hand den Ausdruck seines letzten Willens aufsetzte. Hier verließen sie ihre Kräfte wiederum und sie sank zu Boden. Der Marschall, der fortwährend die ganze Kraft seines Charakters behalten hatte, stürzte ihr entgegen und rief:

— Meine Herren, helfen Sie mir ihr beizustehen! Und er richtete seine Gemahlin auf, welche, als sie sich von ihrer Ohnmacht erholt, ihrem Gemahl um den Hals fiel und ihn convulsivisch umklammerte, unter den mit herzzerreißender Stimme gesprochenen Worten:

— Mein Freund, ich lasse Dich nicht mehr! Ich will hier bleiben.

Was der Marschall in diesem Augenblick empfinden mußte, läßt sich nicht beschreiben. Er rief seinen ganzen Muth zurück, um der Marschallin ein wenig Vertrauen durch die Erklärung einzuflößen, daß die Vollziehung des Urtheils aufgeschoben, daß es nicht ihr letztes Lebewohl sei und daß er hoffe, am Abend noch einige Augenblicke bei seiner Familie zuzubringen.

— Mein Freund, man hintergeht Dich, sagte die unglückliche Frau, welche bis ans Ende eine erhabene Hingebung an den Tag legte; sie haben Eile, Dich zu zu opfern, ich weiß es.

— Mein Freund, man hintergeht Dich, sagte die unglückliche Frau, welche bis ans Ende eine erhabene Hingebung an den Tag legte; sie haben Eile, Dich zu opfern, ich weiß es.

— Ich versichere Dich, daß ich Hoffnung habe.

— Sie haben mich nicht einmal hören wollen! Lord Wellington! . . . Ach! Er vor Allen, wenn er gewollt hätte! . . . Ich habe mich zu ihren Füßen geschleppt und sie um Gnade angefleht . . . . Bitten, Thränen, Alles ist vergeblich gewesen. Es sind keine Menschen! . . . .

— Sprich leiser, ich bitte Dich darum; wenn unsere Kinder kommen, würden sie Dich hören und vielleicht verstehen . . .

Diese herzzerreißende Unterhaltung wurde erst durch die Ankunft der vier Kinder des Marschalls unterbrochen, welche von Madame Gamot, ihrer Tante, geführt eintraten. Nun erneuerte sich und noch schmerzlicher der vorige Auftritt. Madame Gamot fiel weinend dem Marschall zu Füßen. Währenddeß hatte Ney seine Kinder

um sich versammelt. Die beiden jüngsten saßen auf seinen Knien, die beiden ältesten *) standen vor ihm und um sie besser an sein Herz drücken zu können, hatte er einen Arm um ihren Hals geschlungen und umfaßte sie so Alle zugleich. Sie zerflossen in Thränen, als sie aufmerksam den letzten Rathschlägen ihres berühmten Vaters lauschten; mit leiser aber deutlicher Stimme sprach er zu ihnen:

— Ja, meine Kinder, ich werde bald von hier gehen an einen andern Ort, wo es mir besser geht . . . Ich bleibe nur einige Zeit von Euch getrennt; Eure Mutter bleibt Euch . . . Macht Euch immer ihrer Zärtlichkeit würdig . . . der Sorgfalt, welche sie unaufhörlich an Euch verschwendet . . . liebt sie von ganzem Herzen; liebt sie, wie Ihr mich liebt . . . Auch Frankreich liebt, denn Frankreich ist Eure zweite Mutter; in meiner Abwesenheit wird sie Euch mich ersetzen . . . Wenn ihr groß seid, so erinnert Euch, daß Ihr einen glorreichen Namen führt! Man wird Euch mein Leben erzählen; diene es Euch als Beispiel. Und wenn Ihr Männer seid, wenn je Euer Vaterland Euch zu seiner Vertheidigung ruft, so geht, meine Kinder, und sucht, glücklicher als Euer Vater, auf einem Schlachtfelde zu sterben . . . Umarmt mich noch ein Mal! . . .

(Beschluß folgt.)

*) Der Fürst von der Moskwa, gegenwärtig Pair von Frankreich, und der Herzog von Elchingen, Adjutant des Herzogs von Orleans.

Original-Weltschmerz.

* Die seit Monden in dem Pariser Residenzschlosse verübten Hausdiebstähle haben endlich auf den Thäter geleitet. Er ist dem „Droit" zufolge auf der That ertappt worden, und ein ganzer Wagen voll gestohlener Gegenstände wurde bei ben mit ihm vereinten Hehlern vorgefunden. — Dabei soll sich auch das republikanische Taschentuch wiedergefunden haben, mit welchem Herr Thiers seine Thränen trocknete, als er von der Redaction des National zu der des Journal de Paris übertrat.

* Die französische Deputirtenkammer soll nächstens einen Plan darüber erhalten, wie man außer der Stadt Paris auch noch die gute Meinung von der Regierung befestigen könne. —

* Mehemet Ali soll Herrn Guizot einen Vorschlag gemacht haben, laut welchem man aus chinesischem Thee, französischem Rum (Ruhm) und englischem Seewasser für die Pforte einen Punsch zubereiten würde, der sogar Rußland zum Stürzen bringen dürfte.

* In Berlin nehmen die Sterbefälle überhand. Die Meisten erliegen eher zu schwachen Constitution.

* In Hessen-Cassel ist bei einer Versteigerung die Feder eines Censors von einem Musiker gekauft worden. Er meinte: Dies sei dort das beliebteste Streich-Instrument.

* In Hannover sollen alle Ausgänge zugemauert werden, damit gewisse Wünsche keinen Eingang finden.

* Die englischen Redacteure sollen Alle am Fieber darniederliegen, weil sie im Voraus zu viel China verschluckt haben.

* Mehrere chinesische Kaufleute sollen sich Leipziger Beraglswerke verschrieben haben, um sie statt Opium einzuführen.

* Marschall Soult will eine Expedition gegen Spitzbergen vorschlagen; ohne Zweifel, um die Franzosen auf's Eis zu führen.

* Neulich soll sich ein deutscher Prediger in Petersburg höchst komisch auf der Kanzel versprochen haben. Er wollte nämlich rufen: Gott züchtigt die Sünder mit der Kaben-Ruthe; — statt dessen rief er: „mit der Raben-Knute!"

Mixt-Pickels.

— Herr Herlossohn giebt Lieder, ein Buch der Liebe, heraus, aus dem wir folgendes gelungene Lied mittheilen:

Irene.

Ob ich Dich liebe? Frage die Sterne,
Denen ich oft meine Klagen vertraut;
Ob ich Dich liebe? Frage die Rose,
Die ich Dir sende von Thränen betaut.

Ob ich Dich liebe? Frage die Wolken,
Denen ich oft meine Botschaft vertraut;
Ob ich Dich liebe? Frage die Wellen,
Ich hab' in jeder Dein Bildniß geschaut.

Wenn Du mich liebtest, himmlisches Mädchen,
O dann gestänb' ich Dir es auch laut,
Wie ich Dich liebe, daß ich Dich nenne:
Stets meinen Engel und bald meine Braut.

Englische Eitelkeit. In England findet gegenwärtig eine Volkszählung statt und es muß dabei auch das Alter der Personen angegeben werden. Um nun ihr Alter nicht angeben zu müssen, haben sich mehrere Herren und Damen, die noch nicht für alt gelten wollen, aus Bath, wo sie sich aufhielten, auf das Festland geflüchtet. — Bei uns würden sie es — wenigstens die Damen — eben so machen.

Ein Skelett. Im zweiten Akte des Freischütz, in der Wolfsschlucht, bei dem Gießen der Freikugeln, erscheint bekanntlich ein Scelett auf der Bühne. In Paris braucht man dazu ein wirkliches Scelett und die Geschichte desselben ist merkwürdig. Im Jahre 1787 verliebte sich ein junger Mann von 18 Jahren, Boismaison, der zu den Figuranten der Oper gehörte, in Nanine Dorival, die ebenfalls Tänzerin war. Sie gab ihm Hoffnung, sog aber endlich den Sergeants-Major vor, der die 60 Mann Soldaten im Opernhause befehligte. Boismaison sah sein Unglück, hielt es für unverbesserlich und dachte nur an Rache. Eines Abends nach dem Schauspiel lauerte er seinem glücklichen Nebenbuhler auf, aber er vermochte nichts über denselben, wurde gebunden und in die Vorhalle der Oper gebracht, wo er gefesselt die Nacht verbringen mußte. Früh fand ihn der Wächter des Hauses, der das Abenteuer erfuhr und dasselbe lachend dem ganzen Theaterpersonal mittheilte. Boismaison konnte den Spott nicht ertragen', wurde krank und

starb, machte aber ein seltsames Testament. Er vermachte seinen Körper dem Herrn Lamairon, dem Arzte der Oper, und bat ihn, sein Skelett in dem Theater selbst aufzubewahren, damit er selbst noch im Tode in der Nähe derer bleibe, die er geliebt. Der letzte Wille des jungen Mannes ist treu vollzogen worden und sein Skelett gehörte fortwährend zu dem Inventarium der Oper. Durch den Freischütz hat ein neues Leben für dasselbe begonnen.

Vierfilbige Charade.

Meine beiden Ersten sind
Beim Putz oft angewendet;
Die Letzten sind nur zu geschwind
Im Ganzen Euch verendet.

Auflösung von No. 2.: Krausemünze.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Morgen-Negligé. Ueberrock von ungebleichter Wollenleinwand, luisenblau eingefaßt, vorn offen über einem weißen Rock, der mit einem breiten gefütterten Streifen besetzt ist; langer Gürtel von blau und roth carrirtem Bande; Herzogin-Bäuchchen; Fichu von gefälteltem Musselin; Pantoffeln von vergoldetem Leder.

Negligé zum Ausgehen. Kleid von rohem Batist mit Reifchen und Aermeln à la jardinière, drei großen Falten auf dem Rocke, und über jeder derselben eine schmale in gleichfarbiger Seide gestickte Guirlande; Capote von Stroh ohne irgend einen Aufputz außer einem kleinen Schleier von pariser Spitzen; Kragen und Manschette von Batist mit Einfaßstreifen; grüne, schwarz gestickte Mantille und weißer Sonnenschirm.

Toilette zum Ausgehen. Prairie-Kleid; Langshawl von schwarzen Spitzen: Hut von weißem Krepp mit Moosrosen; weißer rosa gefütterter und mit Spitzen garnirter Sonnenschirm; reiches Taschentuch.

Abendtoilette. Kleid von indischem Muslin mit fünf Falten, über jeder Falte eine Goldborte; Leibchen und Aermel sehr kurz und gezogen; Langshawl von indischem Muslin mit drei Goldborten besetzt; reiches Taschentuch.

Correspondenz.

Paris, den 12. Juli 1841.

Das Journal des Débats scheint sich in neuester Zeit fest vorgenommen zu haben, sich absolut lächerlich und verhaßt von allen Seiten zu machen. Da es gerade kein schdneres Mittel, diesen Vorsatz rasch auszuführen, vorfand, so fiel es auf die, zu seiner Lächerlichmachung in der That sehr geeignete, Idee: den verfolgten, aufs Neue den Tyrannieen erliegenden „orientalischen Christen" durch die vernichtende Gewalt schöner und äußerst zuckerartiger Phrasen aufzudrehen! Wie sehr dies hier einestheils entrüstet und anderntheils amüsirt, begreifen Sie. Der Courrier, der nie blos den Teufel an die Wand malt, sondern ihn geradezu aus seinem Fegefeuer hervorholt, und mit ihm Mann gegen Mann anbindet, führt natürlich mit seiner, von allen Parthein so sehr geachteten Conseqenz sein altes Thema von directer Unterstützung und allenfalls nothgedrungener Beförderung eines Aufstandes der bedrängten Christenheit durch. Dagegen nun eifert das, in Bezug auf lächerliche Selbstwidersprechung so bekannte, Journal des Débats mit einer Zähheit, ja gleichsiltigen Hartherzigkeit, daß es scheint, als wolle es die eine Hälfte seines Artikel-Schmiedebureau's nach Charenton und die andre Hälfte nach Meeca verlegen. Wenn wir einen seiner neuesten Angriffe gegen den Courrier recht verstanden haben, so meint Herr Bertin etwa Folgendes:

Die Christen im Oriente sind in Verzweiflung und völlig erdrückt und hilflos; — — bon! — Aber sie wollen sich selbst helfen; — — nicht bon! — Es muß ihnen vielmehr auf viel feinere Weise geholfen werden. — „Nos conseils amis seront écoutés de la Porte!!" — Das heißt: Wir wissen zwar (und haben es in unserm Journal des Débats schreiend genug berichtet), daß wir über die Pforte nichts vermögen, und daß die Pforte über viele ihrer „Provinzen" nichts vermag, — allein, wenn wir ihr einen wohl aufgewachsten, etwas zarten Agenten schicken, und ihr sagen lassen: „Wir wünschen Dir einen sehr schönen guten Morgen, und bitten Dich, liebe Pforte, lasse doch den Großvezier und etliche zwanzig Paschas gegen Mittag aufknüpfen, damit um die Souverzeit alles Christliche in Ordnung ist" — so wird diese liebe Pforte einen Kratzfuß machen, und rufen: „Ganz zu Befehl, mein charmantes Frankreich; Punkt zwölf Uhr hängt und steht Alles!" — —

So phantasiet Herr Bertin, und indem er dabei behauptet, dies „wäre das einzige Hilfespendende Benehmen, welches die Humanität (!!) dem französischen Cabinete vorschriebe", schließt er selbstzufrieden seiner langen Rede kurzen Sinn, und rollt auf seinem Siegeswagen mit dem Bewußtsein davon, den Courrier schachmatt gemacht, und sich dem Sultan durch einen guten Morgen als imponirenden Freund empfohlen zu haben. Es geht in der That das Gerücht, Herr Bertin werde einen Roßschweif zugeschickt erhalten. — — Die am Freitage stattgehabte Vorstellung der großen Oper „Die Favorite" bewieß uns abermals den Mangel einer guten, ersten Sängerin. Madame Stolz, die wir vor einigen Jahren mit so vielem Geschrei aus Brüssel zugeschickt erhielten, hat es nur der galanten Duldungsunsrer höflichen Parterrebrüder, oder deser gesagt, dem gestopften Munde des wilden Kronleuchterheeres — (der privilegirten Claqueure) und unsrer Nachsicht mit allen Ausländern zu danken, daß man sie so freiblich an der Spitze eines Institutes läßt, welches durch ganz andere Coryphäen gesiert sein müßte. Duprez sang den Fernando zu seinem Wiedereintritte, und wurde, wie immer, brüllend mit Beifall überschüttet. Aber Nourrit! Nourrit! Die guten Parterre fangen, wie zu erwarten war, wieder an, von ihrem „Talma der Oper" seufzend und vergleichend zu reden! —

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 3, (III. Jahrgang III. Quartal)
Gutenberg bei seinem Jubiläum. — Zwei schlimme Suchten. — Krähwinkler Chronik, Beschluß. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten.

Expedition: Peterösstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
P. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 4. (Sonnabend, den 24. Juli.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Rede

gehalten am achten Stiftungsfest der Berliner Aerzte

zur

Aufrechthaltung der Collegialität

von

Adolph Glasbrenner.

Wohlgeborne, Hochwohlgeborne und excellente Männer Berlins!

Besonders hochzuverehrende Aesculape!

Motto: Sein oder Nichtsein,
Das ist hier die Frage.

Im vorigen Jahre hielt ich Ihnen eine Dankrede im Namen der Patienten Berlins; heute spreche ich im Namen der *Gesunden* zu Ihnen, damit Sie nicht etwa glauben möchten, es seien seit jener Zeit trotz Ihrer Bemühungen noch einige Patienten übrig geblieben. So schmeichelhaft nun auch dieser Auftrag für mich ist, und so herzlich Sie alle Gesunden grüßen lassen, so wenig bin ich geneigt, mir Ihr Wohlwollen durch Schmeichelei zu erringen: ich will es vielmehr durch die offenste, aufrichtigste Wahrheit. Meine Herren: Sie sind selbst Patienten, Sie schweben in Lebensgefahr! — Nicht etwa, als ob derjenige Sensenmann, der die meiste Sensation erregt, direkt auf Sie losginge, er allein auf so viele seiner Feinde: nein, Sie schweben in Gefahr, Ihr Leben nicht ferner *erhalten* zu können, da Ihre Wissenschaft und Ihre Kunst nutzlos geworden sind. Sie staunen? Sie lächeln? Sie zweifeln? O, meine Herren, ich scherze nicht. Mit Aerzten und mit Krankheiten muß man nicht scherzen. Aber Sie verlangen Gründe? Diese will ich Ihnen nicht vorenthalten; es wäre unbillig, da auch Sie niemals Kranke zu heilen versuchten, ohne *Gründe* zu haben.—

Zuvörderst ist *Hahnemann*, dieser Messias scabiosus, der große Verdünner, der Schättelpabst, gegen Sie und Ihre Kunst aufgetreten, und wenn dieser merkwürdige Köther auch nach seinem Grundsatze: similia similibus curantur, durch seine Streukugeln dasjenige verhindern wollte, was die Kanonenkugeln bezwecken, so haben diese Streukugeln doch die hippokratische Heilkunst in Grund und Boden geschossen; ein Decilliontheil eines Granes Wahrheit hat die alte, zweitausendjährige Lüge auf immer vernichtet. Zwar weiß ich sehr wohl, wie stark noch von mancher Seite her der Erfolg der Homöopathie bezweifelt wird; es hat sich indessen *fest* herausgestellt, daß die verdünnten Mittel durchaus keinen Schaden anrichten, und daß *effective* Ende einer Krankheit am sichersten durch die *Hahnemannscherei* erlangt wird. — Und hat diese neue Methode nicht überall in der Civilisation ihren Kreis gewonnen, und dadurch am Besten den Beweis geliefert, daß sie im Geiste der Zeit, im Laufe der Geschichte lag, und eben so unvermeidlich, wie z. B. die Cholera war? — Ist die heutige Literatur nicht Verdünnung; theilt sie die Poesie und den Humor nicht in Streukügelchen mit? Reproducirt man nicht, indem man Meinungen über Geschaffenes tausend Mal durch einander schüttelt, statt die volle poetische Ader zu lassen? Werden die kritischen Schwätzer nicht den *positiven Talenten*, den ähnlichsten Ebenbildern Gottes vorgezogen? Ist unsere jetzige *Gesellschaft* nicht die nüchternste Verdünnung aller menschlichen Geisteskräfte? Sucht man nicht überall Aehnliches durch Aehnliches zu heilen? Bekämpfen sich in der Politik nicht die mittelalterlichen Kräfte? Ist die Diplomatie nicht an die Stelle der Völ-

kraft getreten, und ist die Diplomatie etwas Anderes, als die Verdünnung des Krieges? — Glauben Sie mir, meine Herren, dieser Hahnemann spuckt überall; die ganze Erde ist sein Organon. Er selbst ist eine Streukugel oder ein Tropf, welcher der Geschichte eingegeben wurde, und hat sicher eben so viel Wirkung auf die Medizin, wie seine Mittel auf einen Patienten haben.

Trotzdem würde ich Sie noch durch Trost aufzumuntern wissen, wäre die Homöopathie Ihre einzige Feindin. Aber ein furchtbarerer Feind, ein Feind, der schon ein Mal die ganze Welt besiegt hat, ist gegen Sie im Anzuge: das Wasser. Zu Noah's Zeiten wusch Gott die moralischen Uebel von der Erde ab, jetzt versuchts man mit den physischen. — Diese neueste, überflüssige Heilmethode, diese medizinische Sündfluth ist unläugbar aus der Homöopathie entsprungen; sie ist eine natürliches Consequenz derselben. Denn die Wirkung eines Deciliontheilchens Medizin aus dem Wasser fortzulassen, dazu gehörte weder viel Raffinement, noch Muth. — Eben so wenig ist das Grassiren dieser Methode wunderbar; das Wasser blieb in seinem Character und überschwemmte. An allen Orten und Enden locken bereits die medizinischen Sirenen; Herren und Damen gehen in's Wasser und machen sich mit Wollust die kalte Kur; sie werden nicht nur in Wasser gesetzt, sie trinken nicht nur Wasser: man wickelt sie förmlich in Wasser ein, sie athmen so zu sagen Wasser, und um endlich auch den Geist in die Kur zu ziehen, giebt man ihnen sogar die Staatszeitung in die Hand. — Wasser, wohin man blickt; so weit das Auge reicht; nichts als Wasser und — Himmel! — — Die Apotheke, welche man früher Oecan nannte, tritt aus ihren Schranken. Vergeblich rufen Sie Land! meine Herren. — Der Spiritus der hippokratischen Heilkunst ist bis zum Nichts verdünnt, und Sie gehen ohne Rettung unter; — statt des Zeus'schen Wilbes wird der Dreizack Neptuns den Aesculap tödten, wenn dieser nicht schnell seinen Knotenstock nimmt, und die größte Sirene damit dermaßen auf den Kopf schlägt, daß allen andern Sirenen das Hinunterlocken vergeht —

Ihr dritter, neidisch grinzender Feind ist der Geist, oder vielmehr das Gespenst der Mäßigkeit, dieser medizinische Pietismus, der da glaubt, man sei blos auf der Erde, um zu entbehren. Es bedarf keine Auseinandersetzung, daß Sie und Ihre Kunst verloren sind, wenn dieser Geist nicht mehr wie ein einzelner unschädlicher Kranich auf dem Felde *) des Lebens stehen, sondern diese blühende, lachende Au mit Heuschreckenschwärmen überfallen wird.

Freilich haben Sie den Trost, daß mit dem Genuß auch die Lust, das Vergnügen aufhören, und daß Ihr Untergang also auch der der Freude sein wird; ja, Sie mögen sogar überzeugt sein, daß die Mäßigkeiter Ihren Tod durch einen solennen Schmaus feiern und Ihre Unentbehrlichkeit selbst beweisen werden. Aber was nützt Ihnen das Bewußtsein Ihres Märtyrerthums? Kann mein zukünftiges Monument meine jetzige Thränen trocknen, meine Schmerzen, meinen Kummer stillen? O nein, das wäre homöopathisch, sich mit dem vielleichtigen Fortleben die Leiden des gegenwärtigen zu heilen. Sie sind Allopathen, Sie müssen jetzige Uebel jetzt curiren; Sie sagen contraria contrariis curantur, und müssen ohne Mäßigung sich gegen die Mäßigkeit vertheidigen. Sagen Sie: es ist besser, nach zehn glücklichen Tagen vier Stunden lang Kopfweh zu haben, als sich das ganze Leben zum immerwährenden Brechmittel zu machen.

Ihr vierter Feind, wohlgeborne, hochwohlgeborne und excellente Männer Berlins, ist der heutige Erfindungsgeist, oder moderner und gelehrter ausgedrückt, die Speculation. — Wir bedürfen keinen Arzt mehr, denn wir haben gegen alle Uebel fertige Mittel, und wo diese nicht ausreichen, Bücher, in denen man nur nachzuschlagen, zu lesen, zu verstehen, sich darnach zu richten und sich zu heilen braucht, um sogleich geheilt zu sein. — Da sind die Unmasse wunderbarer Pomaden, die in den Zeitungen den Haarwuchs befördern, Salbe, Oele, Pflaster, Tincturen, und was weiß ich Alles, das man zur Beseitigung der Leiden erhält, wenn man in die Tintenfabrik geräth, zu demselben Herrn ***, der früher saslechte Stellen nachwies, und sie jetzt heilt. — Ein ehrenwerther Mann, der unbemittelten Leuten augenblicklich aus der Verlegenheit hilft, und sogar sich selbst. — Und trotzdem würde ich alle diese Mittel nicht als Ihnen gefährlich schildern, würde das Reich derselben und die Speculation nicht durch den Gebrauch der Mittel erweitert. So legte neulich ein Posamentier aus Versehen ein Hühneraugenpflaster auf einen hohlen Zahn, wodurch dieser sammt der Wurzel ausgerissen wurde; ein haarloser Theaterrecensent rieb sich Zahntinktur auf den Kopf, wodurch er daselbst Weisheit erlangt, und ein Kriegsrath nahm neulich aus Versehen statt der Zahntinktur Haarwuchsöl, putzte sich mehrere Male damit, und ehe drei Tage vergingen, hatte der Kriegsrath Haare auf den Zähnen: was allgemeine Verwunderung erregte.

Ein eben so bedrutender Feind liegt übrigens in Ihrer Wissenschaft und in Ihrer Kunst selbst, oder in der

*) Dr. Kranichfeld ist Begründer und Vorstand des Berliner Mäßigkeitsvereins.

Nachlässigkeit, mit welcher Sie dieselbe behandeln. In ganz Berlin, allwo circa 200 Aerzte, die sich fahren lassen und 100, die gehen, also 200 *fahrlässige* und 100 *gangbare*, wohnen und Cur machen, existiren nicht eilf gescheidte, wahrhafte ausgezeichnete Aerzte! Ich wenigstens habe seit einem Jahre das Intelligenzblatt aufmerksam verfolgt und darin nicht mehr als zehn Danksagungen für geleistete Heilung gefunden.

Zu allem diesem erscheint endlich noch, wenn auch noch in der Ferne, ein unbesiegbar reagirendes Streben gegen Sie und Ihre Kunst: die Wiedererrichtung der Klöster. Haben wir, um die wahrhafte Religion, Aufklärung und Moral aufrecht zu erhalten, erst überall wieder Klöster, so werden wir uns lieber von Nonnen, als von Aerzten behandeln lassen, das versteht sich von selbst. Eben so deutlich ist der innere Zusammenhang aller Ihnen feindlichen Elemente, von welchen Sie bereits an den Rand des Abgrundes gedrängt sind. Homöopathie und Speculation, Homöopathie und Wasser, Mäßigkeit und Klöster, Anpreisungen und Wasser, Wasser und Mäßigkeit, und wie Sie diese Elemente aneinanderreihen mögen: der durchgehende Gedanke, das drohende Movens blickt klar aus ihnen hervor. So ist denn auch das Motto dieser Rede: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!“ dem Sie vielleicht zu Anfang eine ganz fremde Deutung gaben, gewiß das passendste, und so schließe ich denn auch mit dem, von Ihnen so leicht zu erfüllenden Antrage, den heutigen achten Geburtstag Ihres Vereines seinen *Sterbetag* sein zu lassen. Was hilft Ihnen das Aufrechthalten der Collegialität, da Sie selbst bald Collegen derjenigen Wesen sein werden, welche Sie früher behandelten. — Wollen Sie sich aber retten; wollen Sie sich dadurch nicht täuschen lassen, daß gerade die Medizin jetzt, als die ausgebildetste, fortschreitendste Wissenschaft gerühmt wird, so folgen Sie meinem aufrichtigsten Rath. Satteln Sie um, meine Herren und studiren Sie Jura! Wenn Sie sich eifrig daran halten, können Sie es bis zum Referendarius, glücklichenfalls bis zum Assessor bringen, und werden dann niemals zu befürchten haben, daß so viel neidische Kräfte gegen Sie losziehen.

Marschall Ney vor Gericht und seine Hinrichtung.

(Fragment.)

(Beschluß.)

Nach dieser letzten Umarmung war der Marschall aufgestanden, denn er fürchtete, daß, wenn er diese herzzerreißende Zusammenkunft verlängere, sein Muth ihn in der letzten Stunde verlassen werde. Er wollte deshalb seine Gemahlin und seine Kinder entfernen, um ihnen einen grausameren Abschied zu ersparen; er wandte sich an Madame Gamot, seine Schwägerin, und sagte ihr, daß die Marschallin vielleicht bis zum Könige dringen könne (er wußte das Gegentheil), und daß sie sie dorthin begleiten solle.

Kaum hatte die Marschallin diese Worte vernommen, als sie sich aufrichtete, die Augen trocknete, und mit dem Tone vertrauungsvoller Freude rief:

— Ja, ja, der König! die Herzogin von Angoulême ist gut; sie wird mich hören . . . ich werde von unsern Kindern zu ihr sprechen.

Und von Neuem fiel sie ihrem Gemahl um den Hals, den sie convulsivisch in ihre Arme schloß, und wiederholte:

— Mein Freund, ich werde Dich retten! ich werde Dich retten! . . .

Der Marschall wußte wohl, daß sein Tod beschlossen sei. Er drängte seine Frau zu gehen, und obwohl in der festen Ueberzeugung, keines der theuren Wesen wiedersehen, die er zum letzten Mal umarmte, sagte er doch zu Madame Gamot, welche seine Kinder fortführte, nachdem er ihr die Marschallin empfohlen:

— Auf heute Abend, Schwester.

* * *

Was ging, während diese Auftritte im Luxembourg stattfanden, in den Tuilerien vor?

Am Abend vorher, während die Pairs in Berathung waren, wurde im Schlosse eine Conferenz gehalten, in der über Leben und Tod des Marschalls zu entscheiden stand. Der König war unruhig und unentschlossen, weil er besser wußte als irgend Jemand, daß der Tractat von Paris das Leben des Marschalls hätte schützen müssen. Der Graf von Artois (seitdem Karl X.) neigte sich zur Milde; der Herzog von Angoulême begriff von der Frage wenig; einer der Royphäen der reactionären Partei endlich hatte die Meinung ausgesprochen, daß es einer Majorität exaltirter Deputirten gegenüber unmöglich sei, die Strafe des Marschalls zu mildern, ohne heftige Stürme zu veranlassen.

— Ney nicht opfern, sagte er, wäre eine Nachgiebigkeit, welche die fremden Mächte nicht verzeihen würden, und am andern Tage würde das Cabinet Richelieu von der Kammer in Anklagestand gesetzt werden.

Eine Frau hatte in diesem geheimen Rathe das Wort genommen, um Herrn von Blacas zu unterstützen,

und, schmerzlich zu sagen, sie bemühte sich, in energischer Sprache dem König die Nothwendigkeit eines furchtbaren aber unerläßlichen Beispiels zu zeigen. In ihren Augen war Ney von allen Generälen Bonapartes der straffste in der Bewegung der hundert Tage. Das Verderben des berühmten Mannes wurde also im Schlosse unwiderruflich beschlossen, und aus Besorgniß, daß unvorhergesehene Umstände zu seinen Gunsten streiten könnten, wurde Befehl gegeben, die Vollziehung des Urtheils zu beschleunigen.

Indessen hatten unter den Pairs, welche für den Tod des Marschalls gestimmt, mehrere auf seine Begnadigung gehofft und ihn der königlichen Milde durch das Organ des Herrn von Richelieu empfohlen, obgleich dieser sich bestimmt gegen Ney erklärt und sich nicht gescheut hatte, die unglücklichen Worte zu sprechen:

— Wer unter Ihnen könnte es wagen, sich für den Marschall Ney zu verwenden?

Um Mitternacht wurde Ministerrath gehalten. Man wagte nicht einen Beschluß zu fassen, bevor man nicht die Absicht Ludwigs XVIII. kannte. Als man Herrn von Richelieu überzeugt hatte, daß das Haus Bourbon, wenn es die Todesstrafe in Deportation verwandle, eine große Popularität gewinnen würde, wurde um halb 1 Uhr dem Könige diese Bitte vorgetragen. Ludwig XVIII. wollte nichts davon hören.

Andererseits erhielten die Minister Nachricht, daß viele Offiziere, die einst unter Ney's Befehlen gedient, sich in die Ebene von Grenelle verfügen wollten, wo die Urtheile über Militairs gewöhnlich vollstreckt wurden. Sie befahlen deshalb, daß das Urtheil diesmal in dem Bezirk des Gartens des Luxembourg vollstreckt werden solle. Die große Baumschule rechts vom Palast war anfangs dazu bestimmt, aber man entschied sich später für den außerhalb des Gitters, dem Observatorium gegenüber liegenden Platz vor der Mauer, an welchem gegenwärtig die Inschrift steht: „Garten der großen Karthause.“ Es ist eine stark von den Studenten besuchte Schenke.

Um 3 Uhr Morgens wurde die Bewachung des Marschalls dem Platz-Kommandanten von Paris, dem Grafen de Rochechouart, übertragen, dem von dem Generallieutenant Despinois der Auftrag geworden war, der Instruktion der Commissäre des Königs gemäß, für die Vollstreckung des Urtheils des Gerichts zu sorgen. Vierhundert Mann, Gensd'armen und Veteranen umgaben den Palast und hüteten die Thore. Es ist grausam zu erzählen, aber es ist heutzutage erwiesen, daß Offiziere in dem Fanatismus ihres Royalismus sich in die Uniform von Gensd'armen kleideten, um den Marschall zu bewachen, daß einige derselben sogar sich um die traurige Gunst beworben, zu dem Peloton zu gehören, welches ihn erschießen sollte. Der Hof wollte, daß dieser Act fast im Geheimen vor sich gehen sollte; die Minister fürchteten eine Manifestation der Armee; man beschloß deshalb, dieses glorreiche und während 25 Jahren des Kampfes verschont gebliebene Haupt gewissermaßen verstohlen zu fällen.

Man hat seitdem behauptet, daß, als der Prozeß des Marschalls noch schwebte, ein Engländer, ein Soldat, der sich mehr als einmal, namentlich in dem verhängnißvollen russischen Feldzuge mit dem unsern gemessen, Sir Robert Wilson, derselbe, der später in der Sache Lavalette's eine so schöne Rolle spielte, den kühnen Plan zu entwerfen wagte, den Marschall zu befreien und aus dem Luxembourg zu entführen. Die Mittel, durch welche er seinen Plan ins Werk setzen wollte, kannte man nicht; aber man wußte von ihm, daß dies Unternehmen nur deshalb gescheitert sei, weil am Tage vor der Exekution die Wache um den berühmten Gefangenen plötzlich verdreifacht wurde. Diese Befreiung des Helden von der Beresina, unternommen durch einen Mann, mit welchem er auf dem Schlachtfelde das Schwert gekreuzt, hätte sicherlich dem Glänzendsten und Edelmüthigsten, was die Geschichte der heroischen Zeiten bieten kann, die Waage gehalten.

Die Marschallin hatte ihren Mann nur verlassen, um sich in die Tuilerien zu begeben. Sie bestand darauf, zum Herzoge von Duras, einem der ersten Kammerherren Ludwigs XVIII., geführt zu werden, um eine Audienz beim Könige zu erhalten. Lange Zeit wartete sie auf diese Audienz, die ihr unter verschiedenen Vorwänden verweigert wurde. Der Herzog war es, der ihr die entsetzliche Nachricht zu hinterbringen hatte, daß das Urtheil vollstreckt sei.

— Madame, sagte er zu ihr, die Audienz, um welche Sie den König bitten, würde jetzt keinen Zweck haben.

Die Marschallin verstand anfangs den eigentlichen Sinn nicht, den diese schrecklichen Worte enthielten; man erklärte ihr denselben. Einige Augenblicke nachher führte man sie halbtodt in ihr Hotel.

* * *

Ney, allein geblieben und sich selbst überlassen, begann einige auf seinen Tische zerstreut liegende Papiere in Ordnung zu bringen, als einer seiner Wächter, der während der schmerzlichen Zusammenkunft des Marschalls mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nicht aufgehört

hatte zu schluchzen, mit soldatischem Freimuth zu ihm sagte:

— Hören Sie, mein Marschall, an Ihrer Stelle und in Ihrer Lage würde ich den Pfarrer von Saint-Sulpice holen lassen. Man sagt, daß das ein braver Mann ist. Ich, der ich mit Ihnen rede — so oft es zur Zeit des „Andern" zur Schlacht gehen sollte, habe an Gott gedacht, und ich habe mich nicht übel dabei gestanden, denn hier bin ich!

Der Marschall sah den Mann an, der die Grenadier-Uniform vom Larochejaquelin trug, und antwortete ihm bitter:

— Glaubst Du, daß ich irgend Jemand brauche, um sterben zu lernen?

— Marschall, das meine ich nicht. Man sagt wohl, daß eine Million Kugeln Sie nicht schrecken würde. Uebrigens hat Jeder seine Ansicht.

Und er legte die Hand an seinen Tschako und fügte mit bewegter Stimme hinzu:

— Bitte um Verzeihung, mein Marschall, nicht am heutigen Tage möchte ich Sie beleidigen.

Nach einem augenblicklichen Stillschweigen näherte sich Ney dem alten Soldaten.

— Du hast recht, Kamerad, sagte er freundlich zu ihm; man muß als Christ sterben. Laß den Pfarrer von Saint-Sulpice rufen.

Und der Marschall reichte ihm die Hand, welche er mit Thränen überströmte.

Man eilte, Herrn de Pierre, Pfarrer von Saint-Sulpice zu benachrichtigen, und er ließ nicht auf sich warten. Er blieb eine halbe Stunde bei dem Marschall. Ein Gedanke beschäftigte den Helden in seinen letzten Augenblicken; er wollte wissen, welchen Tod er sterben sollte. Er fragte Herrn de Pierre darüber, der ihm berichtete, daß er den Tod eines Soldaten sterben werde.

Bei dieser Versicherung schien die Brust des Marschalls sich zu erweitern; ein Strahl glänzte in seinen Augen und beleuchtete seine schönen Züge.

— Ach! Dank, Dank, rief er aus.

Indeß rückte die Zeit vor. Der Marschall drückte dem Manne Gottes die Hand und bat ihn, ihm im letzten Augenblicke seinen Beistand zuleihen. Herr de Pierre versprach es ihm.

— Auf Wiedersehen denn, mein Vater, sagte der Marschall. Und nachdem er ihn umarmt, geleitete er ihn an die Thür seines Zimmers.

Um 8 Uhr erhielt einer der Veteranen der Garde Befehl, ein Miethfuhrwerk zu holen. Man hatte, sagt man, den Großreferendar der Pairskammer um einen Wagen für den Marschall ersucht, dieser hatte ihn aber verweigert. Ein Fiacker mit der Nummer 666 wurde in den Garten gebracht, an den Fuß der Treppe links am Palaste. Dann benachrichtigte man den Marschall, daß Alles bereit sei. Herr de Pierre hatte Wort gehalten: er war ein Viertel nach 8 Uhr in's Luxembourg zurückgekehrt. Man schrieb den 7. December; es war kalt und düster. Das Zimmer, in welchem man sich befand, war fast dunkel. Alle Anwesenden standen schweigend.

Der Marschall war, wie bereits bemerkt, wegen des Ablebens seines Schwiegervaters in Trauer. Er trug schwarzseidne Strümpfe, ein schwarzes Gilet und einen dunkelblauen Ueberrock, denselben, den er in der Sitzung des vorigen Tages getragen. Er fuhr fort, sich leise mit Herrn de Pierre zu unterhalten; als er bemerkte, daß man auf ihn warte, sagte er in kurzem Ton:

— Ich bin bereit!

Dann trat er zu seiner Toilette, nahm eine Haarbürste und ordnete sich sein Haar, knöpfte seinen Ueberrock bis oben zu, legte seine Binde um, setzte seinen Hut auf den Kopf und wandte sich entschlossen der Thür zu:

— Ach! Ich vergesse! sagte er.

Er kehrte um, nahm seine Uhr und steckte sie in die Tasche, um den Soldaten, welche ihm den Tod geben sollten, ein Geschenk damit zu machen, denn er wußte nicht, daß dieses keine blind gehorchenden Soldaten waren, sondern Männer, welche ein verblendeter Eifer irre leitete, und welche um die Ehre gebuhlt, dies traurige Amt zu verrichten. Endlich gab er selbst das Zeichen zum Fortgehen mit den Worten:

— Fort, meine Herren, ich habe hier Nichts mehr zu thun.

Und Herrn de Pierre führend, dem er seinen Arm geboten hatte, stieg er festen Schrittes die zahlreichen Stufen der Treppe des Luxembourg hinab. Der Offizier, welcher das Peloton befehligte, ging voraus. Man war auf dem Vorplatze des Palastes angekommen, vor welchem der Fiacker hielt, als dieser Offizier plötzlich sich vor die Stirn schlug und rechts in das Vorzimmer des Großreferendars stürzte, wo er eine Dienerin fand und mit bestürzter Miene zu ihr sagte:

— Ich habe nicht daran gedacht, ein Taschentuch mitzunehmen, um dem Marschall die Augen zu verbinden. Ich bitte, leihen Sie mir eins.

— Was! wegen eines Bonapartisten sollte ich ein Dutzend unvollständig machen! gewiß nicht.

Und die Frau kehrte ihm den Rücken.

Der Offizier drang in das Kabinet des Großreferendars, den er vor dem Kamin sitzend fand.

— Monseigneur, sagte er außer sich zu ihm; ich habe das Wichtigste vergessen, das Taschentuch, womit ich dem Marschall die Augen verbinden muß. Er ist da und wartet.

— Ach, mein Gott! was ist da zu thun? rief der Großreferendar. Wer den Charakter Ney's kannte, hätte antworten können: — Er wird dessen nicht bedürfen.

— Wenn Monseigneur mir eins „leihen" möchten, fuhr der Offizier fort; es sind so viele Stufen zu steigen bis zum Zimmer des Marschalls!

Der Großreferendar gab keine Antwort, sann einige Minuten nach, schellte seinem Kammerdiener und sagte ihm einige Worte in's Ohr. Der Diener ging hinaus und kehrte fast sogleich mit einem batistinen Taschentuch zurück, welches er dem Offizier übergab. Dieser hatte den Marschall in dem Augenblicke wieder ein, wo dieser Herrn de Pierre aufforderte, in den geöffneten Kutschenschlag zu steigen.

— Bis hierher, mein Lieber, sagte der Marschall zu ihm, haben Sie mir den guten Weg gezeigt; steigen Sie ein, und obwohl ich weiter gehe als Sie, werde ich doch zuerst ankommen.

Der Trauerzug setzte sich durch die große Einfahrt des Luxembourg, die nach dem Observatorium führt, in Bewegung. Während des Weges leuchtete das Gesicht des Marschalls wie am Tage der Schlacht. Außerhalb des Gitters hielt der Fiacker an; ein Capitain der Gensd'armerie öffnete den Schlag, ließ selbst den Tritt herunter und meldete dem Marschall, daß man an Ort und Stelle sei. —

— Hier ist es, sagte er.

In diesem Augenblicke hörte man den Ruf: — Da ist er! da ist er! und es machte sich eine augenblickliche Unruhe unter den Zuschauern bemerklich, welche sich hinter der Linie der Soldaten befanden und von diesen, dem erhaltenen Befehle gemäß, mit der Erklärung zurückgetrieben wurde:

— Zurück doch! er ist es nicht! Der Marschall soll heute Abend in der Ebene von Grenelle erschossen werden.

— Soldaten! schließt die Glieder und laßt Niemanden nahe kommen, rief die Stimme eines Generals-Offiziers.

In diesem Augenblick sprachen die Züge des Marschalls eine bewundrungswürdige Ruhe aus. Er sah um sich herum, und als er das Peloton bemerkte, welches Feuer geben solle, sagte er:

— Ach! da ist es!

In diesem Augenblick hörte man den eiligen Hufschlag eines Pferdes. — Es ist seine Begnadigung! riefen die Einen. — Es ist ein Aufschub! sagten die Andern. — Es war der aus dem Schlosse entsendete Befehl, die Execution zu beschleunigen.

Der Marschall nahm Abschied von Herrn de Pierre; er gab ihm eine goldene Kapsel und bat ihn, dieselbe der Marschallin zuzustellen, und alles Geld, was er bei sich hatte, um es an die Armen des Kirchspiels Saint-Sulpice zu vertheilen. Dann trat er festen Schrittes vor und stellte sich dem Peloton gegenüber, dessen Befehlshaber mit dem weißen Taschentuch in der Hand erschien, um ihm die Augen zu verbinden. Ney wies ihn sanft ab:

— Wissen Sie nicht, mein Herr, daß ich seit 25 Jahren gewohnt bin, dem Tode ins Angesicht zu schauen?

Und er legte die rechte Hand aufs Herz, nahm mit der linken seinen Hut vom Kopfe, und sprach mit klarer und feierlicher Stimme:

— Ich protestire vor Gott und vor den Menschen gegen das Urtheil, welches mich verdammt. Ich appellire vor ihm an das Vaterland und an die Nachwelt. Es lebe Frankreich!

Die Stimme desselben General-Offiziers übertönte die Seinige durch das Commando, welches er dem Peloton gab:

— Achtung! Fertig!

— Kameraden! sagte Ney nochmals und mit noch klarerer Stimme, thut Eure Pflicht, und zielt hierher . . . hierher! fügte er hinzu, und zeigte mit der Hand auf sein Herz.

— An! . . . Feuer! kommandirte dieselbe Stimme, welche man schon mehrmals gehört.

Der „Tapfere der Tapfern" sank zu Boden.

— Es lebe der König! . . . Es lebe der König! . . . riefen die Offiziere und schwangen die Degen.

Keine Stimme antwortete diesem Ruf, denn als die kleine Rauchwolke sich verzogen hatte, sah man die Spuren eines edlen Blutes an der Mauer, welcher der Marschall den Rücken zugekehrt hatte. In diesem Augenblick war es, wo ein Weib, eine Schwester aus dem Hospital de la Maternité, auf welche Niemand geachtet hatte, weil sie seit der Ankunft des Marschalls bei Seite und auf den Knieen gebliebeu war, die dreifache Reihe der Soldaten durchbrach und hinzustürzte, um einige Tropfen dieses Blutes zu sammeln, mit derselben Ehrfurcht, als wäre es das Blut eines Märtyrers ihres Glaubens gewesen. Dieses Weib war die Schwester St. Thérèse, deren Bruder, der 1814 in dem Armeecorps des Marschalls diente, unter seinen Augen getödtet war.

Ney war von 6 Kugeln im Herzen, von dreien im

Kopf und im Hals und von einer in der linken Schulter getroffen. Sein verstümmelter Körper blieb 20 Minuten lang am Fuße der Mauer liegen; dann erschienen Träger aus dem Hospital de la Maternité, hüllten ihn in eine Decke und brachten ihn auf einer Bahre in einen niedrigen Saal ihres Hospitals. Die Schwester St. Thersse brachte den ganzen folgenden Tag kniend neben diesen sterblichen Ueberresten zu. Am andern Morgen ließ die Familie des Marschalls sie fromm zum Kirchhof des Père-Lachaise geleiten.

Mixt-Pickels.

Das Opium. Der Konstantinopolitanische Markt Theaschiff, in der Nähe der Solimannischen Moschee, ist der Platz, wo die Opiumesser sich dem Genusse dieses wollüstigen Giftes hingeben. Die Kaffeehäuser, in welchen sich die Theriakis oder Opiumesser versammeln, sind in einem großen Viereck belegen, und auf einer Bank außer dem Hause harren sie der Träumereien, die ihrer in Gluth gesetzten Einbildungskraft die Gestalten der himmlischen Houris und Genüsse des Paradieses nach ihrer Vorstellung in voller Ueppigkeit vorführen. Ich hatte so manche einander widersprechende Beschreibung der Gefühle, welche diese Species hervorbringe, gehört, daß ich der Sache auf den Grund zu kommen beschloß, und demzufolge meinen Platz unter einem halben Dutzend Theriakis in einem Kaffeehause nahm. Ihre Gebehrden waren zum Erschrecken. Diejenigen, die schon unter der völligen Einwirkung des Opiums standen, sprachen unzusammenhängend; ihre Gesichter glühten, ihre Augen hatten unnatürlichen Glanz, und der Gesammtausdruck ihrer Physiognomie war furchtbar wild. Die Wirkung erfolgt gewöhnlich innerhalb zweier Stunden, und hält 4 oder 5 Stunden an. Schrecklich ist die mit dieser Ausreizung verknüpfte moralische und physische Entkräftung, die Eßlust ist bald dahin, jede Fieber am Leibe zittert, die Halsnerven werden angegriffen und die Muskeln spröde. Trotzdem können sie von ihrer Angewöhnung nicht lassen; bis die Stunde kommt, wo sie ihre tägliche Dosis nehmen, sind sie elend und hinfällig, wenn diese aber zu wirken beginnt, so glüht und lebt Alles an ihnen. Einige machen vortreffliche Verse, andere halten die herrlichsten Reden an die Umstehenden, wobei sie sich für Kaiser halten, und im Besitz aller Harems der Welt zu sein glauben. Ich nahm selbst eine Dosis zu mir, und nach zwei Stunden fühlte ich alle meine Geister aufgeregt, das Lebliche des Gefühls schien in einer allgemeinen Expansion des Geistes zu liegen. Meine Fähigkeiten waren wie erweitert, Alles was ich sah, erschien mir in größerem Umfang; wenn ich die Augen schloß, hatte ich das Vergnügen nicht, was ich empfand, wenn ich sie offen hielt; es däuchte mir, als ob es mir äußere Gegenstände wären, auf welche meine Einbildungskraft einwirkte, und sie zu Bildern der Luft verschönerte, kurz es war die hinschwindende Musik eines Traumes bei offenen Augen. Ich eilte so schnell als möglich nach Hause, bei jedem Schritte befürchtend, eine Extravaganz zu begehen. Im Gehen bemerkte ich kaum, daß meine Füße die Erde berührten, und es war mir, als ob mein Blut aus irgend einem ätherischen Fluidum bestände, das meinen Körper leichter machte, als die Luft. Die ganze Nacht umschwebten mich liebliche Bilder, aber als ich am andern Morgen erwachte, da war ich blaß und unlustig, hatte Kopfweh, und war so hinfällig, daß ich den ganzen Tag auf dem Sopha hinbringen mußte. Beute dieser Art überleben selten das 35ste Jahr.

Alte Grabschrift vom Jahre 1443. In Frankfurt a. M. befindet sich auf einem Kirchhofe folgende Grabschrift auf einen Schuster:

Hier liegt Hans Mauk; er hat schlecht gesohlt,
Drum hat ihn in Gott der Teufel geholt,
Und hat auf Jesu Christi Bitten
Fein Leder aus seiner Haut geschnitten.

Vexir-Räthsel.

Wenn Du mich räthst, mein lieber Gast,
So hast Du dennoch nichts erruthen,
Und wenn Du nichts errathen hast, —
So rathst Du treffich die Charaden!

Auflösung von No. 3.: Flitterwochen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Folgende Roben machten Aufsehen: Eine Robe von violetter Seide, garnirt mit zwei Volants von schwarzer Spitze; das Leibchen ohne Gürtel, vorn sich rundend; dann ein Kleid von Poult de Soie rayé, das Leibchen gleichfalls ohne Gürtel. Diese Toilette vervollständigt sich durch eine kleine Pelerine, welche sich eng anschließt. Ferner eine Robe von weißem Seidenzeuge mit doppeltem Rock, deren zweiter von reichen Perlenstickereien zurückgehalten war; das Leibchen gleichfalls mit einer Reihe Perlen garnirt. Dieselben Verzierungen an den Aermeln. Eine Robe von rosa Moht, auf jeder Seite mit einer elegant angebrachten Guipüre garnirt, unten breit und nach oben hin allmählig enger werdend. Sehr schön war auch ein Kleid von pelle Musselin mit drei Falten-garnituren von kleinen Spitzen. Endlich sahen wir sehr graciöse Roben von einfachem und doppeltem Foulard, garnirt mit Schleifen, Falten.

Die reitenden und anmuthigsten Reitskeiten sind: Hüte von blauer Seide, vorn kurz und an der Seite sehr lang, unter am Kinn eng anschließend, geziert mit einer Violette von englischen Spitzen oder einer weißen und blauen Feder an der Seite; Hüte von doublonirter weißer Seide von weiter Form, mit Blumen geziert; Hüte von dorbirtem Organdi mit einer einfachen sehr graciös an der Seite angebrachten Rose geschmückt; — Hüte von Reisstroh mit einem halben Rosenkranze garnirt, welcher von hinten ausgehend sich nach vorn hinzieht; Capoten von Poult de Soie mit vier Reihen englischen Spitzen besetzt, welche von oben nach unten gehen.

Correspondenz.

Ich vermuthe, daß Ihnen jewellige interessante Berichte aus unserer schwesterlichen Thermenstadt für Ihr sehr frequentes Blatt nicht unintressant sein dürften, und theile Ihnen daher heute folgenden mit:

Unter den neuen wesentlichen Verschönerungen und Neubauten, nenne ich Ihnen die rückwärts des Frauenbrunngartens, vom Graupner Thor die zum Mühlplatz mit grandiosen Gebäuden neuangelegte „Königsstraße," deren Häuser mit den

Schildern: „Zur Königswart," „zum König von Portugal," „zum König von Frankreich," „zum Herzog von Friedland" u. s. w. bezeichnet sind.

Eine zweite neue Gasse öffnet sich an einer Seite des Frauenbrunngartens, wovon die Munificenz Sr. Durchlaucht des Fürsten Clary als Grundherrn, den Grund von benanntem Garten zur Bequemlichkeit des Publikums preis gab, dieses Gäßchen führt vor dem Graupnerthore in die sonst auf diesem Punkte geschlossen gewesene Judengasse und wird binnen Kurzem auch mit einem Namen bezeichnet werden. —

Die Saison beginnt jetzt ihren Culminationspunkt zu erreichen, da beinahe täglich zwei Blätter der Badelliste ausgegeben werden.

Am 3. August, als am Geburtstage weiland Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. Königs von Preußen, wird Teplitz durch die Enthüllung und Weihe des Allerhöchst Demselben von unserer dankbaren Stadt gesetzten Monumentes einen Tag hoher Feier durch ein sehr solennes Fest, dessen Program veröffentlicht werden wird, begehen.

Das Monument steht auf dem sogenannten Spittelberg (von dem Tage der Weihe an „Friedrich Wilhelms" oder „Königs Promenade" genannt) ist ein, auf einem Piedestal ruhender länglicher Würfel, auf welchem das Brustbild des höchstseligen Königs prangt, darunter die Worte:

Honori et memoriae
Friederici Guilelmi III.
Reg. Boruss.
grata Teplitz dedicavit
MDCCCXLI.

in goldener Schrift zu lesen sind. Dieser Würfel trägt die Spitze einer Pyramide, worauf eine Erdkugel die Worte: „Cuique suum" (den Wahlspruch des Königs) enthält, auf diesem Globus erhebt sich wieder ein Genius, welcher herabblickend das Ganze bekrönt.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen welcher am 22. Juli auf vier Wochen hier erwartet wird, und dessen Logis bereits im englischen Gruß am Badeplatz gemiethet ist, wird das Fest nebst mehreren hohen Staatsbeamten durch Sr. allerhöchste Gegenwart verherrlichen. Den eingehenden Logisbestellungen zufolge wird Teplitz bis dahin seine Glanzperiode erreichen, da auch aus der benachbarten Umgegend an diesem Jahre Alles zuströmen wird.

Einen rührenden Beweis der erhabensten Hochherzigkeit, und edelsten Milde gaben dieses Frühjahr J. J. K. K. H. H. der Prinz von Preußen, Prinz Carl und Albrecht von Preußen, Söhne Sr. Majestät des verewigten Königs, unserer Stadt durch eine huldreiche Stiftung, welcher nachstehendes eigenhändiges Schreiben der erlauchten Geber an unseren Magistrat beigefügt war, und welches ich Ihnen mit höchster Bewilligung hier wörtlich mitzutheilen das Vergnügen habe:

„Eine Reihe von Jahren hindurch war Unser in Gott ruhender Herr Vater, des Königs Majestät gewohnt, die Ihrer Obhut und Fürsorge anvertraute Stadt zu besuchen, um nach den Mühen und Sorgen eines schweren Berufes Genesung und Erholung zu finden. Jeder Einwohner kannte Ihn und gab Ihm Beweise der Liebe, Verehrung und Theilnahme.

Seine warme Anhänglichkeit für Ihre Stadt galt daher nicht allein dem Quell, dem jährlich Tausende zueilten, sie galt der Liebe, mit der sie Ihm jährlich entgegen kam.

Um diese Gesinnungen zu ehren, und um Sein Andenken dort im Segen fortleben zu lassen, haben wir ein Kapital von fünf Tausend Thalern bestimmt, welche in der Art zu wohlthätigen Zwecken angelegt werden sollen, daß die Zinsen hievon zur Unterstützung dortiger Hülfsbedürftiger dienen.

Das lebhafteste Interesse wird Uns zeitlebens an eine Stiftung knüpfen, die den erhabenen Namen des höchstseligen Königs tragen und auf der Sein Segen ruhen wird.

Wir ersuchen Sie, hierüber das Weitere zu veranlassen, Uns Ihre Beschlußnahme zugehen zu lassen und demnächst der Ueberweisung der oben gedachten Summe gewärtig zu sein. Berlin, am 10. März 1841.

Prinz von Preußen. Carl Prinz von Preußen.
Albrecht Prinz von Preußen.

An den Magistrat zu Töplitz."

Dieser Fond wird nun mit bereits erfolgter Genehmigung der edelmüthigen Spender zur Erbauung und Erhaltung eines Krankenhauses für arme Bürger, Dienstboten u. s. w. verwendet werden.

Heil und Segen, Tausendfacher Dank im Namen aller künftig darin gepflegten Kranken und Nothleidenden, den erhabenen engelmilden Stiftern und Begründern!

Heiliger Friede! sanfte Ruhe, Ihrem verklärten, uns unvergeßlichen Königlichen Vater!! —

Teplitz, den 19. July 1841.

Vincenz Maria Hoffmann.

Beifolgt eine Gratis-Bildbeilage, ein humoristisches Genrebild, wie die Leipziger die Pfingst-Feiertage feiern: wozu der Artikel in der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 4. und und folgende nachzulesen ist.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 4, (III. Jahrgang III. Quartal)

Die Pfingst-Feiertage in Leipzig, mit Abbildung. — Das Paradies der Türken. — Bild einer Hochzeit von einem Hagestolzen. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten.

Expedition: Peterssstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 5. (Sonnabend, den 31. Juli.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Deutsche Frauenliebe.

Novelle.

In der Blüthe des männlichen Alters, ausgestattet mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Körpers, Geistes und Herzens, und zugleich sich in den glücklichsten äußern Verhältnissen befindend, fand der Freiherr Adalbert von Liebenau in der Residenz, wo er seit seines Vaters Tode, nach einer vortheilhaften Verpachtung seiner ererbten Güter, lebte, bald Gelegenheit, eines der reizendsten weiblichen Geschöpfe als seine Gattin umarmen zu können.

Nicht körperliche Reize allein, sondern die Gewandtheit und unerschöpfliche Fülle ihres so klaren als reichen Geistes, durch welche Sophie stets in dem engern Kreise ihrer Jugendfreundinnen, wie in dem größern der glänzenden Gesellschaften, deren schönste Zierde sie war, ihre Gefühle und Gesinnungen auszudrücken wußte, und sich der Stimmung aller derer, welche sich ihr näherten, anzuschmiegen vermochte, zogen Adalberts Herz und Kopf zu ihr mit so steigender Gewalt hin, daß, als er sich ihrer Gegenliebe versichert hielt, er sofort aus Amors Rosenbanden sich in Hymens Fesseln flügte, früher als es gewöhnlich Männer zu thun pflegen, denen alle Mittel zu Gebote stehen, des vollen Genusses der glänzendsten Welt sich zu erfreuen.

Baron Adalbert von Liebenau war also ein junger, reicher, schöner und liebenswürdiger Ehemann, und ein solcher ist — zumal in der sogenannten großen Welt — bekanntlich eben solchen Versuchungen ausgesetzt, als die meisten liebenswürdigen Ehefrauen. — Sophie hatte indeß eine bei ihrer Jugend wirklich bewundernswerthe tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, und sie machte es sich daher selbst zur ersten Aufgabe in ihrer Ehe, dahin zu streben, daß ihr so geliebter als liebenswürdiger Gatte die Fessel nicht allzusehr empfinden sollte, die ihn nunmehr an sie band.

Das einzige Kind eines wohlhabenden Edelmanns, Herrn von Schönfeld, war sie sorgfältigst zur feinsten Bildung ihres vornehmen Standes erzogen worden, und hatte nach dem frühen Tode ihrer Eltern um so leichter die glücklichste Selbstständigkeit ihres Charakters erlangt, als ihr nicht minder früh gereifter und ausgezeichneter Geist sie dazu befähigte. In einer großen und überdem noch von einem glänzenden Hofe belebten Stadt, wie die Residenz war, in der sie lebte, hatte ihr scharfer weiblicher Beobachtungsgeist zeitig genug volle Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß weit der größte Theil der vielen unglücklichen Ehen in ihrer Umgebung in einer blinden Eifersucht der Frauen, und ihrer gänzlichen Unvermögenheit, den Charakter ihrer Männer zu studiren und hiernach zu leiten, seinen Grund hatte. Noch als Mädchen schon pflegte sie daher oftmals in ihren Gesprächen über Lectüre und Theater zu äußern, daß es einer der größten Mängel aller Romane und Schauspiele sei, daß die Geschichte der Liebenden darin immer nur bis zur, aber niemals auch nach der Hochzeit fortgeführt sei.

So sah sie denn mit einer gewissen Hingebung zu, wenn ihr Mann die Aufmerksamkeiten andrer Frauen und Mädchen erwiderte. Sie betrachtete ihren Gatten als einen flüchtigen Schmetterling, der an den schönen Kelchen der Blumenflur sich zu erfreuen, eingeladen wird, und theilte gleichsam, wenn er in ihre Arme zurückkehrte, mit ihm die frohe Stimmung, in welche ihn die Huldigungen, die ihm von den liebenswürdigsten ihres Ge

schlechts wurden, verſetzen mußten. So verlebte Sophie, ſelbſt bei der excentriſchen Empfindungsweiſe, welche das Herz ihres Mannes hegte, mit ihm ein volles Jahr lang die ſchönſten Tage.

Indeß, trotz der Nachſicht, mit welcher Sophie ihn in dieſem Punkte zu beherrſchen ſchien, verlor ſie doch ſeine unbefangene Stimmung, die das Eigenthum eines freien Herzens, nie aus den Augen. Denn dieſe war ihr das ſichere Zeichen, daß ſie noch in dem ſeinigen den Platz behauptete, welchem ihr weiblicher Egoismus zu entſagen, ſich nicht überwinden konnte, und es läßt ſich leicht denken, welche Beſorgniſſe ihr daher entkeimen mußten, als ſie ſpäter in der ganzen Haltung und dem Benehmen Adalberts jenes Verhältniß zwiſchen ſeinem und ihrem herzlichen Gefühle mit Einemmal entrückt zu ſehen Veranlaſſung erhielt, das ihre Seele ſo lebhaft aufgefaßt hatte.

Mit jedem Tage beſtärkten ſie mehrere Abweichungen ihres Gatten von ſeinem gewöhnlichen Betragen in ihren Vermuthungen, und da ſtieg in ihr der Gedanke auf, daß er in der Excentricität ſeiner Gefühle auf einen Strebepunkt hingerathen ſein dürfte, der ihn ganz ſeiner unbefangenen Empfindungsweiſe entziehen möchte. Ihre Phantaſie malte ſich ſein Inneres von einem weiblichen Weſen angezogen, deſſen Reize ihn in dem Grade feſſelten, daß er ſeinem gewöhnlichen Umgange mit dem andern Geſchlecht nicht allein entzogen, ſondern auch derjenigen Anhänglichkeit für ſie, die er bisher bei ſeiner Lebensweiſe zu erhalten vermocht hatte, durch dieſe veränderte Richtung ſeiner leidenſchaftlichen Gefühle entriſſen werden dürfte; mit einem Worte, daß er eine Frau oder ein Mädchen kennen gelernt habe, der er nicht bloß mit ſeiner gewöhnlichen Galanterie und Gefallen am Schönen die Cour mache, ſondern die er wirklich liebe.

Sophie hatte ſich in ihren Vermuthungen nicht betrogen. Mit der nur dem Weibe eigenen Gewandtheit wußte ſie ſich die beſtimmte Auskunft zu verſchaffen: daß ihr Gatte ſeit einiger Zeit die Bekanntſchaft eines jungen und ſchönen Fräuleins gemacht, die mit ihrer Mutter aus der Provinz nach der Hauptſtadt gezogen war, daß er bereits jeden Tag mehrere Stunden bei ihr zubringe, und ſeine Beſuche ſelbſt ſchon zu verdoppeln beginne.

Mit Recht gab ſich Sophie einiger Beſorgniß, wegen dieſer neuen Bekanntſchaft ihres Gatten hin. Adalberts Phantaſie fand in dem Anblick des naiven und unbefangenen Weſens einer Provinzial-Schönheit von faſt noch kindlicher Unſchuld, eine Seite der Unterhaltung, die ihm in ſeinem Umgange mit den meiſt überbildeten Schönen der Hauptſtadt ganz unbekannt geblieben war. Dieſe reizende Natürlichkeit Adolphinens zogen ihn bald in dem Grade an, daß ihm alle ſeine bisherigen, langgewohnten Genüſſe und Vergnügungen zum Erſtenmal widerwärtig wurden. Er fand in den glänzendſten Zirkeln kein Intereſſe mehr, und jedes ihm ſonſt ſo liebe Verhältniß, jede ihm ſonſt ſo angenehme Verbindung und Geſellſchaft, die ihn hinderte, ſich Adolphinen zu nähern, ſchien ihm jetzt Langeweile zu erregen, und endlich unerträglich zu werden.

Dieſe völlig neue Stimmung ſeines Herzens konnte Sophien, zumal nach dem, was ſie von ſeinem Verhältniß mit Adolphinen erfahren hatte, nicht entgehen. Sie ſah nicht allein im Geiſte die Folgen deſſelben, ſondern wähnte ſie auch ſchon nachdrücklicher zu fühlen. Ihm ihren Argwohn, ihre Beſorgniß verrathen, und ihm die entfernteſte Erinnerung, den leiſeſten Wink einer Warnung zu geben, das hielt ſie bei ihrer Kenntniß des menſchlichen Herzens nicht allein für fruchtlos, ſondern ſogar von entgegengeſetzter Wirkung.

Sie ſuchte vielmehr ihren Unwillen und ihre Beſorgniß in dem Grade zu überwinden, daß auch der Gatte nicht das Entfernteſte von der Auskunft ahnete, die ſie über die neue Lage ſeines Herzens eingezogen hatte, ſie that ſich alle Gewalt an, vor ihm eben ſo unbefangen und nachſichtig zu erſcheinen, als ſie es bisher geweſen war, und gewann durch dieſe Gewandtheit die erforderliche Zeit, um in ihrem Geiſt den Plan reifen zu laſſen, wodurch ſie, mit Erfolg ſich den Gatten zu retten, zuverſichtlich erwartete.

Zuſehends fand ſich indeß Adalbert von einer Leidenſchaft hingeriſſen, die ihn bald in immer höherem Grade verhinderte, diejenige Rückſicht zu nehmen, zu welcher er ſich, noch dem Entſtehen derſelben, als Gatte früher verpflichtet gehalten hatte. Er gab oft Jagdpartheien und Einladungen, die er zu mehreren Freunden aufs Land erhalten haben wollte, vor, um auf einige Tage ſich dem Anblick Sophiens in den Zirkeln, in welchen er lebte, entziehen, und ungeſtört des Umgangs mit Adolphinen theilhaftig werden zu können, für die allein er ſich jetzt ſeines ganzen Daſeins zu erfreuen ſchien.

Obgleich Adolphine in dem Freiherrn von Liebenau einen jungen liebenswürdigen Mann erblickte, bei dem ſich die Stunden angenehm hindringen ließen, ſo würde ſie doch ſeinem Benehmen keinesweges irgend eine Nachſicht geſtattet haben, wenn in ihr nicht der Gedanke vorherrſchend geweſen wäre, daß er vielleicht ernſtliche Abſichten auf ſie haben dürfte. Allein auch ſelbſt dieſer Gedanke, wäre nicht vermögend geweſen, Adolphinen zu bewegen, mit einer gewiſſen Zuverſicht den Be-

stürmungen eines Mannes sich auszusetzen, der in dem Kreise der Frauen schon so manchen Sieg davon getragen, wenn ihr einfaches, ruhiges und unbefangenes Benehmen nicht zugleich den Baron in einer gewissen Verlegenheit über die Art, wie er eines Sieges über sie sich versichern konnte, erhalten hätte.

Die innige Ueberzeugung, die er hegte, daß er nur zuerst Adolphinen die sanften Gefühle kennen lehrte, die er so rein und zart in ihrem Herzen sich entwickeln sah, daß er allein als Schöpfer des geseierten Gegenstandes seines Herzens zu betrachten sei, und gleichsam die Seele aller Empfindungen und Bestrebungen eines Wesens vertrete, in dessen Busen sein Bild keiner Empfänglichkeit für einen andern Mann Raum ließ — diese Ueberzeugung veranlaßte ihn zu einem solchen zarten, zurückhaltenden Benehmen; gab dem Ausdruck aller seiner Gefühle eine solche innige und holde Feierlichkeit, daß selbst Personen, die näher über seine Denkart in Rücksicht des Umgangs mit dem schönen Geschlecht unterrichtet waren, als Adolphine und ihre Mutter, an seinen Absichten auf Adolphine irre geworden wären.

Bei den ernstlichen Absichten, welche Adolphine in dem Benehmen, mit welchen der Baron sich ihr immer mehr näherte, zu entdecken glaubte, läßt sich wohl leicht erwarten, daß ihre Empfänglichkeit für seine Gefühle keineswegs blos durch solche Beweise seiner Zuneigung abgefunden zu sehen wünschte, die nur der Eitelkeit und dem Eigennutze der Gefallsucht so vieler anderer Frauen gemein hin genügen.

Indem nun der Baron natürlich nicht verfehlte, die Aeußerungen seiner zärtlichen Empfindungen auch durch sinnig und geschmackvoll gewählte Geschenke mancherlei Art geltend zu machen, ermangelte Adolphine daher keineswegs, es ihm fühlen zu lassen, daß sie selbige nur als Beweise ihres Vertrauens zu ihm annehme. In der Hoffnung, den Baron von dieser ihrer Gesinnung völlig überzeugt zu haben, konnte sie sich auch nur entschließen, mehrere Geschenke, die ihr später von unbekannter Hand mehrmals zugeschickt wurden, in der Voraussetzung anzunehmen: daß es ebenfalls Adalbert sei, der ihr auf diese überraschende Art einen Beweis seiner Liebe zu geben wünschte, um so mehr, als er sie mehrmals, mit einem, von ihr innig empfundenen Zartgefühl gebeten hatte, seiner Gaben nicht in seiner Gegenwart zu erwähnen.

So mußte nun aber der Baron bald einen neuen eleganten Anzug, bald ein schönes neues Möbel bei ihr sehen, die nicht durch seine Hand gegangen waren und über die sie gleichwohl nicht ein Wort zu ihm sprach. Obgleich dies allein nun schon geeignet gewesen wäre, ihm einen Argwohn gegen Adolphinens Herz zu erregen, beruhigte er sich doch mit dem Gedanken, daß sie sich diese Kostbarkeiten aus eignen Mitteln angeschafft haben dürfte.

Indeß eines Tages, als er gerade bei Adolphinen war, erhielt sie einen ausgezeichnet schönen und theuern Shawl ebenfalls von jener unbekannten Hand zugeschickt. Adolphine, in der Ueberzeugung, daß derjenige, der ihn ihr verehrte, gegenwärtig sei, glaubte seinem zarten Benehmen auf keine treffendere Art begegnen zu können, als wenn sie ihn, mit der größten Unbefangenheit ihre lebhafteste Freude darüber äußernd, sofort umwarf und mit ihm vor dem Spiegel verschiedene Attitüden machte, deren eine immer reizender als die vorige war.

Der ganze Vorgang, Adolphinens himmlisches Lächeln, in welchem Adalbert aber nur das des liebkosenden Spottes zu bemerken wähnte, der Gedanke an die übrigen kostbaren Kleidungsstücke und Möbeln, über deren Erscheinung bei Adolphinen, seit seiner Bekanntschaft mit ihr, er schon so oft sein Befremden zu unterdrücken bemüht gewesen war, Alles dieses vereinigt, erweckte jetzt in ihm einen Argwohn, der ihn plötzlich um seine ganze nur eben noch so selig heitere Stimmung brachte.

Die leidenschaftlichste Eifersucht überfiel ihn. Er konnte dies Gefühl nicht länger bemeistern. Mit dem mühsamst verhaltenen Unwillen erhob er sich rasch vom Divan, auf welchen hingelehnt er jenen, in gleichem Grade ihn reizenden und empörenden Stellungen Adolphinens zugesehen hatte, und verließ, ohne ein Wort des Abschieds ihr Zimmer, das ihm sonst sein Himmel jetzt mit Erstemmal seine Hölle zu sein schien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehrenschuld.

Die Gesellschaft war nicht zahlreich, aber erlesen, und begoß in der besten Laune des Kameraden neue Epauletten, wie es in der Kunstsprache des französischen Soldaten heißt, wenn ein so eben erst Beförderter den Genossen des neuen Grades den festlichen Einstand gibt. — Der Kamerad war Hauptmann geworden; das rothe Band im Knopfloch des jungen Mannes war auf dem heißen Sande Afrikas wohlverdient, und stand trefflich zu dem bleichen, männlich schönen Antlitz, dessen herausfordernden Ausdruck der keck emporgewickelte schwarze Schnurrbart erhöhte.

Die Gäste, fünf an der Zahl, hatten das Frühstück bereits weit in den Nachmittag hinausgezogen, und so

tapfer gezecht, daß die Gluth des edlen Weines in Purpurflammen ihnen auf Stirn und Wangen leuchtete und wie in Funken aus den Augen sprühte. Montilly, der Festgeber, war ein viel zu guter Knabe, als daß er nicht neben seinen Gästen ganz ehrlich und ohne Rückhalt mitgetrunken hätte; doch trank er leider, nach dem Ausdruck des Sprichworts, bösen Wein, der nur allzuleicht in ihm die freimüthige Offenherzigkeit in rücksichtslose Derbheit, den Scherz in Spott und bittern Hohn, die Keckheit, welche dem Soldaten so wohl steht, in Uebermuth verkehrte. In dem Grade, wie die Lustigkeit der Kameraden in Scherzen und Gelächter sich kund that und steigerte, ward Montilly düster und ernst, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und ordnete einige vom Dessert übrig gebliebene Kirschen zu allerlei Figuren auf seinem Teller.

Sein Nachbar stieß ihn an. „Schläfst Du, Montilly, oder träumst Du?“ fragte er. Statt zu antworten, murmelte der in fast unverständlichen Lauten vor sich hin: „Zwei Flaschen Bordeaux, dann Burgunder, dann Champagner, und nun Crampampuli, und dennoch gibt das Scheusal kein Lebenszeichen.“ Der Nachbar folgte Montilly's stieren Blicken und bemerkte am andern Ende des Saales, an einem Tisch allein, einen Mann mit einem breiten, gedunsenen Gesicht von fahler Hautfarbe und ruhigem, nichtssagendem Ausdruck; er schien wenigstens sechzig Jahre zu haben, war groß und stark, und wie er so den dicken, mit einer glänzend rothen Perücke bedeckten Kopf in die breiten Hände gestemmt, mit den großen runden Augen die lärmenden Zecher ganz ruhig beobachtete, glich er ganz einer Bulldogge, welche den Spielen eines Haufens muthwilliger Schuljungen zuschaut. Der Nachbar zeigte den Kameraden lachend den wunderlichen Gast, und diese lachten oder wieherten vielmehr mit, ohne daß dies jenen auch nur im Geringsten zu berühren schien.

Montilly verlor vor des Beobachters starrem Blick zuerst die Fassung. „Will doch sehen,“ sagte er, „ob ich die Kröte nicht lehre, die Augen abzuwenden.“ Nun nahm er einen Kirschkern zwischen Zeigefinger und Daumen, stützte den rechten Arm mit der aufgestemmten linken Hand, rief: „Des Ungethümes rechtes Auge,“ und schnellte los. Der Kirschkern prallte auf die Marmorplatte des Tisches, von wo der Unbekannte ihn aufnahm und in die Westentasche steckte; dann, nachdem er von dem getroffenen rechten Ohre den rothen Fleck weggewischt, nahm er die alte Stellung wieder an, als wäre nichts vorgefallen. Die Gäste an den andern Tischen sahen einander in mißbilligender Verwunderung an, die trunknen Offiziere aber riefen: „Gut geschossen!“ — „Nicht doch,“ meinte Montilly, mit angenommener Kaltblütigkeit, „ich habe zu weit links gehalten, diesmal aber treff ich gewiß.“

Die Gäste murrten, und erhoben sich von ihren Sitzen, doch der Hauptmann schien dessen nicht wahrzunehmen, zielte wieder lange und bedächtig, schnellte los und traf diesmal die Hand. Der Andere nahm den Kern und steckte ihn zu dem ersten.

„Der Kerl ist ein Rhinozeros,“ meinte ein Offizier. „Laß ihn gehen,“ meinte ein zweiter: „es ist nicht der Mühe werth.“ — „Wahrscheinlich handelt das Ungethüm mit Kirschkernen,“ bemerkte ein Dritter.

„Er kann noch welche haben,“ sagte Montilly. Die Anwesenden äußerten laut ihre Mißbilligung, doch wagte Keiner einzuschreiten, abgeschreckt, wie sie waren, durch die drohende Haltung der berauschten Offiziere, so wie durch den festen und gebietenden Blick des Beleidigten, von dem der dritte Kern eben abprallte und auf den Boden rollte. Da erhob sich der Unbekannte, um ihn aufzuheben und in die Tasche zu stecken; doch statt zu seinem Platze zurückzukehren, trat er auf Montilly zu und sagte mit leisem Spott: „Sie zielen nicht ganz richtig; doch besitze ich einige Uebung im Schießen und will Ihnen gern eine kleine Unterweisung darin geben. Ich denke, drei Lectionen werden genügen, und um keine Zeit zu verlieren, wollen wir morgen beginnen.“

„Gut,“ versetzte der Hauptmann gleichmüthig. Nun bat sich der Beleidigte zwei der Anwesenden als Zeugen aus, bezahlte seine Zeche und ging, nachdem er zum Abschied noch Alle höflich gegrüßt.

Am nächsten Morgen war der Kapitain mit seinen Secundanten bereits seit einer halben Stunde auf dem Platz, bevor der Herausforderer, begleitet von drei Herren, erschien.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung,“ sagte er; „doch habe ich gegen die heutige Mode die alte Gewohnheit beibehalten, das Frühstück einzunehmen, bevor ich das Geschäft beginne. So komm' ich einem allenfallsigen Mißgriff zuvor. Und in so liebenswürdiger Gesellschaft ist es gar leicht, sich zu vergessen.“ — Er zeigte dabei auf seine Zeugen, die sich verbeugten, und fuhr, auf den dritten Begleiter deutend, fort: „Und was diesen Herrn betrifft, so wünschte ich wohl, mich auf das Schießen so gut zu verstehen, als er auf Lanzette und Messer.“

Den Kapitain begünstigte das Loos mit dem ersten Schuß. Doch handhabte der Nüchterne die sichere Waffe nicht so gut, als Tags zuvor der Trunkene das ungewisse Spielzeug; er fehlte, worauf der Gegner sagte: „Sie fassen den Drücker zu stark. Doch jetzt erlauben Sie mir, Ihnen die vollständigste Unbeweglichkeit zu em-

pfehlen; es handelt sich hier um Leben und Tod.“ Dann rief er: „Des Herrn rechtes Ohr!“ drückte los und das Ohr hing in Fetzen herab; doch erklärte der Wundarzt die Verletzung für ganz unbedeutend.

„Ich habe nicht das Auge gesagt,“ meinte der Unbekannte, „sonst hätt' ich es auch getroffen, meine Herren. Uebrigens soll' es mir leid thun, wenn Sie um Ihr Ohr gekommen wären. Hier ist Ihr erster Kern zurück, die andern heb' ich indessen auf. Auf Wiedersehen!“

Dieser Abschied hatte gerade nichts Tröstliches. Zwei Jahre verstrichen indeß ruhig, der Unbekannte meldete sich weiter nicht, und alle Welt hatte das Aufsehen erregende Abenteuer vergessen; nur Montilly nicht, der sich die erhaltene herbe Lehre zu Nutz machte, und in seinem Betragen viel bescheidener wurde, als bisher, ohne daß diese Bescheidenheit seinem kriegerischen Muth den geringsten Eintrag gethan hätte. Doch fragte er sich insgeheim mehr als einmal, ob er wohl schuldig sei, für eine und dieselbe Beleidigung einem so überlegenen Gegner dreimal Genugthuung zu geben? Der Mutterwitz antwortete stets mit einem bestimmten Nein; aber dieses Nein des gesunden Menschenverstandes konnte hier nicht gelten. Montilly hätte lieber eine Batterie gestürmt, als so den furchtbaren Schützen erwartet, dessen Erscheinen er jeglichen Tag . . . sollen wir das Wort aussprechen? Es lautet eben nicht schön, von einem tapfern Hauptmann sagen zu müssen, daß er irgend eines Sterblichen Angesicht fürchtete.

Das Regiment kam nach Nismes. Montilly, dem das Händelsuchen verleidet war, und der sonst keine Nahrung für sein Tapferkeit fand, legte sich aufs Herzerstürmen, und nicht ohne Glück.

Eines Morgens stand er sehr früh auf, pfiff sich ein lustiges Stückchen ums andere, zog seine beste Uniform an, fand den Himmel klarer und die Luft heller als je, und wollte eben ausgehen, um seine „Flamme“ aufzusuchen, als es an die Thür pochte, und Niemand anderes hereintrat, als derjenige, an welchen Montilly zufällig seit einiger Zeit gar nicht mehr gedacht hatte.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störe,“ sagte der Unbekannte zu dem erstaunten Kapitain, „eben bin ich angekommen und muß gleich weiter, beim Wechseln der Pferde sah ich einen Soldaten mit der Nummer Ihres Regimentes vorübergehen, was mich veranlaßte, nach Ihnen zu fragen. Man sagte mir, Sie seien hier und wohlauf. So wollte ich denn nicht versäumen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und Sie zu erinnern, daß ich noch in Ihrer Schuld bin.“

„Ich stehe morgen zu Ihren Diensten,“ sagte Montilly zögernd, weil er sich insgeheim schämte, inmitten eines Ehrenhandels noch seiner Herzensangelegenheiten zu gedenken. Der Fremde zuckte die Achseln, und versetzte spöttisch: „Also auf ein anderes Mal. Die Pferde sind angeschirrt und mein Wagen wartet auf mich. Gott befohlen!“ — Er wollte gehen, doch der Hauptmann durfte und mochte das nicht zugeben, und rief: „Ihre Stunde, mein Herr?“ — „Ich hatte eben die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich keine Zeit zu verlieren habe. Jetzt gleich, oder nicht. Mein Bedienter wartet unten mit meinen Pistolen, Ihre Zeugen mögen zugleich die meinen sein.“

Auf dem Platz sagte der Unbekannte, da er die Waffe zuerst anschlug: „Der zweite Kern hat die Hand getroffen,“ drückte los und die Kugel zerschmetterte des Gegners Vorderarm. „Der dritte Schuß wird der Brust gelten,“ seufzte Montilly still für sich, und sank ohnmächtig nieder. Der Fremde zog eine reichgestickte Börse aus der Tasche, nahm einen Kirschkern heraus, den er dem Secundanten überreichte, und ging mit höflichem Gruß.

Der Verwundete genaß; doch blieb ein stiller Kummer in seinem Herzen zurück. Er erwartete täglich den unversöhnlichen Feind, und ob auch mehrere Jahre darüber vergingen, so konnte er es dennoch nicht über sich gewinnen, mit Ruhe und Geduld das zu erwarten, was ihm unausbleiblich dünkte, und dem auszuweichen zu können, er nicht ohne Erröthen wünschen durfte. Er zehrte sichtlich ab, und fand nicht einmal in den Tröstungen der Freundschaft Linderung für einen Gram, dessen Ursache er ja keinem seiner Freunde mitzutheilen wagen durfte.

Eines Tages forderten die Gerichte den Hauptmann Montilly auf, sich über Annahme oder Nichtannahme eines ihm zugefallenen Vermächtnisses zu erklären. Der Name des Erblassers war ihm zwar ganz fremd und unbekannt, doch nahm er das Legat an, das in einer zierlichen kleinen Kiste bestand. In der Kiste fand sich eine sehr schöne Börse, in der Börse ein sorgfältig in Seidenpapier gewickelter Kirschkern.

Der leichte Kern wog Berge auf, die sich bei seinem Anblicke von Montilly's Brust wälzten.

Mixt-Pickels.

Mlle. Rachel in London. Ein französisches Journal scherzt in Bezug auf die Triumphe der Schauspielerin Rachel in London auf folgende Weise: Hermione hat alle brittischen Herzen gerührt, alle parlamentarischen Interessen getödtet, die Getreide- und Zuckerfrage, Mac Leod, den President, den Orient, China erstickt. Die transatlantischen Ovationen, die Fanny

Elster erhält, sind ein Kinderspiel gegen die gigantischen Triumphe der Mlle. Rachel. Das ganze Parlament liegt zu den Füßen Melpomenens und ein anderes Bataillon von Lords antichambrirt, um einen Blick von der jungen Israelitin zu erhalten, und ihr den Saum des Kleides zu küssen. Man schickt der Tragödin nicht mehr Shawls, kostbare Stoffe und Ebelsteine, sondern Besitzungen von 30,000 Meters, Wälder, Dörfer, Marktflecken; mit einem Worte, England verliert ganz den Verstand, Mlle. Rachel hat das Bischen Vernunft, welches John Bull noch hatte, ganz erschüttert. Indem wir ihm Mlle. Rachel überschicken, haben wir Albion in einen Zustand von Geistesabwesenheit versetzt. Aber ihr meint vielleicht, dieser Enthusiasmus unserer Nachbaren über dem Kanal gründe sich auf Achtung vor dem Talente unserer jungen Hermione? Keineswegs! Es ist damit bei ihnen wie mit der Musik. Sie hören Rubini und Tamburini aus genre, applaudiren aus Fashion. London äfft die elegante Welt von Paris und druckt den feanzösischen bon ton nach, wie Brüssel die pariser Politik nachäfft und die französische Literatur nachdruckt. Die Aufnahme, welchen John Bull den Künsten angedeihen läßt, entsteht nicht aus einer wirklichen Verehrung für dieselben; bei ihm ist Alles gemacht, conventionell, falsch; Alles entspringt bort aus einer Quelle: aus idiopatriotischem Hochmuth.

Das A. B. C. Der Herausgeber einer vor kurzem erschienenen Lesefibel sagt in seiner Vorrede: „Klein und unbedeutend mag wohl Manchem mein Unternehmen erscheinen; gewiß aber groß und von bedeutendem Einflusse Jedem, der das Wesen des lieben Abc philosophisch erkannt hat. Wie viele und mancherlei Ideen liegen in den einzelnen Lauten an und für sich! Gewiß wunderbar ist's, daß man es in manchen Staaten, wo sonst Alles, was irgend politische Andeutungen der Art, wie unser Alphabet enthält, verboten wird, nicht schon längst bei den Jesuiten als invaliden Veteranen in Pension gegeben hat! — Mit einem verwundernden: Ah! tritt es in die Welt! Wem gilt dies? Dem Soultschen oder dem Guizotschen Wirkungskreise! — Wem gilt der Schöpsenlaut des Be? Bezahnbelt etwa ein neuverfassungsflüchtiger König seiner Unterthanen Protestationen so? — Weder kalt noch warm, ein wahres juste-milieu, ein Achselträger ist das E! Schreibt der Herr Kommerzienrath sich mit dem K, — schnell ändert es es sich seiner doppelten Aussprachnatur gemäß auch in ein K. — Notirt dagegen eine wohllöbliche königliche —sche Censurbehörde ihr blaues Imprimatur mit der Marke: Jenf. Colleg. — gleich ist das amphibienartige C zu doppelter Verwandlung für das wohlweise Censurcollegium bereit. — D — wie gewichtig; jeder Doctor der Theologie, Jurisprudenz, Medizin oder Philologie kennt keinen andern Buchstaben so gut, als sein Titulatur-D, dem er höchstens (— wenn er nicht etwa Ex heißt —) noch ein schnarrendes r anhängt. Aehnlich verhält es sich mit dem Magister-M. Dies ist auch der Buchstabe, der am meisten gemißbraucht wird. Denn, während nur selten einmal die Erscheinung vorkommt, daß Jemand seine ersten schriftstellerischen Versuche als D. oder D. Ph. so und so der Oeffentlichkeit übergibt, und auf etwaiges Befragen dies Abbreviaturen für die Namen David oder Daniel Philipp ausgibt, so findet es sich dagegen häufig, daß man mit M. Maus ꝛc. unterzeichnet; Jedermann liest: Magister Maus, bloß der Schreiber ganz einfach Moriz Maus. Natürlich ist dies M. stets mit lateinischen Lettern gedruckt oder geschrieben, wenn auch Alles übrige, womit es zusammenstedt, ein ehrlich-deutsches Gesicht trägt. Da kann man sagen: i! i! oder o! o! — wieder kurze und gewichtige Buchstabenlaute! — Das D liegt in Deutschland noch immer mit dem T im Streite. Das kümmert aber den Deutschen wenig, so lange sich sein Deutschthum noch so hinter fremdem Wasse verbeicht, als bisher. Alles singt: „Sie sollen ihn nicht" — ꝛc., dagegen aber auch:

„Die Mode woll'n wir haben
„Vom feinen Frankenland,
„Wis alle Ans begraben
„Der plumpe deutsche Sand!

Ei! ei! spricht das Alphabet dazu, indem es seinen Mund zum mißbilligenden Diphthonge verzieht. Ha! spricht es, der Deutsche ist wahrhaftig so unselbstständig, als ein a, welches nie ohne ein u existiren kann! — — Welches Beispiel von zurückgezogener Bescheidenheit gibt nicht das e, während sein Bruder das f überall an Worten voransteht und mit langgedehntem Laute: S—, wogu er nöthigenfalls das t noch nimmt (St!) Ruhe gebietet, wenn ein Anderer kräftig aufreeten will! — Landesklugheit treibt sich das g herum und läßt sich nur selten betreffen, besonders seitdem Thomasius die Hexen aus den Gesetzgebungen der Staaten gestrichen hat. — Ein X fur ein U machen, ist eine alte Redensart! Weh, ein albekannter Ausruf! Das J, dessen Aussprache den Nationen mitunter so schwer fällt, schließt saumselig die lange Reihe. — Nun fragen wir Jeden, ob nicht das Abc das einfachste Hieroglyphensystem für das Auge und Ohr des Philosophen bildet!" —

— Ein Russe und ein Engländer befanden sich als Passagire auf einem Schiffe, und geriethen, ohne übrigens heftig dabei zu werden, in Streit darüber: welche von ihren beiden Nationen im Faustkampf die wirksamste Methode zu schlagen inne habe. Keiner konnte den Andern durch Worte überzeugen, und beide wurden sehr verstimmt darüber eins, es solle jeder dem Andern seinen wirksamsten Nationalschlag zur Probe versuchen, wodurch allein ein vernünftiges Urtheil möglich werde. Von der sämmtlichen Schiffsmannschaft als Zuschauern umgeben, stellten sie sich einander gegenüber, und der Russe, seiner schmeratrogenden Natur sich bewußt, überließ dem Engländer den ersten Schlag. Dieser warf sich in Vorspositur, brehte im schnellen Wirbel einige Male die Fäuste um einander, und versetzte dem Russen einen so gewaltigen Schlag auf den Magen, daß dieser mit aufgesperrtem Munde rücklings zu Boden stürzte und die Beine gen Himmel streckte. Man eilte ihm beizuspringen, und als er sich durch eingegossenen Rum so weit erholt hatte, daß er wieder athmen und reden konnte, nickte er dem Engländer beifallig zu, und stöhnte, sich den Magen reibend: „Der mich der Teufel! Gut! sehr gut!" Der Zuschauerkreis bildete sich aufs Neue und beide Gegner traten einander gegenuber. Der Russe sah dem Engländer scharf in die Augen und schnell wie ein Schuß gab er ihm mit den Knöcheln der geballten Faust einen so zerschmetternden Stoß auf die Nase, daß dieser mit einem Goddam! zurücktaumelte, beide Hände vor das Gesicht schlug, und das Blut ihm stromweis uber Mund und Kleider floß. Er faßte sich indeß augenblicklich wieder, hielt sich mit der einen Hand die blutende Nase zu, reichte die andere dem Russen, sprach ganz kaltblütig: „Nun nicht übel!" und ging in die Cajüte, um Wäsche und Kleider zu wechseln.

Mittel gegen Kopfhängerei. Die Hauptsache ist, man halte den Kopf gerade und lasse ihn nicht hängen, wenn uns einmal etwas in die Quere gekommen ist, denn auf der Erde, vor unsern Füßen liegt selten oder nie ein halbarer Trost. Man richte Auge und Herz gen Himmel, da fällt für Alle Trost herab, wenn man nur das Hinaufblicken versteht.

Auf keinen Fall gehe man unter die Pietisten. Ein Mensch, der heiter arbeitet, lebt und stirbt, und in seinem Kreise wohlgemuth seine Pflicht ausübt, wiegt am jüngsten Tage mehr, wie ganze Schocke solcher Pietisten, die ihr Lebtage sich nur mit Frommthun beschäftigt haben.

— Jemand war 200 Gulden schuldig. Der Gläubiger hatte ihn öfters um Zurückzahlung schriftlich angegangen, da er aber keine Antwort erhielt, gerieth er in Zorn und wollte selbst zu dem Schuldner gehen. Ein Freund Beider, der Unheil fürchtete, beschwor ihn, nicht hinzugehen, und erbot sich, die Schuld in seinem Namen einzutreiben. Am andern Morgen erzählte der Dritte, daß er bei dem Schuldner gewesen sei und sagte zum Gläubiger: „Es ist wohl recht gut, daß Du in Deinem Zorn nicht hingegangen bist, es würde Mordspectakel gesetzt haben."

„Wie so?" fragte dieser.

„Nun," versetzte der Mittelsmann: „ich habe eine tüchtige Ohrfeige bekommen!"

„Eine Ohrfeige? Und hast Du ihn nicht auf der Stelle gezüchtigt?"

„Ei warum denn, was gehn denn mich Eure Streitigkeiten an?"

— Ein Minister fragte seinen Fürsten, wer die so eben erlebigte Stelle haben solle. Der Souverän war gerade in böser Laune und rief zornig: „Der Teufel!"

Der Minister verbeugte sich geiassen und fragte weiter: „Ihre Durchlaucht befehlen doch die Ausfertigung wieder in der gewöhnlichen Form: „An unsern lieben Getreuen ꝛc.?"

— Bald wird man alte und junge Herren nicht mehr blos mit Brillen herumlaufen sehen, sondern auch mit zierlichen silbernen Ohren. In New-York werden sie allgemein getragen. Sie sind wie Zuckerschaalen geformt, nur etwas tiefer und werden mittelst zweier kleiner Federn festgemacht. Sie verstärken den Schall so sehr, daß eine Repetiruhr wie eine Sturmglocke lautet und ein leiser Seufzer drei Meilen weit gehört wird.

— Bisher war's in gewissen stereotypen Reden gewöhnlich, zu behaupten, noch sei kein Sterblicher von Schmerz besiegt geblieben. Mit der Redensart ist es nichts mehr. In dem Dorfe Zuckers ist ein 105jähriger Mann Namens Grosch gestorben, der nach seiner eigenen Versicherung nie einen Schmerz gekannt, noch einen Verdruß gehabt hat. Er war folglich unverheirathet.

Hagestolzensteuer. Dem Repräsentantenhause in Katalonien wurde eine Petition überreicht, mit der Bitte, daß den Junggesellen über 30 Jahr eine Steuer aufgelegt werden möge. Die Eingabe wurde der Commission über „inländische Manufacturen" überwiesen.

Auflösung von No. 4.: nichts.

Wien und Berlin.

Nichts kann einen größeren Gegensatz bilden als die Bauart Wiens und Berlins. — Berlin mit seinen schnurgraden, ruhigen Straßen, seinen schönen Plätzen, seinen im Vergleich zu Wien niedrigen Häusern stellt sich überall als einen Ort dar, wo man den Geschmack um Rath fragte und um Raum niemals verlegen war. Wien da gegen scheint in vieler Beziehung eher gewiesen zu sein, als der Geschmack, wenigstens der, welchen wir jetzt für gut halten. — Andererseits scheint es, als habe alles Leben sich nach Wien geflüchtet, und ein Berliner, der seine Königsstraße für das non plus ultra aller Lebendigkeit hält, muß offen eingestehen, daß diese gegen die Gassen Wiens fast todt erscheint. Ein wahres Wunder ist es, daß bei dem Drängen der Menschen, die sich zwischen den Wagen durchwinden, nicht mehr Unglück vorkommt.

Ein Fremder, der eine Stadt kennen lernen will, kann nichts Besseres thun, als sich so schnell wie möglich mit den Sitten ihrer Bewohner bekannt zu machen. Für's erste traten wir daher an die Fenster und sahen dem Treiben der Menge zu; dann ging es auf die Bastei, wo das prächtige Panorama rund um uns her uns so lange fesselte, bis es völlig dunkel geworden war, und endlich beschlossen wir einen Tag damit, ein Kaffehaus am Neumarkte zu besuchen, wo schöne Orangenbäume an der Thür stehen und unter ihnen eine gepuzte Menge Eis schmaust. — Eis scheint im Sommer eine Hauptnahrung der Wiener zu sein. — Ueberall ist es zu haben und zwar in merkwürdiger Verschiedenheit und von einer Güte, wie wir es in Berlin nicht kennen. Billig ist es dort nicht, aber darauf scheint es in Wien auch überhaupt nicht anzukommen. Das Leben ist weit theurer hier, als in Norddeutschland, dennoch aber lebt nicht allein jeder den Genuß, sondern er weiß ihn sich auch zu verschaffen. Oesterreich ist ein reiches Land, voll unerschöpflicher Hülfsquellen. Sein zahlreicher Adel pocht nicht auf einen leeren Namen und vergeldete Pergamente, sondern er besitzt, was auch in neuster Zeit Achtung verschafft: Geld und großen Grundbesitz. — In Wien, wo alle Macht und aller Reichthum zusammenströmen, wo man nur zu leben scheint, um Feste zu feiern und zu beweisen, daß man Geld besitzt, kann es an Arbeit und Verdienst nicht fehlen.

Die Menschen lieben ein lustiges Leben und warum sollten sie auch ohne Noth traurig sein? Sie haben den Strauß, der ihnen Walzer macht, die Arbeiter, wo sie ohne Hindernisse Opposition machen, lachen and heraussagen können, so viel sie wollen; sie haben Balle und Concerte, Feuerwerke im Prater, Lustorte eines umher, Volksfeste, Salami und Käse, eine paradiesische Natur, Vergnügen überall und Geld vollauf.

Welche abscheuliche Sitte ist es, Jeden, der einen ganzen Rock trägt, Ew. Wnaden zu titeln; welche kriechende Gehorsamlichkeit gehört dazu, Jeden Herr von zu nennen, ob man auch zehnmal w.ß, daß ein schlechtweg Bürgerlicher vor uns steht.

Kaum hört man eine Antwort anders als mit dem Zusatz: „Küß die Hand Ew. Gnaden, und es ist nicht eine bloße Redensart, denn wer irgendwo etwas zu bringen oder zu verkaufen hat, spricht seinen Dank durch einen Handkuß aus oder küßt das Kleid, wenn die Hand ihm verwehrt wird. — So ist der innere Volkscharakter ein gutmüthiger zwar; aber auch ein völlig gedankenloser und der vorherrschende Durst nach Vergnügen scheint der einzige Trieb, der ihn durch's Leben begleitet. Alles ist äußerlich hier und so muß man auch die Menschen nehmen und verbrauchen.

Den ersten Begriff eines Wiener Sommerballs bekamen wir im Sperl. Es war ein sogenannter Bürgerball, bei welchem die fashionable Welt zum Zuschen erscheinen. Man muß jedoch nicht denken, daß die Tänzer und Tänzerinnen etwa in ihrer Kleidung und dem äußern Anstande gegen die Zuschauer zurückstehen. Sie sind vielmehr mindestens eben so luxuriös gekleidet als diese und namentlich ist die weibliche Welt darin wie überall voraus. Getanzt wurde mit einer Leidenschaft, die nicht zu beschreiben ist, und die man bei uns auch nicht kennt. — Die Köpfe und der ganze Oberkörper drehen sich dicht zusam-

men, der Dame Mund liegt an des Herrn Schulter, oder wenn sie groß genug ist, an seinem Ohr; der Unterkörper nimmt dagegen eine sehr fremme, nach hinten hinausgestreckte Haltung an, welche viel Bücherliches hat. Die Sänger aber wissen nichts davon; sie hopsen umher, machen unendlich große Schritte, sie sprechen nicht, sie lachen nicht, sie haben keinen Sinn für das Ueppige einer solchen Umschlingung. Mit stieren Blicken und hochgehobenem Fuß stehen sie und warten auf den Augenblick, wo sie wieder einfallen können, und dann geht es die Colonne hinab mit aller Energie der Tanzwuth, welche nur den Takt der Musik hört, sich wie toll umherwirbelt und endlich, in der schwülen Sommerhitze bald aufgelöst, ermattet und doch nicht befriedigt, das Ende des Festes viel zu früh findet. — Solche Feste sind nun fast täglich in Wien. Bald heißt der Ball: Spiegel des Frohsinns oder Festmosaik oder möchtentliche Gartenschau oder wehriger Spitz im Glanz u. s. w. Dazu kommen die vielen Volksfeste auf der Brigittenau, im Prater u. s. w., und ist es im Sommer so, wie muß es erst im Winter sein. Natürlich gibt es auch in Concerten nicht weniger und überall muß wie auf den Bällen Strauß und Lanner spielen. — Diese Art Tanzmusik zu hören mit ihren leichten, lustigen Melodien, scheint den Wienern das meiste Vergnügen zu gewähren. Concerte von der Art wie in Berlin, wo in mehreren öffentlichen Gärten von auserwählten Musikchören Beethoven'sche Symphonien und die Werke Gluck's, Spohr's, Mozart's und aller großen Meister executirt werden, kennt man in Wien gar nicht. Man würde das unerträglich langweilig finden und eben so wenig hingehen, wie man in Berlin die Strauß'sche und Lanner'sche Concertmusik großer Beachtung würdigen würde. — In dieser verschiedenen Richtung spricht sich deutlich genug der Unterschied zwischen beiden Hauptstädten Deutschlands aus. — Der sinnende Ernst, das tiefere Gefühl für die verbindenden Künste, sowohl wie für die Wissenschaft gehört dem Norden, die leichtere Fröhlichkeit des Sinnes, der Schaum des Lebens, der, vom Winde getrieben, auf der Tiefe schwimmt, ist dem Süden zugefallen. — Sie kümmern sich nicht um das, was kommen wird, sie lachen uns aus mit unsern Reflexionen, sie verspotten uns mit unserer nüchternen Beständigkeit, wie sie es nennen, und wissen ganz besonders viel schnurrige Geschichtchen von den Berlinern zu erzählen. Ihm Norden bleibt man ihnen aber natürlich auch nichts schuldig.

(Beschluß folgt.)

Ergebenste Aufforderung,

den Modenbericht unsers Gutenbergs betreffend.

Napoleon herrschte einstmals als mächtiger Usurpator über unser Deutschland, aber sein Herrschertyron stürzte, wie Alles auf dieser Welt hinfällig und vergänglich ist, bald wieder zusammen; Paris herrschte über ein Jahrzehnt fast über alle Hauptstädte Europa's und schrieb ihnen in politischer Hinsicht Gesetze vor, aber mit dem Sturz des Weltenderers sank es auch von dieser schwindlichen Höhe wieder herab; nur die Herrschaft der Moden, die es nicht nur über Europa, sondern auch über entfernter gelegene Welttheile schon seit langer Zeit ausübt, scheint von unvergänglicher Dauer zu sein. Wien und London haben es zwar versucht, das lästige Joch abzuschütteln, aber es ist ihnen nicht gelungen, und die Moden, welche namentlich Wien liefert, bleiben immer mehr oder minder Copien der französischen Moden. Unser Leipzig, der Sitz eines Welthandels in Allem, was Mode betrifft, wo so ausgezeichnete Putzmacher, Kaufleute und Kleidermacher einen weit ausgedehnten Umkreis mit Modeartikeln aller Art durch jahrliche Sendungen versorgen, unserer Stadt, deren gebildete Damenwelt sich allerwärts den Ruhm eines guten Geschmackes in Anordnung ihres Putzes zu verschaffen gewußt hat, unsere Stadt, sage ich, in jeder Art zu einer, wenn auch nur in geringerem Maße, auszuweichenden Modeherrschaft durch Welthandel und Kunst so geeignet, hat noch keiner Mensch gewagt, in Hinsicht der Mode sich zu einiger Selbstständigkeit aufzuschwingen. Wir wollen mit unserm **Gutenberg** den ersten Schritt dazu versuchen, und richten in dieser Absicht an alle

Putz- und Mode-Handlungen, desgleichen an alle Kaufleute und Kleidermacher, kurz an Alle, die sich mit Mode-Artikeln aller Gattungen beschäftigen oder damit handeln,

die ergebene Aufforderung, uns vorläufig allwöchentlich die genaue Beschreibung ihrer Neuigkeiten und Stoffe, wozu sie sich eignen, welche Farbe sie haben, sind es Hüte, in der Art ihres Ausputzes ꝛc. ꝛc. zur **Postenfreien** Einsendung in unsern wöchentlichen Modenbericht aus Leipzig einzusenden.

Wir sehen, daß die meisten Pariser Moden nicht mehr streng nachgeahmt, sondern dieselben stets nach dem deutschen Geschmack modificirt und also mit selbstständigerer Phantasie umgearbeitet werden; dies ist schon ein gehemmer Schritt zu einer Art Selbstständigkeit, und es fehlt nur, damit öffentlich aufzutreten.

Unsere **Leipziger Moden**, wie sie sich nach einer ungemeinen Auswahl und Sichtung, deren die Pariser bedürfen, gestatten, verdienen deutschen Ernst mit französischer Koketterie, während die rein Pariser einzig und allein das Gepräge der Koketterie und Leichtfertigkeit tragen. Und sind wir nicht eben so begünstigt, wie Paris? Haben wir nicht ebenfalls Feste, Bälle und Concerte, wo sich die feine Welt versammelt und wir einen Gesammt-Ueberblick über die Leipziger Moden erhalten können? Haben wir nicht im Sommer unser Pariser Bongchamps, das **Rosenthal**, im Winter die **Gewandhaus-Concerte**, das **Theater**, wo sich die Elite unserer Damenwelt einfindet? Und haben wir nicht berühmte Putzhandlungen und Künstler, die die Fashion von fast ganz Deutschland mit Moden und Putz-Artikeln versehen, und mit Paris wegen der Neuigkeiten in steter Verbindung stehen? Haben wir nicht Pfluread, Reichards, Hennicke, Götze u. a. haben wir nicht einen Kleiderkünstler Heyze, der dem Pariser **Humann** nichts nachgiebt? Haben wir nicht Kaufleute und Ausschnitter, die das Neueste und Geschmackvollste bieten, wie **Meyer, Kahle, Jangenberg, Werner, Stock** ꝛc.

Darum biete ich gern die Hand zu einer theilweisen Emancipation unserer Moden von der Zwingherrschaft des Auslandes, um so mehr, da ich im literarischen Modenfache früher Jahrelang gearbeitet, und wünsche, daß dieser Vorschlag den gehofften Anklang finden möge.

D. Red.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 5, (III. Jahrgang III. Quartal)

Des Kleidermachergehilfen Abschied von der Christel. — Die Pfingst-Feiertage in Leipzig, Fortsetzung. — Eheliche Rache. — Gutenberg, Zeitschrift für Gebildete. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. — Luft- und Lebensbilder vom Waldschlößchen bei Dresden. — Nachruf an Herrn Dr. Julius Gebh. Nanft.

Expedition: Peterestraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 6. (Sonnabend, den 7. August.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Das Geheimniß. *)

I.

Feierlich ertönte das Geläute der Glocken durch die schweigenden Straßen. Der Himmel strahlte im Morgenroth der aufgehenden Sonne, und beleuchtete hie und da die geschlossenen Fenster der stillen Häuser, in denen Alles noch ruhte im Schlummer der Morgenfrühe. Das Leben und Treiben der sonst so volkreichen Gassen war noch nicht erwacht, und das weithin hallende Geläute der Glocken schien die Schlummernden zum Erwachen rufen zu wollen. Aber es war nur das Läuten, das einen Schlummernden zur ewigen Ruhe geleitete, der letzte Gruß des Lebens an den Gestorbenen. Der gemessene Takt herannahender gleichmäßiger Schritte unterbrach jetzt die Stille, die leisen klagenden Töne einer Trauermusik durchzitterten die Luft, und langsam wallte die Straße herniederein feierlicher Leichenzug. Männer in schwarze Mäntel gehüllt kamen hallenden Schrittes einher, dann folgte die Bahre von vier schwarzbehangenen Pferden gezogen, ein langer Zug schwarz umhüllter Männer schloß sich ihm an. Ernst waren ihre Gesichter, aber thränenlos ihre Augen, und nicht Wehmuth oder Schmerz, sondern kalte Ruhe sprach aus ihren Zügen. Das Glockenläuten und die Trauermusik schien sie allein so ernst zu stimmen, der Sarg und die Leiche darin hatte keinen Theil daran. Langsam bewegte der Zug sich weiter, die Wachen am Thor salutirten, und aus dem Thore hinaus ging der Zug zum nahen Gottesacker hin. Zwischen den Grabhügeln, den eingesunkenen und hochaufgeworfenen, zogen sie dahin bis zu der offenen Gruft, die bestimmt war, den Sarg aufzunehmen. Hier hielt man an. Die Geschäftigkeit der Menschen hatte dem Todten nun noch den letzten Tribut zu entrichten, und unter Glockengetön und Hörnerklängen war der Todtengräber mit seinen Knechten bemüht, den schweren Sarg von der Bahre zu heben; jetzt schlang man in geschäftiger Eile Stricke um denselben, und nun, auf ein Commandowort des Todtengräbers, ließen sie an den Stricken den Sarg hinabgleiten in die Gruft. — Jetzt stand er unten, und die vorige feierliche Ruhe kehrte zurück. Ein Sängerchor trat an den Rand der Gruft, die Hörner begannen leise, kaum hörbar, die erhabene Weise eines geistlichen Liedes, leise begannen die Sänger den frommen Gesang, dann hob er sich mehr und mehr, schwellte an in mächtiger, weithin tönender Kraft, die Klänge der Hörner, das Geläute der Glocken mischte sich mit dem Sang; die Sonne war ganz emporgegangen, und beleuchtete hell die ruhenden Gräber und das Schwerdt auf dem Sarg in der offenen Gruft. Ein leichter Wind regte das hohe Gras der Gräber und säuselte in den Cypressen und Thränenweiden; es war, als wollte die Erdenluft dem Gestorbenen ihren letzten Gruß entgegen bringen. Die Gewalt dieses Moments ergriff alle Versammelten, und tiefe Rührung zuckte in ihren bewegten Stimmen. Der Verstorbene war nicht ihr Verwandter, ihr Freund gewesen, und die Thränen, die sie jetzt weinten, galten nicht ihm, sondern der feierlichen Stunde des Begräbnisses. Der Gesang ist verklungen, die letzten Töne der Musik durchzittern noch leise die Luft, und im stillen Gebet regen sich die Lippen der Versammelten. Da stürzt von der Straße daher ein Jüngling, sein schwarzes Haar flattert im Winde, seine Wange ist bleich, wie der Tod, seine Augen starren in die Ferne, seine Arme sind vorwärts gestreckt, als wolle er etwas von sich wehren. Halt et an! haltet an! ruft er mit herzzerreißendem Ton, und die Reihen der Leidtragenden durchbrechend, steht er am Rande der Gruft.

*) Aus dem Piloten.

„Noch ist es Zeit,“ ruft er mit lautem Ton, und ehe noch Jemand es zu verhindern vermag, springt er hinunter in die Gruft. Auf einen Druck seiner Hand hebt sich der Deckel des Sarges empor — da liegt unter Blumen, umhüllt von weißen Tüchern, die kalte marmorbleiche Leiche. Die tief eingefallenen Augen sind geschlossen, das halbergraute Haar hängt schlaff an beiden Seiten der gelben Stirne und der fahlen Wangen hernieder, die blauen Lippen sind halb geöffnet. Leise nur hat der Tod sein Opfer berührt, und noch sind keine Spuren der Zerstörung sichtbar. Stumm und vor Entsetzen gefesselt standen die Leidtragenden; der offene Sarg mit der kalten stillen Leiche, dazu der blaue Himmel, das Grün der Bäume, das schöne Leben, alles dies war von furchtbarer schauerlicher Wirkung. Der Jüngling achtete nicht darauf, er sah nicht die Leiche, sah nicht die Menschen, die ihm zuschauten, er glaubte sich allein. Seine zitternde Rechte griff nach dem Kästchen, das zwischen den auf der Brust gefalteten Händen der Leiche stand. Mit einem raschen Griff hatte er es erfaßt und in seinem Busen verborgen. Dann drückte er den Sargdeckel wieder zu und wollte die Gruft verlassen. Vergeblich! Der Sprung hinab war wohl gelungen, aber umsonst sind seine Anstrengungen, wieder hinauf zu gelangen. Jetzt scheint seine Besinnung zurück zu kehren, er blickt ängstlich und staunend zugleich umher, er erzittert vor all den Gesichtern, deren Blicke auf ihn geheftet sind, vor dem schauerlichen Ort, an dem er sich befindet.

Einen Strick, laßt einen Strick hinunter, daß er sich daran halte! ruft einer der Anwesenden.

Es geschieht, — der Jüngling faßt nach diesem Rettungsmittel mit convulsivischer Hast und man zieht ihn empor. Jetzt fühlt er wieder festen Boden unter sich, er murmelt einige Worte des Dankes und will sich eiligst entfernen. Man hält ihn zurück, umsonst ist sein Widerstand, sein Bitten, sein Flehen, seine Drohungen; umsonst beruft er sich darauf, daß man ihn ja kenne, und noch mehr seinen Vater, den Grafen Ladei, dessen Haushofmeister der Verstorbene gewesen.

Man ist unerbittlich. Zeigen Sie erst, Herr Graf, was sie aus der Gruft genommen!

Ein Kästchen ist es mit Papieren, das aus Versehen mit in den Sarg gekommen. Ich war beauftragt es zu holen!

Zeigen Sie das Kästchen! sagte der erste Bürgermeister, der auch als Leidtragender dem Zuge gefolgt war, und als der Jüngling sich sträubt, ruft er ernst: Im Namen des Verstorbenen fordere ich, daß Sie mir zeigen, was Sie ihm aus der Gruft entwandt!

Der Jüngling greift zögernd in seine Brust und bringt seinen Raub hervor. Sehen Sie, ein kleines einfaches Kästchen! Es enthält nichts, als Papiere, Familiennachrichten!

Der Bürgermeister greift hastig darnach, und ehe noch der Jüngling Zeit hat, es zu verbergen, ist es ihm schon genommen.

Neugierig drängt sich die Menge heran, das Kästchen zu schauen, und der Bürgermeister sagt mit ernster Stimme: Junger Mann, fürchten Sie nicht die Rache des Todten? Sehen Sie die Worte, die hier auf den Deckel geschrieben sind. Vielleicht schrieb sie der Sterbende mit seiner letzten Kraft, es war seine letzte irdische Sorge, und Sie, Sie wollen den letzten Willen eines Gestorbenen nicht ehren? Er hielt dem Jüngling das Kästchen entgegen; als dieser die Inschrift gelesen, zuckte er zusammen und bedeckte, laut ächzend, das Gesicht mit seinen Händen.

Was steht darauf geschrieben? ruft es aus der Menge der Zuschauer.

Der Bürgermeister blickte ernst um sich und sagte feierlich: Es steht darauf zu lesen: Fluch dem, der mich öffnet! — Tiefe Stille trat ein, dann flüsterte man leise und bang untereinander.

Saht Ihr die Leiche wohl! Wie sah sie so finster und drohend aus!

Ich glaube, wir werden Alle verflucht sein, wenn sein letzter Wille nicht erfüllt wird!

Er wird uns um Mitternacht erscheinen, und uns die nächtliche Ruhe rauben, wenn wir diesen Frevel dulden!

So flüsterte man unter einander, und dann rief Alles laut: Laßt uns das Kästchen verbrennen!

Dem Todten soll genug geschehen.

Ja verbrennen, laßt es uns verbrennen!

So soll es sein! sagte der Bürgermeister.

Alles rannte nun durcheinander, trockene Zweige und dürres Gras zusammen zu suchen und es zu einem Scheiterhaufen aufzuschichten. Die offene Gruft, der Sarg, das Begräbniß, dies Alles war vergessen und der stille Friedhof hatte sich plötzlich in einen geräuschvollen Platz verwandelt. — Nach manchem vergeblichen, vom Winde vereitelten Versuche, war es endlich gelungen, die aufgehäuften Reiser in Brand zu setzen. Lustig flackerte die Flamme empor und ward mit einem Freudenruf begrüßt.

So wollen wir denn das Kästchen verbrennen, sagte der Bürgermeister einst, und trat zu dem Feuer.

Der Jüngling, der bis dahin wie vernichtet dagestanden, faßte krampfhaft des Bürgermeisters Hand und

hielt ihn zurück. Thun Sie es nicht, flehte er mit vor Bewegung zitternder Stimme, ich beschwöre Sie, geben Sie mir das Kästchen!

Fluch dem, der es öffnet! rief der Bürgermeister, und schleuderte es in die Flammen, daß sie über ihrer Beute zusammenschlugen.

Wieder jubelte die Menge und warf voll Eifer mehr Holz und Reisig in das Feuer, daß es höher und lustiger auflackerte, der junge Mann sank laut ächzend zusammen.

Jetzt laßt uns den Sarg mit Erde bedecken und dem Gestorbnen die letzte Ehre erweisen! Stimmt das Sterbelied an! Leise, leise blaset das fromme Lied und laßt uns dazu singen!

Wieder umstanden sie den Sarg, und in feierlichen Tönen zogen die Klänge der frommen Musik dahin, und während sie sangen, während die Glocken läuteten und das Feuer knisterte und flackerte, trat der Todtengräber herbei mit seiner Schaufel und warf die erste Scholle Erde hinunter auf den Sarg, der mit schauerlichem dumpfem Ton gleichsam Antwort gab auf diesen ersten und letzten Erdengruß. Rascher folgten nun die Schollen, schon war von dem Sarg nichts mehr sichtbar, fort und fort tönte der Grabgesang, läuteten die Glocken und hallten die Posaunen. Das Feuer war tiefer gesunken und warf seinen röthlichen Schein auf die nahen Grabhügel umher, und die Sonne blitzte in den Thautropfen der Blumen auf den Gräbern. Der Jüngling erhob sich von seinen Knieen und verließ schwankenden Schrittes den Kirchhof, und hinter ihm ertönte der fromme Gesang:

Der Erde gebühret die Erde,
Dem Staub die zerstäubte Gestalt,
Den Leib wir wollen begraben,
Der Geist ist gen Himmel gewallt.

Ach, dieser Erde entnommen,
Die Seel' in den Frieden geht ein,
Denn zwischen Geboren und Sterben
Liegt Kummer, Entbehrung und Pein.

II.

Schwermüthig den Kopf in seine Hand gestützt, saß der junge Graf Ladel auf seinem einsamen Zimmer, und die tiefen Seufzer, die seine Brust hoben, die leise gemurmelten Worte zeugten von der tiefen Bewegung seines Innern. So sehr war er in seine eigenen Gedanken und Betrachtungen vertieft, daß er nicht bemerkte, wie sich hinter ihm die Thür leise öffnete, und ein alterlicher Mann von ernstem und würdigem Aussehen ins Zimmer trat. Einen Augenblick blieb er an der Thür stehen und blickte theilnehmend auf den Jüngling, dann schritt er rasch zu ihm hin, und seine Hand auf des Jünglings Schulter legend, sagte er: So traurig, Eduard?

Der Angeredete schreckte zusammen, und umblickend sagte er freundlich: Ach Sie sind es, mein theurer Freund!

Er stand auf und reichte dem Andern die Hand hin, dann, als er ihm prüfend ins Auge geschaut, sagte er mit mattem Lächeln: Ich sehe schon, weshalb sie kommen! Sie sind unzufrieden mit mir! Man hat Ihnen von mir erzählt, nicht wahr?

Die ganze Stadt spricht davon, erwiederte der Andere, und ich gestehe, ich so wenig wie alle Andern, kann mir den Grund Ihrer Handlung erklären. Was kümmern Sie die Angelegenheiten und Geheimnisse des alten Freunds ihres Vaters, warum wollten Sie dem Grabe noch entreißen, was dieser beschlossen, mit sich in den Tod zu nehmen!

Eduard ging heftig bewegt im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor seinem Freunde stehen, und seine Lippen zitterten vor innerer Bewegung, als er sagte: Ich kann es nicht länger ertragen, Doctor, ich kann nicht! meine Brust ist zusammengeschnürt, ich muß die Last dieser furchtbaren Zweifel von mir wälzen, und sei's auch nur auf einen Moment. Ich muß, wenn auch nur eine Secunde, frei und erleichtert athmen können, und in die Brust eines Freundes mein Leid und meine Klagen ergießen!

Er lehnte sich an des Freundes Brust und ächzte laut. Sprechen Sie, sprechen Sie, sagte dieser theilnahmevoll, und rechnen Sie auf meine Verschwiegenheit.

O ich weiß, ich weiß, Sie sind mein Freund, sagte Eduard weich, ich vertraue Ihnen ganz. Und wem sollte ich vertrauen, wenn nicht Ihnen, Doctor? Sie sind doch seit mehr denn zehn Jahren mein treuer Führer und Begleiter gewesen, und was ich bin, verdanke ich Ihnen. Urtheilen Sie also von der furchtbaren Art meines Kummers, wenn ich, was mich bedrückt, so lang' ich zu denken vermag, selbst Ihnen verbergen konnte! Ja, noch jetzt, indem ich zu Ihnen reden will, sträubt sich meine Lippe, und es ist mir, als scheute ich, daß diese Wände meine Worte vernehmen und verrathen möchten.

Lassen Sie uns hinunter gehen in den Park, sagte der Doctor, das Herz wird freier in der schönen weiten Natur!

Nein, nein! rief Eduard heftig. Was ich zu sagen habe, ist so furchtbarer Art, daß ich das Antlitz des Himmels scheue! Kommen Sie, setzen Sie sich hier zu mir auf den Divan, so, ganz dicht! So will ich in Ihr Ohr flüstern, daß Niemand, selbst ich nicht, meine Worte höre! Wissen Sie denn, daß ein furchtbarer, ein unnatürlicher Verdacht mich peinigt seit meiner Kindheit her, ein Ver-

dacht, der mich oft aus meinem Schlafe auftreibt, der meine Träume vergiftet, und mich ruhelos umherirren läßt. — Er neigte ſich noch dichter an des Freundes Ohr, und ſtieß kaum hörbar: Ich traue meinem Vater nicht!

Der Doctor ſchreckte zuſammen und blickte erſtaunt zu ſeinem jungen Freunde hin. Dieſer war noch bleicher geworden, denn zuvor, er athmete hoch auf, und ſagte: Ach, jetzt, da es heraus iſt, fühle ich mich erleichtert! Mir iſt, als athmete ich jetzt ſchon freier, da die Laſt des Schweigens ſich von meiner Bruſt wälzt.

Aber Ihre Gründe, Eduard, Ihre Gründe, einem Vater zu mißtrauen, ſagte der Doctor vertrauungsvoll, einem Vater, der Ihnen ſtets nur Liebe und Aufmerkſamkeit erzeigt, der Sie ſtets mit einer ſo rückſichtsvollen Güte behandelte!

Sie ſollen ſie hören, erwiderte der Andere matt, und dann fragte er plötzlich: Wie lange ſind Sie in unſerm Hauſe?

Seit zwölf Jahren, antwortete der Doctor, über dieſe Frage befremdet.

Und Sie kannten meine Familie nie zuvor, wiſſen nichts von ihren Schickſalen?

Gar nichts! antwortete der Doctor.

Hören Sie! Sie wiſſen, daß meine Eltern zur Zeit der Revolution aus Frankreich entflohen, und glücklich genug waren, ihr ganzes ungeheures Vermögen in Papieren umgeſetzt mitzunehmen. Ich war damals ein Kind von kaum zwei Jahren, und ſo weiß ich auch natürlich weder etwas von dieſer Flucht, noch auch von dem ſpätern Aufenthalte meiner Eltern in Amerika, wo ſie faſt vier Jahre lebten. Dann gingen ſie hierher nach Baden. Von dem Aufenthalte in Amerika weiß ich natürlich nichts, wenigſtens nicht aus der erſten Zeit. Nur zuweilen taucht in mir, gleich einem Traume, ein furchtbares Bild empor, aber mit ſolcher Wahrheit, daß ich meine, ich müſſe es erlebt und wirklich geſehen haben. Immer iſt es in denſelben Farben, immer dieſelbe Situation. Mir iſt dann, als ſtänden wir am Rande eines Waſſers, ich glaube einen furchtbaren Schrei zu hören, und dann, dann ſehe ich meine Mutter, ihre ſchönen Engelszüge von Schmerz entſtellt, ihre Augen überfluthend von Thränen, mit gerungenen Händen ſehe ich ſie auf ihren Knieen liegen vor meinem Vater. Dann meine ich noch zu fühlen, wie ſie mich an ihre Bruſt zieht, als wolle ſie mich ſchützen gegen irgend ein furchtbares Unglück! Ja, ich meine auch die drohenden, gräßlichen Blicke meines Vaters zu ſehen, meine, den kalten, grauſamen Ton ſeiner Stimme zu hören, wie er mit ſeinem vor ihm knieenden Weibe ſpricht. Und dann, Doctor, dann ſchallt es in mein Ohr mit einer Stimme, die ich nie vergeſſen werde, ſo herzerſchneidend, ſo verzweiflungsvoll iſt ſie, dann ſchallt es mit meiner Mutter Stimme: Ich ſchwöre es, ſchwöre bei meiner ewigen Seligkeit! —

Hier ſchwieg Eduard, und ſein Freund ſagte erwartungsvoll: Und weiter, weiter?

Weiter reicht das Bild nicht, und wenn ich mich innerlich oft zermartere, wenn ich mein Hirn bis zum krampfhaften Schmerz oft quäle nur um einen Tropfen Erinnerung mehr aus dieſer furchtbaren Schale, ſo ſinke ich doch zuletzt nur todesmatt zuſammen, ohne auch nur einen Funken von Aufklärung in dieſer Nacht meines Innern. Oft, Doctor, oft erwache ich davon im Schlaf, meine, dicht an meinem Ohr wieder jenen Schrei meiner Mutter zu hören, meine ſie wieder knieen und meinen Vater mit ſeinem furchtbaren Blick zu ſehen! Und dieſer Blick mindeſtens iſt kein Traum. Wie oft, wie oft habe ich ſpäter dieſen Blick an ihm geſehen, wie oft ſah er ſo auf meine Mutter, wenn ſie weinend und ſeufzend neben ihm ſaß! Ach! meine arme Mutter, ſie weinte ſo viel, immer waren ihre lieben Augen von Thränen geröthet, und nie ſah ich ein Lächeln auf ihren ſchmalen Lippen. Meine theure Mutter! Doctor, ich bin überzeugt, ſie ſtarb vor Gram und Kummer, ſtarb am gebrochenen Herzen.

Und erfuhren Sie niemals die Urſache ihres Kummers?

Niemals! Auch war ich niemals allein mit ihr! In meinen früheſten Erinnerungen nicht! Immer iſt jener Mann an meiner Seite, der mein Vater iſt, und immer ſehe ich ſeine finſtern drohenden Blicke auf mich und meine Mutter geheftet. Auch entſinne ich mich ganz deutlich des eigenen Verhältniſſes, das zwiſchen meinen Eltern ſtattfand. Nie ſah ich ſie, waren wir allein, freundlich mit einander verkehren, nie reichten ſie ſich die Hände, nie habe ich geſehen, daß ihre Lippen ſich berührten, ja, ich entſinne mich ſogar nicht, daß ſie jemals mit einander geſprochen hätten, wenn wir allein waren. Nur wenn, was ſelten geſchah, Jemand beſuchsweiſe zu uns kam, ſah ich auch meine Eltern mit einander verkehren. Dies Alles, was ich Ihnen da ſage, iſt mir erſt ſpäter wieder eingefallen, erſt, als andere Dinge mein furchtbares Mißtrauen vermehrt und vergrößert hatten. — Jetzt will ich Ihnen eine andere Scene erzählen, fuhr Eduard nach einer kurzen Pauſe fort, eine, die klarer und deutlicher in meiner Seele lebt, ja, die ſich mit nie erlöſchenden Zügen in mein Inneres eingeägt hat. Ich meine die Sterbeſtunde meiner Mutter. Ich war damals ſieben Jahre, und die Erinnerungen an dieſen Tag ſind daher

ſchon deutlicher, beſtimmter, ſie ſind kein Traum mehr, ſondern wirkliches, wahres Leben. Meine arme Mutter! Sie ſtarb nicht plötzlich, nicht an einer verzehrenden Krankheit, ſie ſtarb vor Gram, Doctor, ich bin es in meiner Seele überzeugt, ſie ſtarb an dem Kummer, der ſchon lange an ihrem Herzen nagte, bis es brach.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Frauenliebe.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Kaum befand ſich der Baron im Freien, ſo überfiel ihn auch ein ganzer Schwarm ſein Herz beſtürmender eiferſüchtiger Vorſtellungen. Es ſchien ihm ſich nun mit einem Male der Argwohn völlig aufzuklären, den er ſchon längſt, doch noch immer zweifelnd, gehegt hatte, und wozu er durch den, nach ſeiner Meinung vorſätzlich veranſtalteten Auftritt, von Adolphinen ſelbſt einen deutlichen Wink erhalten zu haben glaubte. Er hielt ſich nunmehr vollkommen davon überzeugt, daß ein Anderer ihm das Ziel ſeines Herzens bei Adolphinen abzulaufen im Begriff ſtehe, und hierin beſtärkte ihn noch mehr ein Schreiben, welches, ihm durch die Fußbotenpoſt zugeſchickt, er bei der Rückkehr in ſeine Wohnung, von ſeinem Diener erhielt. Er las darin folgende Zeilen:

„Endlich, endlich werden Sie ſofer Flüchtling! über „deſſen Wandelbarkeit die Frauen im Stillen ſchon ſo „manche Beſchwerde gegen den Himmel geſendet, doch auch „Ihrer Strafe nicht entgehen. Wie ich höre, haben „Sie ſich mit Ihrem Herzen nunmehr wirklich flirt. „Ein frommer Vorſatz! — Allein nun dürften auch Sie „bald die Erfahrung machen, wie weh es thut, ſich in „den zärtlichen Aeußerungen eines geliebten Weſens ge„täuſcht zu finden. Doch vielleicht führt dies Ihr „Gefühl endlich zur Beſtändigkeit. Habe ich einſt dieſe „Ueberzeugung, dann ſollen Sie auch in mir die Spröde „nicht mehr finden."

„Anonyma."

„Was heißt das?" rief Adalbert, als er dieſe Zeilen geleſen hatte. Er durchlief ſie in der höchſten Aufregung noch einmal. „Ich dürfte bald die Erfahrung machen, ſprichſt die Unbekannte," fügte er hinzu. „Ach nein! Ich habe ſie ſchon gemacht. Ich bin jetzt überzeugt — doch wer iſt die Unbekannte? — Ohnfehlbar auch eine Hintergangene. Wahrſcheinlich hat ſelbſt Adolphine ihr einen geliebten Gegenſtand entführt, und nun nimmt ſie an ihr dieſe Rache. — Doch ſie fordert von mir Beſtändigkeit. Wäre es möglich, wenn ſie einen Andern liebte, daß ſie nun, da Adolphine ihn ihr entriſſen, für mich, weil er mir Adolphinen geraubt, dieſelbe Liebe empfinden könnte. — O über die Weiber! die Weiber! Ich aber, ein Mann, vermag ich es, mich von Adolphinen um einer Unbekannten willen loszuſagen? Wie klärе ich mir dies Räthſel auf? Vor Allem muß ich die Unbekannte näher kennen lernen, denn ſie allein kann es mir ja nur löſen."

Der durch dieſes räthſelhafte Billet in ſeine Bruſt geworfene Funke aufgereizter Neugierde und Eitelkeit, verbunden mit der Vorſtellung von dem Bilde eines ſchönen Weibes, das ſeiner Phantaſie ein neues Reizmittel ward, beſtärkte ihn indeß nur noch mehr in ſeinem Unwillen gegen Adolphinen. Vielleicht wär' er ohne dieſen Vorfall ſchon am Abend deſſelben Tages doch wieder bei ihr erſchienen, allein die Gedanken, die ihm dies Schreiben von unbekannter, aber, wie er natürlicher Weiſe glaubte, auch von ſchöner Hand erregte, beſtimmten ihn zu dem Vorſatz, Adolphine zu beſtrafen und ihr ſeinen Unwillen fühlen zu laſſen. Er überwand ſich daher und ging mehre Tage nicht zu ihr. Dafür fand er wieder unerwartet folgendes Billet in ſeinem Zimmer vor:

„Ich beantworte kein Schreiben von Ihnen, wohl „aber Ihre Phyſiognomie, die Sie ſei Ihrem Empfang des „meinigen zeigen. Denn wiſſen Sie nur, daß ich Sie „oft, ſehr oft ſehe, und daher es in Kurzem dahin ge„bracht habe, aus Ihren Geſichtszügen mir Ihre inner„ſten Geſinnungen heraus zu buchſtabiren. Sie ſind jetzt „auf gutem Wege, Sie ſehen Adolphinen nicht mehr, „und daran thun Sie wohl. Glauben Sie mir, mein „Freund, die nachdrücklichſte Rache verübt man gegen ſei„nen Nebenbuhler, wenn man von dem Gegenſtande ſei„nes Herzens ſich zu entfernen vermag, denn nichts ent„kräftet die Neigung für ein Weſen in höherem Grade, „als die Wahrnehmung der ſchwindenden Theilnahme des„jenigen, der ihm ehemals huldigte. — Der Verluſt ei„nes ſolchen Geliebten, wie Sie! — Wenn ich doch einſt „ſo glücklich ſein ſollte, mich Ihres Beſitzes zu erfreuen! „Um keinen Preis würde ich ihn verſchenken. Ich habe „ſtarke Hoffnung auf Ihr Herz. Fahren Sie nur fort, „ſich ſo gleich zu bleiben. Ich verliere Sie nicht aus „den Augen."

Der Ton, wie der ganze Inhalt dieſes Briefes erregte dem Baron abermals kein geringes Befremden. Sie verliehen dem Bilde der ſchönen Unbekannten, das ihm ſeine Phantaſie bereits entworfen hatte, nur noch mehr neues Licht und Leben, und das in um ſo höherem Grade, als

hier ein Weib, dessen Scharfblick im Punkte der Liebe selten etwas entgeht, ihm so bestimmt von einem Nebenbuhler bei Adolphinen sprach. „Ein Nebenbuhler!“ dachte er. „Eil Ihn wollt' ich schon wegweisen. Allein Adolphine selbst scheint ihm leider den Weg zu ihrem Herzen geöffnet zu haben. Die Heuchlerin hat mich offenbar hintergangen. — Doch nein? Wenn ich ihr zu viel thäte? Wenn mein Rival es vergeblich versucht hätte, mir sie zu entreißen? Ja, ich will noch einmal zu Adolphinen, sie selbst darum befragen. Doch nein! Sie könnte mich nur noch einmal hintergehen — besser ich will — ihre Thüre bewachen lassen, selbst oft vor ihrem Hause vorbeistreifen. Mein Nebenbuhler muß doch einmal sichtbar werden.“

Der arme Baron war nun beschäftigt, alle Vorkehrungen hierzu zu treffen, Adolphinens Haus durch einen treuen Diener bewachen, auf die Aus- und Eingehenden ein aufmerksames Auge halten zu lassen, und unterließ selbst nicht, mehrere Stunden am Abend in eigener Person diesen Wächterdienst zu vertreten.

Nachdem er aber schon mehrere Abende verdrossen, seine Absicht unerreicht zu finden, auf sein Zimmer zurückgekehrt war, erhielt er endlich folgendes Billet:

„Sie armer, geplagter Mann! — Wie soll ich Sie „anders nennen, seitdem ich weiß, daß Neugierde, sonst „nur das Erbtheil des Weibes, sich bei Ihnen eingenistet hat? Man ist dem Lauscher auf der Spur; man „weiß, daß Sie Ihren Nebenbuhler kennen lernen wollen. „Das aber werden Sie nicht, und wenn Sie eine Ewigkeit vor der Thür Ihres Liebchens, und eine eben so „große Ewigkeit vor ihr selbst ständen. Was wollen Sie „denn aber auch an ihm kennen lernen? — Wenn Sie „sehen sollten, für wen man Sie aufgeopfert hat! — „Adolphinen müßten Sie verzeihen. Sie kommt aus „der Provinz. Ein Mann ist ihr ein Mann. Aber — „wir Frauen aus der großen Welt, wir wissen einen „Unterschied zu machen. Das ist es, was mich in hohem Grade für Sie einnimmt, und, wenn Sie wollen, „bezaubert. Ob Sie es wirklich verdienen? ob ich mich „nicht in Ihnen irre? darüber künftig ein Mehreres.“

„Das heiß' ich mir ein Weib von Geist!“ rief Adalbert aus. „Sie hat Recht. Die Bürgerlichkeit Adolphinens verläugnet sich nicht. Es scheint, daß ich mich in ihr geirrt. Ich hätte sie beobachten sollen, wie sie andern Männern begegnete, und dann würde ich haben absehen können, was meine Persönlichkeit, meine Individualität, auf Sie vermocht hat. Ihre Unschuld, ihre Unbefangenheit, die mich an sie fesselte, was ist sie mehr als ein Kolorit, in das sich meine Phantasie auch einen Geist hineindachte?“ Dieser Gedanke beseelte ihn mit immer größerer Anhänglichkeit für das Bild der unbekannten Schönen, an dem seine Einbildungskraft jetzt umherirrte. „Wenn sie so liebenswürdig als geistreich ist,“ dachte er, „so wäre mir Adolphine entsetzt. Doch wer weiß es? Weiche Ueberzeugung dürfte ich erhalten?“

Dieser Zweifel allein war es, der ihn noch immer abhielt, Adolphinen gänzlich zu entsagen. Aber die Spannung, in welcher ihn die abentheuerliche Unbekannte erhielt, fesselte gleichsam seine Neigung für Adolphine, sonst wär' er vielleicht schon längst wieder vor sie getreten und — versteht sich — hätte er dann seine vorige Stelle wieder eingenommen. Jetzt begnügte er sich bloß damit, gute Freunde vor ihrer Wohnung noch immer vorbeistreifen, und sich über das, was da bemerkt worden, einen Bericht abstatten zu lassen, oder selbst in der Dämmerung des Abends seine Beobachtungen fortzusetzen. Vielleicht hätte er sich vom Gegentheil besjenigen bald überzeugt gehalten, dessen er Adolphine beschuldigte, wenn ihm nicht neuerdings ein Schreiben von seiner „Anonyma“ zugekommen wäre.

(Beschluß folgt.)

Lieber, guter Herr Censor! *)

Ich kenn' eine Masse von deutschem Schrot,
Die wollen kein Rheinlied singen,
Und meinen, sie lachten sich lieber zu Tod,
Eh' sie es dahin bringen;
Die möchten wohl gar in Frankreich sein,
Und halten es für 'ne Perle — —?
Ich bitte Sie, geh'n Sie mit mir an Rhein,
Und streichen Sie mir die Kerle!

Champagner-Pfropfen.

* Das Banquiers- und Redactions-Wechselgeschäft in Eisenbahn-Maculatur-Schienen des Herrn P. ist auf einen Herrn B. übergegangen. Doch scheint dies ein beständigeres Haus und die Eisenbahnactien sollen bereits in die Höhe gegangen sein . . . Paff!! —

* In L. ist ein Heller-Schlager entdeckt worden. Jedermann hat sich verwundert, wie nur Jemand auf den Einfall des Hellerschlagens hat kommen können, da doch kein Gewinn dabei hat herauskommen können . . . Paff!

* Neulich war in einer Zeitschrift ein langer Artikel zu lesen, wie Heine in Paris eine Ohrfeige bekommen, und der Redacteur hatte alles aufgeboten, um die Gründe offen darzulegen, daß Heine die Ohrfeige verdient. Mittlerweile hat aber dieser Ohrfeigen-Verfechter selbst eine bekommen und er hat weder — pro noch contra gesprochen . . . Paff!

*) Aus den „Malitiosa“ von Langenschwarz (bei Heinrich Hunger dieselbst in besonderer Ausgabe).

Mixt-Pickels.

Paris vor 100 Jahren. Ein sicilianischer Edelmann entwirft folgende Schilderung von Paris zur Zeit Ludwigs XVI. Man kann Paris ohne Uebertreibung ein großes Wirthshaus nennen. Ueberall trifft man Kaffee-, Bier- und Weinschenken, die sich eines zahlreichen Besuchs erfreuen. Zu jeder Stunde des Tages dampfen die Kochöfen und wird gegessen, der Luxus in Paris überschreitet alle Grenzen und von seinem Ueberfluß könnten sich drei Städte bereichern. Von allen Seiten strahlen und glänzende Buden entgegen, wo Alles feil ist, was man braucht und nicht braucht. Jedermann will vornehm leben und der arme Adelige ist auf seinen reichen Nachbar eifersüchtig und will eben so großen Aufwand machen wie dieser. Bänder und Spiegel sind Dinge, welche kein Franzose entbehren kann, ohne diesen Tand ist ihm das Leben eine Pein. — Die Mode ist der Dämon dieser Nation, in der die Männer so eitel und gefallsüchtig sind, als die Weiber; und wenn diese nie ohne Taschenspiegel ausgehen, so stellen sich jene mitten auf der Straße hin und kämmen ihre Perrücken. Es gibt nicht leicht ein übermüthigeres, verwegeneres Volk, als diese Pariser; sie thun sich ordentlich was zu Gute auf ihre Gebrechen und bilden sich ein, sie allein brauchten nicht Wort zu halten, ohne daß es ihnen zur Unehre gereichte. Bescheidenheit, Besonnenheit, gesetztes Benehmen, mühsige und alte Leute würde man vergebens bei ihnen suchen; dafür findet man Höflichkeit, Artigkeit, schonendes Benehmen und Galanterie. Man trete in die erste beste Bude und man läßt sich durch die einschmeichelnden Redensarten tausend Dinge aufschwatzen, an die man gar nicht gedacht hatte, bis man zum Ankauf der Gegenstände kommt, die man eigentlich haben will. Lehrer unterrichten hier zu Lande in der Höflichkeit, und ein hübsches Mädchen erbot sich neulich gegen mich, mir Complimente zu verkaufen. Die Frauen ziehen ihr Schoßhündchen allem andern vor; sie haben das Commando über ihre Männer und geherrschen Niemandem, handhaben die Toilettens Künste mit seltener Meisterschaft, schmücken sich mit ausserordentlicher Grazie, nehmen zu jeder Stunde Besuch an und finden unendlich viel Gefallen an Gespräch und Unterhaltung. Ihre Gunst verschenken sie leicht an Bewerber, selten aber sind sie beständig oder leidenschaftlich in der Liebe. Ich habe keinen einzigen eifersüchtigen Ehemann getroffen. Während der Fasten geht man eben so fleißig des Morgens in die Kirche als Abends in das Schauspiel. Die jungen Leute kommen setzen von den Ballsplätzchen weg; die Alten vertreiben sich die Zeit mit Karten- und Würfelspiel oder mit Plaudern über Tagesneu gkeiten. Am liebsten trinkt man Kaffee, weil man glaubt, er stimme heiter und lustig. Eine Dame erhielt jüngst die Nachricht, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben sei. „Ich Unglückliche!“ rief sie aus; „schnell, schnell, eine Tasse Kaffee!“ Die Damen reiten auf Eseln.

— Die jetzigen großen Pariser Verkaufsläden, heißt es in einem Aufsatze im „Morgenblatte,“ bieten mit ihren ungeheuren Spiegelfenstern, hinter denen ein so reicher Waarenvorrath ausgelegt ist, daß alle Millionärs-Launen Befriedigung finden können. Darin bemerkt man ein hastiges Rennen und Treiben; Handlungsdiener und Ladenjungfern, Käufer und Kauflustige kreuzen sich in allen Richtungen. „Wünschen Sie etwas? Was wünschen Sie?“ hört man von allen Seiten rufen. Von den vielen Commis hat jeder eine gewisse Anzahl von Artikeln, deren Verkauf ihn ausschließlich angeht; verlangt der Käufer bei ihm Gegenstände, die nicht in sein Fach schlagen, so wird er an den betreffenden Commis gewiesen. 3. B. in der großen Seidenhandlung der Madame Delille sind besondere Säle zur Auswahl von Ballkleidern und Toiletten für Abendgesellschaften offen. In diesen Sälen ist das Tageslicht vollig ausgeschlossen und sie sind den ganzen Tag über mit Gas erleuchtet, damit die Damen sich von der Wirkung schillernder Seidenzeuge, Atlasse und anderer Stoffe bei künstlicher Beleuchtung überzeugen können. Man legt ihr diesen großen Handlungen mit der unermüdlichsten Geduld alles vor, was man zu haben wünscht, und nicht wünscht, bis man gegen seinen Willen etwas kauft. Auch der kleine Gewerksmann weiß seine Bude nett auszupuzen.

— Neulich genas ein alter Sonderling in einer kleinen Stadt Englands von einer ziemlich gefährlichen Krankheit. Der Stadtwundarzt, der, wie das häufig in englischen Provinzstädten der Fall ist, zugleich Apotheker ist, schickte ihm durch einen Lehrling die Rechnung über seine Besuche, die er bei ihm gemacht, und über die Arzneien, die er ihm geliefert hatte. Nachdem der Alte die Rechnung sehr aufmerksam durchgesehen, sprach er zu dem Jünger Aeskulaps ganz ernsthaft: „Sag Er seinem Herrn, die gelieferten Arzneien werde ich ihm ganz bezahlen; was aber seine Besuche betrifft, so werde ich mir das Vergnügen machen, sie zu erwiedern.“

Modenbericht.

Paris im August.

An Fräulein K. in Leipzig.

Mit Vergnügen, theure Freundin, gebe ich Deinen Wunsch eines regelmäßig zu unterhaltenden Briefwechsels ein, worum Du mich im Augenblicke unserer Trennung batst. Doch welcher Stoff könnte für eine pariser Dame ansprechender und unterschöpflicher sein als die Mode, um die sich ganz Paris dreht, diese Weltmodenstadt, die einem Triebrad zu vergleichen ist, um das sich dann wieder wie in ungeheuren Rädern und Scheiben die Städte von ganz Europa herumkreisen?

Etwas Neues, was in diesem Augenblicke sehr gefällt, sind Kleider von rosa, blauem, nankinfarbigem Tarlatan, weiß gestickt, welche die schönsten Toiletten zu Sommerfestlichkeiten geben. Sehr reiche und kokette Damen tragen blaue Bandschuhe. Auch sieht man hübsche lange Handschuhe mit und ohne Finger in blaßblauer Farbe, die durch Gitanos-Köpfe zugemacht werden, das heißt von kleinen doppelten runden Knöpfen, die durch ein Kettchen vereinigt sind. In Folge der rauhen Witterung ist man auf die Idee gekommen, Langshawls von Cashemir mit blauem oder rosa Cashmir zu futtern. Hute sieht man aus eben diesem Grunde von Sammet, erdbeerfarbig mit weißen Federn, und einem Bouquet von Erdbeeren, fleischfarbig, ferner Dagobert-Hüte von schwarzem Sammet mit zwei Reiherfedern.

Die Ueberröcke von weißem Tarlatan, vorn gestickt, haben ein Leibchen, das sich auf der Brust förmig öffnet; diese Oeffnung ist mit eben solchen Franzen besetzt wie der Rand. Man sieht gegenwärtig viele Langshawls von Cashemir, die an den langen Seiten rund herum kleine Zacken von Borde und unten Fransen haben; die elegantesten sind die ganz weißen und sehr breiten. Man sieht indeß auch viele andere hübsche Stoffe zu Langshawls, unter andern reiche Seidenzeuge, die in anderer Farbe gestattet werden und so auf jeder Seite verschieden aussehen. — Was für alte Dinge sind wieder zum Vorschein gekommen und leichte Langshawls getauft worden! Man zerlernt, so scheidet, man stiert zusammen, um etwas zu erhalten, das

einen Augenblick als etwas Neues gehalten werden könnte, wenigstens für etwas Altes in neuer Form. Weil die kurzen Aermel mode sind, so sind die ältesten Kleider die gesuchtesten geworden; da man wieder Spenser trägt, so hat jeder verschossene Rock eine neue Zukunft vor sich. Der Cannegou ist gewiß ein schönes Ende für einen Rock von Organdi, der Unglück hatte. Um als Gayote zu sterben, ist für eine Taille-spelerine gewiß ein schönes Ende! — Ein Kleid, was sehr gefiel, war von weißer Wollengaze, rosa gefüttert; dieses Kleid war obendrein carrirt, gemacht mit glatten Leibchen, vorn und drum mit drei Rüchen Illusionstüll umgeben, welche durch einen Streifen von rosa Gaze getrennt werden. Diese Garnitur vorn auf dem Rocke schürzenartig angelegt, verschwand unter dem Gürtel, um Oförmig die Oeffnung des Leibchens zu garniren. Oben waren die engen Aermel eben so besetzt. Einen schönen Hut sah ich von blauem Krepp, der aus einem Fichü von Applicationsspitzen gemacht und eine Mohnguirlande umschlungen.

Um schließlich noch etwas von den Herren-Moden zu erwähnen, so sind sie gesonnen, wie sie sich das Frühjahr ankündigten. Die Röcke haben kurze Schöße, halbbreite Revers und enge Aermel; die Fracks breite Schöße, und Revers, die sich platt weit auf der Brust zurücklegen; die Westen sieht man in verschiedener Form, bald sind sie sehr weit offen, mit breitem Shawl, bald bis über die Mitte der Brust zugemacht; viele macht man ganz zu, entweder mit zwei Reihen Knöpfen oder auch blos mit einer. Viele Westen haben kleine eiselirte Knöpfe. Die Beinkleider haben meist schmale Längenstreifen oder auch Carreaur, und kleine Fußriemen. Eine baldige Antwort aus Deiner Musenstadt erwartend verbleibe ich

Deine Freundin
Auguste Z.

Erklärung des Modenbildes.

1. Kleinschirmiger Hut mit Blumen-Ausputz. — Kleid mit Puffen. — 2) Hut mit langen Backen, Langshawl. — 3. Herren-Anzug. Frack mit breiten Schößen. Enge Beinkleider.

Wien und Berlin.

(Beschluß.)

Der Sperl ist ein Caffehaus, welches die meiste Aehnlichkeit mit dem Berliner Odeum hat, nur sind seine Säle noch größer und die Ausschmückung in Marmor, Spiegeln und Goldleisten noch brillanter. Außer dem Langsaal ist Alles mit gedeckten Tischen besetzt und der Garten mit farbigen Lampen, Transparenten, beweglichen Sonnen ꝛc. auf's Schönste erleuchtet. Der Sperl ist der rechte Mittelpunkt aller Wiener Festlichkeiten, wir haben in Berlin keinen solchen. Die Feste selbst sind daher auch außerordentlich besucht, und, was man leider in Berlin so wenig findet, er verdient diesen Vorzug auch durch die treffliche Bedienung und Bewirthung.

Der berühmteste und bekannteste Vergnügungsort ist der Prater, der gewöhnlich immer mit dem Berliner Thiergarten verglichen wird. Es ist aber nicht so, er reicht ihm das Wasser nicht, und wie ich gehöret wurde, so wird es Andern noch vielmals gehen. Von der Leopoldsbastei, wo sich mehrere Wege und Landstraßen kreuzen, führen zwei Fahrstraßen in einen Wald. Die Straße, welche links einen Weg für Fußgänger, rechts für Reiter haben, sind mit großen Castaniendäumen besetzt. Die längste dieser Alleen ist vielleicht eine viertel Stunde lang. An der Seite stehen einzelne Wirthshäuser, dann wechselt die Umgebungen ab; bald kommen dicht bewachsene Waldstücken, bald wieder Grasplätze, auf denen einzelne Bäume stehen. Das ist der Prater mit seinem Anhang, dem Wurstelprater. Wenn die Wagen die eine Allee hinunter gefahren sind, fahren sie die andere wieder heraus. Das ist das Vergnügen der Aristokratie. — Ich sprach unverholen gegen meinen Wiener mein Verdammungsurtheil über den Prater aus, den ich überdies ganz leer gefunden hatte. Man stimmte mir bei, erklärte, daß er ziemlich aus der Mode gekommen sei und nur bei besonderen Gelegenheiten noch zahlreich besucht würde. Ich bin nachher noch oft im Prater gewesen und immer war es leer. Wie ich aber auch fragen mochte, erhielt ich die Antwort: „Küß die Hand, Ew. Gnaden, der ist aus der Mode, jetzt geht Alles nach Schönbrunn."

Als ich Schönbrunn besuchte, konnte ich mir allerdings diesen Beruf des Praters leicht erklären, denn zwischen beiden ist ein Unterschied wie zwischen Himmel und Hölle. Schönbrunn hat in der That etwas Majestätisches und Feenhaftes, selbst in der grandiosen Steifheit und in dem veralteten Geschmack seiner beschnittenen Laubengänge, die von einer seltenen Höhe und wunderbaren Ordnung sind. Durch einen tiefen Bogengang des Heiligen Sommerschlosses tritt man hinein und man bleibt sich rund umher ein Panorama mit vielen Perspectiven aus. Durch die Mitte dieser grünen Hallen gedeiht, erreicht man ein großes Bassin voll Tausender von kleinen Gold- und Silberfischen. Neptun mit seinem Gefolge steigt daraus hervor und zu beiden Seiten springen gewaltige Fontainen. Von hier aus geht es einen Berg hinan, bis auf dessen Gipfel sich ein schönes lustiges Schloß erhebt. Steintreppen, mit Adlern und Ornamenten geschmückt, umringen es; offene Säulenhallen ziehen sich an den Seiten hin. In einem der Pfeiler befindet sich eine enge Wendeltreppe, auf welcher man das Plateau erreicht. Niemand versäume das, der Schönbrunn besucht. Die Sonne war im Untergehen und vor uns lag das ganze unermeßliche Gewimmel von Schlössern, Städten, Bergen und Wäldern, Natur und Leben, Kunstgebilde und urkräftige Schöpfung in einem Raum zu entwirrenden Gemisch. Boden, Baroque, viele kleine Orte und die ganze Hauptstadt thaten sich vor uns auf, und zu unsern Füßen lag das Kaiserschloß und seine regel- und winkelrech en Alleen, seine dunklen Grottengänge, die kühl und gerühm Apoll keinen Sonnenstrahl einlassen, aus welchen aber jetzt es bichter bunter Menschenstrom hervorquoll, der seinen Weg nach Hitzing nahm, das dicht am Garten liegt. — Wir schienen ungern, allein es gab hier noch mehr zu sehen. Aus der Bewunderung der Natur geriethen wir in die der Tiger, Bären und anderer Bestien, denn Schönbrunn besitzt eine prachtvolle Menagerie. Elephanten, Dromedare, Zebras, Löwen und Panther umbrummten und umbrüllten uns so lange, bis wir endlich Reißaus nahmen und in Hitzing im Casino eine andere Gesellschaft, diesmal aber sehr elegante und civilisirte Exemplare der großen Weltmenagerie betrachteten.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 6, (III. Jahrgang III. Quartal)

Napoleon, Moreau und der Wahrsager. — Die Pfingst-Feiertage in Leipzig, Fortsetzung. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. — Kreuz- und Querzüge durch die Tabagien Leipzigs und Umgegend.

Expedition: Peterosstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 7. (Sonnabend, den 14. August.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Sie waren ein Kind, unterbrach ihn der Doctor, wie können Sie damals schon diese Ueberlegung, diese Urtheilskraft besessen haben? Wie konnten Sie damals schon ermessen, welches die Ursache von dem Tode ihrer Mutter war.

Eduard nahm heftig seine Hand und sagte: Hören Sie! Es war an dem Sterbetage meiner Mutter, deren Tod, da sie niemals eigentlich krank gewesen, Niemand ahnete. Sie verlöschte wie eine Kerze, deren Brennstoff aufgezehrt ist, wie eine Blume, der Nahrungsstoff fehlt, so sank sie zusammen. Es war also an diesem Tage, als ich leise auf meinen Zehen, denn man sagte mir, meine Mutter schlafe, in ihr Zimmer schlich, um wenigstens den Anblick ihrer lieben Züge zu haben. Sie war nicht in diesem ersten Zimmer und leise, immer fürchtend, sie zu wecken, schlich ich zu der nur angelehnten Thür, die in ihr Schlafzimmer führte! Schon im Begriff, in dies Gemach einzutreten, vernahm ich aus demselben die Stimme meiner Mutter. Sie sagte: Ich verzeihe Ihnen, verzeihe Ihnen auch meinen Tod! denn Sie wissen es wohl, daß der Kummer mich tödtet! — Hierauf antwortete eine männliche Stimme, und ich erkannte die meines Vaters, verstand aber seine Worte nicht. Dann wieder hörte ich meine Mutter sagen: Schwören Sie das in meine Hand! Es ist das erste Mal seit jenem gräßlichen Tage, daß ich sie Ihnen reiche. Schwören Sie! —

Eduard schwieg und trocknete die Schweißtropfen, die seine kalte Stirn bedeckten; seine ganze Gestalt bebte und seine Brust hob sich in bangen, ächzenden Seufzern.

Täuschten Sie sich auch nicht, fragte der Doctor leise und tief bewegt, war es nicht vielleicht Ihre aufgeregte Phantasie, die Sie das hören ließ.

Nein, nein, rief Eduard heftig, es war keine Täuschung, sie sagte: seit jenem gräßlichen Tage und — ein Kind, wie ich war, stand plötzlich wieder jenes Traumbild vor mir, von dem ich Ihnen früher erzählte! Ein Schauder überfiel mich, eine grausige Furcht packte mich, und meiner Sinne kaum mächtig, stürzte ich aus dem Gemach hinunter in den Park, warf mich nieder auf den Rasen und weinte laut. Eine Stunde später kam mein Vater in den Garten, um mich zu meiner sterbenden Mutter zu führen. Ich folgte ihm zitternd, weinend, und kniete aufgelöst in Schmerz an dem Lager meiner Mutter. Sie legte ihre Hand auf mein Haupt und segnete mich, dann zog sie mich empor, meine Stirn zu küssen, eine Thräne fiel aus ihren Augen und benetzte mein Gesicht; o mein Freund, ich meine noch diese brennende Thräne auf meiner Wange zu fühlen! In diesem Augenblicke ward mein Vater hinausgerufen, zögernd nur folgte er. Ich war allein mit meiner sterbenden, laut ächzenden Mutter, und in meinem kindischen Sinne empfand ich ein unnennbares Grausen und Bangen. Plötzlich schlug meine Mutter die Augen auf und blickte umher, dann fragte sie matt: Sind wir allein, mein Kind? und als ich es bejahte, richtete sie sich auf und sagte feierlich: Eduard, ich sterbe! Mein Sohn, mein Sohn, in dieser Stunde fühle ich, daß ich nicht mit einer Lüge von hinnen gehen kann, der Tod hebt alle Eide auf. Wisse denn, Dein Vater —

Hier sank sie mit einem lauten und durchdringenden Schrei auf ihr Lager zurück, und als ich, ihrem starren Blicke folgend, mich umwandte, begegnete ich den

wilden Augen meines Vaters, die forschend und drohend sogleich auf mir ruhten. Meine Mutter ächzte noch einmal laut, — dann war Alles still, — sie war todt! —

Eduard war aufgesprungen und ging heftig bewegt im Zimmer auf und ab. Sein Freund wagte nicht, ihn zu stören und blickte ernst und schweigend vor sich hin. Dann blieb Eduard plötzlich vor ihm stehen und sagte halblaut wie zu sich selber: Ich muß wissen, welcher Kummer es war, der meiner armen Mutter den Tod gab, und welche Bedeutung jener gräßliche Tag hatte, von dem sie sprach. Ich muß die Ursache erforschen dieser instinktmäßigen Abneigung gegen den, an welchen ich, dem natürlichen Gefühl gemäß, mit allen Banden der Liebe sollte gefesselt sein! Ich muß dies wissen, um nicht irre zu werden an mir selber, um eine Auflösung dieser Räthsel zu haben, die mich beunruhigen und mir Frieden und und Klarheit rauben!

Und in wie fern, fragte sein Freund, steht dies Alles im Zusammenhang mit der heutigen Begebenheit, und wie kommt es, daß gerade jetzt diese Zweifel mit so erneuter Gewalt in Ihnen aufleben!

Ich will es Ihnen erklären, sagte Eduard rasch, und nach einer kurzen Pause fuhr er fort: Bald nach meiner Mutter Tode beschloß mein Vater, mich nach Wien zu senden, um mir dort eine angemessene und standesmäßige Erziehung zu ertheilen. Man hatte ihn auf Sie aufmerksam gemacht, und Sie waren so gütig, die Stelle eines Erziehers und Führers bei mir anzunehmen. Sie wissen, daß wir bis vor einigen Monaten nicht wieder hierher zurückkehrten, und wenn diese innere Angst und Scheu vor meinem Vater auch nicht schlummerte, so fand sie doch mindestens keine neue Nahrung bis zu meiner Rückkehr. Von der Stunde an aber, wo ich meinem Vater wieder gegenüber stand, wo ich seinem finstern Blicke begegnete, seine harte Stimme vernahm, sind alle diese Beängstigungen zurückgekehrt mit erneuter und quälender Stärke. Jenes Traumbild meiner Jugend, die Sterbestunde meiner Mutter, verfolgen mich, wohin ich gehe, und ein neuer Umstand schärfte und erhöhte meine Unruhe nur noch mehr. Sie wissen, daß der Haushofmeister meines Vaters, den man heute begraben, an seinem Todestage zu mir sandte, um mir Lebewohl zu sagen, und daß, als man mich nicht auf meinem Zimmer fand, er in Klagen ausbrach und unter Thränen über meine Abwesenheit seinen Geist aufgab. Doch das wissen Sie nicht, daß ich gestern allein und unbemerkt in jenes Zimmer gelangte, in welchem die Leiche stand. Ein seltsames Verlangen, ja ich möchte sagen, eine unsichtbare Gewalt zog mich zu diesem Gange hin. Mir war, als sollte mir das Angesicht eines Todten ein großes Geheimniß verkünden, als müßte ich von den erkalteten Lippen noch die Worte vernehmen, die es den Sterbenden gedrängt, mir zu sagen! Kaum in jenem Zimmer angelangt, vernahm ich außen meines Vaters Stimme, und einem seltsamen, unerklärlichen Gefühle folgend, verbarg ich mich hinter eine der Nischen in jenem Zimmer. Mich dicht an die Wand lehnend, um nicht gesehen zu werden, konnte ich selbst das ganze Gemach überschauen. Ich sah meinen Vater eintreten. Vorsichtig und spähend blickte er umher, und als er sich überzeugt, daß er allein sei, zog er schnell ein Kästchen aus seinem Busen hervor, legte es dem Todten zwischen die gefalteten Hände und murmelte leise: Begrabe auch das! Dann rief er die Diener, die im Vorzimmer warteten, befahl ihnen den Deckel auf den Sarg zu legen, und als dies geschehen, ließ er sich selber seinen Divan in jenes Zimmer tragen, um dort neben dem Sarge, umringt von seinen Dienern, die Nacht zu verbringen. Durch die Tapetenthür, die in meinem Versteck sich befand, gelangte ich hinaus, und unter tausend Planen, mich in den Besitz jenes Kästchens zu setzen, gingen die Stunden hin. Gegen Morgen erst überkam mich ein unruhiger Schlummer, und im Traume sah ich meine Mutter vor mir, sie schien mir zu winken, und ich glaubte sie leise flüstern zu hören: „Nimm jenes Kästchen.“ Ich fuhr empor und blickte umher. Es war mir, als habe wirklich eine Stimme also zu mir geflüstert, als hätten jene Worte: „Nimm das Kästchen“ mich wirklich aus dem Schlummer erweckt. Da vernahm ich das Läuten der Glocken, hörte, schon in der Ferne verhallend, die Trauermusik des Leichenzuges, und außer mir, meiner Sinne kaum mächtig, nur des Einen Gedankens mir bewußt, daß ich das Kästchen haben müßte um jeden Preis, stürzte ich auf die Straße und zum Kirchhof. Das Uebrige wissen Sie!

Erschöpft sank Eduard auf den Divan zurück, der Doctor reichte ihm theilnahmvoll die Hand und sagte weich: Ich beschwöre Sie, Eduard, suchen Sie diesen finstern Gedanken zu unterdrücken. Schaffen Sie aus dem Nichts sich nicht Qualen, die mir in der Wirklichkeit wahrlich keine Begründung zu haben scheinen.

Eduard unterbrach ihn heftig, indem er seine Hand auf die Brust legte: Ich aber fühle hier, daß sie begründet sind!

Ein Wagen rollte an das Haus, die Freunde traten ans Fenster und blickten hinunter in den Hof.

Es ist der Graf! sagte Eduard.

Ihr Vater! verbesserte der Doctor.

Eduard wandte ſich ab und ſagte ſeufzend: Ja! Mein Vater!

III.

Die Stirn in tiefe Falten gelegt, Ernſt und Nachdenken in den harten Zügen, ging der alte Graf Label mit auf dem Rücken gefalteten Händen im Zimmer auf und ab. Ernſte und unerfreuliche Gedanken ſchienen ihn zu beſchäftigen, und die einzelnen Worte, die er hier und da laut werden ließ, zeugten von einer großen Erregung ſeines Innern. Dann blieb er nachdenklich ſtehen, und vielleicht ihm ſelber unbewußt, ſprachen ſeine Lippen die Gedanken ſeiner Seele aus. — Wärs möglich, murmelte er, möglich, daß jetzt nach achtzehn Jahren der Sicherheit, der Furcht und Qual — nein, es iſt Unſinn! iſt unmöglich! — Doch dieſe Gedanken, die mich jetzt fortwährend bedrängen, dieſe Unruhe, die mich faſt erſtickt! — Eine Pauſe trat ein, dann ſagte er: Thörichter Knabe! Was wollteſt Du mit jenem Käſtchen! Ich wünſche faſt, Du hätteſt es bekommen! Gold und Juwelen verrathen nichts! Sie ſprechen nur zu dem, der ihre Geſchichte kennt! Mir graute ſo ſehr vor dieſen leuchtenden Steinen, ſie blitzten mir ſo viel Vergangenheit ins Herz! Dir hätten ſie nichts verrathen, neugieriger Bube! — Hier ſchwieg er wieder, und wandelte nachſinnend auf und ab. Seine Züge nahmen einen noch finſteren und angſtvolleren Ausdruck an, er blieb ſtehen, und aus weit aufgeriſſenen Augen zu Boden ſtarrend, ſagte er mit unheimlichem Flüſtern: Ich kann dieſe furchtbare Seelenqual, dieſe zermalmende Angſt nicht los werden! Eine Ahnung, eine Ahnung ſchrecklichen Unheils packt mich, ich kann ihr nicht entrinnen! Und warum, warum nicht? Jetzt, wo ich gar nichts mehr zu fürchten habe? Iſt ſie nicht ſchon lange, lange im Grabe? — Die Sonne, die durch die Scheiben in das einſame Gemach hereinſchaute, malte wunderbare Figuren auf dem Fußboden, der Graf blickte mechaniſch dahin, und murmelte: Brachte nicht einſt die Sonne ein Verbrechen ans Licht? — Wieder ſchwieg er, dann nach einer Pauſe flüſterte er: Die Sonne, die Sonne bringt es an den Tag! — Unſinn! Unſinn! unterbrach er ſich ſelber, und begann wieder auf und ab zu wandeln. Er ſtieß das Fenſter auf, daß die Luft hereinſtrömte, und ſagte: Meine Bruſt iſt ſo beklemmt: Ich muß Luft haben. — Die Sonne ſchien hell ins Fenſter hinein, und ſeinen ſchauerlichen Gedanken nachhängend, wiederholte er mechaniſch: Die Sonne bringt es an den Tag, dann ſchlug er das Fenſter wieder zu, zog die Vorhänge wieder zuſammen, und ſagte: Die Sonne beläſtiget mich! — Im Halbdunkel des Zimmers ging er nun wieder auf und ab, und dem Lauf ſeiner Gedanken nachgebend, fuhr er fort: Der Traum dieſer Nacht iſt es, der mich ſo beunruhiget! Bah! Träume ſind Schäume! — Aber, es war ein ſeltſamer Traum! Ich ſah Philipp, meinen Haushofmeiſter, neben deſſen Bahre ich eingeſchlafen war, ſich in ſeinem Sarge erheben! Er winkte mir mit höhniſchem Lächeln und ſagte: Schlafe! Schlafe! Es iſt Dein letzter Schlaf auf Erden! Morgen ſehen wir uns wieder! Dann, dann tauchte ihr Antlitz hervor, ich ſehe dieſe bleichen, kummervollen Züge, die ich ſtets ſo gefürchtet habe, ſah dieſe Augen, die ſtets mit ſo entſetzlichen milden Vorwürfen mich anblickten; ſie ſchauten mich jetzt wieder an, und ihre Lippen flüſterten: Die Stunde der Rache iſt gekommen! Ha, dann, dann ſahe ich ihn! Welche Augen! Ha entſetzlich! — Er bedeckte ſein Geſicht mit ſeinen Händen und ächzte laut. In dieſem Augenblicke vernahm man den Schall herrannahender Schritte, der Graf ſchreckte zuſammen, und blickte horchend auf. Es klopfte, und der eintretende Kammerdiener reichte dem Grafen einen Brief dar. Er nahm ihn mit convulſiviſcher Haſt und ſagte, die Adreſſe betrachtend: Ich kenne die Handſchrift nicht!

Der junge Graf hat ſo eben ein Schreiben von derſelben Hand bekommen! bemerkte der Kammerdiener.

Der Graf ſchreckte zuſammen, und befahl dem Diener, ihn zu verlaſſen. Dann, als er allein war, ſtürzte er zum Fenſter, riß die Vorhänge auf und betrachtete noch einmal Couvert und Siegel des Briefes. Seltſam, ſeltſam, flüſterte er leiſe, warum klopft mir denn das Herz ſo bang, ſo angſtvoll! — Er wollte das Siegel erbrechen, und vermochte es nicht, ſeine Hände zitterten ſo ſehr, und er ſagte: Mir iſt, als enthielte dieſer Brief mein Todesurtheil! — Dann raffte er ſich zuſammen, erbrach das Siegel und las. Aber während des Leſens wurden ſeine Züge allgemach bleicher und angſtvoller, furchtbares Entſetzen malte ſich in ſeinen Mienen, ſeine blauen Lippen zitterten krampfhaft, ſeine ganze Geſtalt ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt. Der Brief entſank ſeiner Hand, und mit einem furchtbaren Aufſchrei kreiſchte er: Mein Todesurtheil! Ich bin verloren! — Er ſchlug ſich mit den Händen das Geſicht, die Bruſt, er rannte wie wahnſinnig im Zimmer umher. Luft, Luft, ſchrie er dann, Luft, ich erſticke! — Jetzt noch ein furchtbarer Schrei, ein Zuſammenzucken der ganzen Geſtalt, als habe ſie der Blitz getroffen, — mit blau angeſchwollenen Lippen und Wangen ſtürzte der Graf laut röchelnd zu Boden.

Abermals ließen ſich raſch herannahende Schritte vernehmen, die Thür ward heftig aufgeriſſen, und Eduard einen offenen Brief in der Hand haltend, ſtürzte herein,

mit dem freudigen Ruf: Vater, Dein Bruder lebt! Er kommt! In einer Stunde schon ist er hier!

Jetzt erst bemerkte er die am Boden hingestreckte Gestalt. Er kniete nieder neben den kaum noch Athmenden, er nahm seine erkaltende Rechte in seine Hand, und rief mit dem Ausdruck des Entsetzens: Vater, mein Vater!

Der Graf schlug die Augen auf und schaute mit schon gebrochenem Blick auf Eduard. Dieser, jetzt erst die ganze Gefahr ermessend, rannte zur Thür und rief: Einen Arzt, einen Arzt! Schnell schafft einen Arzt herbei! — Dann stürzte er wieder zu seinem Vater hin, kniete neben ihn, nahm sein Haupt in seinen Schooß und fragte weich: Ist Dir nun besser, mein Vater?

Der Kranke drückte leise seine Hand, und flüsterte einige Worte, die Eduard nicht verstand; er neigte sein Ohr dichter an die Lippen des Kranken und sprach: Sprich zu mir, mein Vater!

Und mit kaum noch lallender Stimme stammelte der Graf: Verzeihe mir! Ich bin nicht —

Ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach ihn, — noch einmal zuckte er wie vom Blitz getroffen zusammen, sein Gesicht ward dunkelblau, die Glieder streckten sich — starr und bewegungslos lag er da. Eduard warf sich über ihn in wilder Verzweiflung. Du darfst nicht sterben, nein, Du darfst nicht! Nicht mit diesen halben Worten darfst Du scheiden! Sprich zu mir! Vollende, was Du sagen wolltest. Du bist nicht, — sprich, sprich, was bist Du nicht!

Keine Antwort erschallte von diesen blauen Lippen, kein Athem hob mehr diese erkaltende Brust. Eduard rüttelte ihn mit wahnsinnigem Zorne: Sprich zu mir, mir! Was bist Du nicht? —

Der Arzt trat ein, gefolgt von den erschreckten Dienern. Man hob den Graf auf ein Ruhebette und und öffnete seine Gewänder.

Wir müssen ihm zur Ader lassen! sagte der Arzt und traf die nöthigen Anordnungen.

Eduard faßte heftig seine Hand. Doctor, nehmen Sie mein halbes Vermögen, wenn Sie mir den Grafen wieder ins Leben zurückrufen.

Der Arzt sagte mitleidig: Armer Sohn!

O Sie verstehen mich nicht! rief Eduard außer sich, beklagen Sie mich nicht, eilen Sie, retten Sie! Er muß leben, er ist gestorben mit einem halbgeöffneten Geheimniß! Ich muß es wissen, er muß es mir bekennen!

Der Arzt schlug die Ader — umsonst! kein Tropfen Blut drang hervor.

Es ist zu spät, sagte er ernst, meine Kunst vermag hier nichts! Ein Nervenschlag hat ihn getödtet!

IV.

In tiefem Gespräch saß Eduard mit dem so eben angelangten Bruder seines Vaters auf dem Divan. Man hatte diesen Bruder seit achtzehn Jahren für todt gehalten und bis zu diesem Tage keine Kunde seines Daseins gehabt. Mit seinem Bruder und dessen Gattin war er damals aus Frankreich entflohen, war ihnen nach Amerika gefolgt, und nachdem er dort fast ein Jahr mit ihnen gelebt, hatte ihn die Langeweile, oder Wißbegierde und Forschungslust verleitet, tiefer in das Innere Amerika's einzudringen. Er hatte Abschied genommen von seinem Bruder und dessen Weib, war allein — denn so wollte es seine Lust nach Abenteuern — abgereist, und seit jenem Tage hatte man nichts mehr von ihm gehört. — Er erzählte jetzt seinem Neffen, wie er wenige Wochen nach dem Antritt seiner Reise von den Ureinwohnern ergriffen, gefangen und in das Innere des Landes geschleppt worden sei. Wie er nur durch ein Wunder dem Opfertode entgangen und dann später an Sclavenhändler verkauft worden. Hier sei es ihm gelungen, sich die Liebe seines Herrn zu erwerben, der ihn jetzt vor einem halben Jahre frei gegeben, mit Geschenken überhäuft und in die Heimath entlassen habe.

Ich suchte Euch zuerst in Paris, endete er seine Erzählung, denn mit Recht mußte ich glauben, daß der wiedergekehrte Friede auch meinen Bruder zur Rückkehr veranlaßt habe. Niemand wußte mir aber etwas von ihm und seiner Familie zu sagen. Du weißt, daß Dein Vater und ich die Letzten unsers Stammes waren, und auch Deine Mutter hatte keine Verwandten hinterlassen, die mir über Euer ferneres Schicksal hätten Auskunft ertheilen können! Nur ein früherer alter Sachwalter unserer Familie, dessen ich mich glücklicher Weise noch erinnern konnte, wußte, da Dein Vater in Geldverhältnissen einige Male an ihn geschrieben, mir einige Auskunft über Euch zu geben. Er wußte, daß Ihr in Deutschland lebtet, aber der Ort war ihm unbekannt. Dem Zufall vertrauend reiste ich nach Deutschland, besuchte erst alle großen Städte, — Ihr war't nicht da! — Durch einen Zufall hörte ich wenige Meilen von hier von dem Aufenthalte meines Bruders. Man schilderte den Grafen kränklich, menschenscheu und finster, und ich zog es daher vor, durch einen Boten ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, während ich anfangs gesonnen war, ihn zu überraschen. Und nun muß ich kommen, während mein theurer, geliebter Bruder schon gestorben ist! Ach, warum kam ich nicht früher,

nur eine Stunde früher, um mindeſtens noch ſein liebes Auge zu ſehen, ſeine Stimme zu hören, ſeinen Segen zu empfangen!

Er reichte ihm theilnahmvoll die Hand, beide ſchwiegen. Dann ſtand der Graf auf und ſagte ernſt: Jetzt führe mich zu der geliebten Leiche! Ich fühle mich ſtark genug, den Anblick zu ertragen!

Eduard reichte ihm den Arm und ſchweigend wandelten ſie durch die lange Reihe der Zimmer bis zu dem Gemach, in welchem die Leiche im Sarge lag. — Feierliches Schweigen herrſchte im hohen weiten Gemach, flüſternd ſtand die Dienerſchaft neben der Bahre, an der in ſchwarzen Candelabern hohe Wachskerzen brannten, und das Geſicht des Geſtorbenen mit ſchauerlicher Helle beleuchteten. — Der Bruder wandte ſein Geſicht ab, er fühlte ſich noch unfähig, die Leiche zu betrachten. — Eduard winkte den Dienern, hinauszugehen; leiſe auf den Zehen verließen ſie das Zimmer, in dem nur Eduard mit ſeinem Oheim zurück blieb!

Muth, Muth, flüſterte dieſer. Ich kam, um meinen theuern Bruder zu ſehen, zu umarmen, ich will ihn ſehen, wenn auch nur als Leiche, ich will ſeine Lippe küſſen, wenn ſie auch den Druck der meinen nicht erwiedern!

(Beſchluß folgt.)

Deutſche Frauenliebe.

Novelle.

(Beſchluß.)

„Mein Gott! Was machen Sie? — Wie oft wol„len Sie ſich denn noch immer mit eigenen Augen von „dem überzeugen, was Sie doch ſchon ſelbſt längſt erfah„ren haben! — Sie ſind leider von Ihrer Beſtändigkeit „für die Treuloſe noch nicht geheilt, ſonſt würden Sie „einer unbekannten — Schönen doch mindeſtens das „Opfer bringen, und ſich nicht noch immerfort ſo ange„legentlich nach Ihrer Ihnen ſo ungetreuen Nebenbuh„lerin umſehen. Denn daß Adolphine auf dieſe Weiſe „noch jetzt meine Nebenbuhlerin ſein dürfte — „das ſollen Sie wiſſen. Welchen Schmerz ich darüber „empfinde, können Sie leicht denken, wenn ich Ihnen „ſage: daß ich deshalb heute noch von hier abreiſe und „mich nach Pyrmont ins Bad begebe. Hier haben Sie „Ihr Urtheil. Sie folgen mir dahin, und das ſo ſchnell „als möglich. Nur wenn Sie dieſem Verlangen genügen, „werden Sie mich überzeugen: daß Sie noch ein Mann „ſind, der ſeine ſich thöricht ſelbſt angelegten Feſſeln zu „zerſprengen Kraft genug hat, und der alsdann der Mühe „werth iſt, daß ein doch auch gewiß nicht unliebenswür„diges Weib ihm ſeine Aufmerkſamkeit widmet."

„Ei, ei! die irrenden Ritter ſind ausgeſtorben, und ich ſoll ſie wieder ins Leben bringen," dachte Adalbert. — „Doch das Weib hat Welt, kennt das menſchliche Herz. Sie hat mir eine Wahrheit geſagt. — Freilich dürfte ſie etwas wagen, wenn ſie mir jetzt entgegen käme, wo ich mich ſelbſt noch nicht völlig entfernt von Adolphinen fühle. Doch dem Recht werde Recht!"

Dieſer Gedanke, der einen feſten Vorſatz ausdrückte, ward auch ſofort von ihm befolgt. Schon am andern Tag machte er ſich auf und eilte nach Pyrmont.

Kaum war er daſelbſt angelangt, ſo konnte er auch nicht ſchnell genug öffentlich erſcheinen, um ſeiner ſchönen Unbekannten einen Beweis von ſeiner Hingebung zu verleihen, und ihr ſeine Gegenwart zu beurkunden. In dem Gewühl einer aus allen Gegenden zuſammengeſtrömten ſchönen Welt, trieb er ſich unabläſſig die erſten Tage umher. Ein jedes ſchöne Frauenauge, das ihn traf, eine jede lächelnde Miene, die ihm begegnete, lockte in ſeiner Seele den Gedanken hervor: „das mag die Unbekannte ſein?"

Eine ganze Woche hindurch hatte er ſchon in der Erwartung verlebt, eine beſtimmte Auskunft, oder wenigſtens doch einen bedeutenden Wink von ſeiner unbekannten Schönen zu erhalten, als ihm endlich der Gedanke aufſtieg: „Welcher Thor biſt Du nicht? Daran haſt Du ja bis heute gar nicht gedacht, daß Dich vielleicht ein Fratzengeſicht necken oder eine veraltete Schönheit mit ihren Huldigungen heimſuchen dürfte! — Wenn dies wäre! — Es kann doch ſein! — Nun, es mag ſein! Ich bin einmal im Pyrmont, ſo will ich mich auch an dem reichen Flor ſeiner ſchönen Welt indeſſen entſchädigen."

Ein ſchöner Mann, wie unſer Baron, in dem Kreiſe einer Welt von Schönen, wie ſie Pyrmont jede Badzeit an ſich zieht, darf nur ſeinem Willen befehlen, und er findet in jedem Momente Gelegenheit, den für weibliche Reize empfänglichen Gefühlen ſeines Herzens zu genügen. Und eben das wollte er jetzt auch nur, obgleich er ſeine Phantaſie nicht überwinden konnte, der Idee zu entſagen: daß ſeine Unbekannte keiner der Schönheiten nachſtehe, die ihn ſtündlich in dem bunten Kreiſe der eleganten Badewelt umgaukelten; eben um ſie aber wollte er ſeine Empfindungen, ſo lange als er ſie noch nicht entdeckt hatte, keineswegs fixiren.

In einem wahren Taumel verlor ſich daher ſein für Adolphine immer ſchwächeres Gefühl. Es ſchwand allmählig und ward ganz von den ihn vorübergehend beſtürmenden neuen Reizungen verwiſcht, die ihm in den

zahlreichen Schönheiten entgegen kamen, welche ihn an der Tafel, im Concert und Theater, beim Spieltisch und auf den Maskenbällen umgaben. Sein ganzes Wesen ward gleichsam immerwährenden Schwingungen ausgesetzt, die ihn wieder zu einer der beweglichsten Marionetten der Männerwelt machten. Man sah ihn zu allen liebenswürdigen Frauen und Mädchen sich drängen, ihnen Schmeicheleien sagen und lüstern nach ihren Blicken und Aeußerungen geigen.

Während aber bei diesem Benehmen, bei dieser Handlungsweise, dem Baron in dem Kreise der beliebten Männer der damaligen Pyrmonter Badewelt die erste Stelle zu Theil ward, die seinem Geist so viel Beschäftigung verlieh, daß ihn nur selten noch der Gedanke weder an Adolphine noch an seinen Nebenbuhler und seine schöne Unbekannte darin störte, erhielt er eines Morgens zu seiner größten Ueberraschung folgendes Billet:

„Trefflich, trefflich, mein Lieber! Bleiben Sie auf „dem Wege, den Sie jetzt eingeschlagen haben. Ich rathe „Ihnen dies zu Ihrem Heile. — Die Beständigkeit der „Frauen ist Ihnen nicht günstig. Würde ich sonst so „lange ein so tiefes Stillschweigen gegen Sie beobachtet „haben? — Ich habe wahrlich heldenmüthig gerungen „und gekämpft, allein ich bin dennoch unterlegen. — „Jetzt erst halte ich es, ohne Gefahr für Ihre Rache zu „trägen, Ihnen die Veränderung, die mit mir vorgegan„gen ist, beichten zu können. Denken Sie! ich armes, schwa„ches Weib habe mich von einem jenem Ihrem Neben„buhler, diesem unwiderstehlichen losen Mann, der „Ihnen Adolphinen entrissen, selbst überwinden las„sen. — So weit ich Ihre jetzige Herzensstimmung „kenne, werden Sie sich über diesen Unfall zu beruhigen „vermögen. Wollen Sie mich aber überzeugen, daß Sie „wieder der ehemalige von mir so heiß geliebte Adalbert „geworden sind, so erscheinen Sie auf dem heutigen Mas„kenball, mit einer grünen Feder am Hute und folgen Sie der Person, die Sie anreden wird. Sie ist „beauftragt, Sie an einen Ort zu führen, wo Sie zu„gleich Ihrem Nebenbuhler und Ihre unbekannte „Schöne kennen lernen sollen."

Bei der Stimmung, in welche der arme Baron, durch sein angenommenes Benehmen gegen die Schönen Pyrmonts und ihre daraus erfolgten Bekanntschaften bereits versetzt worden, drang ihm das Durchlesen dieses Schreibens zwar zuerst ein gewisses leichtmüthiges Lächeln ab. Er sah damit gleichsam den letzten Akt seines Wortlebens geschlossen. Indeß hatte doch auch wieder das Abentheuer für ihn einmal einen so mächtigen Reiz gewonnen, daß er diesem Anerbieten keineswegs widerstehen konnte. Wohl maskirt und mit der grünen Feder am Hute begab er sich am Abend desselben Tages in den Redoutensaal. Nur kurze Zeit war er erwartungsvoll umhergeirrt, als sich ihm eine Dame näherte, ihm seinen Namen ins Ohr raunte und mit Schnelligkeit ihn darauf aus dem Saale fortzog, und ihn in eines der an den Saal stoßenden Zimmer führte.

„Den Augenblick, mein Herr Baron, soll Ihre Neugierde befriedigt werden," begann die Maske sofort beim Eintritt ins Zimmer. „Hier sehen Sie Ihren Nebenbuhler!" und bei diesen Worten führte sie unsern Helden — vor den Spiegel.

„Hier?" rief Adalbert, „Hier, in mir selbst meinen Nebenbuhler?"

„Und hier —" fuhr die Maske fort, indem sie die Larve abzog, „erblicken Sie Ihre unbekannte Briefschreiberin."

„Sophie! Meine Gattin!" rief Adalbert bestürzt aus, als er der Dame ins Gesicht sah.

„Die ist es freilich," erwiderte sie mit schalkhaft lächelnder Miene, doch indem sie die unbeschreibliche Verlegenheit und Beschämung in dem Gesichtsausdruck ihres plötzlich sprachlos gewordenen Gatten bemerkte, fuhr sie fort: „Nun, nun! der Ernst hat spaßhaft geendet, und dabei soll es bleiben. Weg mit der sauren Miene. Ich weiß, Du bist jetzt wieder mein lieber Adalbert, so wie ich Dich ehemals kannte. Dies weiß ich gewiß. Versprichst Du mir's von nun auch immer zu bleiben?"

„Sophie!" rief der Baron und schloß die Gattin in seine Arme, „Nur einer solchen Frau kann selbst der ungetreueste Mann auf immer wiedergegeben sein."

„Und so wie er es war!" fügte Sophie scherzend hinzu. — „Allerdings" erwiederte er, nun auch im fröhlichsten Scherz, „aber nur heute erlaubst Du mir's, mich ein wenig zu verläugnen und den ganzen Abend an Deiner Seite auf dem Ball hinzubringen."

„Nun, es sei! Weil ich Dich doch so lange habe entbehren müssen," sagte Sophie, „aber morgen schlägst Du wieder Deinen gewöhnlichen Weg ein; denn auf ihm allein seh' ich Dich nur wieder an meine Seite zurückkehren."

„Nein," sprach er, sie feurig umarmend, „mit den Worten Deines Lieblingsdichters schwöre ich Dir bei Allem was mir heilig ist:

Auf ewig kehre ich, nun ich die Welt durchmustert,
Zu meinem schönern Eigenthum zurück,
Denn Schönres sind' ich nicht, wie lang ich wählte,
Als in der schönen Form, die schöne Seele!

Mixt-Pickels.

Schlechter Trost. *)

Du wirst ein schöner Leben schauen,
Und ewig, ewig bleibt es Dein;
Man wird Dir goldne Schlösser bauen,
Nur — mußt Du erst gestorben sein.

Du wirst bis zu den Sternen dringen,
Und stellen Dich in ihre Reih'n!
Von Welten Dich zu Welten schwingen,
Nur — mußt Du erst gestorben sein!

Du wirst, ein freier Brutus, wallen
Mit Brutussen noch im Verein,
All' Deine Ketten werden fallen,
Nur — mußt Du erst gestorben sein.

Wenn Sünder in der Hölle braten,
So gehest Du zum Himmel ein,
Du wirst geküßt und nicht verrathen,
Nur — mußt Du erst gestorben sein.

Ob ihm der Ost die Segel blähe,
Was hilft's dem morschen, leckten Kahn?
Was hilft dem Vogel die Sonnennähe,
Den tode ein Adler trägt hinan.

Paris. Bereits ist an vielen Stellen die Umgegend von Paris nicht mehr kenntlich. Die Anlagen, welche daselbst blühten, sind verschwunden und haben Wällen und Bastelen Platz gemacht, und Forts erstehen auf den erhabenen Punkten, von welchen herab man die Zugänge zu der Hauptstadt bestreichen kann. Freilich, wenn man dem Verein zur Beförderung christlicher Moral Gehör geben will, so werden die Festungswerke, die man jetzt mit so vielen Kosten erbaut, unnütz werden. Besagter Verein will nämlich mit der englischen und mit der nordamerikanischen Friedensgesellschaft gemeinschaftliche Sache machen und die Liebe zum ewigen Frieden verbreiten helfen; ein Preis soll demjenigen Schriftsteller zu Theil werden, welcher die beste Abhandlung über die Mittel liefert, beständigen Frieden unter den Menschen und Völkern zu unterhalten. Wie leben, sagen die Herren, seit 25 Jahren in allgemeinem Frieden, warum sollten wir nicht denselben stets erhalten können? Freilich giebt es dabei große Schwierigkeiten zu überwinden und Vorurtheile zu bestreiten; fast alle Geschichtsbücher, welche der Jugend in die Hände gegeben werden, reden von Schlachten, Siegen und Eroberungen, anstatt die Jugend von den Wirkungen des friedlichen Verkehrs der Völker zu unterhalten. Die Regierung scheint jedoch nicht an einen ewigen Frieden glauben zu wollen, und so werden die Festungsarbeiten sehr emsig betrieben, und es geht daher in der Umgegend von Paris, wo so viele Truppen und Arbeiter versammelt sind, sehr lebhaft und mitunter ziemlich lustig her.

— Der gewaltige Sturm am 18. Juli, der in einem großen Theile von Europa wüthete, hat unter andern auch die Luthersbuche bei Liebenstein umgebrochen, welche die Stelle bezeichnete, an welcher Luther am 4. Mai 1521, als er vom Wormser Reichstage nach Wittenberg zurückreiste, von fünf vermummten Rittern angehalten und auf die Wartburg gebracht wurde. Die Trümmer des merkwürdigen Baumes wurden mit besonderen Feierlichkeiten aufbewahrt, und ein von jungen Bäumen angepflanztes Plätzchen, in dessen Mitte eine Bank den Wanderer zum Sitzen einladet, bezeichnet für künftige Zeiten den Ort, wo jener Zeuge des Jahres 1521 stand.

*) Aus den Gedichten eines Lebendigen von Herwegh.

Preis-Räthsel.

Obschon das Schicksal mich eng eingeschlossen hat,
Wall' ich in Flur und Wald, in Dorf und Stadt,
In hoher Luft, im Meer, fast überall.
Nie matt vom Steigen, nie verletzt vom Fall.
Ich weiß von Ruhe kaum, bin immer wach,
Bin jung und alt, bin stark und schwach.
Muß ich heraus, lauf' ich mit sehrer nach,
Zwar lange nicht, doch ohne Widerrede.
Ich derrsche, sonder mein Begehr,
In allen Herzen weit umher.
Man fürchtet mein Verschwinden sehr.
Mir danken Mars und Amor ihren Ruhm,
Doch bin ich auch des Thieres Eigenthum.
Oft muß Tribut ich zahlen in der Noth;
Doch ohne mich ist Alles todt.

Der erste, der die Auflösung einsendet, erhält alle Quartale des Gutenberg gratis. D. R.

Modenbericht.

Paris im August.

An Fräulein K. in Leipzig.

Ich sehe schon, liebe Freundin, daß sich meine Ungeduld, Einiges die Mode Betreffende aus Leipzig zu hören, etwas mäßigen und ich mir wohl, da sie kennt, meine Lieblingsbeschäftigung ist, das Vergnügen machen muß, an Dich zu schreiben, um mich für das gehoffte Vergnügen, von Dir einen Bericht zu lesen, schadlos zu halten. Giebt es denn bei Euch gar keine Feste und Concerte, wo sich die feine Welt versammelt, wo Du einen Gesammtüberblick über die Leipziger Mode erhalten kannst? Oder ist die Modegöttin in Euerm Leipzig eine Philosophin geworden, die statt bei Bällen und Festen zu herrschen, in die Collegia geht?

Doch ich beginne: Ein schönes Morgennegligée ist ein Hauskleid von weißgrundigem Jaconet mit kleinen orange und braunen Mustern, rund herum mit drei kleinen Volants garnirt; ähnlicher Gürtel; Spitzenhäubchen mit braunem und blauem Band; Fichü von Linon. Ferner ein Hauskleid von weißem Wollenmusselin mit roth und brauner Gürtelschaur; Spitzenhäubchen mit schottischen Bandschleifen roth und braun; kleiner Kragen von Muslin, in große Falten gebrochen. — Negligée zum Ausgehen: Kleid von Nankin, auf dem Rocke mit einer doppelten Reihe von Knöpfen in Perlmutter, schürzenartig, besetzt; gleiche Garnitur am Leibchen; Amazonen-Mantille; Kragen von Batist mit Einfaßstreifen, einen Jabot bildend; Capote von façonirtem Stroh; weißer Sonnenschirm. Ein Kleid von Drill mit violetten Streifen; enge Aermel und glattes Leibchen; Amazonen-Mantille von dunkelgrünem schwarzgestreiften Taffet; Capote von façonirten Stroh mit einem Halbschleier; Schleifen von lilas und violettem Sammet, die den Schleier halten; grüner Sonnenschirm; Stiefelchen von braunem Leder. — Toilette zum Ausgehen. Kleid von Barége, orange Grund mit weißen Mustern; Muskin-Mantille, gefickt und weiß gefüttert; Hut von malvenbrthfarbigem Krepp; Sonnenschirm von gesticktem Muslin mit weißer Seide gefüttert. Ferner: Kleid von grün gestreiftem broschirtem Pekin; Mantille von schwarzen Spitzen; Capote von weißem Krepp, mit Spitzen und Saum-

metblättern garnirt; Spitzen-Fichu, Manschetten, die durch kleine goldne Nadeln gehalten werden. — Abendtoilette: Kleid von rosa Tarlatan mit großen Falten am Rande und eine gestickte Guirlande zwischen jeder Falte; Coiffüre von natürlichen Blumen, Langshaarl von weißen Spitzen. Ferner Rock von blaßblauem Poult de Soie mit zwei ausgezackten festonirten Bolants; Canezou von Tüll mit Einfaßstreifen von Spitzen; sehr kurze Aermel, mit schmalem Tüll eingefaßt; Langshaarl von rosa Taffet mit Streifen, Spitzen-Coiffüre. — Schöne Toiletten sind folgende: Kleid von himmelblauem Tarlatan, mit fünf Falten garnirt, über denen sich eine Reihe mit weißer Baumwolle gestickter Pünktchen dingicht; Falten-Leibchen, tief ausgeschnitten und ebenfalls gestickt; lange weite Aermel, deren Falten an der Achsel und an dem Handgelenke durch mehrere gestickte Streifen gehalten werden, während die Mitte frei und bauschig ist. Langshaarl von weißem Tarlatan, unten mit Falten, die durch gestickte Streifen aneinander gehalten werden. Zeuge-Canote von demselben Stoffe, deren Schärm mit blauen und weißen Bändern und Blumen ausgeputzt und unten ebenfalls mit Blumen geschmückt ist. Kleid von italienischem Taffet mit zwei Rüschen vorn auf dem Rocke, die sich an der Taille unter einer Schleife vereinigen; glatter, tief ausgeschnittener Leibchen mit einem ebenfalls tief ausgeschnittenen Canezou, dessen Revers mit Spitzen garnirt sind. Spitzen umgeben auch die Taille; kurze Aermel mit Spitzen besetzt. Coiffüre von kleinen Schleifen und Spitzen. Kleid von weißem Organdi mit einer Stickerei in weißer Baumwolle über dem Saume, deren Seiten mit einem rothfarbigen Foden bezeichnet sind. Griechisches Leibchen, kurze Aermel, unten wie an dem Leibchen und dem Langshaarl von Organdi mit einer Stickerei gleich der am Rocke umgeben. Als Kopfzug eine breite Spitzenbarde, die, nachdem sie sich in die Haare des Chou zugleich mit weißen Bändern gemischt hat, an dem Gesichte einen Ausputz bildet und deren ungleiche Enden auf die Brust fallen.

Dies wäre das Bemerkenswertheste, was ich in dieser Woche beobachtet, und schließe mit dem Wunsche, um bald von Dir etwas zu hören,

Deine Freundin.

Gutenberg,

Erfinder der Buchdruckerkunst.

(Eingesendet.)

Längst ist es von der dankbaren Menschheit anerkannt, daß die Kunst Gutenbergs in alle Zweige des geselligen Lebens wohlthätig eingreift, über alle Interessen desselben sich gemeinnützig verbreitet, und gewiß eine fromme Pflicht ist, den Dank für das göttliche Geschenk auch öffentlich an den Tag zu legen, um dadurch die Gesammtheit noch mehr zur dankbaren Anerkennung des segensreichen Einflusses der Buchdruckerkunst anzuspornen und das Andenken des Erfinders zu verewigen, wie denn auch namentlich unser Deutschland, das Vaterland Gutenbergs, dieser Pflicht auf die rühmlichste Weise nachgekommen ist. Aber eine sklavische Uebertreibung, eine knechtische Ausartung, ja einen Mißbrauch muß man es nennen, wenn nicht bloß das Dankgefühl zum Scheln in Festlichkeiten, die sich bis zur Abgeschmacktheit wiederholen und lediglich dem Speculationsgeiste frönen, sich äußert, sondern sogar der erhabene Meister selbst, oder dessen Name und Bild, auf alle mögliche Weise den Privatinteressen der Menschen dienen muß.

Die Einzelnheiten sind zu bekannt, als daß sie der Erwähnung bedürften. Nur wurde Schreiber dieses an jene Ungereimtheiten bei der würdigen und erhebenden Feier des Gutenbergfestes erinnert durch die Ankündigung in No. 5. der Leipz.-Dresd. Eisenbahn, daß man mit dem „Gutenberg" (Zeitschrift für Gebildete) den ersten Scheitt dazu versuchen wolle, Leipzig zu einiger Selbstständigkeit in Hinsicht der Mode auszuschwingen, um mit Paris in der Modeherrschaft zu rivalisiren. — Dem Einsender ist zu wenig die Aerdenz der Zeitschrift „Gutenberg" bekannt, als daß er nur das geringste Urtheil darüber fällen könnte, aber jedem Unbefangenen wird beim Lesen jener Ankündigung, die im Nr. 6. des „Gutenberg" wiederholt wird, die Frage aufgestoßen sein: Wie reimt sich denn das zusammen — Gutenberg und Mode! — — — Und noch obendrein wird als Beigabe zum „Gutenberg" neben der Modekupfern vierteljährlich eine „humoristische Carricatur" (!) geliefert.

Es sei daher an die verehrliche Redaction die Frage erlaubt: Warum erhält die Lesewelt dies Alles, Modebericht und Kupfer, nebst Carricaturen nicht lieber in der „Leipz.-Dresd. Eisenbahn" oder in einem beliebigen anderen Blatte, als gerade unter dem Namen Gutenberge? Wer erwartet von einem Blatte dieses Namens nur im Entferntesten solche Tendenz! Glaubt man den würdigen Meister des Mittelalters das durch zu ehren, daß man bereit ihn selbst auf dem Gebiete der Mode figuriren läßt, — ihn, den Großmeister, gleichsam zum petit-maitre modernisirt, — während doch indirect seine Kunst im Allgemeinen die nächstliegenden Dienste leisten würde! Oder meint man, daß man mit Gutenberg an der Spitze, der doch in seiner Büchsestadt Leipzig seine Hauptmacht concentrirt hat, am leichtesten den Sieg über Paris davon trage? — Was sollen wir aber vollends von unserm Gutenberg, auf den wir nur mit Ehrerbietung schauen, für eine Meinung fassen, wenn er auf seine alten Tagen kindisch wird und uns mit Carricaturen amüsirt?! —

Geschätzter Herr Redacteur!

Bei der freisinnigen Tendenz Ihres vielgelesenen Blattes werden Sie voraussetzen dürfen, daß Sie die Aufnahme in dasselbe gewiß nicht versagen, um so mehr, als Ihnen dadurch Gelegenheit geboten wird, Ihre vielleicht kräftigen Gründe, Modeberichte in der Zeitschrift „Gutenberg" zu geben, öffentlich darzulegen *) und manche nur im engern Kreise ausgesprochene Urtheile zu berichtigen. Auch würden Sie Einsender der Mühe überheben, seine in jenen Zeilen ausgesprochene Meinung anderweitig zu veröffentlichen.

Ergebenst

Leipzig im August 1841. X.

*) Soll nächstens geschehen. Der Redacteur.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 7, (III. Jahrgang III. Quartal)

Die Frauen in Indien. — Napoleon, Moreau und der Wahrsager, Beschluß. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. — Kreuz- und Querzüge durch die Tabagien Leipzigs und Umgegend, Fortsetzung.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 8. (Sonnabend, den 21. August.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Ein improvisirter Improvisator. *)

Ich hatte, so erzählt der bekannte Improvisator Dr. Langenschwarz, in Petersburg bereits mehrere Improvisations-Akademien gegeben, als ich eines Tages den bekannten russischen Hofmaler Sauerweid auf dessen Landgute in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses Alexandria besuchte, wo sich grade Ihre Majestät die jetzige Kaiserin mit ihrer Hofsuite befand. Es war ein sehr stürmischer, regnerischer und unangenehmer Tag und ich hatte mich, seit längerer Zeit mit Herrn Sauerweid intim bekannt, zum Besuche bei demselben eben nicht in das eleganteste Costume geworfen. Meine Kleidung an diesem Tage war ganz die eines reisenden deutschen Poeten; genug gesagt, um sich deren außerordentliche Einfachheit vorzustellen. Gegen Mittag bei Herrn Sauerweid angelangt, ging ich mit ihm auf die Jagd und kehrte mit ihm gegen drei Uhr zum Mittagessen zurück. Meine Kleidung hatte durch den vorgenommenen Marsch eben nicht an Eleganz gewonnen und ein gewisser Stoff, den wir mit dem gelindesten Ausdrucke als Lehm bezeichnen, hatte uns Beide und besonders mich bis an meinen Strohhut hinauf malerisch zugerichtet. Gleich nach Tische sah ich mit Hrn. Sauerweid zum Fenster hinaus und der letztere, einen vorüberreitenden russischen Obrist erblickend, stellte demselben seinen neben ihm am Fenster liegenden, deutschen Gast vor. Kurz darauf lag ich im besten Siestaschlummer auf dem Sofa, als plötzlich Hr. Sauerweid mich aufrüttelte und mir zu wissen that, daß ein Familienwagen unten auf der Straße und ein Ordonnanz-Offizier draußen vor der Zimmerthüre stehe, welch Letzterer den gemessensten Befehl mitbringe, „den deutschen Improvisator, der sich im Hause befinden müsse, auf der Stelle (wie er sich ausdrückte) ins kaiserliche Schloß Alexandria zu liefern.“ — In demselben Augenblicke und noch ehe ich mir die Augen recht ausgerieben hatte, trat der Offizier selbst herein und wiederholte seine Einladung. Alle Opposition von meiner Seite wäre hier umsonst gewesen; ich mußte mich also nolens volens und ohne zu wissen, welchen Zweck die sogenannte Ueberlieferung habe, in mein Schicksal fügen. Vergebens aber suchte Herr Sauerweid, der diesen Zweck ahnen mochte, mir mit einer anständigeren schwarzen Kleidung zu Hilfe zu kommen. Man hätte grade zwei Improvisatoren von meinem Kaliber in dessen Frack stecken können, und so mußte ich, wie ich ging und stand, dem Offizier, der sehr ungeduldig auf schleunige Entfernung drang, folgen. In einer Viertelstunde langten wir in dem höchst prachtvoll und festlich erleuchteten Schlosse an; ich stieg mit dem Offiziere ab und trat, meinen Strohhut in der Hand haltend, ein. Die Diener schienen nicht wenig erstaunt, einen solchen Gast eingeführt zu sehen, und selbst der anmeldende Kammerherr schien, nachdem er mich von oben bis unten betrachtet, in Zweifel zu sein, was er zu thun habe und ließ mich einstweilen im Antichambre Platz nehmen.

So saß ich denn ungefähr eine Viertelstunde ganz allein in dem prachtvollen Vorzimmer, sah die an mir vorüberreitenden vielen kaiserlichen Diener, wurde von Allen begafft, hörte neben mir in dem großen Saale das Gemurmel der Anwesenden und wußte nicht, was mit mir geschehen sollte. Allerhand Ideen drängten sich in meinem Kopfe zusammen; ich erinnerte mich plötzlich, daß ich während des polnischen Aufstandes ein paarmal

*) Bruchstück aus dem nächstens erscheinenden Werke: Selbsterlebtes von Langenschwarz, worauf in dem hiesigen Tageblatte kürzlich abgedruckten Seitenstück: Langenschwarz beim König der Franzosen, Bezug genommen wurde.

im Norden von Deutschland zu Gunsten des damals Alles enthusiasmirenden polnischen Heldenmuthes improvisirt hatte; und ich weiß nicht, durch welche Ideenassociation mir plötzlich die Geschichte zwischen Monaldeschi und Christine von Schweden beifiel. So wenig ich in meinem Leben das Wort Furcht gekannt hatte, so überlief mich doch momentan ein kalter Angstschweiß. Aus diesem dämonischen Traume wurde ich durch die Gestalt einer Dame gerissen, die auf mich zutrat und mich keusch mit den Worten anredete: „Sind Sie der Improvisator Langenschwarz?“ Ich blickte auf und sah eine schlanke, eher große als kleine Dame in prächtigem, doch zugleich höchst einfachem weißen Anzuge und ohne allen weiteren auszeichnenden Schmuck. Noch ehe ich antworten konnte, setzte sie lächelnd hinzu: „Die Kaiserin hat durch einen Adjutanten Ihre Anwesenheit bei Herrn Sauerweid erfahren und nach Ihnen geschickt, um Sie improvisiren zu hören, da sie von Ihrer Dichtung bei Alexander Nicolajewitsch *) gehört; Sie sind wirklich ganz Improvisator, indem Sie durchaus nicht für unsere Soirée vorbereitet zu sein schrinen.“ Ich wollte mich wegen meines Aeußeren entschuldigen, allein sie unterbrach mich und hieß mich mit den Worten ihr folgen: „Ich will Sie zur Kaiserin führen.“ — Ich hatte keine Ahnung davon, wer die Dame sei und erstaunte nicht wenig, als ich, gleich jenem Bauer, der mit Heinrich IV. auf Einem Pferde ritt **), beim Eintritt in den Saal bemerkte, daß ich von Niemand anders eingeführt worden war, als von Ihrer Majestät, der Kaiserin selbst. Sie stellte mich einer der anwesenden hohen Damen vor mit den Worten: „Voila un improvisateur improvisé; maintenant je suis persuadée, qu'il n'est pas preparé de son improvisation.“ — Wollte ich den Saal selbst, der bekanntermaßen einer der schönsten in der Welt, näher beschreiben, so würde es mir wahrscheinlich an Worten dazu mangeln; allein ich darf gewiß behaupten, daß vielleicht niemals ein interessanteres Gemälde als das gegenwärtige sich den Blikken darstellte. Man denke sich die ausgesuchteste, zahlreichste und auf das festlichste geschmückte Gesellschaft von Herren und Damen, die vielen Offiziere, die Generäle, die obersten Beamten, sämmtlich in ihren Prachtuniformen u. s. w., das Bild der liebenswürdigsten Kaiserin in einem Saale umgehend, der von unzähligen Kerzen in blendendem Glanze wiederstrahlte, und inmitten aller dieser hohen Personen den jugendlichen Improvisator, seinen beschriebenen Strohhut in der Hand haltend, in dem obenbeschriebenen, nichts weniger als brillanten Costume! Ich überlasse einem jeden selbst die Ergänzung dieses Bildes. Meine Lage gewann in diesem Augenblicke etwas so ungewöhnlich Reizendes für mich, daß ich mir nie begeisterter vorkam. Einige Minuten später, deren es aber zur Fassung bei mir nicht bedurft hätte, erhielt ich von der Kaiserin selbst die Aufgabe zur Improvisation. Auf der Stelle postirte ich mich hinter ein kleines, mit Mosaik ausgelegtes Tischchen und ritt mit meinem Pegasus auf und davon. Nach der ernsten Improvisation kam auf ausdrückliches Verlangen Ihrer Majestät eine humoristische im preußischen Dialecte; und in Begleitung desselben Offiziers, der mich abgeholt und der nun ganz erstaunt darüber schien, mich bei Leben und guter Laune zu sehen, fuhr ich zu Herrn Sauerweid zurück. In der That war ich auch sehr guter Laune; denn der Eindruck, den das Benehmen der Kaiserin auf mich gemacht hatte, war ganz dazu geeignet, mich alles Trübe vergessen zu lassen. Vier Wochen darauf erhielt ich durch den Geheimsecretair Ihrer Majestät einen Brillantring, der meine Jagdpartie als höchst ergiebig darstellte.

*) Dem Thronfolger, bei welchem ich einige Wochen zuvor improvisirt hatte.

**) Einer Sages nämlich hatte sich Heinrich IV. von Frankreich auf der Jagd verirrt und traf einen Bauer, der ihn auf den rechten Weg zu geleiten versprach, wenn ihm der Verirrte die Zusage gäbe, ihm bei dem Jagdgefolge den König zu zeigen. Der König sagte dies nicht allein zu, sondern nahm ihn auch hinter sich aufs Pferd, damit er nicht nebenher zu laufen brauche. In der Nähe des Gefolges angelangt, sagte Heinrich: „Nun gib Acht! derjenige von Allen, welcher den Hut auf dem Kopfe behalten wird, ist der König.“ Gleich darauf erschienen sie in der Mitte des Gefolges; alle Hüte flogen vom Kopf und nur die beiden Reiter behielten den ihrigen auf. „Eh bien“ fragte der König “qui est le roi?“ Ganz verdutzt, aber kaltblütig versetzte der Bauer: „Ich oder Sie!“

Das Geheimniß.

(Beschluß.)

Er schritt näher zu der Bahre, und sich über das Antlitz des Todten lehnend, blickte er mit dem Ausdruck unendlicher Liebe auf die starren Züge des Bruders.

Mein Bruder, mein theurer Bruder! seufzte er leise. Liebevoll sah er zu ihm nieder, aber allgemach nahmen seine Züge einen ernsteren, verwunderten Ausdruck an, und er flüsterte wie zu sich selber: Ist es möglich, daß die Jahre ein Antlitz so verändern können, so umgestalten? Ich finde keinen Zug seines frühern Angesichtes wieder!

Eduard trat heftig auf ihn zu und faßte seine Hand: Oheim, ich beschwöre Sie, sagte er bebend, betrachten Sie ihn genau! Prüfen Sie seine Züge! Hören Sie die letzten Worte, die er sterbend zu mir sprach, diese Worte:

Ich bin nicht — Er ſtarb, ohne ſie zu beenden, — ſehen Sie ihn an, können Sie in ſeinen Zügen den Schluß ſeiner Worte finden. Oheim, hier, hier an dieſer Stelle muß ich Ihnen bekennen, — verzeihen Sie mir, ich habe Ihren Bruder da, meinen Vater nie geliebt, es graute mir vor ihm!

Der Oheim hatte indeß unverwandt auf den Todten hingeſtarrt, ſein Geſicht erbleichte, furchtbares Entſetzen malte ſich in ſeinen Zügen, und mit dumpfem Ton rief er jetzt: Ich muß ſie kennen dieſe Züge! Dies Antlitz iſt mir nicht fremd! Es iſt alt geworden! Aber ich erkenne es doch. Aber wer, wer iſt es? Er ſchlug ſich mit der Hand die Stirn, und fragte ſich immer wieder: Wer iſt es?

Beſinnen Sie ſich, flehte Eduard, ſagen Sie, iſt er Ihr Bruder? Iſt er es? Hören Sie, was meine Mutter ſterbend ſprach: Der Tod hebt alle Eide auf, ſo ſagte ſie. Dein Vater —

Ein wilder Ausruf halb des Schreckens, halb der Freude, drang jetzt von des Oheims Lippen. Ja, rief er laut, dieſer iſt es!

Nicht mein Vater, nicht Ihr Bruder? fragte Eduard.

Nein, nein! Laß mich, laß mich ſeine Hände ſehen! — Haſtig griff er darnach. —

Eduard ſagte: Er hat nur vier Finger an ſeiner linken Hand.

Er iſt es! rief der Oheim, und betrachtete die linke Hand des Todten, an der nach einer ſeltſamen Laune der Natur der kleine Finger fehlte.

Ich erkenne ihn an dieſem Zeichen! Es iſt Deines Vaters Secretair, der uns nach Amerika begleitete!

Entſetzt ſahen ſich die Beiden an, bleich und ſtarr vor Schrecken. Unheimlich war ihr Schweigen in dieſem großen ſtillen Gemach, mit der bleichen Leiche und den hohen flimmernden Wachskerzen.

Laſſen Sie uns hinausgehen, ſagte Eduard leiſe; es ward ihm ſo unheimlich neben dieſer fremden geheimnißvollen Leiche.

Seine Papiere, laß uns ſeine Papiere unterſuchen! flüſterte der Oheim.

Bleich und ahnungsvoll verließen ſie das Gemach und gingen in das Cabinet des Grafen. Der Schreibtiſch ward geöffnet und mit zitternden Händen, ſchweigend in angſtvoller Erwartung, unterſuchten ſie die Papiere! Keine Spur, kein Wort, kein Zeichen, das zu irgend einer Entdeckung hätte leiten können!

Wo ſind die Zimmer Deiner Mutter! fragte der Oheim.

Auf der andern Seite! Da ſieht noch Alles ſo, wie ſie es verlaſſen. Niemand durfte, einem ausdrücklichen Befehle des Grafen zufolge, jene Zimmer betreten, ja ich glaube, er ſelber war nie wieder dort.

So laß uns dort hingehen und Nachſuchung halten! ſagte der Oheim feierlich, und nahm ſeines Neffen Arm.

Jetzt hatten ſie dieſe Zimmer erreicht, die Thür ſprang auf und ſie ſtanden in den Gemächern der verſtorbenen Gräfin. Eine dumpfe ſchwüle Luft herrſchte hier; ringsum Schweigen des Todes, das einen ſchauerlichen Contraſt bildete zu der Wohnlichkeit und Behaglichkeit in der Einrichtung der Zimmer. Sie ſtanden jetzt in dem Boudoir der Gräfin. Eduard deutete auf den Divan hin, auf dem noch einige Kiſſen und ſeidene Decken ungeordnet umher lagen, und ſagte ſchmerzvoll: Auf jener Stelle ſtarb meine arme Mutter. Dort brachte ſie die letzten Tage ihres Lebens zu, und an jenem Tiſch dort neben dem Divan ſah ich ſie noch einen Tag vor ihrem Tode beſchäftigt.

Laß uns ihn öffnen! ſagte der Oheim raſch.

Der Schlüſſel ſteckte im Schloß und ſie öffneten die Chatoulle. Sie enthielt eine Menge kleiner Käſtchen, einige mit Schmuckſachen, andere mit vertrockneten Blumen oder ſonſtigen Erinnerungszeichen. Jetzt öffnete der Oheim ein dunkelrothes Maroquinkäſtchen. Es enthielt ein Bildniß, und er ſagte ſchmerzlich: Eduard, ſieh hier das Bild meines Vaters, Deines Großvaters.

Beide ſchauten mit wehmüthigen Blicken auf die ehrwürdigen Züge des Ahnherrn hin, als plötzlich der Oheim wie vor Schrecken zuſammenzuckend ſagte: Ha, ich entſinne mich eines ſeltſamen Umſtandes bei dieſem Portrait. Mein Vater ſchenkte es Deiner Mutter an ihrem Verlobungstage, und hatte dabei ihr eine koſtbare Ueberraſchung bereitet. Dies Bild enthielt ein feines Papier, das die Schenkungsacte eines bedeutenden Beſitzthums war. Niemand als ſie und wir Brüder kannten dies Geheimniß, und Deine Mutter pflegte oft ſcherzweiſe zu ſagen, es ſei ein guter Ort, wichtige Geheimniſſe zu verſchließen.

Während er mit haſtigem Tone ſo ſprach, ſuchte er an dem Rahmen des Portraits die vergeſſene Stelle, wo die verborgene Feder dem Druck nachgeben mußte, zu finden. Beide ſchwiegen jetzt, und ſo ſtill war es, daß man deutlich das ängſtliche Klopfen ihrer hochpochenden Herzen vernehmen konnte. — Jetzt, — das leiſe Knacken einer Feder, — der Rahmen fliegt auf — eine athemloſe Pauſe. — Es liegt ein Papier darin! —

Zitternd, mit bebenden Händen nimmt es der Oheim, Eduard ſinkt in furchtbarere Bewegung auf ſeine Kniee,

und seine bleichen Lippen beten: Meine Mutter, meine Mutter!

Der Oheim reichte ihm das Papier dar: Da lieb! Eduard nimmt es hastig, und wie er es entfaltet, klingt ihnen bei der Stille umher das Knistern des Papiers unheimlich und grausig wie Geistergruß.

Ich kann nicht lesen, die Buchstaben zittern und tanzen vor meinen Augen. Lesen Sie, mein Oheim.

Der Oheim nahm das Blatt und las mit schwankender Stimme: Mein Sohn, mein theurer Sohn! Dem Zufall und der allmächtigen Fürsorge vertraue ich dies Blatt! Er wird es, wenn es also sein Wille ist, in Deine Hände bringen! Nur wenige Worte sind mir vergönnt, Dir zu sagen, ich werde Tag und Nacht bewacht, und wenn auch nicht, so hätte ich dennoch geschwiegen. Aber jetzt, in diesem Augenblicke, wo ich das Herannahen des Todes fühle, wo ich bald in ewiger Ruhe rasten werde nach diesem ruhelosen und kummervollen Leben, jetzt darf ich das Schweigen brechen, und Gott möge mir verzeihen, wenn ich also thuend sündige! nur in kurzen flüchtigen Worten kann ich Dir das Gräßliche andeuten, was ich Dir zu sagen habe, der enge Raum, der dies Papier bergen soll, gestattet nicht ein Mehreres — ach, und für die Qualen und die Leiden, die ich erduldet, reicht kein menschlicher Ausdruck hin. — Wisse, mein Sohn, der, den Du Vater nennst, ist nicht Dein Vater! Dein Vater, der Graf Label, ruht auf dem Grunde des Meeres, und das Meer gibt seine Todten nicht wieder heraus! — Dein Vater machte einst mit seinem Secretair, den er liebte, und dem er vertraute, einen einsamen Spaziergang an das Ufer des Meeres. Niemand begleitete sie. Eine seltsame Ahnung aber trieb mich ihm nach und dann wissend, was ich that, nahm ich Dich, ein zweijähriges Kind, in meine Arme und eilte mit Dir dem geliebten Gatten nach. Seltsame, unerklärliche Angst, trieb mich vorwärts, da glaubte ich in der Ferne einen Hilferuf zu vernehmen, ich stürzte vorwärts — o grauenvoller Anblick! Triefend von Blut, das aus einer breiten Stirnwunde hervorrieselte, kämpfte Dein Vater mit seinem Begleiter. Schon hatte ich, laut schreiend und um Erbarmen flehend, die Kämpfenden erreicht, da plötzlich, da sah ich Deinen Vater hineingestoßen in die Fluthen, sah, wie die Wellen ihn erfaßten, hörte noch einmal seinen Hilferuf und sank fast besinnungslos zu Boden. Der Mörder Deines Vaters sprang zu mir heran, seine Hand hielt noch den von dem Blute Deines Vaters triefenden Dolch, und seine furchtbare Stimme gebot mir, mich zum Tode zu bereiten. Ich war bereit, — ach, es drängte mich, Deinem Vater zu folgen, ich fühlte mich schon gestorben! Dein Angstschrei rief mich zurück ins Leben, rief mich zu meinen Pflichten als Mutter, und ich flehte kniend um Erbarmen für Dich, für meinen Sohn! — Umsonst! — Du mußt sterben, weil Du das Geheimniß dieser Stunde gesehen hast und verrathen wirst, und auch Dein Sohn muß sterben! — Die Angst der Mutterliebe machte mich beredt und stark, ich flehte um Dein Leben, schwur, um diesen Preis ewiges Schweigen! — Dies besänftigte ihn. Freiwillig gelobte er auch meiner zu schonen, falls ich mit einem feierlichen Eide auf das Crucifix schwüre, Niemand, selbst nicht dem Beichtvater irgend etwas von dieser Stunde zu verrathen! — Ich liebte Dich, Du lagst weinend in meinen Armen, ich fühlte die heilige Pflicht, mich Dir zu erhalten, fühlte, daß ich berufen, über Deine schuldlose Jugend zu wachen, und auf das Crucifix, das an Deinem Halse hing, gelobte ich mit einem feierlichen Eide ewiges unverbrüchliches Schweigen. Als ich die Worte, die er mir vorgesagt, nachgesprochen, legte der Mörder seine Finger auch auf dies Crucifix, und schwur mit einem gräßlichen Eide Dir den Tod, falls ich auch nur mit einem Blick, einer Miene ihn verrathen würde. — Ohnmächtig sank ich zusammen. Als ich erwachte, fühlte ich mich in seinen Armen, mit Riesenstärke schleppte er mich und Dich vorwärts zurück in unsere Wohnung, und in selber Nacht noch verließen wir den Ort, um nach England zu gehen, wohin, wie jener Furchtbare den Leuten sagte, Dein Vater schon vorangeeilt. — Dort angelangt, erklärte er mir plötzlich, daß er es für geeignet halte, den Namen meines Gemahls anzunehmen, und daß er von diesem Tage an als Graf Label Dein Vater und mein Gatte sei. — Sprachlos vor Entsetzen starrte ich ihn an, — er erinnerte mich an meinen Schwur, ich dachte an den seinen, und beugte mein Haupt schweigend unter das furchtbarste Verhängniß! Du weißt jetzt Alles, mein Sohn! Der, den Du Vater nennst, ist der Mörder Deines Vaters. — Das Papier geht zu Ende! Gott segne Dich!

Entsetzlich, entsetzlich! rief Eduard schaudernd! Den Mörder habe ich Vater genannt! O wie mag sie gelitten haben die arme, arme Mutter! Mein Vater gemordet, und der Mörder —

Wird dort oben und schon hinnieden seine Strafe empfangen haben, sagte sein Oheim ernst. Mein Sohn, das Verbrechen findet im eigenen Busen des Verbrechers seine furchtbarste Vergeltung!

Eduard, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, schreckte zusammen: Ha, die Leiche des Mörders steht noch da! Man soll sie hinweg tragen! Nimmer, nimmer werde ich es dulden, daß der Verbrecher mit dem Ehr-

ren, die meinem Vater gebühren, zu Grabe getragen werde. —

Er wollte das Zimmer verlaſſen, ſein Oheim hielt ihn zurück. Laß die Todten ruhen, ſagte er feierlich, und das Begrabene begraben ſein! Gott hat ihn Deiner, nicht ſeiner Strafe entzogen. Dort oben wird Dein Vater und Deine Mutter gegen ihn zeugen! Der erlauchte Namen aber der Grafen Label darf durch keine gerichtlichen Verhandlungen entweiht werden, und muß unangetaſtet bleiben von dem öffentlichen Geſchwätz der Menſchen! Niemand kennt den Frevel, der hier begangen. Laß die Leiche begraben, und folge mir nach Frankreich in Deine Heimath! Was wir aber hier in dieſer Stunde erfahren, das wollen wir in unſerer Bruſt begraben. Es bleibe ein Geheimniß!

Die ſonderbare Whiſtparthie.

Vor einigen Jahren reiſte ein junger Mann durch ***, eine kleine Stadt im nördlichen England, und nahm für die Nacht ſein Quartier bei Bekannten in einer Stube, welche die Ausſicht auf einen unmittelbar davor liegenden Kirchhof hatte. Der junge Mann war von ſtarker Conſtitution, munterem Character und nichts weniger als ein Viſionair, ſo daß man vermuthen darf, er habe keine andere Abſicht gehabt, als ſich nach dem Wetter umzuſehen, als er vor dem Zubettgehen um Mitternacht noch einmal das Fenſter öffnete und ſeine Blicke über den Kirchhof ſchweifen ließ. Doch als ſeine Augen die Richtung nach der feitwärts ſtehenden Kirche genommen hatten, konnte er ſie nicht mehr davon abwenden, — ſie blieben unwillkürlich auf ein hell erleuchtetes Fenſter in der Gegend des Altars geheftet, hinter dem von Zeit zu Zeit ſich etwas zu bewegen ſchien, während doch die Kirche ſelbſt verſchloſſen war und überall der Nacht lautloſe Stille herrſchte. Er betrachtete nicht ohne Alteration dies Schauſpiel mehrere Minuten lang ſtillſchweigend, bis er ſich vollkommen überzeugt hatte, daß keine Täuſchung ſeiner Sinne obwalten könne, denn das Licht brannte fortwährend in gleicher Helle. Entſchloſſen, den wunderbaren Umſtand aufzuklären, weckte er jetzt die Hausleute, welche mit gleichem Erſtaunen daſſelbe ſahen. Nach einigem Aufenthalte verſchaffte man ſich die Schlüſſel des Kirchhofthores nebſt einer Leiter, und nachdem man mit Mühe die in ihren roſtigen Angeln knarrende Thüre geöffnet, näherte ſich der junge Mann mit drei Gefährten der Kirche, das geheimnißvolle Licht immer feſt im Auge behaltend, welches ſich in keiner Art veränderte. Endlich war man, oft über die Gräber ſtolpernd, von denen eines ganz friſch aufgegraben ſchien, bis an die Kirchmauer gelangt, hatte die Leiter an das große Altarfenſter geſetzt und bekompliimentirte ſich nun, wer zuerſt hinaufſteigen ſollte, um genauer den Grund dieſer unheimlichen Illumination zu erfpähen. Es ward für billig gefunden, daß der Fremde, welcher die Andern zu Zeugen aufgerufen, auch die Unterſuchung beginne, und demzufolge beſtieg er, obgleich von einigen kalten Schauern heimgeſucht, ſich ein Herz faſſend, die halbloſen Sproſſen der gebrechlichen Leiter, während alle Uebrigen ihm auf dem Fuße folgten und Jeder hart auf ſeinen Vordermann drängte.

Der Anblick, der ſich ihnen darbot, als ſie die Höhe erreichten, wäre wohl hinreichend geweſen, auch einer Kühnerern zu entſetzen.

Von der Communiontafel war der Vorhang, wie es in den engliſchen Kirchen nur bei der Ceremonie des heiligen Abendmahls zu geſchehen pflegt, bis nahe an die Wand zurückgezogen worden. Zwei brennende Kirchenkerzen ſtanden darauf und drei Becher Wein; die Stelle der heiligen Odiate aber hatten einige Teller mit kalter Küche eingenommen und ſtatt der heiligen Bücher ſah man nur Karten und Spielmarken auf der Tafel. Um dieſe her ſaßen vier Geſtalten, ſcheinbar eifrig in einer Whiſtpartie begriffen. Drei davon glichen jugendlichen Wüſtlingen mit rothem erhitztem Antlitz, ihre Kleider in Unordnung, Hohn und Trunkenheit in ihren Mienen. Dieſe nahmen fleißig, wiewohl mit tiefem Schweigen, die gefüllten Becher in Anſpruch. Der Vierte aber, welcher den Platz des Dummy (mort, oder todten Mannes) einnahm, zeigte weniger Theilnahme, denn es war nur ein der Verweſung ſchon naher Leichnam. Das grünlichweiße Antlitz dieſes ſchauderhaften Figuranten contraſtirte gräßlich mit den lachenden Geſichtern der Schweleger, und als ſein Kopf jetzt rückwärts über die Lehne herabzuſinken und ſeine Augenhöhlen nach den unberufenen Zuſchauern oben hinaufzuſtarren ſchienen, ſtieß unſer Freund unwillkürlich einen lauten Schrei aus. Im Augenblick erlöſchten die Lichter in der Kirche, und da der Schreck, der ſich den Gefahrten des jungen Mannes verdoppelt mitgetheilt hatte, dieſe ohne Zweifel zu Bewegungen verleitete, welche die morſche Leiter nicht mehr vertragen konnte, ſo brach dieſe zuſammen und die unglücklichen Geiſterſeher langten in weit ſchnellerer Zeit unten an, als ſie früher zum Hinaufklettern gebraucht hatten. Glücklicherweiſe ward jedoch Niemand ernſtlich verwundet, wiewohl Alle mehr oder weniger Beulen und Contuſionen davontrugen. Man ſchickte den am wenigſten Beſchädigten

nach Haus, um die zerbrochene Laterne mit einer neuen zu vertauschen, denn es war jetzt stockfinster geworden. Eine geraume Zeit verging, ehe der Bote mit dem Hausknecht, der die Laterne trug, zurückkehrte. Beinahe wäre aber auch diese Aufklärungsmaschine wieder zertrümmert worden, als die Gesellschaft beim Schein derselben mit emporsträubendem Haar gewahr wurde, daß ihre Zahl sich noch um Einen und zwar den identischen Leichnam aus der Kirche vermehrt habe. Gesunde wie Lahme gaben Fersengeld und begruben sich immediat darauf in ihre Betten, mit Shakespeare ausrufend: „Es gibt Dinge in dieser Welt, von denen sich die Philosophen nichts träumen lassen!“

Die Geschichte machte indeß nicht wenig Aufsehen, und als man am andern Morgen ex officio zur Untersuchung schritt, fand man den Leichnam noch immer an der Kirchmauer liegen, wonach bald ausgemittelt ward, daß er in vorletzter Instanz dem frisch geöffneten Grabe, früher aber einer Seele angehört habe, die hier lange als Bürger und Schneidermeister gelebt und vor acht Tagen das Zeitliche gesegnet hatte. Gerichtlich ward die Sache nicht weiter verfolgt, doch wußte bald Jedermann, wie sie zusammenhing, obgleich auch Jeder eine von der des Andern abweichende Version aufzuweisen hatte. Die wahrscheinlichste von allen war die, welche drei notorischen Wildfängen der Umgegend eine Wette zuschrieb, die zu erfüllen, sie den abscheulichen Unfug getrieben hatten.

Mixt-Pickels.

Die Jungen und die Alten. *)

„Du bist jung, Du sollst nicht sprechen!
Du bist jung, wir sind die Alten!
Laß die Wogen erst sich brechen
Und die Gluthen erst erkalten!

Du bist jung, Dein Thun ist eitel!
Du bist jung und unerfahren!
Du bist jung, kränz' Deinen Scheitel
Erst mit unsern weißen Haaren!

Lern', mein Lieber, erst entsagen,
Laß die Flammen erst verrauchen,
Laß Dich erst in Ketten schlagen,
Dann vielleicht kann man Dich brauchen!“

Kluge Herren! Die Gefangenen
Möchten Ihres Gleichen schauen;
Doch Ihr Hüter des Vergangenen
Wer soll denn die Zukunft bauen?

Sprecht, was sind Euch denn verblieben,
Außer uns, für wackre Stützen?
Wer soll Eure Töchter lieben?
Wer soll Eure Häuser schützen?

Schmäht mir nicht die blonden Locken,
Nicht die stürmische Gebehrde!
Schön sind Eure Silberflocken,
Doch dem Gold gehört die Erde.

Schmähet, schmäht mir nicht die Jugend,
Wie sie auch sich laut verkündigt!
O wie oft hat Eure Tugend
An der Menschheit still gesündigt!

*) Aus den Gedichten eines Lebendigen, von Herwegh.

Der türkische Sclavenmarkt. Gräulich und herzzerreißend ist der Anblick des Sclavenmarktes. Die unglücklichen Geschöpfe, Weiße und Schwarze, werden öffentlich an den Meistbietenden verkauft, und schlechter als bei und die Thiere behandelt. Viele, die ich hier sah, trugen schwere Ketten an den Füßen, weil sie zu entfliehen versucht hatten. Die Häßlichen gehen unverhüllt einher, die schönen Frauen werden in kleinen Löchern, gleich Käfigen, verschlossen gehalten und durch Mäkler verkauft, da sie selbst nicht gesehen werden. — Ohne Schauder betritt wohl kein Europäer einen Ort, wo aus dem Leben und der Freiheit der entehrendste Handel gemacht wird. Auch dieser Markt bildet einen Hof, in dessen Mitte eine Fontaine plätschert, und um den rund herum kleine hölzerne Behältnisse angebracht sind, in denen der Kaufmann diese fremdartige Waare hält. Nicht selten sieht man unter diesen erhandelten und zu erhandelnden Frauen schöne ausdrucksvolle Gesichter mit langen herunterhängenden pechschwarzen Haaren und einem vollendeten Körperbau. Ihre Arme besonders sind ausgezeichnet schön; sie tragen weite, grobe Hemden, und hüllen sich, wenn es kalt ist, in wollene Decken. Sie sind das Bild der Bewußtlosigkeit und Apathie; groß gezogen in dem Gedanken, daß sie zum Verkaufe geboren sind, finden sie ihr Schicksal keineswegs bedauernswerth, und nur wenn eine Mutter von ihrem Kinde getrennt werden soll, fließen Thränen. Der Käufer untersucht die Sclaven, die er kaufen will, wie wir etwa ein Pferd untersuchen würden, er blickt ihnen in den Mund, um die Güte ihrer Zähne, ihr Alter und ihre Gesundheit zu erforschen, er befühlt ihnen den Kopf, die Brust, die Hüften, und nur, wenn er sich hinlänglich von ihrer Brauchbarkeit überzeugt hat, kauft er sie. Neger und Negerinnen sind zu den geringsten Preisen zu haben. Theurer sind die Abyssinierinnen, am theuersten werden die Circassierinnen verkauft, die sich durch ihre majestätische Schönheit auszeichnen. Ist man unzufrieden mit einem Sclaven, so schickt ihn die Herrschaft auf den Markt, wo er dann einer andern anheim fällt. Zuweilen kaufen Türken alte, unbrauchbare Sclaven, und ernähren und pflegen sie, um Gott wohlgefällig zu sein. — Der Preis einer schönen Circassierin ist zwischen 3 — 5000 Franken. Die Neger werden mit 3 — 500 Franken bezahlt.

Ein neuer Zahnarzt. In Ap... lebte noch vor wenigen Jahren ein Hufschmidt, der wegen seiner Derbheit und Originalität, in der ganzen Gegend bekannt war. Seinen Ruf aber begründete er durch folgende glückliche Operation: Einst kam ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe zu ihm, um Eisenwaaren fertigen zu lassen. Da dreschte nebenbei über bes-

tige Zahnschmerzen klagte, die ihn schon seit einigen Tagen gequälet hatten, so forschte der Schmied nach der Stellung des in der Oberkiefer nicht ganz festsitzenden schmerzhaften Zahnes und erklärte, er wolle ihn durch schnelles Herausziehen des Zahnes bald von der Plage erlösen. Der Bauer willigt ein. Hierauf umschlingt der Schmied den Zahn mit einem festen Faden, bindet Letzteren am Amboß fest und ergreift mit martialischer Miene seine große Zange. Beim Anblick dieses Instrumentes wird es dem Bauer etwas ängstlich zu Muthe und mit mißtrauischen Blicken folgt er den Bewegungen des Schmiedes. Dieser nimmt mit der Zange ein großes Stück glühendes Eisen aus dem Feuer, dreht sich schnell nach dem Patienten um, und will so eben demselben mit dem glühenden Zahnstocher in den Mund fahren, als der zum Tode erschrockene Bauer mit einem Schrei des Entsetzens zurückspringt und der Operateur das Eisen — ruhig und lächelnd niederlegt, denn der an den Amboß gebundene Zahn war durch den Sprung des Bauers schnell und glücklich herausgezogen.

Longo Sardo, die Banditen-Colonie. Nicht allzuweit von der Küste Corsicas, Bonifacio gegenüber, liegt Longo Sardo, wo die Flüchtlinge eine sichere Zufluchtsstätte finden. Gleich drei berühmten Städten des Alterthums ist Longo Sardo aus einer Zufluchtsstätte verfolgter Mörder eine aufblühende Ansiedelung geworden, in welcher eine so wunderbare Ordnung und Ruhe herrscht, daß die sardinische Regierung bis jetzt noch nie den Anlaß fand, einen der neuen Ansiedler eines Verbrechens wegen zur Rechenschaft zu ziehen, obschon jeder einzelne von ihnen zum Tode oder zur Galeere verurtheilt ist. Hier gilt auch keine Rache mehr. Das haben die Flüchtlinge auch so vollkommen begriffen, daß sie lanvond die Waffen niederlegen, um Gradscheit und Pflug dafür zur Hand zu nehmen, und das gewohnte umherschweifende Leben mit einem arbeitsamen Dasein zu vertauschen.

Nachahmungswerther Gebrauch. Wenn sich in New-York ein Besuch meldet, und man ist nicht vorbereitet oder nicht geneigt, Gesellschaft zu sehen, so läßt man sich keinswegs verläugnen, sondern sagen, man sei beschäftigt. Da diese Antwort gegeben wird, ohne daß man weiß, wer der Besuchende ist, so findet man darin auch keine Beleidigung. Die Einführung dieses Gebrauchs in Deutschland wäre den Redaktionen gewiß recht wünschenswerth!

Englische Wahl-Annonce. Ein englisches Blatt bringt unter den Annoncen folgende famose Aufforderung: „Für die conservativen Wähler! Eine Person von guter Erziehung, welche 2000 Pfd. Sterling auf Zins zu leihen wünscht, bietet ihre unentgeltlichen Dienste den Wahlen an. Besagte Person ist an öffentliches Reden gewohnt und in der Behandlung der Leute aus allen Classen in Stadt und Land wohl bewandert; sie kann die Candidaten bei ihren Wahlbestrebungen begleiten, die Meetings haranguiren, Briefe schreiben, kurz sie erbietet sich zu Allem und Jedem, was die Wahl zum gewünschten Ziele führen mag.

Statistik des Familienglücks in Frankreich. In den drei Jahren 1837 — 39 kamen in Frankreich nicht weniger als 2222 Gesuche um Ehescheidung vor, eine runde Summe, aber keine erbauliche! Bei diesen ergriffen überwiegend die Frauen die Initiative, indem 2109 von ihnen veranlaßt wurden! Nur 113 Gesuche gingen von den Männern aus, und unter diesen wurden 73 durch Ehebruch der Frauen, 4 mit ihrer Verurtheilung zu einer entehrenden Strafe, und 36 mit schweren Mißhandlungen von Seiten der Frau motivirt. Dagegen lagen bei den Scheidungsgesuchen, die von Frauen ausgingen, 95 der Ehebruch des Mannes, 45 dessen Verurtheilung und 1969 schwere Mißhandlungen der Frauen von Seiten der Männer zum Grunde! Galantes Altfrankreich, wo bist Du geblieben! Genehmigt wurden von den 2222 Gesuchen 1618, verworfen 174, während nur 430 wieder zurückgenommen worden waren.

Opiumkloster. In England sind schon mehrfache Klagen über Opiumgenuß, namentlich bei Frauen und Mäßigkeitsvereinsmitgliedern laut geworden. Jetzt klagt auch „der Schweizerbote" bitter über den zunehmenden Opiumgenuß in dem Bezirk Rheinfelden und sagt, nicht nur sei es Thatsache, daß in einigen obern Gemeinden des Bezirkes viel Opium als gewöhnliches Universalmittel aus der Apotheke geholt werde, sondern einzelne Individuen, vorzüglich Weiber, hätten sich an den täglichen Genuß des Opiums auch schon so gewöhnt, daß sie dessen nicht mehr entbehren zu können glauben. Um auch die Kleinen dieses Glückes theilhaftig werden zu lassen ist es in mancher Familie gebräuchlich, wenn sie in der Wiege nicht schweigen, ihnen einen Aufguß von Mohnblättern und Mohnkapseln zu reichen.

— Ein Russe hatte zum täglichen Trinkgeschirr für sich und seine Frau einen silbernen Becher, dessen Boden eine Medaille mit dem Christuskopf bildete. Als aber die Frau dem Becher immer zu derb zusprach, setzte der Russe sie zur Rede. „Soll man nicht immer den Herrn Christus vor Augen haben?" antwortete die Frau und trank fort. Nun ließ der Russe heimlich eine Medaille mit dem Teufel dem Boden eines andern Bechers einsetzen, und — die Frau that wie erst. Alle Minuten war der Becher leer. Darüber wieder zur Rede gesetzt, bemerkte sie: „Dem Teufel muß man keinen Tropfen Wein gönnen." — „Welch ein Bild soll ich aber — fragte entrüstet der Russe — dem Becher noch einsetzen lassen, um Dir, Weinsäppre, das ewige Ausleeren besser zu verleiden?" — „Das Deinige," antwortete die Frau.

— Das große Elend der Gegenwart, vom Pallast bis herab zur Hütte, liegt darin, daß die Meisten ein größeres Talent im Fordern als im Fordern haben, und der Verdienst ihnen reizender ist als das Verdienst.

Weibliche Rache. Alphons Karr erzählt in seinen „Wespen," folgenden Vorfall, der sich kürzlich in Paris ereignet hat. Eine Dame besaß eine sehr schöne Cyperkatze, die sie sehr lieb hatte, die aber zugleich ein sehr gefährlicher Feind für die im Hause wohnenden Mäuse war. Ihre Nachbarin will der Dame einen Possen spielen und beredet ihren Mann, die Katze todt zu schießen. Dieser ist gegen seine Gemahlin gefällig und das gute Thier fällt als Opfer. Kurze Zeit nachher erhält die boshafte und kokette Madame D... ein große Kiste zugeschickt, worüber sie sich nicht wenig freut, denn sie glaubt nichts anderes, als daß einer ihrer Verehrer ihr ein Geschenk mit schönen Roben, Shwals u. s. w. machen wolle. Sogleich läßt sie die Kiste öffnen und erschrack nicht wenig, als einige Tausend Mäuse herausspringen und sich im Hause heimathlich

niederlassen. Die ehemalige Besitzerin der Katze hatte sie aufsangen lassen. Am Boden befand sich ein Billet mit den lakonischen Worten: Madame, Ihr Herr Ehegemahl hat meine Katze todt geschossen, ich sende Ihnen hiermit die Mäuse.

— Mehrere Gäste in einem Wiener Gasthofe ließen sich Stockfisch bereiten und begehrten die Portionen bei dem Wirthe selbst. Dieser, um keinen der Gäste zu vergessen, überzählte dieselben noch einmal mit den Worten: Eine, zwei, drei, vier, fünf Stockfische."

— Vor einiger Zeit bot ein Farbenhändler gerlebene Farben zum Verkauf an, und unterzeichnete sich: R. R. geriebener Farbenhändler."

Auf einen schlechten Dichter.

Hier ruht ein guter Mann, kaum besser noch zu denken;
Er stahl sich selbst den Schlaf, um Andern ihn zu schenken.

Zweisilbige Charade.

Die Erst' ist der Sänger im grünen Wald,
Des Jubelgetön durch die Zweige schallt,
Ist der Hirsch, der am Bach seine Ruhestatt hält,
Ist der Sclav', dem die pressende Kett entfällt.
Die Letzt' ist Jedem in seinem Haus,
Fern oder umwoget von Weltgebraus,
Heil, der sich, ein Solcher, bewahrt die Brust
Vor dem Trug bethörender Sinnenlust!
Das Ganz' ein Titel im deutschen Land,
Wird nur Höhen und Mächtigen zuerkannt.

Herr Gustav Portenreuter, Handlungsdiener allhier, hat die Auflösung des in voriger Nummer gegebenen Preis-Räthsels zuerst eingesendet und den ausgesetzten Preis bereits in Empfang genommen. Die Auflösung ist **Blut**.

Modenbericht.

Paris im August.

An Fräulein K. in Leipzig.

Du wirst wohl in Verlegenheit sein, was Du mir über die Moden Deiner Vaterstadt berichten sollst, da wahrscheinlich auch bei Euch der klägliche Sommer alle Concerte verxitelt, wo der Sammelplatz der feinen Welt ist. Euer Kintschy im Rosenthale, hat mir ein leipziger erzählt, hat diesen Sommer besonders Unglück, indem seine jedesmalige Concert-Anzeige üble Witterung herbeiführt. Doch Du wirst mir hoffentlich darüber berichten, und ich melde Dir die Beobachtungen vergangener Woche kürzlich in Folgendem:

Man hat sehr Recht, wenn man es seit einem halben Jahrhundert immer wiederholt, daß der Cashemirschwad das bedeutendste und unentbehrlichste Erforderniß einer eleganten Toilette ist. Ich sah unter andern drei sehr schöne, der eine war schwarz, so zu sagen, denn in der That war er reich mit Mustern durchwebt, daß die Grundfarbe kaum mehr zu erkennen war, doch von so großer Feinheit, daß er ungeachtet des Reichthums der Arbeit an seiner Weichheit nichts einbüßte. Der andere Cashemir war von so frischer und lebhafter grüner Farbe, daß die tausend Nüancen, welche durch die tausendfachen Dessins hervorgebracht wurden, den Eindruck einer mit den schönsten Blumen überstreuten Wiese machten. Was den dritten Shawl betrifft, so war er carrirt und von der Farbe, die jetzt am beliebtesten ist, nämlich saphirblau.

Einige schöne Roben waren folgende: Die eine bestand aus Spitzen mit lila gefüttert, und war von einem ähnlichen Band umgeben, der festonartig gebildet war, und zwar so, daß jedes Feston durch eine illafarbene Marguerite befestigt wurde; über dem Corsage waren kleinere Marguriten angebracht, die mit der Garnitur der Aermel in Verbindung stehen. Eine andere Robe in Form einer Tunika, war von hellem Mousselin, mit drei Reihen Malinen umgeben, welche durch eine köstliche Stickerei getrennt waren. Dasselbe Genre von Garnitur wiederholte sich unten am Rocke, und die langen und halbweiten waren ganz von gestickten Mousselinstreifen und Spitzen gebildet.

Bei der diesjährigen deplorablen Witterung sieht man schon Herbstmäntel. Sonst bedient man sich auch bei wärmerem Wetter kleiner Halstücher von Seide oder dorbirtem Sammet, die eben so schön zu einer Robe von Mousselin, als von Seide stehen. Ferner sind sehr beliebt die Spencer mit halb zurückgeschlagenem Kragen, geziert mit einer Art von Brandenbourgs, die sie so hübsch und anmuthig machen in einer Zeit, wo wir vor Kälte sterben und vergebens auf den Sommer warten.

Die jetzigen Hutschnitte umgeben auf so graciöse Weise das Gesicht, daß es noch einmal so hübsch wird, und die Schleifen und Blumen, welche das Innere zieren, tragen viel dazu bei. Die Capots von Stroh zeichnen sich eben so sehr durch ihre Eleganz, wie durch ihre Einfachheit aus; sie sind in der Regel mit Sammetband in Rosa geschmückt, so wie mit einem Spitzenschleierchen, deren zwei Enden in Form von Fichü auf jeder Seite herabfallen und unter dem Kinn zusammengeknüpft sind. Im Innern befanden sich kleine Sammetrosen. Bezauberud sind die kleinen Morgen- und Abendhäubchen. Die Pompadour-Mützchen mit rosa Band und einer halben Phantasien-Guirlande geschmückt, trägt man noch sehr häufig.

Erklärung des Modenkupfers.

1.) Hut mit Spitzen und Maradouts. Rode mit geschmackvollem Ausputz und Langshwal. — 2) Hut mit Spitzenschleier und Federn. Rode mit Spitzen besetzt. Langshwal, gestickt. — 3) Herrentracht. Kurzer Rock mit schmalem Kragen und breiten Revers. Eine Reihe Knöpfe. Weste mit Shawlkragen. Halbenge Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 8, (III. Jahrgang III. Quartal)

Ein Capitel für Ehemänner. — Eine Nacht im Grabe. — Die Pfingstfeiertage in Leipzig, Fortsetzung. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. — Die Leipziger in Dresden.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und solchen Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 9. (Sonnabend, den 28. August.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Schiller als Raufbold.

Schiller besuchte zuweilen des Abends ein auf der Straße von Loschwitz nach Dresden gelegenes Wirthshaus, welches auch gegenwärtig noch blüht und sich einer ziemlichen Frequenz erfreut. Hier pflegte er in dem ländlichen Gärtchen bei einem Glase Wein zu sitzen und die Heimkehr der zuweilen des Nachmittags in Dresden sich befindenden Körnerschen Familie abzuwarten, um dann in Begleitung derselben den Rückzug anzutreten. Eines Abends zwang ihn ein plötzlich heranziehender Gewitterregen, sein Lieblingsplätzchen zu verlassen und sich in die Wirthsstube zu flüchten. Hier fand er eine kleine Gesellschaft von sieben Dresdnern, von denen Vier sich mit Grobhäusern — einem damals sehr beliebten Kartenspiel — unterhielten, während die übrigen Drei an einem andern Tische ein lebhaftes Gespräch führten. Schiller setzte sich, freundlich grüßend, zu den Letztern, ohne von denselben gekannt zu sein. Es waren, wie sich später ergab, zwei Gelehrte und ein Kaufmann. Das Thema des Gespräches war der Glaube an weibliche Tugend, welche der Kaufmann, ein vielgereister und in den Wechselfällen des Lebens praktisch durchgebildeter Epikuräer, keck abläugnete, während die beiden Gelehrten ihren Schwur zur Fahne der tugendhaften Weiblichkeit wiederholt erneuten.

Schiller mochte Anfangs Willens gewesen sein, bei diesem Streite nur einen ruhigen Zuhörer abzugeben und sich an den vorkommenden, mitunter sehr barocken Ansichten zu ergötzen; als aber der Disput immer hitziger ward, und besonders der Kaufmann, obschon im Unrecht, seinen Grundsatz mit großer Gewandtheit und Geistesschärfe vertheidigte, gleichwohl aber von der siegenden Kraft der Wahrheit immer mehr zurückgedrängt ward, da konnte Schiller nicht umhin, dem wackern Kämpen beizustehen. Einem Dialektiker, wie Schiller, kostete es nur geringe Mühe, sich mit einigen Worten furchtbar zu machen, so daß das Gleichgewicht des Kampfes wieder hergestellt ward, und derselbe mit erneuter Heftigkeit losbrach.

Die am Kartentisch sitzenden Vier grobhäuserten nicht mehr, sondern hatten seit geraumer Zeit schon die Karten niedergelegt, und mit langen Ohren nach dem immer lauter werdenden Gespräche herübergespitzt. Es waren, wie schon gesagt, vier Personen: ein Schnittwaarenhändler, ferner einer jener gehaltlosen jungen Leute, die man in Sachsen Accessisten und in Preußen Referendarien nennt, dann ein Mehlhändler und ein Steuerbeamter. Wohl fühlend, daß sie nicht fähig wären, sich in den Kampf als ebenbürtige Streiter einzumischen, hatten sie sich zur Zeit noch ganz passiv verhalten und sich blos begnügt, dem losmäuligen Fremden, wie sie Schilleten nannten, drohende Blicke zuzuwerfen und einander ihre Indignation über dessen rücksichtsloses Benehmen zuzuflüstern. Endlich standen sie aber auf und schaarten sich um die Streiter, in der Absicht, dem kecken Disputanten wenigstens durch die Zahl ihrer Köpfe, die aber leider nicht zu den imponirendsten gehörten, Respekt einzuflößen. Als aber auch dieses Manöver seinen Zweck verfehlte, da faßten die großherzigen vier Figuranten den edelmüthigen Entschluß, bei dem ersten zweideutigen Worte, das einem der beiden Bekämpfer der weiblichen Tugend entschlüpfen würde, und aus dem man eine Unhöflichkeit heraus deuten könnte, dieselben für Grobiane zu erklären und als solche zur Thür hinauszuwerfen.

Diese Gelegenheit wollte sich lange nicht finden; der Schnittwaarenhändler faßte sich daher endlich ein Herz und sagte zu Schiller: „Na, Sie mit ihrem leichenblassen Gesichte,"

— Schiller sah in Folge seiner häufigen Nachtwachen damals sehr leidend aus — „Sie wer's der weiblichen Tugend noch nich viel Schaden gethan hab'n, Sie ausgekochte Leichenpredigt!“

Dieser feine Dresdner Witz wurde von den übrigen Verbündeten mit einem brüllenden Gelächter begrüßt, welches dem Gewieher übriger Ackergäule, mit etwas aus der Ferne herüberklingendem Schafgeblöke glich.

„Hören Sie wohl, mein Herr!“ rief der eine Gelehrte, mit leichtem Spotte die Hand emporhaltend, hören Sie wohl! „vox populi, vox dei!“

„Sehr richtig,“ entgegnete Schiller mit seinem ihm eigenthümlichen Lächeln, „sehr richtig, aber Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß vox pecoris auch vox dei sei?“

„Wie war das?“ fragte leise der Schnittchändler den Accessisten, „vox pecoris? was heißt das? vox populi, vox dei — das weiß ich, aber vox pecoris ist mir noch nie vorgekommen.“

„Warten Sie 'mal,“ entgegnete der Angeredete sinnend und schloß die Augen, um sich im Geiste nach Quinta zurückzuversetzen, „pecus, pecoris, pecori — plur. pecora“ — repetirte er langsam — „neutrum, drei gleiche casus — pecus ich — pecus — ich hab's! pecus heißt das Vieh, und der will damit sagen, daß wir gebrüllt hätten, wie das Vieh, und daß der liebe Gott nicht so brülle.“

„I, den Kerl soll ja gleich der Teufel holen!“ rief der Schnittchändler vor Zorn glühend, und schnell die Andern bei Seite drängend, stellte er sich dem Dichter gegenüber. „Herr! was haben Sie gesagt?!“ schrie er ihn an.

„Haben Sie 's gehört — „Ja!“ — So brauch' ich's Ihnen nicht zu wiederholen.“

„Pecoris“ haben Sie gesagt, denken Sie, wir wissen nicht, was pecoris heißt. Sie Grobian, Sie! Ich bin á Dräsdner Bürger unn Sie sinn á ganz fremder Mensch unn Sie woll'n mich pecoris heißen? Machen Sie, daß Se 'nauskommen, sonst schmeiß'n wir Sie 'naus, Sie Flegel! selber pecoris!“

„Ja, ja er ist á Flegel!“ schrieen der Accessist und Mehlhändler; raus muß er!“

Das war denn doch zu arg, selbst für den guten, sanftmüthigen Schiller. Der Zorn stieg ihm wie eine Flamme ins Gesicht empor, entrüstet sprang er vom Stuhle auf, riß eine dahängende Reitpeitsche vom Nagel und war im Begriff, sich auf seinen Gegner zu stürzen, während sein Alliirter, der Kaufmann, einen Stuhl emporgehoben hatte, um ihn unter das Gesindel zu werfen, — da rasselte ein Wagen vor die Thür, Stimmen ertönten in der Hausflur und unmittelbar darauf trat der Appellationsgerichtsrath Körner in's Zimmer. Er war mit seiner Familie in Dresden anwesend, und hielt verabredeter Maßen an dem Wirthshause an, um Schillern mit nach Hause zu nehmen.

„Was Teufel geht denn hier vor?“ rief Körner erstaunt, „Freund Schiller! Sie werden sich doch nicht mit den Leuten herumprügeln wollen!“

Wie ein elektrischer Schlag wirkte der ausgesprochene Name Schiller auf das eifernde vierblättrige Kleeblatt. Großer Gott! wie reumüthig stellten die armen Schlucker alle Feindseligkeiten ein, und baten den großen Mann um Verzeihung und um Verschweigung des Vorfalls, durch den sie sich so schauderhaft blamirt hatten, wie schlichen sie sich leise nach ihren Hüten und drückten sich unter zahllosen Bücklingen, vulgo wie begossene Hunde zur Thür. Schillers Alliirter, so wie auch die Opponenten, wurden von Körner freundlichst eingeladen, mit nach dem Weinberge zu fahren, wo man unter fröhlichem Lachen und Scherzen über den seltsamen Vorfall den Abend beschloß. —

Hungersnoth auf dem Meere.

Nach dem Holländischen von G. Doermann.

Hungersnoth ist eine der schrecklichsten Plagen, wo sie den Menschen auch treffen möge; am allergräßlichsten aber ist sie, wenn sie auf einem Schiffe in offener See wüthet. Der Mensch wird dann gleichsam ein reißendes Thier; fremd sind ihm die Empfindungen der Menschlichkeit und des Mitleids; taub ist er für alle Vorstellungen und Bitten; kaltblütig beschließt Jeder den Tod seines Schicksalsgenossen, um mit dessen Fleische seinen wüthenden Hunger zu stillen.

Solch ein schauderhafter Anblick fand im Jahre 1766 auf dem kleinen amerikanischen Schiffe „Piggy,“ unter dem Kommando des Kapitäns Harrison, Statt. Dieses Schiff war von New-York nach einer der azorischen Inseln gesegelt und hatte dort eine Ladung Wein und Branntwein eingenommen. Am 24. October verließ es die azorische Insel Eyal, um nach New-York zurückzukehren. Fünf Tage hindurch blieb der Wind günstig, dann aber lief er plötzlich um, und bis zum 1. December folgte ein Sturm dem andern. Das Schiff gerieth von seinem Kurse ab und ward weithin nach Norden getrieben. Alle Anstrengungen der Mannschaft, alle Maßregeln des erfahrnen Kapitäns konnten nicht verhindern, daß das Schiff sehr vielen Schaden litt: das Wasser drang

an verschiedenen Stellen ein, die Masten waren zerschmettert, die Segel zerrissen und fast Alles unbrauchbar geworden. Nachdem das ungestüme Wetter abermals volle fünf Wochen fast ununterbrochen gedauert, begann die Luft allmählig ruhig zu werden; allein das Schiff war und blieb stets ein Spiel der Wellen und Winde, da es, der Masten und Segel beraubt, sich nicht mehr mehr lenken ließ, und, zum Ueberma\u00df des Unglücks, es gab sich bald, bas auch der Vorrath an Lebensmitteln beinahe aufgezehrt war. Die Mannschaft sah sich daher dem beklagenswerthesten Zustande anheim gegeben und konnte, im Vertrauen auf die gütige Vorsehung, nur vom Zufalle Rettung erwarten.

Eines Morgens entdeckten sie, zu ihrer unaussprechlichen Freude, zwei Schiffe: eins von Jamaika, nach London bestimmt, und ein anderes von New-York nach Dublin segelnd. Kapitän Harrison und seine Mannschaft ließen nichts unversucht, eins von diesen beiden Schiffen zu erreichen, doch der heftige Sturm verhinderte dieses, und bald verloren sie dieselben ganz aus dem Gesichte. Nun aber bemächtigte sich die ausgehungerte Mannschaft der Wein- und Branntwein-Ladung, während man dem Kapitän den Rest des süßen Wassers ließ, das noch aus etwa vier Maß bestand.

Einige Tage gingen ziemlich ruhig vorüber, indem die Seefahrer ihren nagenden Hunger dadurch zu vertreiben suchten, daß sie sich zuweilen berauschten. Endlich gewahrte man abermals ein Schiff, das mit vollen Segeln auf sie anhielt. Man gab Nothzeichen, sie wurden erwiedert, und das Schiff näherte sich mehr und mehr, ja, schon war es ganz nahe. Das fremde Schiffsvolk schien durch die Erzählung von der hohen Noth der Unglücklichen auf der „Piggy" sehr gerührt und versprach, ihnen eine hinreichende Menge Zwieback und Wasser zu überlassen. Dies geschah jedoch nicht sogleich, indem der Kapitän sagen ließ, er sei eben mit einer Schiffsbeobachtung beschäftigt, welche er zuvor durchaus beendigen müsse. Doch kaum war die bestimmte Zeit verflossen, als er alle Segel beisetzte und unsere armen Hungernden ihrem Schicksal überließ.

Wer vermöchte es wohl, den Schrecken, die Wuth und die Verzweiflung zu schildern, die der ausgehungerten Mannschaft bei diesem Anblicke sich bemächtigten? — Rasenden gleich, fielen sie über die einzig noch übrig gebliebenen Thiere, eine Katze und zwei Tauben, her, in einem Augenblicke waren sie in Stücke zerrissen und mit Haaren, Federn, Eingeweiden roh verschlungen. Aus Achtung wurde jedoch vom Kapitän der Kopf der Katze überlassen, und später versicherte er, nie habe ihm Etwas köstlicher geschmeckt. Bald aber begann der Hunger von Neuem zu wüthen, und nun ward Alles, was nur im Stande, den Magen irgendwie zu füllen, gierig hinuntergewürgt: nicht allein Oel und Kerzen, sondern auch Leder und Tauemußten den Elenden zur Nahrung dienen.

So blieb es vom December bis zum 13. Januar. Am Morgen dieses Tages, als noch Alle am Leben waren, traten die Matrosen in die Kajüte des Kapitäns, der gerade an einem heftigen Anfall von Podagra litt. Der Steuermann führte, im Namen der Matrosen, das Wort, schilderte das Elend der Mannschaft mit den grässlichsten Farben und erklärte, es sei durchaus nothwendig, Einen von ihnen zu tödten, um den Andern dadurch das Leben zu erhalten. Er setzte noch hinzu, ihr Beschluß sei unwiederruflich, und sie wollten es dem Loose überlassen, wer zuerst sterben solle.

Der menschenfreundliche Kapitän entsetzte sich außerordentlich über diesen Antrag und bemühte sich, durch die dündigsten Gründe einen Entschluß zu vereiteln, zu dessen Ausführung er seine Zustimmung nicht geben könne, nicht geben wolle. Allein er predigte tauben Ohren: die Matrosen erklärten, seine Zustimmung sei ihnen gleichgiltig; sie seien auch eigentlich nicht erschienen, seine Genehmigung zu erbitten, sondern bloß, ihm zu erklären, daß auch er dem Loose unterworfen sein solle; „denn," setzten sie mit Nachdruck hinzu, „unser elendes Elend hat allen Unterschied des Ranges aufgehoben."

Nach diesen Worten verließen sie ihn, begaben sich auf's Verdeck und begannen zu loosen. Das Loos traf des Kapitäns Neger. Sehr wahrscheinlich ging es dabei nicht vollkommen ehrlich zu, und vielleicht hatten sie schon im voraus diesen armen Burschen zu ihrem ersten Opfer bestimmt. Er ward ohne Weiteres ergriffen und geschlachtet. Einer der Matrosen riß ihm die Leber aus dem Leibe und verschlang sie, ohne sich Zeit zu gönnen, sie zuzubereiten. Er wurde jedoch auf der Stelle krank, bekam heftige Zuckungen und starb am folgenden Tage in der fürchterlichsten Raserei. Einige wollten nun die Leiche dieses Mannes einsalzen, damit sie ihnen zur Nahrung diene, wenn der Neger gänzlich aufgezehrt wäre; allein die Uebrigen widersetzten sich dem, nicht sowohl aus Menschlichkeit, als aus Besorgniß, von des Verstorbenen Krankheit angesteckt zu werden.

Dreizehn Tage lang bis zum 26. Januar, diente des Negers Fleisch, in kleinen Rationen ausgetheilt, zu nothdürftiger Sättigung der Mannschaft. Der Kapitän allein, obgleich ebenfalls vom Hunger auf's Aeußerste gequält, weigerte sich standhaft, an einem solchen Kannibalenmahle Theil zu nehmen. Statt aller Nahrung be-

gnügte er sich mit dem wenigen erübrigten Wasser und fristete damit sein schwaches Leben.

Nachdem das Fleisch des Negers gänzlich verzehrt worden, verhielt sich die ausgehungerte Mannschaft drei Tage hindurch ziemlich ruhig. Doch am 29. Januar erhielt der wüthende Hunger auf's Neue die Oberhand, und man beschloß, ein neues Opfer zu wählen. Der Kapitän ward davon benachrichtigt, und da er bereits vernommen, daß seine Weigerung fruchtlos sein werde, gab er zum Schein seine Einwilligung. Da er jedoch fürchtete, die Matrosen möchten abermals parteiisch verfahren, so sammelte er alle seine Kräfte, um dem Loosen selbst beizuwohnen. Er schrieb die Namen eines Jeden der Mannschaft auf Stückchen Papier, warf alle Stückchen in seinen Hut und rüttelte sie um. Während dieser Vorbereitungen umstanden ihn die Matrosen in tiefem Schweigen und voller Angst. Aller Augen starrten unabgewendet auf den Hut; jeder Mund war halb geöffnet; bange Erwartung hielt eines Jeden Antlitz gespannt. Mit zitternder Hand zog Einer das verhängnißvolle Stückchen Papier; er übergab es dem Kapitän, der es entfaltete und den Namen „David Fladd" las. — „David Fladd!" wiederholte der ganze Kreis.

Der Unglückliche schien mit ziemlicher Standhaftigkeit sich seinem Schicksal zu unterwerfen. — „Freunde!" sprach er zu seinen Kameraden, „bloß um eine Gunst bitte ich Euch: martert mich nicht lange, sondern tödtet mich so schnell wie den Neger!" Dann bat er noch um eine Stunde Aufstand, sich zum Tode vorzubereiten, nur mit Thränen vermochten seine Genossen ihm zu antworten; das Mitleid erstickte auf einen Augenblick des Hungers Wuth. Diese Stimmung der Mannschaft benutzte der Kapitän augenblicklich, seine rührenden Vorstellungen fanden Eingang, und man beschloß einstimmig, das Schlachten dieses Opfers bis um elf Uhr des folgenden Tages auszusetzen, da es doch nicht unmöglich sei, daß vor dieser Zeit auf andere Weise ihnen Hilfe werde. Dem armen Fladd gereichte jedoch dieser Aufstand wenig zum Troste; im Gegentheil machte die Gewißheit, daß er am folgenden Tage sterben müsse, einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß ein heftiges Fieber ihn befiel. Das schrecklichste Irrereden verschlimmerte seinen Zustand dergestalt, daß Einige vorschlugen, seinen Leiden schneller ein Ende zu machen; allein die Mehrheit verblieb bei dem einmal gefaßten Beschlusse.

Der verhängnißvolle Tag brach an, es war zehn Uhr; schon begann man, Vorbereitungen zu machen; es wurde Feuer angelegt, um die Glieder des Unglücklichen zu braten, und Derjenige, der ihn tödten sollte, und bereits ein Pistol, um ihn vor den Kopf zu schießen.

In diesem Augenblick, wo keiner von der Schiffsmannschaft, wegen ihrer innigen Betäubniß, im Stande war, ein einziges Wort zu sprechen, erblickte man in der Ferne ein Schiff, das durch einen günstigen Wind bald sehr nahe zu ihnen geführt ward. Wer schildert die Gefühle, die Empfindung der Ausgehungerten, als der Kapitän dieses Schiffes, das von Virginien nach London segelte, ihnen nicht allein Hilfe versprach, sondern auch sogleich die nöthigen Maßregeln nahm, ihnen Beistand angedeihen zu lassen. Er ließ schleunigst Lebensmittel herbeischaffen, versah außerdem das Schiff mit neuen Segeln und Masten, und erbot sich, es nach England zu begleiten, von wo sie sich jetzt nicht mehr fern befanden.

Dankbar und freudig ward des wackern Kapitäns Anerbieten angenommen. Während der Fahrt starben zwei Matrosen; alle Uebrigen genasen, unter ihnen auch Fladd, der den Pforten der Ewigkeit so nahe gewesen, und binnen Kurzem landete man glücklich in England.

Der verhängnißvolle Besuch.

In den ersten Monaten des für die Franzosen so verhängnißvollen Jahres, das ihre Niederlage und ihre Demüthigung sah, fuhr man in Paris nichts desto weniger fort, dem Luxus und den Vergnügungen zu fröhnen, welche diese Weltstadt von je beherrscht haben. Niemand sprach noch von den Bourbons, ihr Name wurde erst wenige Tage vor ihrer Ankunft genannt; man glaubte noch an das Glück des Kaisers, da es ihn schon verlassen hatte, und der Ausspruch Talleyrands: „Das ist des Anfang vom Ende!" fand noch kein Echo. Die Leute, welche ihre Geschäfte fern von der Armee hielten, oder die, welche so glücklich gewesen waren, der Conscription zu entgehen, lebten still und ruhig, in der Hoffnung, der Kaiser werde siegen, und würden es für ein Vaterlands- oder Majestätsverbrechen gehalten haben, wenn sie hätten denken wollen, daß einige Monate später die — Kosaken in Paris einziehen würden. Die Frauen theilten diese trügerische Sicherheit und nicht die geringste Besorgniß trübte ihnen ihre Belustigungen und ihre Liebesabentheuer.

Frau von Maraigne war damals eine der angesehensten Damen von Paris; man sprach allenthalben von ihrem Reichthum, ihrer Jugend, ihrer Schönheit. Nicht weniger, nur auf andere Weise, beschäftigten sich die Zungen mit ihrem Gemahl, den der Kaiser in seiner Ehrengarde aufgenommen. Er war 30 Jahr alt, aber merkwürdig häßlich, eifersüchtig wie ein Othello und von seiner Gat-

tin keineswegs geliebt. Die Chronique scandaleuse setzte noch hinzu, daß Frau von Maraigne, die bei Hofe nicht ohne Einfluß war, selbst bei dem Kaiser die Entfernung ihres Gemahls betrieben haben soll. Außerdem hieß es sogar noch, daß in Paris ein junger Mann, Herr Despareuil, lebe, der viel dazu beigetragen habe, Herrn v. Maraigne von seiner schönen Gattin zu trennen. Man behauptete zwar nicht gradezu, Herr Despareuil sei der Liebhaber der Frau v. Maraigne, aber man machte doch bemerklich, daß er nicht über 25 Jahre alt, sehr geistreich, auch in der Gesellschaft sehr gern gesehen, und von eben so angenehmem Aeußern sei, als Herr von Maraigne abstoßend.

Frau von Maraigne ihrerseits that nichts, um jenes Gerücht durch ihr Betragen Lüge zu strafen; im Gegentheil sah sie den jungen Mann oft bei sich, so oft, daß man ihn häufiger im Hotel der Frau von Maraigne sah, als im Staatsrathe, wohin ihn sein Amt führte. Er war ihr beständiger Cavalier, auf dem Ball, im Schauspiel, auf der Promenade; Herr Despareuil fehlte nicht, wo sie sich befand. Diese ausdauernde Beflissenheit schien für die junge Frau ohne Gefahr, welche wußte, daß Herr Despareuil ihrem Gemahl unbekannt war und die ihrer Neigung mit aller Unvorsichtigkeit einer Zärtlichkeit nachhing, welche sich noch nicht schuldig fühlte.

Eines Abends saß sie allein in ihrer Loge im Opernhause und beklagte sich schon in ihrem Innern über das lange Ausbleiben ihres Freundes, als sie, die Blicke zufällig auf eine andere Loge richtend, eine Gestalt bemerkte, die sich schnell zurückzieht. Sie zuckt zusammen von einem Gefühl schaudernder Ueberraschung, das Blut scheint ihr in den Adern zu gerinnen — sie hat ihren Gemahl gesehen, sie hat die widerlichen Züge des Herrn von Maraigne wieder erkannt, seine kleinen finstern Augen, seinen lauernden Blick, seine ungraciöse Haltung, wie er den Kopf ein wenig nach der linken Schulter hinabhängen läßt. Sie sah sich verrathen und wahrscheinlich hatte eine von jenen guten Freundinnen, vor denen man sich hüten muß, an Herrn von Maraigne geschrieben; seine Eifersucht war aufgewacht, er hatte schnell die Armee verlassen, vermuthlich ohne Urlaub, um seine Frau zu überraschen. Als sie so dachte, öffnete sich die Loge und Herr Despareuil will eben eintreten. Sie wendet sich schnell um und winkt ihm.

„Treten Sie nicht ein, mein Herr, bleiben Sie draußen; ich sterbe vor Schrecken; ich bin von Spähern umgeben, man bewacht mich — mein Mann ist hier."

„Hier, gnädige Frau?"

„Ja, hier in der Oper, ich habe ihn gesehen."

(Beschluß folgt.)

Mixt-Pickels.

Des Verlegers Töchterlein. *)

Parodie auf Uhland's: Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Gyßlsten in lustigem Verein,
Bei einem Verleger da traten sie ein.

Der hatte des Gelbes in Kellen geschaart,
Dazu ein Töchterlein fein und zart.

Und als die Drei das Mägdlein sah'n
Da mochten sie gern ihm freundlich nah'n.

Der Erste rief gar sinnemal
Mit einem Gesicht, so liebeschaal:

O würdest Du Traute in müßiger Weil'
Den schmachtenden Augen zur Ansicht zu Theil'.

Der Zweite vertraute dem guten Glück
Und schaute sie an mit listigem Blick.

Du Jüngferlein, rief er in singendem Ton,
Ich hätte Dich gern à Condition.

Den Dritten ergriff ein süßes Weh,
Er trat vertraulich in ihre Näh'.

Du himmelgeborenes Mägdelein,
O wärst Du auf feste Rechnung mein!

Der Vater hört' es bis hier mit Ruh',
Und trat dann gemessenen Schrittes hinzu:

Dort ist das Lager, hier das Comptoir,
Die Tochter aber nur gegen baar!

Es verdient Beachtung, daß die französischen Moden, obgleich sie stets wechselten, sich nie in's Schöne, sondern stets ins Häßliche veränderten und im Ganzen nur eine Musterkarte alles möglichen Unnatürlichen, Ungefunden und Entstellenden geben. Von den Allonge-Perücken, Reifröcken und Manschetten unter Ludwig XIV. bis zu den Fracks und Pluderhosen herab, bieten alle französische Moden zusammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was sich in Kleidsamkeit, Würde, Schöne und Zweckmäßigkeit mit den älteren Nationaltrachten messen könnte. Es liegt eine merkwürdige Ironie der Weltgeschicht ein der Fügsamkeit Europas unter eine Gesetzgebung des Häßlichen. Zugleich ist aber damit die ganze Unnatur der französischen Suprematie symbolisch ausgedrückt. Uns Deutsche kleidet es besondere schlecht, daß wir nun seit zwei Jahrhunderten und jetzt immer noch frischweg bedientenmäßig die abgetragenen Moden der Franzosen anziehen. Und wie erhaben und ehrwürdig steht da die Aristokratie vor uns, welche größtentheils nur bei Schneidern arbeiten läßt, mit denen sie sich beim Maßnehmen französisch unterhalten kann, selten aber bei Einem, der nicht in Paris gewesen und sich nicht statt Schneider, Tailleur (Taillenmacher) nennt.

*) Aus: Cancer, ein Almanach für teutsche Buchhändler, Frankfurt a. O. bei Trowitzsch, enthaltend mehrere humoristische Dichtungen, von denen unter andern der Krebs, eine Verwandlung nach Ovid, und des Buches letzte Stunde, besonders hervorzuheben sind, und die vielleicht der Beachtung des großen Publikums entgangen sein dürften. Die beiden angeführten Dichtungen werden wir später mittheilen.

No. 10. (Sonnabend, d. 4. September.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Schildwache. *)

Friedrich der Große lebte als Kronprinz in Küstrin, wohin ihn der Zorn seines Vaters verbannt hatte. Doch weit entfernt, durch sein Exil gestraft zu werden, freuete er sich vielmehr dieses Aufenthaltes, wo Künstler und Gelehrte ihn umgaben, und wo er sich ungestört im Schatten des Erkenntnißbaumes ergehen durfte, dessen Früchte ihm unter den Augen Friedrich Wilhelm II. so streng verboten waren. Man las Voltair's witzige Schriften, studierte in Bayle's historischem Lexicon, musicirte und würzte die Freuden der Tafel mit geistigen Weinen und noch geistreicheren Einfällen.

Plötzlich drang in dies stille Paradies, wie ein vernichtender Wetterstrahl, der Befehl des Königs, daß der Kronprinz sich ohne Verzug in die Residenz begeben sollte, weil die ihm bestimmte Gemahlin, Elisabeth von Braunschweig-Bevern, angekommen sei. Friedrich war dieser Verbindung immer abgeneigt gewesen und die Königin hatte Alles angewandt, um ihn darin zu bestärken. Sie wünschte sich ihre Nichte, die Prinzessin Amalie von England, zur Schwiegertochter, und als Elisabeths Portrait anlangte, fand sie Mittel, einige Pinselstriche daraüf anbringen zu lassen, welche das reizende Gesicht um zwanzig Jahre älter machten.

Friedrich antwortete seinem Vater mit dem schuldigen Respekt, aber in den entschiedensten Ausdrücken, daß er die Prinzessin nicht besonders liebenswürdig finde und seine Hand nie ohne sein Herz verschenken werde. Dieser Ungehorsam mußte den König zum äußersten Zorn reizen. Friedrich beschloß daher, die Folgen seines Briefes nicht abzuwarten, sondern den lange gehegten Plan, der Strenge seines Vaters durch eine Flucht nach England zu entgehen, zur Ausführung zu bringen. Ohne den Beistand seiner Mutter war diese jedoch nicht möglich, und der Prinz machte sich deßhalb gleich nach dem Courier, der dem König seine Antwort brachte, in einer Verkleidung auf den Weg nach Berlin.

Elisabeth war mit ihrem Vater, dem Herzoge Ferdinand Albert, in jenem in der Königsstraße belegenen Palast einquartirt worden, den einst Friedrich bewohnt hatte. Sie hörte von ihrer Kammerfrau, daß die Zimmer des Prinzen sich noch ganz in dem alten Zustande befänden, und begierig, ihren künftigen Gemahl, den sie erst im Bilde gesehen, aus seiner Umgebung kennen zu lernen, schlüpfte sie oft, wenn ihr Vater ausging, hinüber. Sie fand dort eine Sammlung vortrefflicher Bücher, meist aus dem Gebiete des Schönen, welchem auch sie sich zuneigte. Auf dem Notenpulte lag ein Flöten-Concert von Quanz, und der Schreibtisch enthielt Poesien in französischer Sprache. Die meisten waren an ein weibliches Ideal gerichtet, welches der königliche Dichter nicht zu nennen wußte, und das Elisabeth gern mit ihrem Namen belegt gesehen hätte. Die Prinzessin war sehr sorgfältig erzogen worden, und so konnte der edle Geist, der in diesen Räumen gewaltet, nicht wirkungslos an ihrer Seele vorübergehen. Während Elisabeth sich so dem süßen Gedanken an die Zukunft hingab, überließ sich der König in seinem Cabinet dem wildesten Zorn über die Vergangenheit. Die Generäle von Buddenbrock und Waldow suchten ihn vergebens zu besänftigen. Er zerknitterte wüthend den Brief des Kronprinzen und warf ihn zusammengeballt in die Ecke. Dieser ungerathene Sohn, begann der König, wird mich noch in die Grube

*) Aus dem Salon.

bringen. Hat er mir wohl schon die geringste Freude gemacht? Er weiß, daß ich das weibische, stubenhockerische Wesen nicht leiden kann. Aber sieht man ihn wohl je zu Pferde oder auf der Jagd? Vom Morgen bis zum Abend sitzt er über den vertrackten Büchern, schmiedet Verse oder bläst die Flöte. Sind das Regenten-Tugenden? Wenn er auf dem Thron sitzt und pfeift, wird, fürcht' ich, Niemand tanzen. Statt sich populär zu machen und mit Jedem freundlich zu sprechen, verkehrt er nur mit Gelehrten und läßt sich französische Briefe schreiben. Ich sollte den Voltaire hier haben! Schinden wollt' ich ihn und sein Fell auf eine Trommel spannen. Er allein ist es, der dem Fritz die neuen Ideen in den Kopf setzt und ihn zum Ungehorsam gegen seinen Vater verleitet.

„Vielleicht," wandte Buddenbrock schüchtern ein, „hat der Prinz eine andere Inclination. Man spricht von der englischen Prinzeß Amalie.

„O ich weiß," sagte Friedrich Wilhelm, „die Königin wünscht diese Verbindung. Sie sähe gar zu gern ihres Bruders Tochter auf dem preußischen Thron. Aber daraus wird nichts, Frau Königin! Ich kann meinen Schwager Georg nicht ausstehen, seit er mich immer „seinen lieben Bruder, den Unteroffizier" nennt und meine Werber im Lande Hannover nicht dulden will. Nein, die Prinzessin von Braunschweig-Bevern, meines theuren Freundes Tochter, soll der Fritz heirathen, und wenn sie in der That so häßlich wäre, wie er sie findet. Waldow, Sie machen sich marschfertig, mir den Burschen herüber zu bringen.

Hier trat der Kammerdiener ein und überreichte einen Brief des Kommandanten von Küstrin. Er enthielt die Nachricht, daß der Prinz sich von dort entfernt und verkleidet auf den Weg nach Berlin begeben habe.

„Gut," sprach der König mit verbissenem Ingrimm, „so spart er uns ja die Mühe, ihn zu holen. Waldow, Sie sorgen für doppelte Patrouillen und lassen den Flügel besetzen, wo die Königin wohnt! Buddenbrock, Sie machen bekannt, daß kein Wirth einen Fremden aufnehmen, soll und bewachen die Thore!

Der letzte Befehl kam zu spät. Friedrich war eben bei einbrechender Dämmerung einpassirt. Er wandte sich sogleich nach dem königlichen Palais, um bei seiner Mutter eine Freistatt zu finden. Aber hier waren bereits alle Zugänge durch Schildwachen versperrt, und er mußte sein Unterkommen für die Nacht in einem Wirthshause suchen. Um desto unbemerkter zu sein, wählte er ein wenig besuchtes in der stillern Gegend der Stadt, und der schlichte Gast, wiewohl ein Fußgänger und ohne Gepäck, wurde mit Freundlichkeit empfangen. Der Wirth wies dem Königssohn ein ärmliches Hinterzimmer an, und dieser machte sichs dort so bequem, als die Umstände es gestatteten. Im Kamin brannte bald eine helle Flamme. Friedrich zog die Stiefeln aus, schlüpfte mit den vom langen Marsch verwundeten Füßen in die weichen Pantoffeln und wollte sich eben ganz behaglich an's Feuer setzen, als der Wirth mit verlegenem Gesicht hereintrat und ihm stotternd anzeigte, daß allen Wirthen der Residenz bei hoher Strafe verboten sei, irgend einen im Laufe des Tages eingekehrten Gast die Nacht über zu beherbergen.

„Warum denn?" fragte Friedrich.

„Man hat erfahren, daß der Kronprinz nach England fliehen will und diesen Abend hier eintrifft."

„Aber glaubt Ihr denn, daß ich der Kronprinz bin?"

„Das nicht. Seine Hoheit würden schwerlich im grauen Esel logiren. Aber Sie sehen wohl, mein werther Herr, daß ich mich gegen königliche Ordonnanzen nicht auflehnen darf."

„Ich werde gut bezahlen. Nehmt diese Börse!"

„Und wenn sie voller Goldstücke wäre —"

„Das ist sie."

„Dann darf ich es vollends nicht," sagte der Wirth sich tief verbeugend.

Der Schlaukopf! dachte Friedrich und zog seine Stiefeln wieder an. Dies geschah nicht ohne Schmerzen und Mühe. Der Wirth begleitete ihn höflich bis an die Hausthür und der künftige Thronerbe stand nun wieder auf offener Straße, ohne Aussicht auf ein Nachtlager und in großer Gefahr, von einer der herumziehenden Patrouillen arretirt zu werden.

Nach langem Besinnen, wohin er sich wenden solle, fiel dem Prinzen ein, daß sein früheres Quartier in der Königsstraße wahrscheinlich unbewohnt sei und ihm einstweilen zum Versteck dienen könne. Er ging auf Umwegen dorthin. Aber auch hier war der Haupt-Eingang besetzt. Vielleicht ist die Hinterthür frei, dachte er und sprang über den Zaun, welcher den an das Haus stoßenden Garten umgab. Vergebliche Hoffnung! Eine colossale Schildwache ging mit pathetischen Schritten vor dem kleinen Thor auf und ab.

„He, Freund! willst Du ein gutes Trinkgeld verdienen?"

„Warum nicht? wenn das, was ich dafür thun soll, auch gut ist —"

„Ueberlaß mir auf ein Stündchen Deine Muskete! Ich bin ein leidenschaftlicher Freund des Soldatenlebens und wüßte gar zu gern, wie Einem auf solchem Wacht-

posten zu Muthe iſt. Du gehſt indeß in's nächſte Wirthshaus und läſſeſt Dir was Warmes geben."

„Ja, aus des Teufels Küche. Nein, nein."

„Hier haſt Du fünf Piſtolen — für die eine Flinte."

„Und wenn Sie mir ſo viel gäben, daß ich morgen mein Chriſtinchen heimführen könnte."

Das muß ich doch Voltaire erzählen, dachte Friedrich. Er behauptet immer, die Menſchen taugen nichts, und es bedürfe nur eines goldenen Regens, damit der Keim des Böſen bei ihnen zu wucherndem Unkraut werde. Indeſſen — man darf an nichts verzweifeln.

„Wieviel hätteſt Du denn wohl nöthig, lieber Freund, um Dein Chriſtinchen heimzuführen?"

„Wenn ich bei ihrem Vater anklopfe, muß er einen Sack mit wenigſtens 300 Thalern klappern hören."

„So viel haſt Du nicht?"

„Kaum die Hälfte. Vor einem Jahre war das Geld faſt beiſammen. Da wurde mir die Mutter krank, und Pflege und Arznei verſchlangen das mühſam Erſparte. Nun, die gute Mutter iſt wieder hergeſtellt — da muß man Gott danken."

„Aber jetzt kann es noch lange dauern, bis —"

„Ach ja, recht lange."

„Wie war's, wenn Du mir die Muskete gäbſt, und ich Dir das Heirathsgut?"

„Nein, Herr! Ich habe das Mädchen lieb, aber auch den König, und werde nie meinen Poſten verlaſſen."

„Braver Burſche! an Dich will ich denken, wenn Voltaire's Witz meinen Glauben an Menſchenwerth beſpöttelt."

Mit dieſen Worten ſchob Friedrich dem Grenadier ſeine Börſe zu, und bevor der Ueberraſchte ſich beſinnen konnte, war der Prinz im Dunkel des Gatten verſchwunden.

Friedrich ging auf die andere Seite des Hauſes und ſah mit Verwunderung ſein ehemaliges Studierzimmer erleuchtet. Wer konnte das ſein? Vielleicht ein Freund, der in ſeinen Büchern herumſtöberte? Dann war der langgeſuchte Zufluchtsort gefunden.

In der Nähe ſtand eine Leiter. Friedrich legte ſie an, ſtieg hinauf und ſah durch die Scheiben. Ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit ſaß am Tiſche, ganz vertieft in ein Buch, welches, dem Einband nach zu urtheilen, die Henriade ſein mußte. Ein Weib wird Mitleid fühlen und den Flüchtling nicht verſtoßen, dachte der Prinz, ſchob leiſe das Fenſter auf und ſtieg hinein. Die Dame war beſchäftigt mit dem ritterlichen: „qui régna sur la France, et par droit de conquête, et par droit de naissance," daß ſie den Ankömmling erſt bemerkte, als er ſchon im Zimmer ſtand. Mit leiſem Schreckensrufe ſprang ſie auf.

(Beſchluß folgt.)

Der verhängißvolle Beſuch.

(Beſchluß.)

Indem ſie dieſe Worte mit leiſer Stimme ſprach, wendete ſich ihr zitterndes Auge wieder nach jener Loge und ſie ſieht von Neuem die Geſtalt, welche ſie ſchon ſo ſehr erſchreckt hatte. Ja, ja, kein Zweifel, das war ihr Gemahl, er iſt erſchienen, ſich an ihrer Untreue zu rächen, erſchienen mit blutigen Abſichten, wenn nicht gegen ſie, doch gegen den, welchen ſie mehr liebte, als ſie ſich zu geſtehen wagte. Sogleich bedenkt ſie, daß Herr v. Maraigne ein gefährlicher Gegner für einen Mann von der Feder ſei; ſonſt leidenſchaftlicher Jäger, jetzt Militair, hatte er eine gefahrvolle Jugend verlebt und ſich in mehreren Duells bereits durch Muth und Kaltblütigkeit ausgezeichnet. Frau v. Maraigne, immer mehr von Furcht gefaßt, bringt endlich Herrn Desparruil dahin, ſich zurückzuziehen und ſeinen Beſuch für eine glücklichere Stunde aufzuſparen.

Kaum hatte ſich unſere Dame einigermaßen von ihrem Schrecken erholt, als ſich ihre Loge auf's Neue öffnete. Diesmal war der Eintretende nicht Herr Desparreuil, ſondern ein Herr von Letang ſtellte ſich ihr dar, der erſt vor wenigen Tagen in Paris angekommen war. Er war von einem ſeiner Freunde in Bordeaux an Frau von Maralgne empfohlen worden, und da er ſie eben in der Oper bemerkt hatte, ſo kam er jetzt, ſie zu begrüßen. Als er eintrat, athmete Frau von Maraigne leichter auf, ihr Herz hörte auf, ſo heftig zu klopfen, und ein Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück. Sie befann ſich ſogleich, welchen Vortheil ſie von dieſem Beſuch ziehen könne, und ohne zu bedenken, daß die Eiferſucht blind iſt, ohne die Gefahr zu beachten, welcher ſie den jungen Mann ausausſetzte, der an äußerer Geſtalt noch außerdem ganz dazu geſchaffen war, um den auf Rache ſinnenden Zeugen in ſeinem Verdacht zu beſtärken, empfing ſie Herrn von Letang mit der ganzen liebenswürdigen Anmuth, welche ihr zu Gebote ſtand, hörte ſeine ſchmeichelnden Artigkeiten, welche ſich ein junger Mann von Welt einer hübſchen Frau gegenüber erlaubt, mit Freundlichkeit an und neigte ſich ſogar einige Male näher zu ihm, als ob ſie von ihm einige jener vertrauensvoll-geheimnißvollen Worte vernehmen wollte, die man immer mit gedämpfter Stimme ſpricht, auch wenn kein Zeuge gegenwärtig iſt. Wer weiß, ob

die Liebe, dieses eigennützigste aller Gefühle, nicht die junge Frau so blind machte? Wer weiß, ob sie nicht, indem sie ihr eigenes Heil wahren wollte, zugleich die Absicht hatte, die Gefahr, welche ein geliebtes Haupt umschwebte, auf eines, das ihr gleichgültig war, hinüberzulenken.

Das Stück war zu Ende, der Vorhang gefallen, und Herr v. Letang durfte Frau v. Maraigne nicht verlassen, ohne sich ihr, da sie allein war, als Cavalier anzubieten. — Sie entgegnete, daß sie ihren Wagen bestellt habe, und daß sie wahrscheinlich von ihren Leuten in der Vorhalle erwartet würde: dies hieß so viel, daß sie seine Begleitung annähme. Herr von Letang gab ihr seinen Arm, stieg mit ihr in den Wagen, und war, in dem Hofe ihres Hotels angekommen, ihr wieder beim Aussteigen behülflich. Als er sie eben zur großen Treppe begleiten wollte, fühlte er sich plötzlich heftig von einer Hand an der Schulter gefaßt.

„Ein Wort, mein Herr, wenns gefällig," sprach ihn der Unbekannte an.

Herr v. Letang wollte sich nach Frau v. Maraigne umsehen, aber sie war schon in ein Zimmer des Erdgeschosses eingetreten, das der Portier hinter ihr verschloß.

„Was gibts und was wollen Sie von mir?"

„Still, Sie werden nicht weit zu gehen haben und die Dame nicht wieder sehen, die Sie mit Ihren Verführungskünsten verfolgen. Ja, ja, mein Herr, das Ding wird nicht so ablaufen, wie Sie sich eingebildet haben. Sie dachten, der Gemahl ist bei der Armee, den mag eine Kugel beseitigen; indessen will ich mich an seine Frau halten. Nicht so? Nein, mein Herr, so wird es nicht sein; die Ehemänner haben einen guten Instinkt, zu wittern, was zu Hause vorgeht, die Kugeln lassen ihnen Zeit, sich zu rächen, ehe sie treffen. Wohlan, vorwärts, folgen Sie mir!"

„Ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen, mein Herr," entgegnete Herr v. Letang. „Sie halten mich wahrscheinlich für einen Andern. —"

„Ein Anderer! Freilich weiß ich nicht, ob es noch Andere gibt, die — genug, Sie sind Einer von ihnen, und Sie sollen mir Rechenschaft geben."

„Wer sind Sie, mein Herr?"

„Wer ich bin? Herr v. Maraigne!"

„Ich mache Ihnen mein Compliment. Sie wollen, daß ich Ihnen Rechenschaft gebe? Sehr gern. Aber worüber? Ihre Frau Gemahlin aus der Oper nach Hause begleitet zu haben?"

„Seht doch, wie geschickt!" höhnte Herr von Maraigne. „Er will läugnen! Nicht wahr, ich hätte Sie wohl im Schlafzimmer meiner Frau finden sollen, um Sie völlig zu überführen? Ich hätte Sie sollen Ihr Werk beendigen lassen?"

„In der That, mein Herr, Sie sprechen in Räthseln."

„Wirklich!"

Bei diesen Worten erhob Herr v. Maraigne den Arm und hätte Herr v. Letang denselben nicht aufgehalten, so wäre etwas geschehen, was kein Mann von Ehre duldet. Er faßte sich indessen und gab seinem Gegner seine Karte, indem er sagte: „Hier mein Name und meine Adresse, ich bin, wenn Sie wollen, zu Ihren Diensten."

Hierauf wollte Herr v. Letang sich hinwegbegeben, aber der aufgebrachte Ehemann hielt ihn fest und sprach:

„Wann ich will? Sogleich, mein Herr, sogleich!"

„Wie, sogleich? Um halb 12 Uhr in der Nacht, die noch dazu so finster ist, wie irgend eine trübe Mitternacht sein kann!"

„Ich habe," fuhr jener fort, „die Armee verlassen, um mich zu rächen; ich bin ohne Urlaub abgereist, in einer Zeit, da man sich zu einer Schlacht anschickt; ich bin erst seit zwei Stunden in Paris. Wollen Sie, daß ich einen Augenblick verliere? Nein, mein Herr, sogleich müssen wir uns schlagen: wenn Sie mich tödten — nun, dann ist Alles vorbei; wenn im Gegentheil der Himmel gerecht ist und ich das Glück habe, daß ein Elender von meiner Hand fällt, der mich entehrt, so besteig' ich mein Pferd und kehre zur Armee zurück. Ich habe mehr zu wagen, mein Herr, das bedenken Sie," fügte der Beleidigte mit einer düstern Verzweiflung hinzu. „Denn wenn ich zu spät beim Heere ankomme und dadurch meinen Muth verdächtige, so sage ich mir zwar eine Kugel durch den Kopf, aber ich sterbe demungeachtet entehrt."

„Sie scheinen mir, erwiederte Herr v. Letang, ein Mann von Ehre, ein braver Soldat, aber Sie sind von einem schweren Irrthum beherrscht, dessen Ursache ich nicht begreife, denn ein bloßer Besuch in der Loge bei Ihrer Frau Gemahlin —"

„Versuchst Du immer noch zu leugnen, feiger Mensch?"

Bei dieser neuen Beleidigung, die noch dazu einen Theil der Dienerschaft, die herbeigekommen, zum Zeugen hatte, war an Herrn v. Letang die Reihe, seinen Gegner zum sofortigen Kampf zu drängen, wie ungelegen auch die Stunde war. Ein Offizier, ein Freund des Herrn v. Maraigne erschien und zog unter seinem Mantel zwei Degen hervor. Man verließ den Hof des Hotels, erreichte eine entfernte, menschenleere Gasse und machte sich beim schwachen Schimmer einer einsamen Laterne zum

Gefecht fertig. Dieses war sehr ungleich, der wohl überlegte Zorn des Herrn von Maraigne ließ ihm sein kaltes Blut, während Herr v. Letang, der noch dazu weniger in den Waffen geübt war, und den dieses improvisirte Duell überrascht hatte, dessen Ursache nur ein Irrthum, weder die erforderliche Geschicklichkeit, noch auch hinlänglichen Zorn besaß, um sich gut zu vertheidigen. Er wies die ersten Angriffe glücklich zurück; aber bald nahm Herr v. Maraigne seinen Vortheil wahr und stieß seinen Degen in die Brust des Unglücklichen.

„Er ist todt," sagte er zu seinem Freund, dem Offizier, indem er Herrn v. Letang fallen sah; „jetzt schnell fort, mein Gegner hatte keinen Zeugen. Leben Sie wohl, ich begebe mich zu meinem Corps zurück. Da liegt der bestrafte Liebhaber. Nach dem Feldzuge kommt die Reihe an seine Geliebte."

Zehn Tage nach diesem Vorfall kam Herr v. Letang zu sich selbst zurück; so viel Zeit hatte er nöthig gehabt, um wieder das zurückkehrende Leben zu empfinden. Er öffnete die Augen, er erkannte die Gegenstände um sich wieder und als er allmählich sein Bewußtsein sammelte, fragte er sich, aus welchem Traum er erwacht sei? Die Oper, Frau v. Maraigne, sein Duell, der Degenstich in seiner Brust — alles dies erschien ihm nur wie ein schmerzlicher Traum, dessen Zusammenhang er noch nicht finden konnte. Da ward der Vorhang an seinem Bett zurückgeschlagen und eine weiße Hand reichte seinen durstigen Lippen einen milden, erquickenden Trank. Er erhob seine Augen und glaubte die Züge der Dame zu erkennen, deren Bekanntschaft ihm so verhängnißvoll gewesen war.

„Noch derselbe Traum!" sprach er leise. Er war so schwach, daß sich seine Augen von Neuem schlossen und er einschlief. Von Tag zu Tag wurde sein Erwachen länger, aber immer noch glaubte er zu träumen. Eines Tages hörte er an seinem Bett eine unbekannte Stimme (es war die des Arztes), welche sprach:

„Sein Sie versichert, gnädige Frau, daß die Gefahr vorüber ist; jetzt steh' ich dafür. Hören Sie auf zu weinen."

„Gott sei gelobt!" war die Antwort. Frau v. Maraigne war die Dame, welche diese Worte sprach.

Allmählig fühlte sich der Kranke stärker, mit jedem Tage ward sein Bewußtsein heller, und er erinnerte sich endlich Alles dessen, was er seit Kurzem erlebt. Einige Zeit darauf erschien die Dame, die ihn gepflegt hatte, wieder — sie trug Trauerkleider, ihr Antlitz war bleich und abgespannt.

„Vernehmen Sie jetzt meine Geschichte," sprach Frau v. Maraigne zu ihm.

„Ich bin sehr schuldig; mein Gemahl war eifersüchtig gegen einen Mann, den ich zu lieben glaubte; ich wußte Herrn v. Maraigne bei der Armee; er war indessen eher zurückgekehrt, als ich ahnte, und befand sich an jenem Abend in der Oper, da Sie mich in der Loge besuchten. Kurz zuvor war jener junge Mann bei mir gewesen — ich wollte ihn keiner Gefahr aussetzen, und empfing Sie deshalb mehr als zuvorkommend — ich weiß selbst kaum, was ich dachte, aber mir ist's, als habe ich den Schlag, der einem Andern drohte, auf Sie wenden wollen. Es gelang nur zu gut — mein Mann hatte Sie gesehen, meine Zuvorkommenheit gegen Sie; er wüthete und wäre bald Ihr Mörder geworden. Die Schuld ist mein. Daß Sie noch leben, soll ich mir es zuschreiben? Einige Landleute fanden Sie auf der Straße, blutend und leblos — ich nahm mich Ihrer an. Das ist Alles, was ich gethan habe. Ach, Sie werden mich hassen, mich verachten! Mein Gemahl kam eben bei der Armee an, als die Schlacht begann — er fiel in der Mitte seines Regiments — ich bin Wittwe. Gott ist mein Zeuge, daß ich jenen Mann, für den ich Sie so grausam geopfert, niemals wieder gesehen, daß ich nicht seinen Namen genannt habe und daß mir sein Erscheinen bitterer als der Tod sein würde. Ich hasse ihn jetzt, wie das Verbrechen, das ich an Ihnen begangen. Und nun wissen Sie Alles."

Herr v. Letang streckte seine Hand nach der schönen Frau aus und flüsterte einige Worte, die zu sagen schienen, daß er sehr glücklich sei, für sie zu leiden.

Ein Jahr nachher hatte die junge Wittwe einen zweiten Gemahl, den sie leidenschaftlich liebte und der sie eben so zärtlich wiederliebte. Sie führte den Namen: Frau von Letang.

Ein einziger Zuschauer im Theater.

Eines Abends war zur Zeit des Anfangs der Vorstellung das Theater Odeon in Paris völlig leer; es war kein einziger Zuschauer gekommen, obgleich Zaire und der Geizige auf dem Zettel standen. Die Direktion entschloß sich natürlich, gar nicht spielen zu lassen, und dieser Entschluß war eben gefaßt, als ein Zuschauer ankam, der sich im Parterre niederließ. Bald darauf flog der Vorhang in die Höhe, der Regisseur trat vor und sagte zu dem einzigen Anwesenden: „Mein Herr, eben als sie eintraten, wollten wir das Haus schließen lassen. Sie sehen, daß Sie allein da sind; für einen einzigen Zuschauer können wir aber keine Vorstellung geben."

„Das thut mir leid," antwortete der Herr; „ich bin aus St. Germain en Laye blos in der Absicht hergekommen, um Zaire zu sehen; Sie haben Zettel angeschlagen und das Haus stand offen; ich habe ein Billet an Ihrer Casse bezahlt und verlange, daß die Vorstellung stattfinde. Es ist dies ein Recht und ich werde es zu bewahren wissen. Besprechen Sie sich mit dem Polizei-Commissair, aber wenn er mir auch Unrecht geben sollte, so werde ich mich nicht dabei beruhigen, sondern mein Recht bei allen Behörden suchen."

Der Commissair legte seine Schärpe um und erklärte, der Herr habe Recht, es müsse gespielt werden. Das Trauerspiel begann also. Man kann sich denken, daß die Schauspieler wüthend waren. Einer besonders spielte aus Verdruß seine Rolle ganz verkehrt. Da zog der Zuschauer ganz ruhig seinen Schlüssel aus der Tasche und wies den Sünder mit einem kräftigen Pfiffe zur Ordnung. So wurde das Stück bis zu Ende gespielt; die Schauspieler vergaßen sich bisweilen, und übersprangen ganze Scenen und machten Späße; der Zuschauer hatte immer den Schlüssel zur Hand, ließ nichts Ungehöriges ungerügt passiren und übte so streng das Recht, das er an der Casse mit erkauft hatte.

„Vielleicht geht er nun und wir brauchen das Lustspiel nicht aufzuführen," meinten die Künstler, welche in dem Geizigen auftreten sollten.

Der unbeugsame Zuschauer ging nach dem ersten Stücke eine kurze Zeit hinaus, nahm eine Contremarke und kam bald zurück. Er wollte sich nichts entziehen lassen und die Schauspieler mußten sich also ankleiden.

Als der Vorhang aufging, bemerkte der Zuschauer der Schauspieler Zögern, stand auf und sagte: „ich war nur gekommen, um Zaire zu sehen; da Sie mich aber eben chicanirt haben, und mich nöthigen wollten, mein Geld wieder zu nehmen, so bleibe ich und Sie werden das Lustspiel aufführen, wie Sie das Trauerspiel aufgeführt haben.

Bei diesen Worten erschien der Polizei-Commissair und sagte zu dem Zuschauer: „Mein Herr, Sie haben das Stück gestört, indem Sie die auf der Bühne befindlichen Künstler laut anredeten, und ich befehle Ihnen, das Haus zu verlassen."

„Aber," entgegnete der Zuschauer, ich habe doch höchstens nur mich selbst gestört, da außer mir Niemand zugegen ist."

„Wohl möglich," antwortete der Commissair; „aber Sie haben so eben Ihr Recht gegen das Theater streng geübt, ich thue jetzt dasselbe gegen Sie. Sie haben das Stück unterbrochen und deshalb müssen Sie nach den polizeilichen Bestimmungen aus dem Hause gebracht werden. Gehen Sie gutwillig, wenn Sie nicht wollen, daß ich die bewaffnete Macht zu Hilfe rufe."

Dagegen ließ sich nichts sagen. Das Lustspiel wurde nicht aufgeführt und so siegte das Publikum und das Theater in diesem merkwürdigen Kampfe, in welchem das Odeon Zaire vor einem einzigen Zuschauer spielte.

Lebensklugheit.

Wisse Freund, es täuscht die Welt
Was im Glanze wohlgefällt
Ist nicht immer wahr und rein,
Traue nicht dem äußern Schein. —
Was sich ewig wahr bewährt,
Hat auch ewig wahren Werth.

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Denn die Wahrheit wird entstellt;
Willst du nicht getäuschet sein
Mußt nicht trauen falschem Schein;"
Denn Natur und Weisheit lehrt:
Nur im Innern liegt der Werth!

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Denn bestechbar ist das Geld; —
Geld macht niemals tugendreich,
Vor Gott sind wir alle gleich.
Wandelbar ist das Geschick;
Nur im Herzen wohnt das Glück!

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Wer nicht klug ist, wird geprellt.
Vortheil lenkt des Menschen Sinn,
Jeder zielt nach dem Gewinn';
Ehrlich scheint oft das Gesicht,
Doch die That bewährt es nicht. —

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Wie die Wage steigt und fällt,
So schwankt auch des Menschen Sinn
Zwischen Recht und Unrecht hin.
Selbst der klügste Beobachtt,
Hat oft Trug hervorgebracht. —

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Selbst die Freuden sind vergällt;
Selig sind wir heut' im Scherz,
Morgen riefgebeugt vom Schmerz!
Wechselvoll ist Alles hier,
Unbeständig sind auch wir.

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Wie's auch immer sich verhält. —
Anspruchvoll ist selbst der Freund

Welcher oft nur redlich scheint.
Menschenertrug in vieler Wahl
Herrscht auf Erden überall.

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Sind die Freunde beigesellt,
Wär's auch ohne Eigennutz:
Bau' nicht fest auf ihren Schutz.
Nur im Unglück prüfen sich
Freundesherzen sicherlich. —

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Wen die Lieb' in Fesseln hält,
Wähle nicht nach äußrer Pracht;
Täuschend ist der Schönheit Macht.
Prüfe, was du herzlich wählst,
Daß du nicht den Zweck verfehlst.

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Wer sich selbst zu hoch gestellt,
Wähnend, daß er niemals falle,
Täuscht er auch die Menschen alle,
Schien's der Welt auch untäuschbar:
Gottes Blick ist sonnenklar!

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
So der Räthsel viel enthält.
Schwere Zahl'n gibt's aufzulösen,
Um die Täuschung zu enthlösen;
Rechnete die Menschheit klug,
Gäb' es keinen Selbstbetrug. —

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Wenn Gewissenspflicht nicht gält'
Wie die Rechte sie erheischen,
Würden Menschen noch mehr täuschen.
Darum trau' dem Menschen nicht,
Sondern prüf' erst, was er spricht.

Wisse Freund, es täuscht die Welt
Selbst den besten Tugendheld!
Jedes Licht hat seinen Schein,
Ohne Schatten kann's nicht sein,
Wessen Geist am hellsten sieht:
Kennt der Täuschung Unterschied. —

Wisse Freund, es täuscht die Welt
Bis der düst're Pfad sich hellt,
Wenn wir von dem Erdenleben
Rechenschaft dort oben geben!
Dunkel ist des Irrthums Pfad,
Bis der Mensch dem Himmel naht!

Wisse Freund, es täuscht die Welt,
Und nur überm Sternenzelt,
Leuchtet aller Wahrheit Licht,
Jene Welten täuschen nicht.
Welch' unsterbliches Vertrau'n,
Bess're Welten einst zu schau'n!

Wisse Freund, es gleicht die Welt,
Einem unermess'nen Feld,
Das der Mensch bedeutungsvoll
Durch Erfahrung messen soll.
Seit der Mensch dies Feld betrat,
Ward die Täuschung Resultat. —

Wisse Freund, es täuscht die Welt!
Bis der Vorhang niederfällt,
Wenn wir von der Bühne treten
Das zu erndten, was wir säten;
Dann hört mit dem Lebenslauf
Jede bitt're Täuschung auf.

Täuschungsvoll ist Mensch und Welt!
Wessen Herz nun wohl bestellt,
Ohne list'gen Heuchlertrug
Stets für Recht und Wahrheit schlug:
Der fühlt auf der Erde schon,
Himmlisch des Bewußtseins Lohn!

Leipzig im September 1841.

Albert Großkopf.

Mixt-Pickels.

Gegenseitiger Unterricht in der Höflichkeit. (Pariser Gerichtsscene). Friedensrichter: Herr Marquis, warum haben Sie den Bastian über Hals und Kopf aus Ihrem Hause gejagt, ohne ihm vorher aufzukündigen?

Marquis: Ich dulde keinen Bettler in meinem Dienste.

Bastian: Ich ein Bettler, Herr Marquis?

Marquis: Du hast meine Freunde gebranntschatzt, und die Hand nach unerlaubtem Gewinn in Deinen Dienstherrichtungen ausgestreckt.

Bastian: Warum nicht gar. Ich habe noch nie die Hand ausgestreckt, als etwa, um den Damen beim Ein- oder Aussteigen behülflich zu sein. Ich ein Bettler? Hab' ich doch eine Denkschrift über die Nothwendigkeit der Abschaffung des Bettelns herausgegeben, die noch nicht gedruckt ist.

Marquis: Nichts desto weniger hast Du meinen Freund Preval wie ein rechter galonirter Schuft um 20 Franken gebracht.

Bastian, gutmüthig: Man hat mich bei Ihnen verläumdet, Herr Marquis. Ich und der Herr Graf Preval haben uns nur nach der Bell-Lancasterschen Methode Unterricht in der guten Lebensart ertheilt.

Marquis: Du willst einen Kavalier in der Höflichkeit unterrichten?

Bastian: Sie wüßten längst, wie Alles gekommen ist, wenn Sie mich hätten hören wollen. Sie wissen, daß Sie mich öfters mit Wildpret zu dem Herrn von Preval schicken. Je

desmal, wenn ich kam, sagte er, statt sich sein höflich zu bedanken, ein barsches: Schon gut, Bursch. Das ärgerte mich, doch ließ ich es mir so lange gefallen, bis er mich endlich bat, ihm zu zeigen, wie er sich zu betragen hätte.

Marquis: Das kommt ja immer besser. Willst Du wohl . . .

Bastian: Nur ruhig. Eines Tages kam ich mit meinen Hosen und Wachtein ganz gemüthlich zu ihm ins Zimmer, warf meine Waare auf den Tisch, sagte dabei: für Sie! und wollte gehen. Heda! rief der Graf, verdammter Lümmel, weißt Du nicht, wie man sich beträgt? — Nein, versetzte ich. — So will ich Dirs zeigen, sagte er, setz' Dich, und stelle mich vor. — Ich that nach seinem Gebot, er aber nahm das Wildpret, ging damit hinaus, klopfte an die Thür, trat bescheidentlich als Bastian auf mein Herein! über die Schwelle, richtete eine schöne Empfehlung von seinem Herrn aus, und übergab mit das Ueberfandte, worauf ich mit freundlichem Lächeln entgegnete: Ich lasse mich sein bedanken, mein guter Bastian, und da ist ein Napoleon für Dich. Trinke auf meine Gesundheit! — Nun setzte sich der Graf wieder an seinen Platz, ich nahm das Wildpret, wiederholte Wort für Wort, was er mich gelehrt, und hatte Grund, auch mit seiner Gelehrigkeit zufrieden zu sein.

Der Marquis lacht und verzeiht, doch nur unter der Bedingung, daß Bastian die Bell-Lancasterische Methode für die Zukunft aufgebe.

Betrachtung. Im 20sten Jahre möge man immerhin — und das ist das Beste — in jedes schöne Augenpaar und in jeden rosigen Mund verliebt sein, im 30sten aber ist es am Besten, wenn man zu Einer mit gemäßigter Zärtlichkeit sagen kann: ich verehre Sie und nur Sie allein. Wir merken es oft am Wenigsten an uns selbst, daß wir älter werden, mehr aber an dem, was mit uns altert oder vor uns vergeht. Der Uebergang von einem Decennium in das andere geschieht nicht über eine Brücke, vor welcher wir plötzlich stehen; es fallen uns heute nicht die blonden Locken aus, um morgen weißen Platz zu machen, sondern das ganze Leben, von dem Kinderspiele an bis zum Grabgesang, ist ein steter Uebergang. Wir sterben langsam und die vorletzte Minute des Lebens weiß noch nichts von der folgenden. Nur durch das, was uns umgibt, sehen wir, daß wir verlieren. Die Grabsteine unserer Geliebten sind die Meilenzeiger unseres Lebens. — Eine heitere Kindheit bleibt der schöne Hintergrund in dem Gemälde des Lebens, der mit seinem frischen Farbenglanz die düstern Gruppen erheitert, welche die spätere Zeit wohl in das Bild des wechselnden Daseins hineinzeichnen mag.

Auflösung von No. 9.: **Kentner.**

Modenbericht.

Paris im September.

An Fräulein K. in Leipzig.

Schon glaubte ich, liebe Freundin, die Göttin Mode wäre bei Euch Philosophin geworden, und ginge, statt Concerte und Feste zu besuchen, in die Collegia, als ich Deinen Brief erhielt, der mit großen Vorwürfen verursachte. Doch verschiebe ich die eigentliche Beantwortung dieses Briefes auf künftige Woche, und will Dir für diesmal nur kürzlich berichten, was ich Neues und Geschmackvolles im Verlauf dieser Woche gesehen.

Die glatten gestreiften Taffetas, die Poult de Soie und die Gros de Naples sind immer noch sehr beliebt, vorzüglich macht sich auf die Roben von glattem und gestreiftem Taffetas von Pensée-Farbe ausnehmend. Das Leibchen ist schwalzförmig wie der Rock garnirt und sich mit dessen Besatz vereinigend; die Aermel ziemlich weit. Außerdem gefallen sehr die Kleider von grauem und rothgestreiftem Gros de Naples mit kurzen, glatten und mit kleinen Spitzen garnirten Aermeln, dann endlich die Roben von grauem Poult de Soie, am untern Theil des Rockes mit drei Reihen Franzen besetzt, welche durch eine Stikkerei von einander getrennt sind. Das Leibchen vorn abgerundet, Aermel glatt, sichzu à la Rachel, gestickt und garnirt mit zwei Reihen Spitzen, die zum Theil aufgereiht und spitz im Gürtel sich verlierend. Ferner sah ich köstliche Peignoirs von indischem Mousselin, garnirt mit zwei Spitzenvolants, welche auf jeder Seite des Rocks bis zum Gürtel herabgehen; das Leibchen hat Revers von Spitzen, ähnlich denen des Rocks; die Aermel kurz und mit einer doppelten Reihe von Spitzen besetzt, der Gürtel lang von Taffetasband. Auch macht man die Leibchen spitz, mit Revers und mit einem kleinen festonnirten Volant besetzt; die Aermel glatt mit Jokeys und einer dreifachen Reihe Volants.

So verschieden die Toilette bei den Roben ist, eben so manichfaltig ist sie in Betreff der Hüte und Capots, bei denen freilich die Strohhüte, die von Gros des Indes, die Creppe u.s.w. den Vorrang haben. Es kommt auch weniger auf den Stoff an, als auf Form und Verzierungen. So werden die italienischen Strohhüte mit einem kleinen Spitzenschleier geschmückt, welcher die Krempe ganz bedeckt und auf jeder Seite oben, wo der Kopf anfängt, durch eine Bandschleife von grünem Taffetas befestigt ist; Reisstrohhüte mit sehr langen Seiten, mit weißen, blau unterm schten Federn und mit einem kleinen englischen Schleier geziert; andere sind wieder vorn sehr kurz, an der Seite lang, mit Federn an der Seite und mit einem Rosenkranze umgeben, oder auch mit Besatz von rosafarbenem oder weißem Crepp und mit einem Bouquet an der Seite geschmückt; Hüte von Gaulüre, gefüttert mit Gros de Naples, ringsherum mit Rosen und Konquillen besetzt; endlich Hüte von Gros des Indes in Grün, mit weißen, grün untermischten Federn und einem kleinen Spitzenschleier geziert, welcher über die ganze Form der Hüte geht.

Statt der Gürtel hat man eine Art Gürtel-Schärpe erfunden, die sich um die Taille schlingen und deren ein wenig weitere Enden bis zum Knie fallen. Diese Schärpen sind mit Spitzen oder Band besetzt, aber man muß sich hüten, sie bei andern, als hellen Kleidern zu tragen.

Die Kämme scheinen wieder aufzukommen; ihre Form und Verzierung ist mannichfach.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 10, (III. Jahrgang III. Quartal)

Noch drei Lieder von G. Herwegh: Leicht Gepäck; Neujahr 1841; Das deutsche Volk. — Ein Urtheil, Beschluß. — Die Kunst, spahiren zu gehen, Beschluß. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage.

No. 11. (Sonnabend, d. 11. September.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Schildwache.

(Beschluß.)

„Verzeihen Sie die Störung, schöne Unbekannte! Ich bin kein Dieb — im Gegentheil, ich fühle bei Ihrem Anblick, daß mir selbst etwas gestohlen ist."

Die Dame hatte sich indessen gefaßt. Sie sah den Prinzen prüfend an und schien in unangenehmes Erstaunen zu gerathen.

„Um Verzeihung zu bitten," sagte sie, „wäre wohl meine Sache. Der frühere Bewohner dieses Zimmers kann mit Recht ungehalten sein, daß mein profaner Fuß das Heiligthum der Musen zu betreten wagte."

„Die Musen haben es gern, wenn die Grazien sie besuchen. Aber — Sie kennen mich?"

„Ich habe Ihr Bild."

„Mein Bild? woher?"

„Aus derselben Hand, die Ihnen das meinige gab."

„Ihr Bild? Ich weiß von keinem."

„Dann haben Sie mich schnell vergessen."

„Ich besitze nur das Portrait der Prinzessin von Braunschweig."

„Das meinige also."

„Wie? Sie wären Elisabeth?"

„Ich bin so frei."

„Dann ist der Maler, dem Sie saßen, ein ächter Pinsel. Aber freilich, an Ihnen wäre selbst Raphael zum Stümper geworden."

In dieser Weise spann sich die Unterhaltung mit wachsender Lebhaftigkeit weiter. Friedrich war entzückt von den Reizen der Prinzessin. Ihre schönen Formen nahmen sein Auge, und der Geist und die Anmuth, welche sie bereiten, sein Herz ein. Auch Elisabeth schien dem jungen galanten Königssohne nicht abhold. Die Politik, in ihrem blinden Zusammenkoppeln der Seelen, hatte sich hier einmal nicht vergriffen.

Doch während der kleine Brandstifter Amor beschäftigt ist, das Feuer anzublasen, woran Hymen seine Fackel anzündet, wollen wir uns zu dem jungen Grenadier verfügen, der noch immer nicht weiß, ob er wacht oder träumt. Sind die alten Zauberer wieder aufgelebt und suchen auf der Erde nach unvollendeten Romanen, um darin als dei ex machina aufzutreten? Oder wird die goldene Zukunft in der Börse, die so plötzlich auf ihn herabgeschnelt ist, gleich gegrabenen Schätzen, beim ersten lauten Worte verschwinden? Um die Probe zu machen, sprach Ulrich leise vor sich hin: Wenn Christine doch hier wäre! — Sein Schatz verschwand nicht allein nicht, sondern es stand noch ein zweiter hinter ihm, Christine nämlich.

„Bist Du da, liebes Kind? Nun, das ist brav, daß Du Dein Versprechen, hierher zu kommen, gehalten hast. Dafür sollst Du auch — nimm! es ist Gold — pures, blankes Gold." —

„Ach, was kann mir alles Gold helfen?" schluchzte das Mädchen und hielt sich die Schürze vor die Augen.

„Du freust Dich nicht? Du weinst? Sprich, was ist vorgegangen?"

„Seit wir uns nicht sahen, ist wieder der alte reiche Krämer dagewesen, der schon früher um mich anhielt. Damals gab ihm der Vater auf mein inständiges Bitten eine abschlägliche Antwort, jetzt hat er ihn mit großer Freundlichkeit empfangen. Vor einer Stunde gingen sie gar mit einander in's Weinhaus, und ich fürchte, wenn dem Vater fleißig zugetrunken wird, so sagt er ja, und ich bin unglücklich mein Lebelang.

„Da wollen wir doch auch ein Wort mitreden,“ sprach Ulrich entschlossen, gab Christinen die Flinte und hing ihr schnell seinen Mantel um. „So, liebes Kind, Du mußt auf ein Viertelstündchen meine Stelle vertreten.“

„Wohin willst Du denn?“

„In's Weinhaus, zu Deinem Vater. Laß sehen, wer dem Alten am Besten zutrinken kann, ich oder der verdammte Lütendreher, der an sein Testament denken sollte und nicht an den Heirathscontract.“

Christine wollte Gegenvorstellungen machen. Wie leicht konnte dieser Rollentausch entdeckt werden! und bei des Königs militairischem Despotismus ließ sich dann das Schlimmste fürchten. Aber Ulrich war schon fort, und so mußte sie sich auf seine baldige Zurückkunft vertrösten. Zum Glück sah man die Hand vor Augen nicht, — sollte wider Vermuthen eine gewissenhafte Patrouille in diesen abgelegenen Garten kommen, so hoffte Christine, das „Werda“ martialisch genug herauszubringen, um vor jeder Entdeckung gesichert zu sein.

Hier nahten sich Schritte. Das arme Mädchen zitterte wie Espenlaub. Sie hob das Gewehr auf die Schulter — ein Manöver, das ihre nur der Nähnadel gewohnten Arme keineswegs leicht fanden. Es war Buddenbrock und der König, der nicht selten des Abends, von einem General begleitet, die Stadt durchzog, um nachzusehen, ob auch alle Posten seiner Anordnung gemäß besetzt seien. Diese Maßregel schien ihm heute besonders nöthig.

Buddenbrock trug eine Blendlaterne. Sie kamen aus dem hintern Theil des Gartens und gingen gerade auf den Wachtposten los. Hier gilt es Entschlossenheit, dachte Christine. Der geringste Verstoß kann meinem Ulrich das Leben kosten. Sie setzte sich in Positur, und als die Beiden nahe genug waren, rief sie mit der tiefsten ihr erreichbaren Stimme: „Wer da?“

„Das klingt ja wie aus dem Grabe,“ sagte der König, indem er seinem Begleiter die Laterne abnahm: „Laß doch sehen, ob wir's mit einem Gespenst zu thun haben.“

Er leuchtete Christinen ins Gesicht, welche bebend und mit niedergeschlagenen Augen dastand.

„Kerl, wo hast Du Deinen Schnurrbart gelassen? und was das für eine Figur ist! als wäre er auf halben Sold gesetzt und vor Hunger zusammengeschrumpft.“

Bei diesen Worten zog der König den Mantel auseinander und bemerkte zu seinem höchsten Erstaunen die weibliche Kleidung.

„Haben wir Fastnacht?“ rief er entrüstet.

„Verzeihung Majestät!“ jammerte Christine, indem sie sich vor ihm niederwarf. „Ich habe nur meinen Bräutigam ein wenig abgelöst.“

„In der That? Wie heißt denn Dein Bräutigam?“

„Ulrich.“

„Ulrich? Mir ist, als kennte ich diesen Namen. Warum ließ er sich denn ablösen?“

„Er mußte in's Wirthshaus.“

„Um sich zu betrinken.“ —

„Nicht doch. Um meinen Vater abzuhalten, daß er mich einem andern zur Frau gibt. Geschähe dies, der arme Bursche schösse sich todt, und der König verlöre einen seiner bravsten Soldaten.“

„Der Verlust wird schon zu ertragen sein. Ein Soldat, der von seinem Posten geht, ist keinen Schuß Pulver werth. Aber die Sünde des Selbstmords wollen wir ihm doch sparen. Morgen wird er gehängt.“

„O Majestät, Erbarmen!“

„Buddenbrock, führt dies Frauenzimmer auf die nächste Wache! Ich nehme indeß den Posten wahr, und wehe dem Deserteur, wenn er zurückkömmt.“ Ich will ihm recht derb den Text lesen.“

Christine umfaßte flehend die Kniee des Königs. Er stieß sie von sich, und der General mußte die Weinende mit Gewalt abführen. Friedrich Wilhelm warf den Grenadier-Mantel um seine Schultern, nahm die Muskete in den Arm und hatte kaum einige Minuten auf Ulrichs Rückkehr gewartet, als dieser in fröhlicher, etwas angetrunkener Stimmung herbeihüpfte.

„Triumph!“ rief er schon von weitem . . . „mein ist der Sieg. Der Filz regalirte den Alten mit Grünberger, — ich ließ Rheinwein anrücken. „Der hat ihn zu Verstande gebracht, das heißt, vom Verstande, und er sieht nun ein, daß ich mit meinen sechzig Goldstücken ein besserer Schwiegersohn bin, als der Andere mit seinen sechzig Jahren. Aber freue Dich doch, liebes Bräutchen!“

Der König brummte zwischen den Zähnen.

„Armes Kind, die rauhe Abendluft hat Dich ganz heiser gemacht. Das Einzige, was zu unserm Glücke jetzt noch fehlt, ist der königliche Heirathe-Consens. Aber dafür ist mir auch nicht bange. Um Courage zu bekommen, werd' ich wieder so ein Glas Rheinwein trinken und dann geradeswegs zum Könige gehen. Ew. Majestät, werd' ich sprechen, gedenken wohl noch der Belagerung von Stralsund, wo Karl XII. uns so viel zu schaffen machte. Ew. Majestät nahmen damals höchst eigenhändig an dem Blutvergießen Theil, wären aber fast von einem feindlichen Reiter in die Pfanne gehauen, wenn nicht ein alter tapferer Haudegen den tödtlichen Streich auf-

gefangen hätte. Dieſer Haudegen war mein Vater. Sie verſprachen ihm, ſeinen Dienſt zu belohnen, und ich, als der Erbe dieſes Verſprechens, bin nun ſo frei, Ew. Majeſtät an dero königliches Wort in tiefſter Unterthänigkeit zu erinnern und allerſubmiſſeſt um meinen Abſchied anzuhalten."

„Den ſollſt Du haben," entgegnete der König barſch. Aber Hochzeit machen wirſt Du nur mit des Seilers Tochter!"

Ulrich ſank, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Er glaubte, Chriſtinen vor ſich zu haben, und nun war es der König, von deſſen Strenge im Dienſt ſich die härteſte Strafe ſeines Vergehens erwarten ließ. Der Arme flehte ſtammelnd um Gnade. Da kam General Buddenbrock zurück und meldete, daß man bei der Prinzeß von Braunſchweig einen Mann habe einſteigen ſehen.

„Schöne Geſchichten!" ſagte der König, ging in's Haus und ſchlich die Treppe zu dem bezeichneten Zimmer hinauf. Drinnen wurde ein leiſes Geflüſter hörbar. Sollte Ellſabeth ſich ſo weit vergeſſen, daß ſie ein geheimes Liebesverſtändniß unterhielte, während man zu ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen Anſtalten traf? — Der König dachte in dieſem Punkte äußerſt zart und hätte lieber den ganzen Plan aufgegeben, als eine leichtfertige Dame zur Schwiegertochter gehabt. Um ſich ſelbſt zu überzeugen, wie die Sache ſtand, machte er leiſe die Thür auf, und — ſein Haar würde ſich geſträubt haben, hätte die damalige Friſur es erlaubt. Die Prinzeſſin ſaß mit einem jungen Mann auf dem Sopha und gab ſich ſeinen Küſſen ohne allen Rückhalt hin.

„Tauſendſapperment!" begann der König und wollte mit gehöriger Salbung ſeine Anſichten von Moralität entwickeln, — da flog die zärtliche Gruppe erſchrocken auseinander, und vor ihm ſtand — der Kronprinz.

„Iſt Er's Patron? Wo kömmt er her?"

„Direct aus Küſtrin."

„Wie darf er ſich unterſtehen, den Leuten in die Fenſter zu ſteigen?"

„Durch die Thüren konnt' ich nicht. Sie waren alle beſetzt."

„So hätte Er ganz wegbleiben ſollen. Was hat Er hier verloren?"

„Mein Herz, gnädigſter Herr Vater!"

„In dem Briefe nennt er ſie ja häßlich."

„Weil ich erſt die Copie kannte. Das Original hat mir beſſere Anſichten beigebracht."

„Pah! Schöne Redensarten machen kein Unrecht wieder gut. Für ſeinen Ungehorſam geht Er auf vier Wochen nach Spandau."

Der König war eigentlich im Innern ſehr froh, daß die Heirathsgeſchichte dieſen unverhofft günſtigen Ausgang nahm. Aber er war einmal am Poltern und konnte ſo ſchnell nicht wieder aufhören, obgleich Buddenbrock ſeine beſten Phraſen verbrauchte, um das Feuer des königlichen Zornes zu löſchen. Ulrich hatte währenddem der Prinzeſſin ſeine Noth geklagt, und der König vermochte der einnehmenden Freundlichkeit, womit ſie dem armen Schelm das Wort redete, nicht zu widerſtehen. „Mag's drum ſein," ſagte er, „hängen laſſen will ich ihn nicht. Aber Leute ſeines Schlages kann ich in meinem Dienſt nicht brauchen. Er hat ſeinen Abſchied."

Ob Friedrich die angedrohte Reſidenz in Spandau wirklich bezogen, davon ſagt die Geſchichte nichts. Erwägt man jedoch die begauberude Anmuth ſeiner Braut, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie Mittel gefunden habe, den Schwiegervater in spe zu beſänftigen und zur Revocirung ſeines Straf-Erkenntniſſes zu bewegen.

Liebe und Schulden.

Meine Mutter hat mich immer gewarnt: „Junge, was ich Dir ſage, verlieb' Dich nicht und mache keine Schulden! Ich habe mir Beides hinter die Ohren geſchrieben und das war eigentlich nicht gut; ich hätte mir's über die Augen oder auf die Naſe ſchreiben ſollen, damit ich's immer geſehen hätte, es hätte mir dann geholfen. Meine Ohren habe ich nämlich nie gefragt, wenn ich mich verlieben oder Schulden machen wollte, und da mag es denn auch gekommen ſein, daß ich in beiden Ausgezeichnetes leiſtete. Jetzt bin ich ein geſetzter, ſolider Menſch geworden, wie mich mein Vetter ſchon lange haben wollte, ich verliebe mich nicht mehr und bezahle monatlich meine Schulden, ich werde mir auch nächſtens einen langen Rock anſchaffen. Ich erlebe es noch, daß ich einmal Mitglied eines Caſinos und ein Solobruder werde, und monatlich wenigſtens einmal Gevatter ſtehe. Der Hausſchlüſſel ſoll nun auch abgeſchafft werden, denn 10 Minuten vor 10 Uhr muß ich ruhig zu Hauſe gehen, mich melden bei meiner Frau, und wenn ſie brummt, demüthig ans Lager ſchleichen und nicht muckſen. Ich erlebe es auch noch, daß ich über ſeidene und wollene Stoffe und Kochöfen ſpreche, meiner Frau Recepte ſchreibe und Nadeln einfädele, Würſte ſtopfe und Garn wickele. Dann ſehe ich es kommen, daß ich in einem Anfall von Verzweiflung auf ein Kaffeehaus ſtürze, alle Zeitungen und Journale leſe, fort und fort bis tief in die Nacht hinein. Und

wenn mich ein Mitleidiger fragt, wie das möglich sei, werde ich ihm still die Hand drücken und antworten: „Ich bin verheirathet.“ Er wird mir die Thräne tröstlichen Beileids nicht versagen.

Manche Leute sagen zwar, ich sei noch jung und habe noch keine Erfahrung, dürfe also über solche Dinge auch nicht sprechen. Die mögen Recht haben, was das Wirthschaften anbelangt, denn ich habe immer solche Wirthschaft nicht leiden können; aber was Schulden und Liebe betrifft, da habe ich manche Erfahrung gemacht, wenn ich auch längst Beides als Chimäre erkannt. Mit Beiden ging ich einst Hand in Hand durchs schöne, junge Leben, mit ihnen habe ich Freud' und Leid, Lust und Schmerz der Jugend durchgemacht. Ich habe meine Jugend vergessen und mit ihr meine Schulden, die ich bezahlte, als ich solid war. Und das ist schon lange, sehr lange her. Manchmal aber denke ich noch daran und da ist mir's immer vorgekommen, als hätten die Liebe und die Schulden viel Aehnliches zusammen, das sich wohl zusammenstellen ließe.

Liebe ist die Krankheit des Herzens; Schulden die Nachwehen, die aus der Krankheit des Beutels entstanden; Liebe vergißt alle Schuld, wenn sie mit Gegenliebe vergolten wird; Liebe beglückt, die Schuld erdrückt. Liebe will gesucht sein, Schulden aber finden sich von selbst, auch ohne großes Bemühen. Liebe bringt die Herzen zusammen, Schulden aber reißen sie auseinander, obleich oft die Schulden erst durch Liebe entstanden. Die Liebe legt sich mit den Jahren, Schulden wachsen mit denselben, so sehr man auch wünschet, daß es umgekehrt sein möge. Liebe wird durch Interesse erregt, ohne daß man Interessen zu bezahlen braucht, bei Schulden muß man Interessen zahlen, ohne daß es Interesse erregt. Liebe sucht die Einsamkeit, der Schuldige auch, nur daß man Letzteren öfters als Ersteren darin stört. Liebe ist eine stille Mahnung des Herzens, seinen Nebenmenschen Freude und Glück zu bereiten, Schulden sind ein Glück, das uns durch laute Mahnungen der Nebenmenschen bereitet wird. Liebe hat gewöhnlich ein Hochzeits-Resultat, Schulden resultiren sich im Stockhaus. Nur in Einem gleichen sich Liebe und Schulden ganz: Beide machen verwirrt.

Schulden ohne Liebe.

Schulden und Liebe sind noch lange nicht so schlimm, sie lassen sich vereint sehr leicht ertragen. In unserer armen Zeit, wo die Ritter von heute nicht mehr in die Schranken reiten für ihre Damen, nicht mehr für sie kämpfen auf Tod und Leben, nicht einmal mehr ihre Farben tragen, was ist da übrig geblieben, als Schulden, große unbezahlbare Schulden für sie zu machen! Schulden, sie sind der einzige kleine Rest, den wir heute der Frauenliebe gegenüber noch in die Wagschaale zu legen haben. Aber die Väter wollen dies nicht gelten lassen. Jede Mutter sollte zu dem Sohn sagen, wenn er 14 Jahr alt ist: Junge, wenn Du Champagner trinkst aus Liebe, wenn Du Dir einen neuen Frack machen läßt aus Liebe, kurz, wenn Du aus Liebe Schulden machst, so will ich sie — bezahlen.

Aber Schulden ohne Liebe und mit Mahnungen verbunden, sie gehören zu den Bitterkeiten dieser Welt, wenn sie kein Vater und keine Mutter bezahlen will. Es sind schlimme Hiebe des Schicksals, die man mit der leeren Börse parirt. Wenn wir so oft und so rücksichtslos geliebt würden im Leben, wie wir oft und rücksichtslos gemahnt werden, so müßte unser Leben sehr reich sein an Liebe. Neulich klagte mir ein Freund: „Ich habe schon viele Wohnungen gehabt, aber es waren lauter „ledige“ ohne Liebe, ohne Freude, und ungemahnt bin ich aus keiner hinausgegangen. Es haben verschiedene Schneider für meine Körperbedeckung gesorgt, aber dürre waren sie alle, und getreten haben sie mich auch alle. Ich habe schon in mancher concessionirten Trinkanstalt meinen Durst gelöscht mit vielem Behagen, aber die Kreide zu löschen von den schwarzen Tafeln dieser Trinkanstalten, das hat mir immer viel Aergerniß verursacht, und es hat mich noch kein Kellner gemahnt, der nicht einem Collegen begegnet wäre auf demselben Wege im vereinten Streben, und wenn ich einen Manichaer die Treppe hinunterwarf, so flog er noch jedesmal in die Arme eines Leidensgefährten. Wenn ich mit einem Mädchen ein Verhältniß anzuknüpfen wünschte, wenn Alles schon auf dem besten Wege war, wenn sie mich am dritten Tage fragte, wie denn eigentlich mein richtiger Name sei, und ich, ein geborner Deutscher, mich wirklich hinreißen ließ, ihn zu nennen, — o da erinnerte sie sich meiner, denselben schon in den Büchern ihres Vaters gelesen zu haben, und wie Papa mich immer zu den „Schlechten“ gerechnet hätte, zu den Todten, von denen nichts zu kriegen sei. Du süße Erinnerung! Ich habe manch schönes Kind geliebt, um derentwillen ich dem lieben Gott die ganze Welt hätte abpumpen können — aber in Handelsläden gibt es keine rechtschaffenen Väter ohne Bücher... Auf meinem Passe in die Ewigkeit wird einst stehen: „Trieb sich Borgens halber eine Zeit lang auf der Welt herum.“

„Armer! wie Viele theilen Dein Loos! Ach, das

Leben iſt kein Traum und auch kein Tanz! Es iſt eine große, ungeheure Schuld, die wir niemals zu bezahlen im Stande ſind. Nur Einer zahlt unſer Aller Schulden, unaufgefordert, ungebeten, ohne Dank; nur Einer quittirt alle Rechnungen unſerer ſchmutzigen Manichäer dieſes Lebens — mit der Sichel.

Geſpräch zweier Kutſcher vor dem Concert-Saale. *)

Von L. Meyl.

Fabian, herrſchaftlicher Kutſcher, (Hr. Räthling), mit dem Concert-Programm in der Hand.
Neumann (Hr. Beckmann), Droſchkenkutſcher.

Fabian. Neumann! Neumann! So wach' doch man uf.

Neumann. Laaß mir, laaß mir.

Fab. Du bleibſt ja in een Duſeln.

Neum. Fabian, laaß mir doch ſchlafen, wat ſtörſt Du meine Mittags-Unterhaltung.

Fab. Wer wird denn anjetzt ſchlafen... Seh mal, ick ſtudire hier ſchon ſeit 'ne Stunde den Zehdel, aber weeß der Deibel, ick kann nich draus klug werden.

Neum. Na, wat denn vor'n Zehdel.

Fab. Na, den Zehdel ... Herrjehs, wie heißt er doch?

Neum. Det Proramm?

Fab. Richtig, Proramm; na, darauf ſoll eener kommen ... Proramm ... et is jar keen deutſch.

Neum. Na, wat willſte denn eejentlich?

Fab. J, ick will doch jerne wiſſen, wat die drinn machen ... heiſ mir mal 'n bisken leſen.

Neum. u. Fab. (buchſtabirend). Mus — je — kaliſche — hu — mo — moritz — tiſche — Unterhaltung.

Fab. Nanu ſind wir noch ſo klug, wat heißt des nur?

Neum. Janz eenfach, Moritz — tiſche — Unterhaltung, det heiß, ſie unterhalten ſich bei Tiſche.

Fab. Was is nu aber Moritz?

Neum. Na, Moritz, det wird wol Moritz Valentin Jagor bedeuten.

Fab. Ach ſo! Na, die unterhalten ſich aber lange.

Neum. J, ſie werden ooch regelere eenen nippen...

Fab. Ne, davon ſteht hier nischt jeſchrieben.

Neum. Na woll ſieht's jeſchrieben ... da haſt's ... vier Mann, ein Quart — ett ... Zimmermann is ooch da, un Richter, Ronneburger und Lutze ooch.

Fab. Wat macht denn der Schwimm-Meeſter Lutze hier?

Neum. Na, damit ſich keener verſauft ...

Fab. Aber det jeht mal ſein zu, da heeßt's nich anders wie vorjetragen un vorjetragen; keener braucht ſich wat zu holen ... Wenn wir doch mal ſo wat vorjetragen kriechten.

Neum. Ja, da kannſt Du lange warten ... jeſtern hab' ick die Madam zum Koffe bei unſe Tante, die Senetatsräthen Thezett hinjefahren: ick warte von 2 bis 5 Uhr vor de Thüre, und da ick in meinem Leben in kenne Warteſchule jejangen bin, ſo reißt mich endlich die Jeduld ... halt, denk' ick, ihr ſollt doch wiſſen, deß Neumann ſich unten uſhält, un fange mit eenmal höllſch zu bellen an: bau! bau! bau! ... Allens ſtürzt ant's Fenſter, die Madame, unſe Tante, des Fräulein, un ihr Liebſter, der Leitnant. Madame ruft janz freundlich: Neumann diſte doll? Was beliſte denn? ... Ick ſagte: verzeih'n Se, jnädige Frau, ick belle nich, des is man mein Majen ... mir hungert ſo ... Es dauert ooch nich lange, da kommt der Bediente mit de neue Livree und bringt mich 'n Teller voll von de Madame un den jungen Herrn ihre Knochen. Ick hätte Dir nur jewünſcht, den Knochenfraß mit anzuſehen.

Fab. Ick weeß, was Du leiſten kannſt, Neumann. Nu aber weiter des Proramm ... Allwidder een Quartett von vier Männer ... na, det nimm mir keener übel, des is aber bluttwenig vor vier Mann ..?

Neum. Det is wahrſcheinlich die Kranichfelder Sorte mit Mäßigkeit ... Sie werden woll 'n kleenen Rollkrug drin vornehmen.

Fab. Na, da irrſcht Du Dir höllſch ... als Madame einſtieg, ſagte ſie: In's Concert bei Jagorſch.

Neum. J bewahre, bei dis Hitze Concert, dis ſind ja man det Abens.

Fab. Ne, ſone Troſchke hat doch jar keenen Verſtand ... Du jloibſt woll, daß es nur Abend-Concerte jiebt? Et jiebt Morjen-, Mittag- und Abend-Concerte. Die Morjen-Concerte ſind die, wenn der Thierjarten zu jrünen anfangt, da looft allens durch einander hin, wat zwee und eenen halben Silberjroſchen miſſen kann. Wille kommen um neun Uhr nach Hauſe und legen ſich denn een Bisken bis Mittag ſchlafen, damit ſe Nachmittag 'n

*) Vorſtehendes Geſpräch wurde von den Komikern Beckmann und Räthling in Berlin zum Ergötzen aller Anweſenden in einem Concerte vorgetragen.

klaren Kopp haben . . . Die Meisten jehen nichtern hin, denn wenn se uf de patentirte Koffemaschiene mit dem Koffe warten sollen, wird's Mittag. Sonne Concerte sind die allerbesten, da jeht allens so weit janz jut. Manchmal bloß, wenn zwee Trompetenchöre anjezeigt sind, wird plötzlich eens heiser und kann dreinjetretene Hinderniße wejen nich spielen. Hier wird nich jeimprovisirt, da dirigirt keener „Don Juan," da trompeten Sie man bloß, die andern drinken Koffe mit und ohne Sahne un den andern Dag hält sich keen Mensch in die Zeitung uf ... Numro zwee: Mittags-Concerte, ooch Unterhaltungen jenannt, wo der Concertjeber im Sommer den Vortheil hat, Beleuchtung un Heizung jratis zu jenießen . . . int Schauspielhaus, Hotel de Roussie un bei Jagor von wejen den Appetit un den musikalischen Jenus. Wenn det Concert aus is, wird jewöhnlich die Küchenthür ufjemacht, damit die Herren den Braten riechen un 'n paar arme Ritter zu sich nehmen. Drittens Abend-Concerte, det sind die döllsten, da wird jewöhnlich alles det ufgeführt, wat nich uf'n Proramm steht un zwar von wejen unjeheure Heuserkeit, Beschäftigung, Abhaltung un dergleichen mehre. In die Abend-Concerte jehen alle die rin, die bei Dage keene Zeit nich haben, als wie Rentiersch, Grafen, Barone, Madame un Sanetätsräthe.

Neum. Nu sage mal, Kind, wo kriechst Du die Bildung her, Du bist in Deine Jugend woll mal Stiebelputzer bei 'n Professor jewesen?

Fab. Ick, Stiebelputzer? Neumann, is Dir vielleicht Wichse jefällig?

Neum. Oder leest Du den Volksfreind?

Fab. Ne, den leest meine Frau, ick leese man die Kupperstiche. Mein Fach ist die Kunst; von de Polletik versteh ick eben so wenig wat, wie der Telejraph, wenn er so arbeet't; ick bin man det Werkzeug der Rejlerung. Meine Constitution is von die Art, deß se keene pollitischen Ideen vertragt.

Neum. Un ick bin wieder . . .

Fab. Schweig, wenn Du sprichst . . . Ich krieje alle zehn Jahre mal 'ne Zeitung in de Hände . . . vorige Woche hab' ick erst erfahren, deß de Königin Victoria im Ernst verheirath is.

Neum. Ick jlobe ooch nich, deß se ufgeboten wurde, ick hätte es doch sonst in des Tehlejenzblatt jefunden.

Fab. Aber die Kunst, davor laß ick mir hängen . . . Weeßt Du, det Cornelius hier is?

Neum. Wat denn vor'n Cornelius?

Fab. Na, der berühmte Maler aus Baiern, er hat 'a Mienchen verlassen . . .

Neum. Wo is denn det Mienchen?

Fab. Na, da unten — nich weit von — da wo die — Herjehs! kann ick denn nicht drufkommen.

Neum. Meenst Du det Mienchen in de Klosterstraße?

Fab. I ne doch — wo det Bier — da oben —

Neum. Uf'n Kreizberg? Menste Bockbier —

Fab. Behüte, ick meene, wo die Glypotheke un die Klöster — schwerebrett, ick hab' et uf die Zunge . . .

Neum. Ach, Du meenst die . . . wo die . . . da . . . wie heeßt se doch . . . die meenst Du?

Fab. Janz richtig, die meen' ick.

Neum. Die wird sich mal jrämen!

Fab. Na ob! schon wejen die Freskomalerei.

Neum. Sehste Fabian, so verschieden sind die Geschmäcker. Mir jeht nischt über die Polletik . . . Es jiebt nischt Besseres uf die Welt wie Polletik un Sauerkohl mit Erbsen; an mir is 'n kleener Tallerand verdorben.

Fab. Na, weeßt Du wat, verzähl mir 'n bisken Polletik.

Neum. Ach, Fabian, wo soll ick anfangen? Det Feld is noch jreßer wie det Köpnicker . . .

Fab. Wird's denn Krieg jeben?

Neum. Leider ne! Ick hatte schon so scheene Bestellungen uf den Krieg, zwee Cavaliere wollten mit de Droschke nachfahren, aber sie bestellten widder ab, weil der Pascher von Ejypten keenen Krieg nich will.

Fab. Wer is denn des, der Pascher von Ejypten?

Neum. Nu, des is derselftige, der den kleenen Sultan die Provinzen Myrien, Syrien, Ejypten un Pyramiden fortjenommen hat.

Fab. Doch 'ne scheene Jejend . . . Sag' mal, Neumann, wird denn Paris wirklich 'ne Mauer krijen?

Neum. Nu freilich, sie haben ja schon die Steine dazu jekoft aus dem Hafen von Biberich . . . Doch jut vor de Maurer, 'n jut Stück Arbeet . . . 'Sis so nich mehr ville in de Welt zu verdienen, Allens wird ja jetzt in de Welt mit Maschienen jemacht un mit Dampf jedrieben. Betrachte man bloß meine braune Schecke. Du hast det Kind in ihre Jugend jekennt, wat war det vor 'n stolzer Renner, der Baron Falkenauge ist zweemal damit bei de Reitbahn uf Hinderniße gestoßen, det Ferd war immer frisch un jesund, jetzt hat et sich die Eisenbahn zu Jemüthe gezogen un läßt den Kopp hängen, wie 'ne betrübte Wittwe. Allens Dampf, er rührt mir orntlich, wenn ick an uns un an det liebe Vieh denke . . . Wat soll jetzt aus de Ferde werden, von Pension

ſteht ja jar nischt jeschrieben . . . Um ſich nich janz mit de Ferde anzuleſen, haben ſe anfangs wenigſtens bei Nacht mit Ferde die Locomotive jejogen . . . det hat ooch uf-gehört; Fabian, des ſchmerzt, tief, ſehr tief.

Fab. Dein Schmerz is jerecht . . . Wir haben was jelernt und können immer noch 'ne Stelle als Kegeljunge oder Milchfrau übernehmen . . . aber die Ferde . . .

Neum. Un nehmen ſie denn 'n vernünftigen Menſchen bei die Eiſenbahn? . . . det muß ja Allens engliſch ſind, wer nich 'n Paß aus London, Seide oder Manchester vorzeigt, kriecht ja keen Poſten als Bahnenwächter . . .

Fab. Na globſt Du denn, deß ſich ſon Lord vor 5 Thaler 7½ Silberjroſchen monatlich in det Schilderhäuſchen ſtellen wird, um 20mal des Tages die Honneurs vor die Locomotive zu machen?

Neum. Ick kann die Eiſenbahn in den Dod nich leiden . . . in 10 Jahren wird woll die janze Erde mit Eiſen überzogen ſind und wie 'n jeſprungener Schmorkopp ausſehn.

Fab. Na hör' man doch ſchon uf, mein Pferd ängſtigt' ſich immer mehr, wenn Du von Eiſenbahn ſprichſt. Wir wern'n die Welt nich anders machen . . . Reden wir lieber von det Concert . . . Jott ſei Dank, det wird woll det Letzte in dieſen Winter ſind . . .

Neum. Winter. Du globſt woll, der's Winter is, weil ſe daneben bei Kranzler *) Jefrornes mit Eßlöffel eſſen. — Haſten de Madame oft ins Concert jefahren?

Fab. Na die, un'n Concert verſäumen . . . Sonne neujierige Perſchon exiſtirt in janz Berlin nich mehr. Wenn 'n Concert jeboten wird, fragt ſie gleich, wie alt der Virtuoſe is; uf kleene Virtuoſen is ſie janz verſeſſen. Den kleen'n Richard Löwe, den kleen'n Möſer und die Eichhörner kann ſie noch immer nich vergeſſen.

Neum. Na, des nimm mir nicht übel, ſo'n kleener Junge, der ſchon ſo hübſch muſikaliſch is, is doch immer 'ne merkwirdige Antike.

Fab. Ach, wat Tike . . . Mit Hunger kannſt Du Allens ausrichten . . . ick war erſt 12 Jahr alt un habe ſchon öffentlich uf'n Circus Ball jeſpielt.

Neum. Un ick war erſt 16 Jahr alt, wie ick zum erſten Male die Pferde in die Schwemme jeritten. Aber jenug von des Thema, fahre fort, Fabian.

Fab. Jettliches Wort fortfahren, 's iſt halb zwee, da wer'n woll der Rüthling un der Beckmann fertig ſind. Ich grüße Dir Neumann.

Neum. Uf Wiederſehn, Fabian.

*) Eine bekannte Conditorei unter den Linden.

Mixt-Pickels.

Der Markthor. Der Markt des Innocens in Paris wimmelt jeden Morgen von Menſchen. Eines Tages trieb ein Reiter, trotz den Gegenvorſtellungen der Polizeidiener, ſein Pferd mitten in dieſen Tumult. Unmöglich läßt ſich das Charivari beſchreiben, das dieſem kühnen Schritte folgte; Fiſchweiber, Obſthändler, Polizeidiener, alles ſchrie unter einander. Mitten in dem Lärme entſchlüpfte ſodann der Reiter, glücklich und zufrieden; Auber, denn er war der Reiter, hatte den Markthor in der „Stumme von Portici" gefunden.

— In der Paſſage Saumon in Paris gibt es ſeit mehrern Jahren eine Modehandlung. Die Mädchen in dieſer Handlung bemerkten lange ſchon einen großen hagern Mann, der jeden Abend durch die Glasfenſter ſah. Im Anfang wunderten ſie ſich nicht darüber; da es aber zwei Monate fortdauerte, ohne daß ein Briefchen, eine Liebeserklärung erfolgte, erhob ſich ein allgemeiner Ruf des Unwillens. Es wurde beſchloſſen, den ſeltſamen Mann anzureden.

„Was thun Sie denn ſeit einem Vierteljahre hier?" fragte ihn eines der Mädchen.

„Ich ſuche . . ." antwortete der Unbekannte.

„Sie ſuchen? — Was ſuchen Sie? fragte die Putzmacherin weiter; was können Sie in dem Laden ſuchen?

„Das Finale zum dritten Act des „Herzogs von Alba." Der Unbekannte war Donizetti. So componirt er, indem er geht und oft Monate lang einen und denſelben Gegenſtand ſtumm anſieht.

— Ein engliſches Blatt erzählt folgende Anekdote von einem Bürger der Republik Texas. Vor nicht langer Zeit hatte ein Mann einen Andern ermordet. Nach der That begab er ſich zu einem Advokaten, um ihn wegen ſeines Verhaltens, im Fall er verfolgt werden ſollte, zu Rathe zu ziehen. Der Advokat ließ ſich die Sache ausführlich erzählen, hörte ſie gedulbig an und rieth ihm dann zu entfliehen. — „Entfliehen?" fragte der Mörder verwundert. — Ja, das iſt das einzige, was ich Ihnen rathe, wenn Ihnen an Ihrer Freiheit etwas gelegen iſt." — „Entfliehen?" wiederholte der Mörder nochmals „Guter Gott, bin ich denn nicht ſchon in Texas?" (die Bürger der angrenzenden Vereinigten Staaten, welche der Juſtiz aus dem Wege gehen wollen, flüchten ſich meiſt nach Texas.)

— Als Chriſtian VII., König von Dänemark, im Jahre 1768 durch Holland reiſte, überreichte ihm ein Herr aus einer der angeſehenſten Familien des Landes einen Stammbaum, nach welchem er ein Verwandter des Königs zu ſein behauptete. „Lieber Vetter!" gab ihm der Monarch zur Antwort, „ich bin incognito hier, machen Sie es eben ſo."

— Eine Mutter, die einen halb blöden Sohn hatte, mußte einer Einladung zufolge mit ihm in eine Geſellſchaft

gehen. Es wurde ihr angſt und bang, wenn ſie bedachte, daß ihr Sohn die größten Blößen geben würde, ſie machte ihm daher, ehe ſie fortgingen, folgende Vorſtellungen: „Du weißt, mein lieber Sohn, daß Du dumm, daß Du ein Eſel biſt: ich bitte dich alſo inſtändigſt, nichts, gar nichts zu reden; ſpricht Dich Jemand an, ſo gib ihm keine Antwort.“ — Der Sohn mußte dies hoch und theuer verſprechen. Bei der Tafel ſaß er zwiſchen zwei Männern, Helde redeten ihn an — er blieb ſtumm wie ein Fiſch. — Da ſprach der Eine zum Andern: Was meinen Sie von dieſem jungen Menſchen? Ich glaube, daß er ſtumm iſt. — „Ich aber, ſagte der Zweite, meine, daß er dumm und ein Eſel iſt!“ — „Mama, Mama, rief der junge Menſch, jetzt darf ich wohl reden — die Leute wiſſen ſchon, daß ich ein Eſel bin.“

Beſtrafter Geiz. Ein Advokat in Toulouſe zeichnet ſich durch ſeine Galanterie aus, iſt aber dabei ſehr geizig. Vor einiger Zeit war er in Paris und lud drei ihm bekannte Damen ein, mit ihm bei einem Reſtaurateur zu eſſen. Ehe ſie ſich an den Tiſch ſetzten, nahm er den Kellner bei Seite und und ſagte zu ihm: „Wenn ich Chambertin verlange, ſo bringen Sie mir ganz gewöhnlichen Wein.“ Es geſchah ſo, wie es verabredet war. Nachdem man gegeſſen und getrunken hatte, verlangte der Advokat die Rechnung, wunderte ſich aber nicht wenig, daß ihm Chambertin angeſetzt war, obgleich er keinen getrunken hatte. „Es muß ein Irrthum vorwalten,“ ſagte er, indem er auf die Weinpreiſe zeigte. „Keineswegs, erwiderte der Kellner, „haben Sie nicht drei Flaſchen Chambertin verlangt?“ Der Advokat winkte vergebens, der Kellner that nicht als verſtehe er ihn. „Hat der Herr nicht Chambertin verlangt?“ fragte er die Damen. Dieſe beſtätigten, was ſie gehört hatten, und der Advokat ſah ſich genöthigt, wenn er ſeine Verabredung mit dem Kellner nicht laut werden laſſen wollte, den ſchlechten Wein, den er getrunken hatte, für Chambertin zu bezahlen.

— Das Leben iſt eine Reiſe auf der Eiſenbahn; ſchnell wie auf dieſer geht es zum letzten Ziele und ehe man ſichs verſieht, hat man es erreicht. Man gleitet leicht über die Schienen und gelangt zu den Stationen; dieſe hält das Leben immer zu gewiſſen Perioden, und wenn wir hier ausruhen wollen, da macht das Schickſal einen gellenden Pfiff — und ein mächtiger Ruck folgt — und wieder weiter geht es im Fluge. Freilich ſind dieſe Lebensrucke manchmal, ſo heftig, daß man ſich den Kopf anſtößt, und wiederholen ſich faſt unaufhörlich, aber das hindert nicht die Fahrt, trotz Ruck, Puff und Stoß geht es immer vorwärts — bis zur letzten Station! — Um ſchnell dieſe zu erreichen, darf man ſich nicht der Pferdekraft bedienen, das Lokomotiv führt uns ſchneller dahin. Das Lokomotiv, oder wie allgemein geſchrieben wird: Die Lokomotive iſt eine Frau. Mittelſt ihrer feurigen Temperaments hilft ſie uns die Reiſe mit Pfeilesſchnelligkeit vollbringen, und je mehr als ſie verzehrt, deſto eher bringt ſie uns an den erſehnten Ort, den Bahnhof der Ruhe. —

Wir Männer wiſſen das recht wohl — aber dieſe Lokomotiven ſind ſo herrlich, ſo ſchön aus der großen Werkſtätte der Schöpfung hervorgegangen, daß wir, von ihren Vorzügen geblendet, dem äußern Ausſehen vertrauend, uns gern ihrer Führung überlaſſen. Iſt aber die innere Maſchinerie, das Herz, eben ſo vortrefflich, dann können wir ruhig die große Lebensfahrt beginnen; und wenn wir im letzten Bahnhofe anhalten, ſo danken wir froh der ſchnellen, aber ſchönen Reiſe, und mit Schmerz trennen wir uns von der Führerin. Mit einer guten Frau durch's Leben, das ſei der Wahlſpruch eines jeden Mannes.

Modenbericht.

Paris im September.

An Fräulein K. in Leipzig.

Alle unſere großen Modemagazine fangen an, neue Stoffe für den Herbſt zu erhalten, aber ſie zeigen ſie noch ziemlich ſelten. Die Mode der Kämme, welcher ich in meinem vorigen Bericht gedachte, ſcheint immer mehr an Verbreitung zu gewinnen. Man ſieht an ihnen die herrlichſten Goldverzierungen.

Die Hüte können in dieſem Augenblick der Saiſon ihre Form nicht ändern, dennoch macht ſich eine kleine Vergrößerung der Krempen bemerkbar, welche Form eben ſo einfach als graciös iſt. Uebrigens trägt man mehr Blätterſchmuck auf den Hüten, als Blumen, mehr Schleier, die mit ihren Saumen rings herum gehen, als wallende Spitzenſchleier; im Innern der Hüte mehr Band, als Blumen, ohne daß unter dieſer Vereinfachung die Eleganz etwa leidet. Oft auch werden Paradiesvögel zum Schmuck der Hüte genommen. Sehr beliebt ſind die Capots von Crepp, rings um die Krempe mit einer kleinen Schnur von roſafarbenem Marqueriten bordirt. Eine Guirlande ähnlicher Blumen befindet ſich an der Seite. Was das Haar betrifft, ſo ſteht man viele lange, faſt bis zur Bruſt herabwallende Mähnenlocken, ſo daß die eleganten Frauen in der That den Namen Löwinnen verdienen.

Die eingetretene Hitze hat die Mouſſelinroben wieder hervorgerufen; man trägt ſie ſehr weit und ohne viel Verzierung; Falten mit oder ohne Spitzen, oder ſonſt eine einfache Broderie. Die Aermel ſind kurz, doch ſcheinen ſie ſich ſo nicht lange mehr halten zu wollen. Die Herren Handſchuhfabrikanten ſind mit dieſer Mode ſehr zufrieden.

Um noch etwas über Herren-Moden zu erwähnen, ſo tragen ſie noch immer kurze Röcke, vorn mit breitem Ueberſchlagkragen; Beinkleider geſtreift mit einer Reihe Knöpfe, und bunte Schlipſe. Die Fracks haben rockartige Schöße und meiſt, wenn ſie farbig ſind, blanke Knöpfe, dazu Beinkleider mit Blouſe, das heißt, oben weit mit Falten. Das neueſte ſind beilaufige Weſten ohne Kragen mit einer Reihe Knöpfe, und geblümte Cravatten.

So weit für dies Mal.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguſte Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn No. 11, (III. Jahrgang III. Quartal)

Schulden ſind ſo übel lange nicht. — Rang- und Titelſucht. — Der Zahn der Zeit. — Waſſer thut's freilich nicht. — Politiſche Rundſchau. — Miscellen und Anekdoten. — Correſpondenz. — Eingeſandt. —

Expedition: Petersſtraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commiſſionär. Man abonnirt bei allen Poſtämtern und ſoliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 12. (Sonnabend, d. 18. September.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Rache.

Charles Aubert, ein Freiwilliger in der Armee von C..., machte eine Reise nach Paris, als ein Waffenstillstand nach einem dreijährigen Kampfe ihm Zeit dazu vergönnte. Kaum einige Wochen waren es, seit er die gewaltige Stadt betreten hatte, als er Bekanntschaft mit Marie Meunier, einem jungen Mädchen von Stande, machte. Sie glich ihm an Alter, Herkommen, Vermögen, besaß Bildung des Geistes und Herzens, und ein Aeußeres, welches auch einem Momus nicht mißfallen haben würde. Vor allem Andern aber war es ihr feines, einnehmendes Wesen, die Art sich zu geben, die den Volontair gewann. Er für seine Person verdiente sicher auch die Achtung eines Jeden. Er sprach stets mit Geist und wußte in Gesellschaft die Unterhaltung stets so zu schickt und fein vor dem Einschläfern zu bewahren, daß ihn unsere Lions noch darum beneiden können. Zudem hatte er eine bedeutende Bildung, und seine Kenntnisse umfaßten neben den gewöhnlichen Wissenschaften auch noch mehre Sprachen, so daß er, außer seiner Muttersprache sich auch im Spanischen, Italienischen und Englischen mit Geläufigkeit auszudrücken im Stande war. So wie er nun Allen, welche in näherem Umgange mit ihm standen, werth war, so setzte er sich auch bei dem Gegenstande seiner Liebe bald so sehr in Gunst, daß es ihm nicht schwer ward, zu bemerken, er dürfe nur seine Neigung erklären, um sie mit gleicher Leidenschaft erwiedert zu sehen.

Nach einiger Zeit öffnete er sein Herz gegen Marie, und auf ihren Wunsch hielt er förmlich bei ihrer Mutter um sie an. Die Mutter, eine Wittwe, war sehr erfreut, ihr einziges Kind durch diese Verbindung glücklich machen zu können, und gab daher ihre völlige Zustimmung. Da aber erschien unerwartet schnell ein Befehl zur Rückreise und riß den Glücklichen aus den Armen der betrübten Geliebten in die Reihen seiner Armee zurück.

Er hätte es sehr gern gesehen, wenn die Vermählung noch vor seiner Abreise geschehen wäre: die Mutter seiner Braut aber wünschte dies nicht, sondern bat, die Verehelichung bis zu seiner Rückkehr zu verschieben. Er reiste ab und nahm die Versicherung Mariens mit auf den Weg: „in ihren Gesinnungen sei eine Aenderung unmöglich, wenn er nur in den seinigen fest bliebe!" Beständiger Briefwechsel sollte ihrer Abredung gemäß Trost in der Trennung sein. — Charles schrieb häufig und stets in leidenschaftlichen Versicherungen seiner Liebe. Sehr verbindlich waren die Antworten, die er von Marie erhielt, und sie zeugten nicht minder von ungeduldiger Erwartung seiner Rückkunft, als seine Briefe von Sehnsucht, sie wieder zu sehen. — Seine Pflichten als Soldat erfüllte er mit allem Eifer eines Mannes, der für den Ruhm seiner Nation brennt, und die kühnen Strecke, die ihm stets gelangen, beförderten sein Avancement sehr. — Es waren nun schon zwei Jahre fast verflossen, seit Aubert in Spanien kämpfte, und wie es zu gehen pflegt, aus den Augen, aus dem Sinn, so ging es auch bei Marie Meunier. Sie gewöhnte sich in so langer Zeit daran, ihren Geliebten nicht zu sehen, und ließ nach und nach in ihrem Eifer, ihm zu schreiben, nach. O, dachte sie bei sich, er kann vielleicht gar nicht wieder kommen, denn ein Kriegerleben ist ein gefahrvolles Leben, und mich auf immer einem Abwesenden verpflichtet zu halten, das wäre fürwahr eine Tugend aus lieber, alter, guter Zeit.

Wo sie in einem Cirkel erschien, fehlte es nicht an jungen Herrchen, welche alle bemüht waren, einander durch

Gefälligkeit und tolle Schmeicheleien zu übertreffen. Marie verschloß ihr Ohr solchen Leuten nicht. Und als sich endlich ein Rechtsgelehrter, Namens Germain Fermier, ein hübscher und rechtlicher junger Mann, um sie bewarb, bemerkte sie, daß er nur noch die Einwilligung ihrer Mutter nöthig habe. Diese zu erlangen, ward ihm nicht eben schwer, besonders da Charles seit einem Monate nicht geschrieben, und da Fermier ihm an Vermögen sehr überlegen war. Man machte sich daher keine Ehrensache daraus, das dem Volontair gegebene Wort nicht zu halten, und seine Vorwürfe fürchtete man um so weniger, als er erst dann Nachricht erhalten sollte, wenn der Schaden schon unheilbar wäre. — Der Ehecontract ward unterzeichnet, der Verbindungstag festgesetzt.

Dieser Tag erschien. Der glückliche Liebhaber fand sich im Festkleide bei seinen Geliebten ein, welche er im schönsten Putze fand. Eine glänzende Gesellschaft war geladen, die Eltern von beiden Seiten darunter; eben waren Beide im Begriff, sich in den Festsaal zu begeben, — als der Volontair in Mariens Zimmer trat. Sobald er sie erblickte, stürzte er auf sie zu, grüßte, oder vielmehr umarmte sie ohne Weiteres. Sie empfing ihn mit aller Kälte, die sie erheucheln konnte; sie war äußerst bestürzt. Sie hatte nichts weniger erwartet, als seine Zurückkunft, und wußte nicht, was sie beginnen solle, um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Fermier ist nicht minder betreten. Diese Vertraulichkeit beunruhigt ihn. Man hatte ihm Nichts davon gesagt, daß Marie schon früher Verbindlichkeiten eingegangen sei. Er konnte sich nicht enträthseln, woher ein Anderer zu so großen Freiheiten gegen seine Braut komme. Charles, von seiner Liebe hingerissen, nahm weder die Bestürzung der Einen, noch die Verwunderung des Andern wahr. — Er war gleich, nachdem die Nachricht vom Friedensschlusse bekannt war, von der C..schen Armee abgereist, und hatte seine Reise so zu beschleunigen gewußt, daß er in wenigen Tagen nach Paris gelangte, wo er denn auch gleich in den Reisekleidern zu Marie eilte. Sein Mund strömte über von Versicherungen seiner Freude, sie wieder zu erblicken; er bewunderte sie, fand ihre Schönheit herrlicher denn je, küßte ihr die Hände, bat sie, sich keines fremden Putzes weiter zu bedienen, und indem er sich an Fermier, der ihm unbekannt war, wandte, fragte er ihn, ob er es nicht für das größte Glück halte, mit solch einem Engel versprochen zu sein. Sein Nebenbuhler blieb ihm die Antwort schuldig. Mariens Bestürzung vermehrt sich. Eine der eingeladenen Damen trat jetzt ins Zimmer, um das Paar zu benachrichtigen, man erwarte sie mit Ungeduld. Sie konnte sich nicht enthalten, zu äußern, für Leute, die im Begriff ständen, sich zu verbinden, sähen sie ziemlich verdrüßlich aus. Aubert, welcher Alles auf sich bezog, indem er nur von Liebe erfüllt ist, antwortete, man könne ihm keine größere Freude machen, als wenn man die Verbindung möglichst beschleunige. Der Eintritt eines Unbekannten hindert ihn, mehr zu sagen. Dieser, dem Charles einer der Gäste zu sein schien, beglückwünschte die beiden Liebenden. — Dies Wort ist ein Donnerschlag für Charles. Er sieht, wie Marie verlegen die Blicke senkt; er bemerkt, daß sie in einem außergewöhnlichen Putze und mit einem feinen Bouquete geziert ist; er hört, daß im ganzen Hause Alles in Bewegung ist, wie es bei einer wichtigen Familienbegebenheit zu geschehen pflegt. Das war genug, um ihm sein Unglück aufzuklären; jedoch begehrte er auch mündlichen Aufschluß von Marie.

Diese unternimmt es, ihn in den höflichsten und schonendsten, tröstendsten und entschuldigendsten Ausdrücken von ihrer getroffenen Wahl in Kenntniß zu setzen; sie gesteht ihm, die Stunde ihrer Verbindung sei gekommen; fügt hinzu, er müsse es als eine unangenehme Nothwendigkeit ansehen, sie mit veränderten Gesinnungen wieder zu finden. Charles mäßigt sich nicht mehr. Er zeiht sie der Untreue, macht ihr hundert Vorwürfe, blickt Fermier mit Wuth an, droht ihm, sein Glück zu vernichten und stürzt in großer Aufwallung aus dem Hause, da sich sämmtliche Eingeladene um ihn versammeln. Eins sah das Andere an. Lange sprach Niemand ein Wort und wer Etwas sagte, äußerte seine Gedanken nur zur Hälfte. Niemand wagte, sich in fröhlicher Stimmung zu zeigen; Alle beobachteten einen Ernst, als ob sie die traurigen Folgen dieses Auftrittes voraussähen. Marie war vor Allen untröstlich. Wirkliche Liebe kettete sie an ihren Germain. Nicht wenig erschreckten sie daher Aubert's Drohungen. Sie zweifelte nicht, daß er etwas Gewaltsames gegen seinen Rival ins Werk setzen würde, und zitterte für das Leben ihres Bräutigams.

Man war bemüht, sie zu beruhigen. Als dies mit allerlei Gründen endlich wenigstens in Etwas gelungen war, und man sich zu der Trauungs-Ceremonie begeben wollte, trat ein Diener ein und überbrachte ein Billet von dem Volontair. Sie entriß es ihm, und da sie ihn fortgehen sah, ohne daß er Antwort verlangte, so rief sie aus: „Ach, eine Herausforderung zum Duelle, aber ich werde ihn nicht fortlassen; sie müssen sich anders vergleichen!“ Man erwiederte ihr, der Freiwillige werde sein Leben nicht so leichtsinnig preis geben, auch gar nicht so unbillig sein, als Krieger einen der Waffen Unkundigen zu fordern. Sie gab dieser Vorstellung kein Gehör, riß das Billet auf und las mit bebender Stimme:

„Von Freude angespornt, Sie wieder zu erblicken,
„An Ihrem Herzen mich aufs Neue zu erquicken,
„Eil' ich aus Spanien, wo ich fürs Vaterland
„Gefochten, nun zurück nach heim'scher Seine Strand.
„Jedoch! wohl besser wär's, in Feindesland begraben,
„Als hier durch Herzensqual die Ungetreue laben.
„Denn während ich mit Noth, Gefahr und Tod im Streit,
„Stiehlt ein Pandectenheld mir meine Seligkeit.
„Dem ärgsten, tollsten Zorn will ich mich übertassen
„Und Beide die zum Tod als schlimmste Feinde hassen.

„O Himmel! welche Raserei!" unterbrach sie sich hier; „was um Gottes Willen wird der Grausame unternehmen?" Sie fuhr fort:

„Den Räuber, der Ihr Herz, o Marie! hat verführt,
„Belohn' ein Degenstoß von meiner Hand gespührt!

„Mein Gott, das ist mehr als Ausforderung, das ist offenbarer Meuchelmord. Daß Du nicht ausgezischt, es würde Dir das Leben kosten!" — Germain bemühte sich ihr ihre unnöthige Furcht zu benehmen, und bot mit seinen Eltern Alles auf, sie zu bewegen, daß sie zur Trauceremonie schreiten möge. Sie widersetzte sich dem aber so, daß endlich die Mutter ihres Bräutigams äußerte: „Am Ende faßt gar die alte Liebe zu Herrn Aubert wieder Wurzel!" Ohne zu antworten fuhr sie fort:

„Und grausam will ich mich dann auch an Ihnen rächen,
„Die Sie so ungetreu . . ."

„Komm, mein Germain, rief sie, komm zum Altare. Nichts fürchte ich mehr, da mir gleiches Loos mit Dir bevorsteht." Alles machte sich zum Aufbruche bereit. Da bat eine Dame, welcher Marie das Billet übergeben hatte, um einige Minuten Aufschub, denn die folgenden Drohungen, sagte sie, seien so gräßlich, daß sie Beide alles Ernstes vor der Verbindung warnen wolle. Sie begann:

„Und grausam will ich mich dann auch an Ihnen rächen,
„Die Sie so ungetreu, mir Ihren Schwur zu brechen.
„Verachten will ich Sie, die Sie so undankbar!!
„Sind Sie verbunden nur mit ihm ein kurzes Jahr,
„So werd' ich herrlich mich gerächt an Ihnen sehen,
„Man weiß ja, wie es pflegt in jeder Ehe zu gehen.
Ha! das ist mir genug! Erwarten Sie nicht mehr,
„Daß er sich rächen wird, der arme Volontair!"

Sie hatte mit anmuthiger Declamation vorgetragen, während Marie mit vor Angst zitternder Stimme und häufiger Unterbrechung gelesen hatte. Jetzt erst bemerkte man, daß der Brief in Versen geschrieben sei. Alles athmete auf und man äußerte: „wer so in Alexandrinern scherze, dessen Rache sei nicht eben sehr zu fürchten!" —

Die Trauung ward vollzogen und hoffentlich hat sie nie die Erfüllung der grausamen Hoffnung zur Folge gehabt, welche der verdrängte Charles Aubert in seinem Billet wünschte.

Der Arzt und seine Patientin. *)

Von Clorenz Linden.

In einem Weinhause war eine Gesellschaft junger Leute versammelt; es ging schon ziemlich munter her, denn eine bedeutende Batterie leerer Weinflaschen sah man auf dem Schenktische aufgepflanzt. „Nun, Doctor, hängen Sie etwa auch hier Ihren Grillen nach?" sagte ein junger hübscher Mann zu einem älteren, der grübelnd in einer Ecke saß; „müssen Sie sogar in unserm frohen Kreise über wissenschaftliche Forschungen meditiren? Wetzen Sie doch einmal das Zeug von sich, und geben Sie sich ganz uns und unsern Späßen hin!"

„Ja, wenn ich das nur könnte, Baron; aber gerade jetzt geht mir so Manches im Kopfe herum, daß ich — ja daß ich mich lieber in das Wasser stürzen möchte, als hier ohne Genuß mich im Wein berauschen."

„Wie, einen Selbstmord wollen Sie begehen?" lachte der Baron auf. „Aber ohne Scherz, was ist es denn, was Sie so sehr beunruhigt? Sie haben, ich muß es gestehen, meine ganze Neugier in mir rege gemacht; lassen Sie uns die muntern Burschen hier verlassen und erzählen Sie mir draußen Ihren Kummer!" Er ergriff ihn am Arme und zog ihn hinaus; die Gesellschaft merkte kaum in ihrem Rausche und in dem verworrenen Toben, daß sich jene Beiden entfernt hatten.

„Ach, auch hier bin ich beunruhigt," fing der Doctor an, nachdem sie eine Weile stillschweigend neben einander gewandert und die herrliche laue Sommernacht genossen; „die schöne Natur um uns her und ihre heilige Ruhe paßt wenig zu dem Toben in meinem Innern, drum möchte ich mich am liebsten in das tobende Element stürzen!"

„Aber was ist Ihnen denn, Doctor?"

„Hören Sie und beklagen Sie mich. Ja meiner Praxis befindet sich auch ein junges Mädchen, welches —"

„Aha" warf lachend der Baron ein, „jetzt merk' ich so etwas —"

„— welches schon seit früher Jugend erblindet ist. Sie leidet an dem grauen Staar, und zwar ist er bei ihr in einem so gefährlichen Grade, daß wir Aerzte ihr dabei durchaus nicht helfen können. Dabei sollten Sie aber Bianka sehen, dieses Profil, diesen Körperbau, sollten ihre Stimme hören, und Sie würden die Blinde anbeten, wie ich Sie anbete. Jede ihrer Bewegungen zeigt so viel Anmuth und natürliche Grazie, daß man erstaunt sein muß, da sie diese doch von Niemand gelernt haben

*) Aus dem Gesellschafter.

kann. Wie hinreißend klagt ſie um das ihr fehlende Augenlicht, und wie fromm und ergeben tröſtet ſie ſich dann wieder darüber. Sie läßt ſich von mir vorleſen, von meinen Reiſen erzählen, iſt überhaupt die Wißbegierde ſelbſt, und kann nicht ſehen, kann ihren unnennbaren Trieb nicht befriedigen, alle die herrlichen Schönheiten der Natur, der Kunſt, von denen ſie leſen und erzählen gehört, ſelbſt anzuſchauen. Sie hat gewöhnlich das Auge geſchloſſen, wo man ihr ihren Fehler gar nicht anmerkt, ſo daß ſie meiner Treu das ſchönſte Mädchen iſt, was mir je vor die Augen gekommen. Sie habe mich gern, geſtand ſie mir neulich, ſie höre mir am liebſten zu, meine Stimme ſei ſo melodiſch, und ich müſſe wohl ſolch ein Mann ſein, wie ſie ſich die Männer vorſtelle; ich ſei ſo liebreich. — O, Baron, Sie können nicht glauben, wie mich dieſe Reden in Entzücken ſetzten, wie ſie meine Leidenſchaft immer mehr ſteigerten — und daneben wieder das Leiden dieſes herrlichen Mädchens zu ſehen, iſt mir die herbſte Qual. Was ſind wir Aerzte doch für Stümper! Da, wo wir helfen ſollen, wo wir helfen müßten, iſt unſere Kunſt zu Ende. Tag und Nacht ſtudire ich jetzt die Augen-Krankheiten und ihre Heilarten; ja, ich werde gewiß wahnſinnig, wenn ich das Mittel nicht finde, ſie zu heilen. Wenn ich dann aber bedenke, daß, erhält ſie das Augenlicht wieder, ſie mich ſehen, ſie Andre ſehen, und bemerken wird, wie ſie ſich getäuſcht, wie ich weit hinter dem Ideale zurück bin, welches ſie ſich von mir gemacht — Ha! Welche Qualen, welche fürchterliche Foltern für mein Herz. Sie ſehen, Baron, daß ich gar wenig Urſache habe, luſtig zu ſein."

Der Baron hatte aufmerkſam zugehört; auch er war im Verlaufe der Erzählung ernſt geworden, und je weiter der Freund in derſelben vorrückte, je glühender, je feuriger er ihm das blinde Mädchen ſchilderte, um ſo geſpannter merkte er auf, und ſchon war in ihm die Begierde rege geworden, die Kranke kennen zu lernen, was er aber ſorgfältig vor dem Freunde verbarg: „Das muß ja eine merkwürdige Schönheit ſein!" warf er ganz gleichgültig hin.

„O Sie ſollten ſie ſehen, beſter Baron, Sie, ein Mann von ſo feinem Geſchmack, Sie, ſelbſt der ſchönſte Mann in der Stadt, Sie können ſich kein ſchöneres Ideal von einem weiblichen Weſen machen."

„Was doch die Liebe Alles thut!"

„Sie glauben wieder nicht," fuhr der Doctor in vollem Eifer fort: „aber warten Sie nur, Sie ſollen mich morgen zu ihr begleiten, Sie ſollen ſie ſehen, und dann mir berichten, und dann bekennen, daß Sie überwunden ſind."

„Nein, nein! Ich habe keine Zeit!"

„Ei was, keine Zeit? Sie müſſen ohne Widerede —"

„Wenn Sie es denn wünſchen, ſo kann ich Ihnen auch wohl den Gefallen thun." Obgleich er äußerlich ziemlich gleichgültig that, ſo war er im Innern doch hoch erfreut, ſeinen Wunſch ſo bald erfüllt zu ſehen. „Alſo, Doctor, morgen um zehn Uhr?"

„Um zehn Uhr, mein theuerſter Baron; gute Nacht."

„Gute Nacht, und träumen Sie ſüß von Bianka!"

„Ach!" ſeufzte dieſer und blieb noch lange ſinnend ſtehen, bis er endlich ſeine Wohnung aufſuchte, nicht, um zu ſchlummern, ſondern um ſich wieder in ſeine medicinſchen Studien zu vergraben. Eifriger hat nie ein Alchymiſt nach der Erfindung des Goldes geſucht, glühender hat ſich das Volk Gottes nicht nach dem Meſſias geſehnt, als er nach dem Heilmittel für ſeine Geliebte.

Doctor P. war ein etwas kleiner Mann, und mochte ſchon ſeit einigen Jahren die Dreißig überſchritten haben; ſein Geſicht war vielleicht einſt ganz hübſch geweſen, doch durch die Blattern ſehr entſtellt worden. Er hatte aber eine wohlklingende Stimme, welche die Damen bezauberte, die ihn dabei aber auch gern anſahen, da er dann zwei Reihen der ſchönſten Zähne zeigte. Er war treu gegen ſeine Freunde, wohlthätig gegen die Nothleidenden, unermüdlich in der Arbeit; im Umgange ein ſehr fein gebildeter Mann, aber bei Damen zeigte er ſich erſt in ſeiner wahren Liebenswürdigkeit, und wenn er einmal ſeine wiſſenſchaftlichen Grübeleien bei Seite geworfen, gab es in der Geſellſchaft keinen beliebteren und angenehmeren Gaſt, als unſern Doctor P. In vielen von den angeführten Eigenſchaften war ihm ſein Freund, der Baron, äußerſt ähnlich, auch er war wohlthätig, gut und liebenswürdig, wurde aber dabei durch eine ſtattliche Figur und durch ein herrliches männliches Antlitz unterſtützt. Den ſchwarzen Locken, dem ſchwarzen Barte auf dem blaſſen Teint konnte ſo leicht kein Frauenzimmer widerſtehen. Dabei war ſeine Unterhaltung höchſt geiſtreich und anziehend. Allerdings ſagten die Freunde von ihm auch, daß er etwas leichtſinnig ſei, fanden das aber bei einem reichen und unabhängigen jungen und hübſchen Manne nicht eben auffallend.

Kaum konnte der Baron die Stunde erwarten, wo ihn der Doctor zu der Schönen führen würde; endlich ſchlug es halb zehn. Er machte ſich auf den Weg, holte den Freund ab, und fuhr mit ihm zur Patientin. „Haben Sie denn der Holden bereits Ihre Liebe geſtanden?" fragte auf dem Wege der Baron.

„Ach, wie wagte ich es! — wenn ſie mich verlacht,

wenn ſie mich vielleicht dann ganz aus ihrer Nähe entfernt — — nie, nie könnt' ich dies ertragen."

„Hm!" meinte der Baron, und ſann ein Weilchen nach, alſo Sie wiſſen noch nicht gewiß, ob Sie von ihr geliebt werden?"

„Ja, ich glaube es, ich hoffe es — aber ich weiß es nicht!" ſeufzte der Freund und lehnte ſich in den Wagen zurück. „Neulich," ſprach er dann leiſe vor ſich hin, „neulich ſah ſie ſo herrlich, ſo himmliſch ſchön aus; ich konnte mich kaum halten. Ich las ihr gerade Göthe's „Taſſo" vor. Plötzlich übermannte mich die Empfindung ſo ſehr, daß ich mich vor ihr auf die Knie niederwarf; ſie merkte es nicht: ich faßte ihre Hand und küßte ſie innig. — „Doctor," ſprach ſie da, „es iſt ein herrliches Stück" — und ich fühlte dabei einen ſanften Druck ihrer Hand — „ich danke Ihnen herzlich, daß Sie es mir geleſen haben!" — und da war ſie ſo ſchön, und ich hielt mich nicht länger: ich ſchloß ſie in meine Arme und küßte ſie. „Doctor, Doctor," ſagte ſie da, indem ſie ſchnell aufſtand und ſich von mir losmachte, „ſind Sie etwa Taſſo, und halten mich für ihre Leonore? Göthe kannte keine blinde Eleonore! — Gehn Sie ſchnell und holen Sie mir ein Glas Waſſer, Sie haben mich ſehr erſchreckt." — So war ich wieder abgewieſen, und da ſie ſeitdem mich ſichtlich mehr zu vermeiden ſucht, habe ich es auch noch nicht wagen können, ihr meine Liebe zu geſtehen, aber —"

„Alſo er hat noch keine Beſtimmtheit!" ſprach vor ſich hin der Baron, der durch die Beſchreibung des Freundes in das Mädchen, noch ehe er es geſehen, ganz verliebt zu ſein ſchien.

Als ſie angelangt waren, ſtellte der Doctor ſeinen Freund vor, der dabei Bianka bat, ihm zu erlauben, des Doctors Geſchäft zu theilen. Er wolle ihr, wenn Jener beſchäftigt ſei, Geſellſchaft leiſten. Sie dankte ihm, ſehr verbindlich dafür, und war innig gerührt, daß ihr trauriges Schickſal ſo viel Antheil finde. Der Baron fand ſich in der That in ſeinen Erwartungen, ja in ſeinen Idealen übertroffen, und ſogleich war es bei ihm ausgemacht, für dieſes Mädchen müſſe er leben und ſterben. Er nahm ſich aber natürlich vor, dies ſo viel als möglich vor dem Doctor zu verbergen, welcher beinahe empfindlich wurde, als er ſich bei dem Nachhauſefahren ſo gleichgültig ſtellte: das Mädchen habe keinen Eindruck auf ihn gemacht, die Blindheit entſtelle ſie u. ſ. w., aber dennoch fühlte er die höchſte Theilnahme für Bianka, und er bäte ihn, ihm ihren Unterricht und das Vorleſen zu überlaſſen, wenn er mit andern Patienten oder mit ſeinen augenärztlichen Studien beſchäftigt wäre. Der Doctor wurde dadurch wieder verſöhnt; er dankte ihm innig dafür und nahm den Vorſchlag an, indem Bianka doch ſchon lange geklagt hatte, daß ſie ſich doch in der Zeit, wo er nicht bei ihr ſei, ſehr vereinſamt fühle; die Mutter war ein gar zu ungebildetes, ein zu wenig umgängliches Weib. So beſuchte nun der Baron Bianka öfter, las ihr vor, ertheilte ihr Unterricht, und wurde raſend, ja raſend verliebt in ſie. Der Doctor merkte allerdings, daß ſie ihm nicht mehr ſo gleichgültig ſei, als Anfangs, war aber entzückt darüber, und ſchloß ihn dafür in ſeine Arme, indem er ſagte: „Alſo nun müſſen Sie doch eingeſtehen, daß meine Bianka ein herrliches Weſen iſt!"

Sie ſelbſt ſah den Baron auch ſehr gern bei ſich; er machte ſich ihr faſt unentbehrlich durch die unermüdete Sorgfalt, welche er ihr widmete, durch die liebenswürdige und unwiderſtehliche Art, in der er mit ihr umging. Seine Stimme ſei zwar nicht ganz ſo ſchön, wie die ſeines Freundes, ſagte ſie, jedoch höre ſie ihn auch ſehr gern ſprechen — kurz, hier ſchien für den Doctor nur noch wenig Ausſicht zu ſein. Auch die Mutter wußte der Baron ganz auf ſeine Seite zu bringen, und ſie verſprach alles nur Mögliche für ihn bei Bianka zu thun. Er bat ſie aber zu gleicher Zeit, ja nicht das Mindeſte davon den Doctor merken zu laſſen.

Zufälliger Weiſe kam ein berühmter Wundarzt nach W., der gerade wegen ſeiner wunderbaren augenärztlichen Operationen ſich einen bedeutenden Ruf erworben hatte. Kaum erfuhr dies unſer Doctor, ſo begab er ſich ſchleunig zu ihm, trug ihm den Fall ausführlich vor, und berieth ſich mit ihm, ob und wie die ſchöne Bianka wohl zu heilen ſei. Dem berühmten Mediciner ſchien dieſer Fall höchſt merkwürdig; er ging ſogleich in die Bitte, die Kranke zu beſuchen, mit Freuden ein, indem er hoffte, durch eine ſolche Operation der Wiſſenſchaft eine ganz neue Bahn zu öffnen. Bianka war entzückt, als ſie hörte, was man mit ihr vorhabe. Feſten Muthes erklärte ſie, jede auch noch ſo ſchmerzliche Kur auf das Standhafteſte beſtehen zu wollen. Ihr Uebel wurde unterſucht und der Arzt gab Hoffnung, daß es gehoben werden könne, wenn die Kranke die Kur, welche er vorſchreiben werde, genau befolgen würde. Bianka, durch dieſe Hoffnung faſt außer ſich vor Freude, ging mit Entzücken auf Alles ein, und Doctor P. verſprach, ihr dabei den thätigſten Beiſtand zu leiſten. Auch der Baron war ſehr erfreut, denn er lebte der feſten Hoffnung, daß, ſollte Bianka ihr Augenlicht wieder erlangen, es wohl keinem Zweifel unterliege, daß ſie ihn, den anerkannt ſchönen Mann, dem Doctor vorziehen würde. Er hatte noch nie etwas gegen ſie von Liebe geäußert; durch die ſtete Theilnahme aber, welche er ihr bewies

und die er mit einer gewiſſen Zurückhaltung zu verbinden wußte, war er dem Mädchen faſt ſchon lieber geworden, als der verliebte kleine Doctor, und ſchmerzlich vermißte ſie ihn, wenn er verhindert war, ſie zu beſuchen.

(Beſchluß folgt.)

Werther und Lotte
im neunzehnten Jahrhundert.

Scene: Vor dem Potsdamer Thor zu Berlin.

Lotte.

Guten Abend, guten Abend, beim Mondenſchein,
Es treffen die Geiſter pünktlich ein;
Sag', Werther, Werther, liebſt Du mich noch?

Werther.

Na, Lotte, Lotte, frage doch!

Lotte.

Ich hab' geſchlafen wohl viele Jahr,
Da unten in meiner kühlen Bahr'.

Werther.

Ich hab' mich ſeitdem gewaltig formirt,
Und vor einer Stunde bei Jagor ſoupirt.

Lotte.

So haſt Du gelebt auf der ſündigen Welt?
Ich glaubte Dein Lager da unten beſtellt.

Werther

Ich hab' gelebt in verſchied'ner Geſtalt,
Der Menſch bleibt jung und die Welt wird alt.
Jetzt bin ich Studioſus der Medicin,
Drum iſt das Rendez-vous hier bei Berlin.

Lotte.

Gedenkſt Du noch an die ſeligen Stunden,
Die uns mit Thränen und Seufzen entſchwunden?

Werther.

Ach, Lotte, wer ſeufzt denn heute noch?
Spanne die Saiten nicht gar zu hoch.
Sprich nicht von Seufzern, die laſſen wir Andern,
Wenn Du willſt Hand in Hand mit mir wandern.

Lotte.

Es iſt der Abend ſo lieblich, ſo mild,
Und mir iſt die Bruſt von Erinn'rung erfüllt —
Sag', Werther, ſchwärmſt Du bei Mondſchein nicht mehr?

Werther.

Ja, wenn der Mond eine Börſe wär'!
Man ſah an dem Mond und den Sternen ſich ſatt,
Auf den Plunder man keine Actie hat!

Lotte.

So fühlen, ſo lieben die Männer nicht mehr?

Werther.

Sie fühlen nur noch, wo was zu gewinnen,
Und lieben höchſtens nur Sängerinnen.

Ich hatt' vor einer mein Knie gebogen,
Doch die iſt vor Kurzem nach London gezogen:
Da ich nun juſt vom Liebchen befreit,
So kommſt Du gerade zur rechten Zeit.
Du biſt nicht übel im Geiſtergewand,
Komm, Lottchen, gib mir die weiße Hand!

Lotte.

Huſch, huſch, was rauſcht da ſo grauſlich vorbei
Mit hölliſchem Pfeifen — das iſt mir neu! —
Es jagt, gleich der Windsbraut, fürchterlich,
Ach, Werther, Werther, ſchütze mich!

Werther.

Willſt Du Dich nicht wie ein Kind verſtecken,
Und heut zu Tage vor etwas erſchrecken! —
Sieh Dir die Windsbraut ruhig an,
Es iſt die Potsdamer Eiſenbahn.

Lotte.

Der Schrecken ergriff mich Schwache mit Haſt,
Doch, Du biſt bei mir, ich bin gefaßt.
Das Unthier wird uns ja weiter nichts thun,
Komm, laß uns hier unter den Bäumen ruh'n.
So ſaßeſt Du oft an meiner Seite,
Wenn Klopſtock's Lied unſer Herzen erfreute.

Werther.

Ach, Klopſtock — Lotte, Du ſteigſt aus dem Grab —
Den Lauft Dir kein Antiquar mehr ab.

Lotte.

Mit ſeinem Gefühl, ſo heilig und tief?

Werther.

Bei dem die Menge davon ſchon lief!
Wir brauchen jetzt anderen Schabernack,
Die Dichter tragen das Herz unter'm Frack,
Sie ſchnüren es recht nach der Mode ein,
Sie wollen nicht heilig, nein, witzig ſein.

Lotte.

Verſtänd' ich nur alle die ſpitzigen Worte,
Ich ſtehe vor Dir, wie an dunkler Pforte,
Ich ſuche den Werther, und find' ihn nicht mehr,
Ich klopf' an die Bruſt, und die Bruſt iſt leer!
Wo iſt denn die Liebe, ſo heilig und heiß,
Von Gluth-Gefühlen man nichts mehr weiß?

Werther.

Die hat uns die Tradition genommen,
Ich bin ſo fort mit dem Strom geſchwommen.

Lotte.

So nahm ſie Dir auch das theuerſte Pfand,
Die Schleife, die Schleife von Roſa-Band?

Werther.

Ach, ſolche Schleifen verwahrt man nicht mehr:
Die Schleife zum Orden begehrt man ſehr.

Lotte.

Du nahmſt das Bändchen mit in das Grab,
Es war das Letzte, was Lotte Dir gab.
Ach, wertheſter Werther, beſinne Dich nur,
Ich leite Dich bald auf die rechte Spur.

Werther.
Nein, Lottchen, Du mußt nicht so heilig thun,
Laß Deinen Werther in Gnaden ruh'n;
Ich meine, den von der vorigen Zeit,
Den eine Schleife vom Liebchen erfreut, —
Und gib mir in allerkürzester Frist,
Einen Kuß, bevor Du verschwunden bist.

Lotte.
Wie heiß, wie innig Du mich geliebt! —
Ich war wohl manchmal darüber betrübt,
Doch mußt' ich den Freund so leiden seh'n,
Weil Albert wollt' dazwischen steh'n.

Werther.
Das war wohl ein Lamm von Ehemann?
Den führet' ich heute wohlweislich an.

Lotte.
Erschreckt denn die Liebe vor Männern nicht mehr?

Werther.
Vermählte Schönen gefallen ihr sehr;
Ist eine Holde vorübergegangen,
Und blieb das Herzchen ein wenig hangen,
So zieht man schnell Erkundigung ein:
„Wer wohl die Promenade mag sein? —"
Hat sie 'ne Tante, ist's unangenehm,
Hat sie 'n Mann, — das sind't man bequem.

Lotte.
So dachtest Du nicht in unsern Tagen,
Da konnte Dein Herz so glühend schlagen!

Werther.
Wie dacht' ich denn da, mein holdes Kind?
Es wird bald Tag — erzähl's geschwind',

Lotte.
Du dachtest, auf der weiten Erden
Könnt' Lotte nie die Deine werden,
Und schossest das Gehirn Dir ein —

Werther.
Wie konnt' ich solch' ein Schafskopf sein!

Lotte.
So schießen die Männer sich nicht mehr todt?

Werther.
Sie fragen nicht mehr nach Pulver und Schroot, —
Sie knallen nur noch mit Champagnerflaschen,
Die Pistolen, die stecken sie in die Taschen.

Lotte.
Nein, Werther, sind alle Männer, wie Du,
Dann kehr' ich zurück zu der seligen Ruh';
(Sie verschwindet.)
Ich werfe den Geistermantel ab,
Und decke mich wieder in's kühle Grab,
Dort will ich bei Mond und Sternenschein
Durch Vater Göthe unsterblich sein!

Cl. Schraber.

Mixt-Pickels.

— Wie ein amerikanisches Blatt erzählt, ist vor Kurzem in Anapolis, einer kleinen Stadt in Maryland, eine originelle Männerfeindin gestorben. Sie war 88 Jahr alt geworden und stets cheles geblieben, um zu beweisen, daß es Verläumdung sei, wenn man sage, jedes Frauenzimmer sehne sich nach der Ehe. Diese alte Dame, welche sehr reich war und sich früher durch ihre Schönheit ausgezeichnet hatte, hieß Jane Murdoch. Obgleich sonst sehr sanft und liebenswürdig, so war sie doch eine wahre Tigerin gegen alle jungen Herren, namentlich gegen Stutzer, welche sie umschwärmten. In ihrem Testamente vermachte sie ihr ganzes Vermögen, mit Uebergehung aller ihrer männlichen Verwandten, ihrer Nichte, unter der Bedingung, daß sie nie heirathe. Sie setzte ferner vier Männern von 40 Jahren jedem 100 Dollars aus, um ihren Sarg zu Grabe zu tragen, aber unter der Bedingung, daß sie vorher schwören, nie ein Frauenzimmer geliebt zu haben. Man fand Niemanden, der diese Bedingung erfüllen konnte, und der Sarg mußte von Mädchen getragen werden. In einem andern Artikel ihres Testamentes hatte sie bestimmt, daß bei ihrem Begräbnisse nur Freudenlieder gesungen werden sollten, daß man ein großes Festmahl für alle die anstelle, welche demselben beiwohnten, und daß sechs Jungfrauen auf ihrem Grabe tanzten. Alle diese Bestimmungen wurden genau erfüllt. Es sollen diesem seltsamen Begräbnisse mehr als 2000 Personen beigewohnt haben; das Gerücht setzt auch hinzu, Niemand habe das Festmahl ohne einen Rausch verlassen.

— Jedes Jahr, am Tage nach Pfingsten, sieht man in dem Sommergarten zu Petersburg ein seltsames Schauspiel. Die Söhne der Kaufleute begeben sich dahin, um sich ihre Frauen da zu wählen. Nach einem — in Petersburg wie in ganz Rußland — sehr altem Gebrauche versammeln sich die heirathsfähigen Töchter der Kaufleute in diesem Garten, wo sie sich der Reihe nach um die blühenden Beete herum vor ihren Müttern aufstellen, die sie vorher mit Allem herausgeputzt haben, was ihre Schmuckkästchen enthalten; denn man schätzt bei dieser Toilette die Menge des Schmucks, der Edelsteine, nicht den guten Geschmack, so daß oft der Kopf, die Ohren, der Hals, Arme und Gürtel, Finger und selbst die Füße der jungen Mädchen mit kostbaren Gegenständen buchstäblich beladen sind. Manche sind von Gold und Edelsteinen so bedeckt, daß man kaum die Züge ihrer natürlichen Schönheit sieht. Man erzählt sogar: eine Mutter, die nicht wehr gewußt, was sie ihrer mit Perlen und Juwelen bedeckten Tochter noch anhängen sollte, habe ihr um den Hals noch sechs Dutzend vergoldete Thorschlüssel, an den Gürtel drei Dutzend Eßlöffel und kreuzweis vorn und hinten vier große Punschlöffel angehangen. Die jungen Männer gehen dann in ihren langen Kaftans von feinem Tuche mit ihren Vätern vor diesem so gefährlichen Bataillone auf und ab. Meist sind sie jedoch so klug, sich nicht zu binden, bevor sie sich überzeugten, ob die Brillanten nicht etwa falsch sind, und das Gewicht des Goldes prüften. Acht Tage nach dieser ersten Ausstellung gibt es eine zweite, bei welcher man schon vertraulicher spricht, und die Verbindungen definitiv geschlossen werden.

— Ein angesehener Notar in Tunis wurde kürzlich angeklagt, einen falschen Verkaufscontract gemacht zu haben. Er

sah sich bald darauf vor den Bey beſchieden und mußte, da die Beweiſe zu deutlich ſprachen, ſein Verbrechen eingeſtehen. Demzufolge wurde die Strafe der Fälſcher auf ihn angewendet, nämlich die rechte Hand ihm abgehauen, was der Henker auch ſofort vollzog. Um den Blutfluß zu ſtillen, wurde darauf der Handſtumpf in kochendes Pech getaucht. Dann ſetzte man den Schuldigen verkehrt auf einen Eſel, die abgehauene Hand wurde ihm auf den Rücken gebunden und ſo führte man ihn durch die Hauptſtraßen der Stadt Tunis in Begleitung von mehr als 1000 Reugierigen, bis endlich in ſein Haus zurück, wo er in ſeiner Familie und unter ſeinen Freunden ruhig leben kann, ohne etwas von dem Anſehen verloren zu haben, in welchem er früher ſtand, denn bei den Muſelmännern erſtreckt ſich die Schande eines Verbrechens nicht über die Erleidung der Strafe hinaus, und der größte Verbrecher tritt wieder in den Rang und das Amt ein, die er früher bekleidete, nachdem er ſeine Strafe erlitten hat, ohne daß der geringſte Flecken für ihn oder ſeine Familie zurückbleibt.

Der Abſchied. *)

Zwei Liebende geh'n von einander;
Wie iſt das Scheiden doch ſchwer!
Er reißt ſich los, will gehen,
Doch wer nicht geht, — iſt er.

Mit aller Gluth, die dem Auge
Des Weib's die Liebe verleih,
Heißt ſie ihn weinend gehen,
Doch wer ihn ruft, — iſt ſie.

Noch einmal wachſen die Hände
Zuſammen in ſeligem Bund;
Noch einmal ſtrömen die Herzen
Zuſammen aus glühendem Mund.

Zweiſilbige Charade.

Wohl freu'n ſich der Erſten der Thiere viel, —
Doch ahnen ſie nicht ihr blutiges Ziel.
Der Mutter Erde die zweite entſproſſen,
Ragt hoch mit den Armen zum Himmel ſie an;
Iſt ſchlank und kräftig empor ſie geſchoſſen,
Man leicht zu dem Ganzen ſie brauchen kann.

*) Aus „Bifollen" von Gabriel Seidl.

Modenbericht.

Paris im September.

An Fräulein K. in Leipzig.

Der Glanz der Toiletten hebt ſich nun wieder täglich, ſeit unſere Damen aus den Bädern zurückzukehren anfangen. Die Theater werden ſchon häufiger beſucht und dem aufmerkſamen Beobachter kann es nicht entgehen, welche reizende Veränderungen die Mode vorgenommen. Neulich fielen mir auf: eine Robe von ſogenanntem marienblauem Moor, garnirt mit einem Volant von Spitzen und mit Bandſchleifen, welche oberhalb des Volant angebracht waren; das Leibchen ſehr ausgeſchnitten, ſpitz, mit drei Reihen Spitzen garnirt; die Aermel kurz mit Bouillons. Ferner ein Kleid von Tarlatane, mit zwei Volants und drüber Goldlaeets beſetzt. Ein ander Kleid von Muſſelin war mit mehreren kleinen Volants garnirt; das Leibchen ohne Gürtel, an der Spitze abgerundet, die Achſeln drapirt; Aermel halbweit. Die Kleider von leichtem Stoff werden gewöhnlich mit doppelter Jupe getragen: die Aermel ſind immer kurz und glatt.

Von Hüten habe ich einige ſehr ſchöne geſehen. Beſonders anmuthig ſind die Capots von paillem Crep mit Couliſſen, mit Band und auf der einen Seite mit kleinen Schleifen gelegt; andere waren mit einem Roſenkranze geſchmückt. Ferner allerliebſte Hüte von weißer Seide mit langen Seiten und mit weißen Federn an der einen Seite geziert; ſehr gut kleiden auch die von roſa Seide und dergleichen Federn. Die italieniſchen Strohhüte mit ſehr langen Seiten, mit einem Spitzenſchleierchen und einem gelben Federnbouquet geſchmückt, ſind ſehr beliebt; nicht minder die kleinen runden Hüte von Reisſtroh mit einem Kranz von Maraboute. Dieſe Art Hüte bedecken den Kopf nicht vollſtändig und laſſen die Koiffüre ſehen.

In den Herrenmoden ändert ſich nicht viel; das kommt daher, weil der Herbſt den Sommer nachholt und geſtattet, noch leichtere Bekleidung zu tragen. Vor allem ſah ich ſehr ſchöne Röcke. Die Revers waren ſehr breit und glatt auf der Bruſt; die Schöße außerordentlich weit. Die Weſten werden noch ſchawlförmig mit kleinen goldenen eiſelicten Knöpfen, und auch ganz ohne allen Kragen getragen. An den Ueberröcken hat man zwei Reihen Knöpfe und breite Revers. Die Beinkleider halbweit, eng auf den Stiefel fallend.

Die Hüte haben ihre alte Form beibehalten, cylinderförmig, halbweiter Rand und breite Einfaſſung. Die Cravatte trägt man viel mit langen Enden, von carrirter Seide. Zum Schluß lege ich Die ein Modebild mit Erklärung bei.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguſte Z.

Erklärung des Modenkupfers.

1. Herren-Anzug. Kurzer Rock mit breiten Revers. Weſte mit Schawlkragen, Beinkleider halbweit, unten eng, hochfängt man an, ſie oben wieder mit Falten zu tragen. — 2. Damen-Anzug. — Hut mit Volette. Kleid, mit Ausputz in Kamikaform 3. Hut mit Spitzbacken. Kleid in geſchmackvollſtem Modenſchnitt.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn No. 12, (III. Jahrgang III. Quartal)

Feier der Conſtitution. — Aphorismen über die Naſen. — Die Compagnons. — Politiſche Rundſchau. — Miscellen und Anekdoten. — Gedanken eines Faulen.

Expedition: Petersſtraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner, H. Franke, Commiſſionär. Man abonnirt bei allen Poſtämtern und ſoliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 13. (Sonnabend, d. 23. September.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Quaterne.

Auf einer Reise, welche während des spanischen Befreiungskrieges gegen Napoleon der Brigade-General Rudolfo de Torres mit einigen Offizieren des spanischen Schweizer-Regimentes machte, vereinte sie ein schöner Abend am Ufer des Ebro zu traulichem Geplauder; Verschiedene der Gesellschaft erzählten die Begebenheiten ihres Lebens und fanden darin ganz vorzüglich den Satz bestätigt, daß des Menschen wichtigsten Schicksale oft in den geringfügigsten Begebenheiten ihren Grund hätten. Der General, der lange schweigend dem Gespräch zugehört hatte, begann endlich: „Ja, sonderbar sind die Wege immer, welche die Gottheit wählt, die Sterblichen zum Ziele zu führen. Wer hätte es mir zum Beispiel an der Wiege gesungen, daß ich mit dem Degen in der Faust meinem Vaterlande als Soldat dienen würde; mehr noch, mir selbst wäre es in meinen Jugendjahren nie im Traum eingefallen, daß ich mich je zu meinem jetzigen Ehrenposten emporschwingen würde, und an diesem allem ist nichts Schuld, als drei armselige Piaster, die ich einmal ersparen wollte, und mir damit mein Leben ziemlich verbitterte."

„Drei Piaster!" riefen die Kriegsgefährten, „und diese waren Ursache —"

„Ursache, daß ich Soldat worden bin. Doch hören Sie meine Geschichte."

„Mein Vater war ein Kaufmann, freilich nicht von den glänzendsten Vermögensumständen, dennoch aber in ***, meinem Geburtsstädtchen, nicht fern von der Hauptstadt, als einer der wohlhabendsten Bürger bekannt. Ich, der Aeltere unter drei Geschwistern, wurde in meinem 14. Jahre zu einem Handlungsfreunde nach St. Sebastian geschickt, um dort die nöthigen merkantilischen Kenntnisse zu sammeln, und ging erst in meinem 23sten aus Biskaya nach Kastilien zurück, weil mir meine Schwester schrieb, daß unsre Mutter sehr krank läge und mich vor ihrem Hinscheiden noch einmal zu sprechen verlange. Ich verließ meine gute Condition und eilte nach Hause. Da traf ich meine theure, mir ewig unvergeßliche Mutter sehr schwach an, und wich auch von dieser Minute bis zu ihrem Tode nie mehr von ihrem Bette.

Eines Morgens, als wir uns eben ohne Zeugen befanden, richtete sie sich auf, ergriff meine Hand, und bat mit äußerster Rührung, mich doch nach ihrem Absterben meiner beiden jüngern Geschwister anzunehmen, und mit möglichster Sorgfalt für die Führung des Hauses zu wachen. Hierauf machte ich ihr die Bemerkung, daß ja der Vater noch lebe, den ich als einen thätigen, äußerst sparsamen Mann kannte, und von dessen Liebe zu uns Allen ich durch die entschiedensten Proben auch hinlänglich überzeugt war. „Ja," begann jetzt die Mutter mit einem schweren Seufzer, „der wäre schon recht gut und brav, wenn er nur einen Fehler nicht hätte!" „Fehlerfrei, liebe Mutter, ist Keiner unter dem Monde!" fing ich tröstend an, und glaubte, da mir meine Schwester bereits gesagt hatte, daß es öfters kleine Zwistigkeiten gegeben hätte, sie wolle vielleicht jetzt darauf anspielen. „Ganz gut," fuhr sie in gleichem Tone fort, „es gibt Fehler, die man verzeihen kann, wenn aber das Glück ganzer Familien von einer Grille abhängt, wenn ich Die versichere, theurer Rudolfo, daß eine unbezwingbare Leidenschaft Deines Vaters Euer Aller Unglück, und durch langen Gram die Ursache meines Todes ist, dann sind solche Fehler unheilbare Krebsschäden, die meine Kinder in Noth und Armuth bringen werden." Ich bat sie hierauf um nähere Erklärung. Da erfuhr ich nun, daß mein Vater

jeder Lotterie-Ziehung drei Piaster auf fünf bestimmte Nummern opfere, von denen ihn einmal geträumt hatte, sie würden das Glück unserer Familie gründen.

Ich war wie betäubt, als ich diese Nachricht erfuhr, denn ich wußte, wie sehr mein Vater jeden Maravedis sparte, und glaubte wirklich selbst, daß er ein wohlhabender Mann wäre, von dessen Gegentheil mich zu überzeugen, meine Mutter sich nun bemühte.

Wenige Tage nach dieser Unterredung verloren wir diese theure Frau. Ihr Verlust ging mir um so mehr zu Herzen, weil ich die Ursache dieses für mich so schmerzhaften Ereignisses, den Tod der besten aller Mütter, auf Rechnung der Lotterie schrieb, und ich nahm mir ernsthaft vor, es koste, was es wolle, den Vater zu vermögen, für die Zukunft dieser Leidenschaft zu entsagen, und nicht mehr zu setzen.

Doch auch für ihn war dieser Verlust zu schwer zu ertragen, und schon am Abend der Beerdigung der Mutter legte sich der Vater auf's Siechbette. Der Arzt hielt auch seine Krankheit für bedeutend; nun wagte ich es nicht, mit ihm vom Lotto zu sprechen, bis er mich selbst eines Morgens beauftragte, ein Billet für drei Piaster zu holen, und mir die Traumnummer anzigte. Da er ohnehin jähzornig und jetzt auf's äußerste abgemattet und schwach war, so fand ich es nicht für rathsam, ihm zu widersprechen, aber dennoch vermochte ich es nicht über mich zu bringen, dem Versprechen meiner sterbenden Mutter, auf dem Todtenbette gegeben, schon in dem ersten Monate entgegen zu handeln, und ohne weiter etwas davon zu erwähnen, ließ ich die Zeit des Einsetzens absichtlich verstreichen, ohne daß ich mir hätte ein Billet geben lassen.

Mein Vater, der wußte, daß wir alle uns gegebenen Befehle treulich befolgten, fragte auch weiter nicht darnach, bis eines Morgens, als meine Schwester noch vor seinem Bette wachte, ein ungewöhnlicher Lärm auf der Straße entstand. Er befahl ihr, sich nach der Ursache desselben zu erkundigen, und diese kam mit der Nachricht zurück, daß der gegenüberwohnende Lotto-Einnehmer eben die neuen Lotto-Numineen ausgehängt habe, die der Bote aus der Hauptstadt mitgebracht hätte. Jetzt verlangte er auch die zu wissen; — eine reine Quaterne war von mir nicht gesetzt worden. — Doch dieses wußte mein Vater nicht. Er dankte Gott für den erhaltenen Gewinnst, erfüllte sogleich ein in diesem Falle gemachtes Gelübde, der Kirche ein ansehnliches Geschenk zu geben, befahl den Kramladen zu schließen, und einen Notar zu holen, der jetzt sein Testament aufsetzen sollte, da die Freude sehr stark auf seinen ohnehin schwachen Körper gewirkt hatte, und er das baldige Herannahen seines Endes stark befürchtete.

Zufälligerweise war ich jenen Morgen über Land gegangen, und bei meiner Zurückkunft fand ich ihn unter den Händen der Geistlichen und des Advokaten. Meine beiden Geschwister und sämmtliche Anverwandte des Hauses standen in einer bewegungslosen Gruppe um das Sterbebette und weinten.

Mit Allem, was vorgefallen war, gänzlich unbekannt, glaubte ich, mein Vater phantasire in der Fieberhitze, als er von einer halben Million Piaster sprach, die wir noch nach Abzug starker Legate an die Familie und an verschiedene Klöster zu theilen haben sollten.

Doch als mir endlich der Notar das Lotterie-Billet abverlangte, und ich ihm unbefangen antwortete, daß ich nicht gesetzt hätte, so brach mein sterbender Vater wie wahnsinnig in die Worte aus: „Nicht gesetzt? nicht gesetzt, Rudolfo? nicht gesetzt?“ wiederholte er noch einmal mit sterbender Stimme, und verschied.

Meine Lage war verzweiflungsvoll. Meine Geschwister klagten mich als Räuber ihres Vermögens, ich mich selbst als Mörder meines Vaters an. Vorzüglich mein Bruder, nur um ein Jahr jünger als ich, schien mehr über den Verlust eines eingebildeten Glückes, als den des verstorbenen Vaters bekümmert, und um den sich täglich mehrenden Vorwürfen fast aller Glieder meiner Familie zu entgehen, stellte ich ihnen einen Revers über mein Erdtheil aus, verließ das unglückliche Vaterhaus, in dem ich selbst keine Ruhe mehr hatte, und, hoffend sie in dem Getümmel der Schlachten wieder zu finden, widmete ich mich dem Kriegsdienst.

Meiner Aufführung allein verdankte ich eine Anstellung als Offizier und späterhin als Generaladjutant des Herzogs von Ursuna. Bald darauf lockte die französische Revolution die republikanische Armee diesseits der Pyrenäen, und ich, noch immer meines Lebens überdrüssig, nahm mir vor, entweder kämpfend fürs Vaterland zu fallen, oder die Gelegenheit zu meinem Steigen zu benutzen, um meiner Familie eine Stütze zu werden. Mein fester Vorsatz ward mir Gelingen gekrönt, ich wurde bald bemerkt, und erhielt von dem König das Patent als Chef eines Frei-Bataillons, das den Franzosen auf lange Zeit unvergeßlich bleiben wird.

Im Treffen von San Juan de Luz hatte mein Corps zu stark gelitten, um damit länger gegen den Feind in Thätigkeit bleiben zu können; ich selbst war schwer verwundet, und beschloß, meine Genesung in der Hauptstadt abzuwarten. Dorthin begleitete mich ein junger Offizier, Adjutant meines Bataillons, der auch den Arm

in der Binde trug, und Don Fernando Lopez hieß. Vor unſerm Eintreffen in Madrid kamen wir in mein Vaterſtädtchen. Ich beſuchte meine Familie, wurde zwar höflich, und wie es mir ſchien, ſelbſt mit Freuden empfangen, aber doch bemerkte ich dabei, daß meine Anverwandten und der kaufmänniſche Sinn meines Bruders die Geſchichte von der verlornen Quaterne noch nicht ganz vergeſſen hatten. Nur meine Schweſter hing mit inniger Zärtlichkeit an mir, und ließ ſich nicht abhalten, mich in die Hauptſtadt zu begleiten, um mich dort während der Zeit, wo ich mich unter den Händen der Wundärzte befinden würde, auf's ſorgfältigſte zu pflegen. Dieſer ſchweſterlichen Sorgfalt, verbunden mit der zweckmäßigſten Behandlung eines geſchickten Arztes und meinem geſunden Körper verdankte ich meine baldige Geneſung. Lopez kehrte mit mir zur Armee zurück, ohne daß ich bemerkt hatte, wie zwiſchen ihm und meiner Schweſter eine zärtliche Leidenſchaft entſtanden war, die, durch dieſe Reiſe unterbrochen, auf eine ſchwere Probe geſtellt ward.

Kaum angelangt in Biskaya, ſtanden wir auch ſchon wieder im Feuer, doch ſchon im erſten Treffen vermißte ich meinen Adjutanten, und erſt ſpät auf den Abend erhielt ich durch einen Dragoner ſeine Briefταſche mit der Nachricht, daß er ihn ſchwer verwundet auf dem Schlachtfelde angetroffen, und ſolche von ihm mit dem Auftrag erhalten hätte, ſie mir zuzuſtellen. Ich bedauerte den unglücklichen Jüngling vom Grunde des Herzens, aber wie ſchildere ich mein Erſtaunen, als ich beim Durchſuchen ſeiner Papiere das Portrait meiner Schweſter, und ein Lottobillet auf dieſelben fünf Nummern fand, die mich einſt ſo betrogen hatten, wiewohl ich mich genau erinnnern konnte, daß ich ihm nie eine Spilde von dieſem Vorfall erzählt hatte. Diesmal war das Billet ſtatt mit drei, mit fünf Piaſtern beſetzt. Feind des Lottos und zwar jetzt mehr als ſonſt, achtete ich wenig darauf. Bald darauf erſchienen die Zeitungen aus der Hauptſtadt im Lager, und ich fand, daß dieſelben Nummern aufs Neue eine Terne gewonnen hatten.

Umſonſt waren hierauf alle Nachforſchungen um die Familie meines Adjutanten; ſeine Eltern waren geſtorben und ob es gleich Lopeze genug im Königreiche gibt, ſo fand ſich keiner, der ſeine Verwandtſchaft mit dieſem darthun konnte; ſo wenig es mir auf der andern Seite möglich wurde, eine Gewißheit ſeines Todes erhalten zu können. Mittlerweile draufträgte ich einen Banquier in Madrid, die gewonnenen Gelder einzuziehen und ſie ſo vortheilhaft als möglich unterzubringen. Doch der Friede von Baſilea machte dem Kriege ein Ende. Die Gefangenen kamen zurück, Lopez erſchien nicht, und meine letzte Hoffnung, ihn je wieder zu ſehen, verſchwand.

Ungefähr ſechs Monate darauf ging ich eines Morgens auf den Wällen von Pampeluna ſpatieren, als ich einen jungen Mann wahrnahm, der in Civilkleidern, ſich einer Krücke bedienend, mir nahte. Eben wollte ich ihn nach ſeinem Begehren fragen, als ich in ihm meinen Lopez erkannte, der geraden Weges allein aus Frankreich angekommen war. Da erfuhr ich denn von ihm, wie er ſchwer verwundet von dem Feinde auf dem Schlachtfelde mit aufgerafft, verbunden, und zur weitern Verpflegung in das Spital von Bayonne transportirt worden wäre, aus dem ihm jetzt die Franzoſen, da er ſo ziemlich wieder hergeſtellt und der Friede abgeſchloſſen ſei, den verlangten Reiſepaß in ſein Vaterland nicht länger verweigert hätten. Durch ſeine Wunden unfähig zu fernerem Dienſte, hatte er noch gar keine Ausſicht für die Zukunft, am wenigſten erwartete er ſie von ſeinem Lotterieloos, das er wohl ſchon längſt vergeſſen, oder mit ſeinem Taſchentuch für verloren gehalten hatte.

Erſt bei unſerer Nachhauſekunft lenkte ich das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand und erfuhr bald, daß ihm meine Schweſter in einer vertrauten Stunde, bei der Erzählung meines Unglücks, die Nummern genannt habe, die mir ſo vielen Verdruß verurſacht hatten, an welchem er dann, wie er ſich ausdrückte, ſein Glück hätte prüfen wollen; leider habe er aber erfahren, daß für ihn das Leben keine Terne habe, denn ſo treu er ſeine Liebe bewahrt, habe er ſtatt allen Gewinnſtes nur eine Krücke erobert.

Wer vermag die Freude des jungen Mannes zu beſchreiben, als ich ihm endlich ſagte, daß ſeine Probe nicht fehl geſchlagen, daß ſein Geld eingegangen und gut angelegt ſei. Lange ſchien er an ſeinem Glück zu zweifeln, bis ich ihm endlich die Briefe des Banquiers vorlegte.

Wir unternahmen hierauf vereint eine Reiſe nach Madrid, wo er ſein Vermögen übernahm, meine Schweſter zu einer glücklichen Frau machte und jetzt Kriegs-Commiſſair in der Armee von Andaluſien iſt."

Der Arzt und ſeine Patientin.

Von Clemenz Linden.

(Beſchluß.)

Endlich erſchien der Tag der Operation. Alles ging auf das Glücklichſte von ſtatten und der Arzt verſicherte der Mutter und dem Doctor, daß Bianka völlig geheilt ſei, daß man aber noch einige Zeit ihr die Binde laſſen,

und ſie erſt ganz allmählig an das ihr wieder zu Theil gewordene Licht gewöhnen müſſe. Das huldſame Mädchen zeigte während der ganzen Zeit die bewundernswürdigſte Standhaftigkeit, ſo ſtählte ſie die Ausſicht, den glühendſten Wunſch ihres Lebens ſich erfüllen zu ſehen. Die herrliche Natur ſollte ſie anſchauen, Gott erkennen in der unendlichen Größe ſeiner Werke, von denen ſie bis jetzt nur vom Hörenſagen gewußt hatte, und dem Doctor ſollte ſie ſehend ihren Dank ſagen, dieſem Mann, der ſie mit ſo aufopfernder Hingebung gepflegt und ſich ihrem Unterrichte unterzogen hatte. Der Doctor ſelbſt befand ſich in einer merkwürdigen Stimmung. Seine Menſchenliebe war entzückt. „Es iſt die endlich gelungen,“ ſagte er zu ſich; „ſie hat das Augenlicht wieder, und iſt jetzt das herrlichſte Meiſterſtück Gottes; aber,“ ſeufzte er dann wieder, „ſie wird mich ſehen, ſie wird meinen unſcheinbaren Körper mit dem in ihr lebenden Ideal vergleichen, und — Wehe! Wehe mir Unglücklichen! Mir wird es nicht einmal ſo gut wie Pygmalion ergehen; ich werde das Mädchen, welches ich als mein Werk, als meine Schöpfung anſehen kann, doch nicht das meinige nennen dürfen.“ Endlich erſchien der Tag, an welchem Bianka's Augen gänzlich enthüllt werden ſollten. Am Abend vorher war der Doctor zu ihr gekommen. Er ſaß ſchweigend neben ihr auf dem Sopha; es wollten ihm die Zweifel in ſeinem Innern faſt das Herz abdrücken, und dennoch wußte er nicht, ob er zu ihr reden und was er zu ihr reden ſollte. Endlich ergriff er ihre Hand und drückte ſie an ſein geängſtigtes Herz: „Bianka, nicht wahr, Sie ſind entzückt, daß ſich nun Ihr ſehnlichſter Wunſch erfüllt?“

„Mein theurer Doctor, mein Retter, wie danke ich Ihnen, was Sie für mich gethan haben!“ erwiederte ſie, indem ſie ihm ſanft die Hand drückte, „nicht ich kann es, Gott wird es Ihnen vergelten. Es muß Ihnen glücklich gehen, Ihnen, die Sie Ihr ganzes Leben dem Wohle Andrer widmen!“

„O Bianka,“ ſprach er ſeufzend, „dürfte ich das nur noch weiter, dürfte ich Dir, theures, geliebtes Mädchen, mein ganzes Daſeyn ferner widmen, gern will ich für Dich leben und ſterben.“ Er ſank vor ihr nieder und umfaßte in liebender Sehnſucht ihre Knie. „O nimm mein Daſeyn, aber laß mich Dich lieben, für Dich leben!“ Er ſprach dies mit ſeiner gewöhnlichen hinreißend ſchönen Stimme; ſie war tief ergriffen und ſtützte ihr Haupt an das ſeinige.

„O Doctor, was thun Sie?“ — Weiter konnte ſie nicht ſprechen, ſie drückte ihn an ihr Herz; doch fühlte ſie in demſelben nur Dank, ewigen Dank, nicht Liebe zu dem Manne, den ſie umarmte; ſie wurde hierbei durch eine Ahnung deſſen, was kommen ſollte, geleitet. Er aber war entzückt; er verließ ſie und fuhr zum Baron: „Sie liebt mich, die Herrliche, ſie hat es mir endlich geſtanden!“ rief er ihm entgegen und umarmte ihn ſtürmiſch; „o wie hätte ich mir je ein ſolch Glück träumen laſſen.“ Er floß nun über in ſchwelgeriſchen Ergüſſen ſeiner Liebe, ſeiner Freude über dieſen glücklichen Ausgang, daß dem Baron faſt bange wurde. Der Doctor hat ihn, am andern Tage bei Löſung der Binde zugegen zu ſein, und der Baron willigte mit Freuden ein.

Der Morgen kam und beide Freunde waren in Bianka's Zimmer; das Fenſter führte auf einen prächtigen großen Garten, welcher ſich an das Haus anſchloß, und — es war gerade im Mai — mit einem herrlichen Blüthenflor wie übergoſſen war. Die Sonne verſteckte ſich hinter der Thurmſpitze, die aus den Bäumen hervorragte, und gab dem Laube einen angenehmen Wechſel von Licht und Schatten.

Kaum konnte der Doctor den Augenblick erwarten; er lief ungeduldig im Zimmer auf und ab, weinte, lachte und geberdete ſich faſt närriſch. Der Baron ſtand ruhig in einer Fenſter-Niſche, verſunken in den Anblick der lieblichen Erſcheinung, und in voller Erwartung über den Verlauf der Sache. Bianka weinte vor Freude, drückte Beiden die Hände und legte ſie an ihr pochendes Herz. Endlich wurde die Binde gelöſt, doch verlange Niemand, daß ich die nun folgende Scene beſchreiben ſoll, ſie iſt unbeſchreiblich. Dieſes hehre Entzücken von Bianka, dieſe Rührung bei den Anweſenden kann nur mitgefühlt, mitempfunden, aber nicht geſchildert werden. Sie ſtand da, ſah in den Himmel, in das Blüthenmeer hinaus, und ſog wollüſtig dieſen Anblick, der ihr das Paradies ſchien, in ſich ein. Endlich kehrte ſie ſich um zu den beiden Freunden. Wer ſchildert aber die Zweifel, die Ungewißheit, die ſich nun ihrer bemächtigten. Lange ſah ſie den Baron an, dann den Doktor, dann wieder den Baron und ſchüttelte das Haupt und ſchwieg; auch Jene ſchwiegen erwartungsvoll. Doch ſie warf ſich vor ihnen nieder, ergriff ihre Hände und rief: „Ihr, Ihr, Baron, Doctor, Beide ſeid Ihr es doch, hier ſag' ich Euch meinen innigſten Dank für Eure vielen —“ in Schluchzen verkwammen die Worte. Jene ſchwiegen noch immer, der Doctor, weil, wenn er geſprochen, Bianka ſogleich erfahren hätte, wer er ſei, und der Baron, weil er noch immer wie verloren war in ihrem Anblick. „So ſtumm ſind Sie, meine Herren, ſprechen Sie doch, freuen Sie ſich mit mir!“ Sie verharrten aber in ihrem Schweigen. Es ergriff ſie nun die größte Unruhe und Angſt; ſie ſah wie-

der Beide nach einander an, bis allmählig immer länger ihr Auge an dem herrlichen Antlitze des Barons haften blieb. „Sie sind mein Erzieher, mein Freund, mein Vater, mein Retter!“ sprach sie dann zu ihm, „ja Doktor, ich habe Sie sogleich erkannt.“ Des Barons Augen blitzten über diesen von ihm schon lange geahnten Triumph; doch P. konnte sich nun nicht mehr halten, und mit den Worten: „O Bianka!“ sank er vor ihr nieder. Zuerst wich sie einen Schritt zurück, und man konnte es ihr deutlich ansehen, daß dies ein harter Schlag für ihr Herz sei. Dann aber trat sie vor und liebkoste den Doktor auf das Zärtlichste, indem sie nochmals ihren Dank erneuerte.

Bianka's Augenübel wurde völlig geheilt, doch es kam, wie der Doctor befürchtet hatte. Des Barons Anblick hatte von dem ersten Augenblick an einen unauslöschbaren Eindruck auf ihr Herz gemacht; dazu kam nun noch die Erinnerung an seine liebenswürdige Gesellschaft in der Zeit ihrer Blindheit, und trotz dem, daß sie den Doctor und seine höchst vortrefflichen Eigenschaften auch innig verehrte, so liebte sie ihn doch nur wie einen Vater. Der Baron war aber auch wie an sie gefesselt; er kam täglich zu ihr, bald war das Geständniß ausgetauscht, und Liebeskuß und Schwur gewechselt. Der Doctor erfuhr davon noch Nichts, und als er gerade auf einer kleinen Reise begriffen war, benutzte sein Freund diese Zeit. Die Mutter, über den Schwiegersohn sehr entzückt, willigte in Alles ein, und nachdem der Baron sich schnell mit Bianka hatte trauen lassen, reisten sie auf eines seiner entfernteren Güter. Als P. zurückkam, fand er die Karte mit der Anzeige ihrer Verbindung auf dem Tisch. Lange starrte er sie an, und wollte, und konnte es nicht, und mußte es doch glauben. Er hatte wirklich noch Nichts von des Barons heftiger Leidenschaft bemerkt. „Also der Freund!“ sprach er dumpf, „und doch besser er, als ein Andrer; er ist trotz seines Leichtsinns ein guter Mensch. Aber Bianka — o Bianka!“ seufzte er und schlug sich vor die Stirn, „ich Thor, wie konnte ich an dich denken.“ — Er wurde nach dieser Zeit noch ernster und zog sich noch mehr zu seinen Büchern und seinen wissenschaftlichen Forschungen zurück. Bianka hat er nicht wieder gesehen, hat ihr aber vergeben, und trägt noch immer ihr Bild mit den blendendsten und glühendsten Farben der Liebe in seinem Herzen. Vielleicht wird Mancher erwarten, daß Bianka sich nachher doch von dem schönen Gatten zu dem von der Natur weniger begünstigten, treuen Freunde zurückgesehnt habe; doch dem war nicht so. Sie leben als ein höchst glückliches Paar, indem sie ihren Gatten wegen seiner wirklich vortrefflichen Eigenschaften fast anbetet, dem ärztlichen Freunde aber auch noch immer in ihrem Herzen die dankbarste Erinnerung widmet.

Die Himmelsstürmer.

Titanen und Giganten gibt es in unsern gemessenen Zeiten nicht mehr, wer mag also jetzt noch den Himmel stürmen? O es gibt noch Riesen, welche mit den Waffen des Geistes, mit bewaffnetem Auge, d. h. mit einer Brille auf der Nase und den Streitärten des Gedankens den Himmel stürmen und erobern und dann Bücher darüber schreiben: die Philosophen! die Philosophen! Was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht der Philosoph. Es handelt sich hier nur um zwei Exemplare dieser Menschenklasse, von denen Einer mit bloßen Augen gesehen hat, daß die Sterne da droben über uns bewohnt seien, der Andere aber, ungeachtet seiner großen Brille, auf seinen Besuchen, die er den gigantischen Körpern des Himmels abstattete, nichts Lebendiges zu schauen vermochte. Strauß und Michelet sind die beiden Philosophen. Strauß gibt in seiner Dogmatik zu, daß auch andere Weltkörper außer der Erde mit menschenähnlichen Wesen bewohnt seien, dagegen beseht Michelet in seinem neuesten Werke: Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes, die Erde als den allein bewohnten Weltkörper und den Menschen darauf als das vollkommenste Meisterstück der Schöpfung anzusehen, so daß keine besseren Kreaturen möglich seien. O wie erbarmungswerth erscheint mir die Philosophie, wenn ich mir vorstelle, wie Michelet das Auge tief auf das Buch drückt, so daß er nichts sehen kann, als seine Buchstaben, dabei mit der Hand in der Luft umherfährt und mit Salbung und Selbstgefälligkeit ausruft. „Meine Herren! Die Sterne am Himmel sind große Felseninseln in dem Himmelsmeere. Gottes Persönlichkeit wohnt also nicht in dem sinnlichen Centrum der Welt, sondern wird sich eben da zur vollständigsten Offenbarung auslegen, wo sich die geistige Blüthe der Schöpfung entfaltet“ — auf der Erde, in dem Menschen. Wie kleinlich! wie gottverlassen! Dieses Tröpfchen im Meer des Unendlichen, diese Haselnuß in dem Weltendome, dieses Nichts gegen einen einzigen Weltenkörper wie die Sonne oder den Sprtus, dieses Johanniswürmchen soll allein bewohnt und das Vollkommenste aus Gottes Schöpfung sein, und die Sterne, von denen viele millionenmal größer sind als unser Staubkügelchen,

wären bloße Luxusartikelchen zu unserm Amüsement an schönen Abenden. Hier zeigt sich der Stolz des philosophischen Wissenwollens in seiner ganzen Sterilität. Wahrlich, dagegen ist der deutsche Philister erhaben, wenn er Abends eine Pfeife rauchend vor der Thür sitzt und sein gebücktes Werkeltags-Gesicht zu den Himmelskörpern erhebt und sagt: „Ich möchte doch wissen, wie die Leute da droben aussehen! Welche gotteslästerliche Selbstvergötterung, zu behaupten, hier auf unserer armseligen Dunstkugel lebe die Krone der Schöpfung, und alle die Millionen Weltriesen, welche durch die Unendlichkeit des Himmelsraums sausen, seien nur nackte todte Felsenmassen oder Dunstklumpen, oder Wasserpartien, ohne eine Spur von Leben. Die Welt ist nicht todt! „Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt," armer Philosoph! Wir wollen uns wenigstens mit Strauß trösten, welcher bescheiden sagt: „Da wir nur durch einen von der Bewohnerschaft unserer Erde ausgehenden Analogieschluß zur Annahme des Daseins von menschenähnlichen Wesen auf andern Weltkörpern gelangen, so müssen wir sie auch bei allen durch die Verschiedenheit der Weltkörper herbeigeführten Unterschieden, doch in so weit als menschenähnlich denken, daß sie, durch Organismen aus dem Stoff ihrer Wohnplätze an diese gebunden, auf denselben ihre eigenen Zwecke verfolgen und so nur mittelbar, wie wir Menschen, auch die Absichten Gottes verwirklichen." — Das klingt doch wenigstens vernünftig und unterstützt die Ahnung, welche die Glückwerke des Wissens einst zusammenschmelzt und belebt, die Ahnung, welche alle durch die Philosophie nicht zu falschen Göttern gewordene Menschen theilen.

Sultan Mahmud u. der Wasserträger.

Der Sultan Mahmud wanderte eines Abends in der Kleidung eines Derwisch in den Straßen seiner Hauptstadt umher, als er am Ende einer Gasse Geschrei, Aechzen und Schimpfworte hörte. Bald befand er sich an Ort und Stelle und erblickte einen Mann aus dem Volke, der sich auf den Händen und Knieen mühsam und unter Schmerzen auf dem Pflaster hinschleppte und laut auftammerte, sobald er aus Versehn mit den Füßen den Boden berührte.

„Barmherzigkeit! ich bin ein Kind des Todes! verfluchter Kadi!" jammerte der Arme. „Ach, guter Derwisch, erbarme dich meiner. Wenn du reichlich Almosen empfangen hast, so kaufe deinem Bruder, dem Armen, das Fell eines eben geschlachteten Lammes, denn man hat mir eben bei dem Kadi 80 Stockschläge auf die Fußsohlen gegeben und du weißt, daß die Füße am schnellsten wieder heilen, wenn man sie in eine noch warme Thierhaut hüllen kann."

Der Sultan, der angebliche Derwisch, fragte, wo ein solches Lammfell zu erhalten sei. Ganz in der Nähe wohnte ein Fleischer und auch der arme Geschlagene. Das Fell wurde gebracht und aufgelegt. Der Schmerz nahm ab und der Unglückliche sah sich in den Stand gesetzt, gegen seinen Wohlthäter seinen Dank auszusprechen.

„Tugendhafter Derwisch!" sagte er, „sage mir deinen Namen, damit ich dich jeden Abend in mein Gebet einschließe. Ich heiße Sadulah und bin meines Gewerbes ein Wasserträger, werde dir also das Fell niemals wieder bezahlen können."

„Laß das gut sein," sagte der Sultan, „erzähle mir lieber, wodurch du die 80 Hiebe auf die Fußsohlen dir zugezogen hast."

„Der Kadi behauptet, ich habe Se. Hoheit den Sultan beleidigt. Heute früh, als ich von dem Brunnen zurückkam, erblickte ich in einer Straße die Palankine der Frauen aus dem Serail, welche die Eunuchen nach dem Pavillon von Bujukdere geleiteten. Der böse Geist führte mich wahrscheinlich in Versuchung, denn unwillkührlich rief ich aus: „ach, warum so viele Frauen für einen Einzigen, der sie doch nicht alle lieben kann, während ich eine einzige so sehr lieben würde." Diese Worte wurden dem Kadi hinterbracht, man schleppte mich zu ihm und zählte mir, ohne sich um einen zu verzählen, die 80 Schläge auf die Fußsohlen."

„Der Sultan würde vielleicht nicht so streng gewesen sein, als der Kadi," entgegnete der angebliche Derwisch. „Halte aber in Zukunft deine Zunge mehr im Zaume."

„O das schwöre ich!" rief Sadulah, und doch war der Ausruf nur das Resultat ein Gefühles, das in meinem Herzen liegt; „denn wenn ich nicht so viel verdiene, um eine Frau ernähren zu können, sterbe ich vor Sehnsucht, eine zu haben."

„Gott ist groß!" rief Mahmud; „er wird die eine geben, wenn es ihm beliebt, und mit ihr, was du zu ihrem Unterhalte bedarfst. Vertraue also der Vorsehung; vielleicht träufelt sie die Balsam in die Wunden des Herzens, bevor die die Füße geheilt sind."

Am andern Tage früh erschienen zwei Bostandschis bei dem armen Sadulah, verbanden ihm die Augen und führten ihn in einen kleinen einzeln stehenden Kiosk. Eine verschleierte Frau saß auf einem Sopha in der Ecke des Zimmers; auf einen Wink des Sultans, welcher an dem

andern Ende des Sophas saß, nahmen die beiden Bostandschis dem Sadulah die Binde von den Augen.

„Schlage diesen Schleier zurück,“ sagte Mahmud zu ihm.

„Allah! Bin ich in dem Paradiese?“ rief Sadulah begeistert, geblendet von der Schönheit der Frau, aus.

„Meinest du, daß sie 80 Schläge auf die Fußsohlen werth sei?“ fragte Mahmud lächelnd weiter.

„O, ich würde noch zehnmal so viel ertragen, könnte ich sie dadurch gewinnen.“

„Sie ist dein, wie dieser Pavillon; in diesem Beutel befinden sich ferner 250 Rubayehs zu deiner Einrichtung als Bostandschi, zu dem Se. Hoheit Dich ernennet. Jetzt sieh' mich an; brauche ich die meinen Namen zu nennen?“

„Wer könntest Du sein, wenn Du nicht der großherrlige Padischah selbst wärest!“ rief Sadulah aus, der von diesem Tage an der treueste Bostandschi war und seine schöne Frau leidenschaftlich liebte.

Mixt-Pickels.

Zur Symbolik der Mode. Wollen Sie sich nach der Mode von 1726 kleiden, meine schönen Damen? Gut! für einen Maskenball mag eine solche Tracht nicht übel stehen und ich will Ihnen getreulich beschreiben, Wort für Wort, wie ich sie in einem über 60 Jahr alten Journal beschrieben finde, doch bitte ich Sie recht sehr, beim Aufknacken dieser Nuß sich ja nicht Ihre schönen Zähne zu beschädigen.

„Die Frau von Dreystern, heißt es dort, erschien in einem Kleid von erstickten Seufzern, mit vergeblicher Reue verziert, in Spitzen von vollkommener Unschuld und einer ausgezeichneten Aufmerksamkeit, Schuhen von Haaren der Königin, mit Verrätherei in Diamanten gestickt, das Komm und Sich in Smaragden. Die Frisur war in nachhaltigen Empfindungen mit einer Haube von gesicherter Erorderung, Unbeständigkeitsfedern und Bändern von niederschlagenen Blicken. Auf den Achseln trug sie eine Katze von der Farbe der Ankömmlinge, hinten eine in Wohlanständigkeit gefaßte Medicis, dazu eine Verzweiflung von Opal und einen Muff von augenblicklicher Anfregung.“

Wir lachen über diese Beschreibung und zwar mit eben so gutem Rechte, als die Enkel über unsere Modenamen lachen werden. Wir selbst erinnern uns ganz gut der Zeit, in welcher ein zartes Grau als erschrockte Maus bezeichnet wurde; in tieferer Schattirung hieß dieselbe Farbe eine Spinne mit Mordgedanken, so wie grünlichgrau: ein verliebter Frosch, und blaßbraun: ein Floh im Wochenbett, und die Farben Salz und Pfeffer, oder Kümmel und Salz, die jetzt Abdel-Kaders Bart heißen, sind noch neuere Benennungen.

— Demoiselle le Dûe, der der Graf von Clermont den Hof machte, und die er sich, wie es heißt, in den letzten Tagen seines Lebens heimlich hatte antrauen lassen, lag eines Morgens noch um elf im Bette, als ihr Kammermädchen sie erweckte und ihr die Ankunft des Prinzen verkündigte. „Geschwind,“ rief sie, „mein eau de fleurs d'orange! Auf dem Kamin stehts. Oeffne die Fenster ja nicht, als bis Se. Hoheit in's Zimmer treten.“ Die Zofe bringt das Verlangte und die Dame wäscht sich in Eile Gesicht, Hals, Busen und Arme damit. Der Prinz tritt ein, doch als die Fenstergardinen zurückgeschlagen werden, fährt der Prinz vor Entsetzen vom Sessel auf. Das Kammermädchen hatte in der Bestürzung die Dintenflasche ergriffen und ihrer Gebieterin gereicht, so daß man sich den Eindruck wohl denken kann, den sie auf ihren Anderer machen mußte.

— Marquis de l'Etorriere, Offizier eines franzöf. Garde-Regimentes, der schönste Mann von Paris, wurde einmal durch die hohe Meinung, welche der Allgemeinbewunderte von seiner Adonisgestalt hegte, grausam getäuscht. Er stand in einer Kirche mitten unter dem Gedränge während der Messe, und fühlte von der Seite ein so eigenes Drücken, daß er sich mit halbem Unwillen gegen seinen Nachbar wandte: „Wollten Sie, mein Herr, begann der ihn Drückende, „nicht die Güte haben, Ihr Gesicht nach der andern Seite zu kehren?“ — „Warum, mein Herr?“ — Da ich reden muß, mein Herr, so erfahren Sie, daß ich ein Maler bin und mein Freund auf der Tribune linker Hand, der von einer schönen Damen den Auftrag erhielt, Sie zu malen, mich durch Winke Sie zu der, für seinen Zweck vortheilhaften Stellung zu veranlassen, gebeten hat.“ Der Marquis zweifelt um so weniger an der Wahrheit dieser Versicherung, da er wirklich auf der linken Tribune einen wohlgekleideten Mann sieht, der die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, eine Reißfeder in der Rechten zu bewegen scheint. Gerührt von so viel Interesse an ihm und im Gefühle seines Werthes gibt er sich alle Mühe, unverrückt in der gewünschten Stellung zu bleiben. Nach einigen Minuten flüstert ihm sein Nachbar zu: „Den besten Dank, mein Herr! Genirten Sie sich nicht weiter! Es ist geschehen.“— „Ah, mein Herr,“ antwortete der Marquis, „das nenne ich schnell. — Der vorgebliche Maler verliert sich unter dem Volk, und l'Etorriere vermißt bald zu seinen Erstaunen Börse, Tabaksdose, Uhr und was er sonst an Kostbarkeiten an sich trug.

Eine Journalistengeschichte. Der Redacteur eines sehr bekannten Wiener Journals erließ vor einiger Zeit eine Versendung von Probeblättern und Pränumerations-Einladungen an die Gutsbesitzer in Galizien, deren Adressen er höchst wahrscheinlich aus dem Schematismus entnommen hatte. Eine dieser literarischen Eroberungs-Expeditionen gelangte an einen Landedelmann in Z. Der gute Szlachcic öffnete das Siegel, fand ein gedrucktes Blatt, ein Modekupfer und einen Brief; doch der deutschen Sprache unkundig, ging er zu seinem Mandatar (Verwalter), um sich die nöthigen Aufklärungen geben zu lassen. Dieser setzte alsbald die Brille auf, stärkte seinen Scharfsinn durch einen Zug Schnaps, dessen Quantum ich nicht näher angeben kann, und nachdem er die Sache gründlich studirt hatte, erklärte er dem Edelmann: Dieser Herr, der von Wien an ihn geschrieben habe, sei ein Redactor, und es sei eine ganz besondere Ehre, daß dieser Redactor eigends einen Brief an ihn sende, um ihn zur Pränumeration auf seine Zeitschrift einzuladen, und daß er ihm das Probeblatt sammt dem Modenkupfer schenke. Der Gutsherr, ganz stolz darauf, ging nun zu seiner Frau und sagte ihr, indem er sich den Schnurrbart

drehte: „Schau! was ich für ein berühmter Mann bin; das hätt' ich doch nicht geglaubt, daß mich die Leute sogar in Wien kennen, und an mich schreiben würden! Als die Frau das Modekupfer erblickte, fand sie diese Zeitschrift für die Haushaltung ganz unentbehrlich, und bestand vollends darauf, daß pränumerirt werden müsse, wenn gleich der deutsche Text für sie und ihren Gemahl Sanscrit wäre. Nun schrieb der Edelmann polnisch an den Redacteur, daß er sich entschlossen habe, zu pränumeriren: Geld könne er ihm zwar keines schicken, wenn es ihm jedoch genehm wäre, so biete er ihm für die Zeitschrift jährlich so und so viel Corce (Strich oder Scheffel) Korn an. Der Redacteur ließ sich den polnischen Brief übersetzen, und schrieb zurück, diesen Handel wolle er annehmen, er wünschte aber, daß man das ihm bestimmte Getreide in loco verkaufe, und ihm das Geld dafür nach Wien schicke. Der sogestalt modificirte Vertrag wurde endlich beiderseits genehmigt und in Vollziehung gesetzt.

Neue Lehre. Was hat man in den neunz'ger Jahren
Für neue Lehren nicht erfahren!
Was niedrig, hoch, was arm und reich,
Was g'rad und krumm, war Alles gleich.
So tilgten auch die Menschenwürger
Das Wörtlein „Herr," da Alles Bürger.
Es rief deshalb der Wächter Klaus
Zu Straßburg so die Stunden aus:
„Ihr Bürger, hört und laßt Euch sagen;
Es hat die Glocke zwölf geschlagen,
Und lobet Gott den — Bürger."

Auflösung von No. 12.: **Mastbaum.**

Modenbericht.

Paris im September.

An Fräulein K. in Leipzig.

Die Kleider werden jetzt hoch heraufgehend gemacht, herzförmig offen bis die Mitte der Brust, die Schultern bedeckend und den Hals freilassend. Dabei sind sie sehr lang, daß sie auf dem Boden ruhen, und der schlanken Taille einer Jungfrau etwas höchst Würdevolles verleihen. Die sogenannten kurzen Aermel reichen eng bis an den Ellbogen, wo sie den Arm mit zwei Reihen Spitzenfalbeln umgeben. Ferner sah ich einen Ueberrock von aurorafarbig und violett gestreiftem Taffet; diese Streifen brachten zwei verschiedene Reflexe hervor. Seidene Knöpfe in den beiden Nüancen machten vorn das Kleid zu, dazu einen Hut von weißem Krepp mit Schleier; — einen Ueberrock mit Klappen von geripptem Stoffe, eine Capote von parmaveilchenblauem Krepp mit Bändern von gerissenem Sammt; — ein Kleid von Barège mit vier großen Falten, dazu einen Langshawl von weißem Caschmir und einen Strohhut mit einer allerliebsten Guirlande von Moosrosenknospen. Die meisten Damen, welche das Haar in Streifen tragen, tragen unter dem Hute Bänder statt der Blumen, die welche Locken tragen, haben gar nichts unter dem Schirme.

Die Arbeitsbeutel sind in Form und Stoff verschieden; einige sind von Cashemir, ballonartig gemacht, mit vier gleichen Seiten, andere von Sammet oder von Moire. Man bringt lange seidene Schnuren daran an, welche Kügelchen von Gagath oder Elfenbein haben.

Die Ueberröcke trägt man auch mit großen Pellerinenkragen von demselben Stoffe, und mit Taschen an der Seite, die mit Borde eingefaßt sind, eine sehr kleidende Mode.

Die Röcke der Herren werden noch immer mit schmalem niedrigem Kragen, aber sehr breiten Klappen und engen Aermeln ohne Aufschläge gemacht, auch so, daß sie bis oben herauf zugeknöpft werden können.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

An unsere geehrten Abonnenten!

Mit dieser Nummer schließt sich das Quartal und in der immer sich steigernden Theilnahme spricht sich von selbst die beifällige Aufnahme unsers Gutenbergs von Seiten unserer geehrten Leser aus, und wird sich die Redaction bestreben, sich diesen Beifall auf die Dauer zu erhalten.

Von dieser Nummer an wird der Gutenberg auch für die auswärtigen Abonnenten schon am Erscheinungstage expedirt, was bisher den darauf folgenden Dienstag erst geschah, so daß hiesige und in der Nähe wohnende Abonnenten das Blatt schon am Sonnabend, entferntere aber spätestens Sonntag früh erhalten werden.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 13, (III. Jahrgang III. Quartal)

Nationaler Glückwunsch bei Eröffnung der Leipzig-Berliner Eisenbahn. — Die lebende Leiche. — Die Pfingstfeiertage in Leipzig, Fortsetzung. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anecdoten. — Die Wasserläufer in Leipzig. — Die Thierschau zu Eutritzsch. —

Expedition: Petersstraße No. 31 58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 1. (Sonnabend, den 2. October.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Der Pascha von Damaskus.

Wer seine Carriere machen will, der gehe nur zu den Muselmännern; denn dort kann selbst der Pöbel in vier und zwanzig Stunden eine Staatsperson werden, und wer hingeht, hat die Aussicht auf Ehrenstellen, wonach er hier sein Leben lang umsonst haschen müßte, auch wenn er alt würde wie Methusalem. Wir wollen daher nur ein Beispiel erzählen, und nach klassischem Gebrauch ab ovo beginnen:

Muhamed und Murad waren die Söhne eines reichen Kaufmanns in Konstantinopel, der den jungen Söhnen durch den Tod entrissen wurde. Diese erbten ein bedeutendes Vermögen, und fühlten sich ganz gemächlich. Murad trieb Handel und vergrößerte seinen Theil bald um die Hälfte; Muhamed stach der Hafer und die Langweile, er suchte die letztere zu verbannen und umgab sich mit einem Kreise von gleichgesinnten Müßiggängern oder Schmeichlern, mit denen kein Schwank und keine Tollheit unausgeübt gelassen wurde. So ging sein Vermögen in einem Jahre den Weg alles Fleisches; wie sich versteht, verloren sich auch die Schmeichler. Selbst Muhamed's eigener Bruder verschloß ihm, weil er auf seine Warnungen nicht gehört hatte, die Thür und wollte ihn nicht wiedersehen. Diese Umstände machten auf das Gemüth Muhamed's einen Eindruck, den man kaum hätte erwarten sollen. Sein Kopf war härter, d. h. unerschütterlicher, als sein Herz, und er beschloß, sein Unglück männlich zu ertragen. Ohne Nahrungsmittel und sonstige bedürfnißstillende Sachen bat er an den Moscheen um Almosen, nährte sich jedoch an der Hoffnung, daß ihm wohl noch eine bessere Sonne scheinen könnte.

Der Sultan hielt in einer der Hauptmoschern seinen freitaglichen Gottesdienst: die höchsten Dignitärs begleiteten ihn in den kostbarsten Gewändern; die Sultane sind auch bisweilen Menschen; es gingen zwei Höflinge mit Geldsäcken neben ihm, und er selbst streute das Geld unter die umstehenden Armen. Jedes Gold- oder Silberstück war mit Papier umwickelt; unter ihnen waren auch manchmal Stückchen Glas statt des theuern Metalls; aber dann trug das Papier eine vom Sultan selbst verfaßte Lehre, die seine eigene Hand niedergeschrieben hatte. Diese Derwisen sprachen gewöhnlich vom Ruhm der Armuth und stachelten die Reichen. Jeder begreift, daß der Volkshaufe, der den Sultan umlagerte, weit gieriger nach dem Gelde, als den moralischen Regeln griff.

Muhamed stand auch unter der Menge, beobachtete sorgfältig alle Bewegungen des Monarchen, und als dieser die Hand in den Beutel streckte und den goldenen Regen fallen ließ, griff er auch ein Papierchen. Er wikkelte es auf und siehe da, sein Herz brach, er hatte ein Stück Glas gefaßt. Eben wollte er es an einen Stein schmettern, da fiel ihm die Inschrift in die Augen: „Geschicklichkeit und Kühnheit haben Manchem den Weg zu Ehrenstellen geöffnet.“ Diese Inschrift unterschied sich zufällig von den sonst zur Belehrung gegebenen Regeln. Muhamed dachte lange darüber nach, bewahrte dann Glas und Papier sorgfältig in der Tasche und war schon entschlossen, was er thun wolle.

Es gibt in Konstantinopel Kaufleute, welche verschiedene Kleider auszuleihen, von den kostbarsten mit Diamanten besetzten des Vezirs bis zur bescheidenen Tracht des Derwisch. Diese Läden sind in der Türkei deshalb im Flor, weil häufig schnelle Avancements auch eine schnelle Aenderung des Habits nöthig machen. Solche Kaufleute verleihen und verkaufen außer Kleidern auch zugleich Pferde, Sklaven, Leibwache, Gesinde und was zu der

Oſtentation des Hoflebens gehört. Zu einem ſolcher Kaufleute begab ſich Muhamed, und da er eine ehrfurchtgebietende Miene und Sicherheit einflößende Geſichtszüge hatte, ſo bewog er den Kaufmann, ihm die reichſten Kleider, Pferde und eine pomphaft gekleidete Dienerſchaft zu leihen. Keine Stunde verfloß, und der Bettler verwandelte ſich in einen mächtigen Paſcha, der mit ſeiner imponirenden Miene, ſeiner anziehenden Geſtalt alle Augen auf ſich wandte.

Muhamed trug aber ſeinen Kopf nicht bloß des Putzes wegen auf den Schultern; er zog mit ſeinem Geſchwader vor das Haus ſeines Bruders und ließ ſich melden. Murad wollte ihn ſchon unwillig abfertigen laſſen, als er zufällig durch das Fenſter die Pracht des Paſchas ſieht. Als Muhamed nun in Brillanten glänzte, war es nicht mehr der verachtete Bettler. Der Bruder eilte ihm ſchnell zum Empfange entgegen.

— Murad, redete ihn Muhamed an, ohne vom Pferde abzuſteigen, nach einem etwas kalten Gruße, der Sultan, unſer Herr, hat mich zum Paſcha von Damaskus ernannt. Ich brauche bedeutende Summen Geldes, um mich der Würde angemeſſen, einzurichten. Bereite dieſes Geld bis morgen vor, ich bezahle Dir es ſpäter, wie es dem Bruder und Paſcha ziemt.

— Die Himmel mögen den Ruhm Padiſchas vermehren, unſeres hohen Herrn, antwortete Murad. Muhamed, durch Dich bringt die Vorſehung unſer Haus zur Eintracht. Von jetzt an gehört Dir mein ganzes Vermögen; nimm, ſo viel Dir gefällt, Paſcha von Damaskus; möge Dir Allah Deine Verdienſte lohnen!

Während der Nacht bereitete ſich Muhamed zur Abfahrt vor; er umgab ſich mit einer Leibgarde von funfzig Mann und nahm einige tartariſche Eilboten mit in den Zug. Den andern Morgen ſchickte er ſeinen Schatzmeiſter in das Haus des Bruders, welcher 20,000 Dukaten in Empfang nahm, womit er auf der Stelle Alles bezahlte; dann ſetzte er über den Bosporus und wandte ſich nach Damaskus.

Muhamed war nicht ſo ein gewöhnlicher Spitzbube, ſeine Rechnung reichte weiter. Sein imponirendes Weſen an einem Ort, wo plötzliche Erhöhungen durchaus nichts ſeltenes ſind, überzeugte Jeden, er ſei vom Sultan wirklich in die angenommene Würde erhoben. Anfangs machte er ſeine Reiſe im Stillen, erſt als er weit genug von der Hauptſtadt war und ſich den Grenzen ſeiner Provinz näherte, ließ er ſeine Würde überall verkündigen und ließ angemeſſene Geſchenke an die einzelnen Städte austheilen, welche an ſeinem Wege lagen. Ueberall wurde er mit ziemender Hochachtung empfangen; er gab und erhielt Geſchenke von den Satrapen, zu denen er kam, die in Berückſichtigung der höheren Würde des Paſchas von Damaskus nicht zuließen, daß der neue Beſitzer dieſer Würde dabei ſchlecht ausging.

Als er nur noch drei Tagereiſen von Damaskus entfernt war, hielt er an und ließ ein Zelt aufſchlagen. Dann rief er ſeinen Secretair und diktirte ihm Briefe an die höchſten Emire in Damaskus, worin angezeigt wurde, daß der Großvezir eine Untreue am Sultan begangen habe, und daß deshalb ſein Sohn, der jetzige Paſcha von Damaskus, als Mitſchuldiger zu derſelben Strafe verurtheilt ſei. Muhamed ſchrieb dieſen Brief in ſeinem Namen mit dem Zuſatze, daß er, als neu ernannter Paſcha, komme, den Ausſpruch des Sultans zu vollſtrecken, und befehle den Emiren, den Sohn des Vezirs auf der Stelle feſtzunehmen und in Gewahrſam zu halten.

Aber ehe Muhamed dieſen Befehl abſchickte, entſandte er einen Eilboten mit dem Befehl, ſich nach dem Palaſt des Paſchas zu begeben und ihm heimlich von der Hinrichtung ſeines Vaters mitzutheilen, ſo wie, daß ſeiner vom Nachfolger dieſelbe Strafe warte. Folge dieſer Mittheilung war, daß der arme Paſcha, in der Ueberzeugung, es drohe ihm ein ſicherer Tod, und mit dem Bewußtſein, daß er die Liebe ſeiner Untergebenen nicht beſitze, ſo ſchnell wie möglich einen Renner beſtieg, und ohne an Schätze und Weiber zu denken, ſein Heil in der Flucht ſuchte.

Die Emire verſammelten ſich, nachdem ſie den Brief erhalten, und beriethen, was zu thun ſei. Aber noch während der Berathung kam ein zweiter Eilbote mit einem Briefe ähnlichen Inhalts, und ſo ein dritter und vierter, die immer ſtrengere Befehle brachten. Endlich faſſen die Emire aus Furcht wegen ihrer Zögerung und vor den gefährlichen Folgen, die daraus entſtehen könnten, die Bürger der Stadt auffordern, den alten Paſcha zu feſſeln, und den neuen mit Ehrfurcht zu empfangen. Der Volkshaufe ſtürmt nach dem Palaſt und findet ihn leer, obgleich alle Winkel durchſucht worden.

Jetzt wurde das Volk gegen die Zögerung der Emire aufgebracht, und es wäre wahrſcheinlich ein Aufruhr entſtanden und demzufolge eine Plünderung der Stadt, wenn ſich nicht ſchon die jauchzenden Volksſtimmen bei der Begrüßung des neuen Paſchas hätten hören laſſen.

Muhamed zog in prächtigem Geleit ein und warf reichlich Gold unter das Volk. Seine erſten Worte waren, als er vom Pferde geſtiegen:

— Wo iſt der Miſſethäter?

Dieſe Gewißheit, dieſer befehleriſche Ton brachten die Emire in nicht geringe Verlegenheit.

— Eure Hoheit, entgegnete einer derſelben demüthig,

Eure Hoheit wolle uns verzeihen: gewiß bekam er eine Privatmittheilung aus Konſtantinopel; denn als wir den Palaſt einſchloſſen, war er nicht mehr da.

— Alſo iſt er entflohen; rief Muhamed mit donnernder Stimme. Elende! wißt, daß meine Befehle die Befehle meines Sultans ſind; Ihr werdet mit Euren Köpfen für den Flüchtling antworten! Weg aus meinem Angeſicht! Die Strafe wird bald folgen, die auf die Nichterfüllung der Befehle meines Sultans ſteht.

Dieſe Drohung ſetzte die Emire in Furcht und Schrecken. Der Paſcha hatte durch ſeine Freigebigkeit ſich ſchon das Volk gewonnen, es war alſo an keinen Widerſtand zu denken. Die Gränzſteten ließ Muhamed einzeln vor ſich rufen, legte ſeinen Zorn ab, empfing ſie gnädig und entließ ſie mit reichen Geſchenken aus dem Schatze ſeines Vorgängers nach Hauſe. Auf dieſe Weiſe verwandelte ſich die Furcht in allgemeine Freude. Die Emire verlangten nicht einmal, daß der Paſcha, der Sitte gemäß, den höheren Beamten und dem Adel den Ferman des Sultans vorzeige, wodurch er in ſeine Würde geſetzt ſei; ſie waren zufrieden, ohne Strafe davonzukommen.

Jetzt begann Muhamed, der in der That viel Fähigkeit beſaß, die Regierungsgeſchäfte zu ordnen, nahm dem Volke einen Theil ſeiner Laſten ab, gab neue Rechte und begünſtigte Handwerk und Ackerbau. So gewann er ſich die allgemeine Liebe immer mehr, beſonders dadurch, daß er ſich auch gegen die Familie des alten Paſchas großmüthig betrug und ſie mit Wohlthaten überhäufte.

Es war zu der Zeit eine ſeltene Communication zwiſchen Damaskus und der Hauptſtadt; und ſo verfloß nicht wenig Zeit, ehe der Sultan von den ungewöhnlichen Vorfällen in Syrien erfuhr. Durch den entſetzten Paſcha entdeckte ſich das Geheimniß. Dieſer war von Damaskus durch die Wüſte nach Bagdad entflohen. Da es ihm hier an Allem fehlte, war er gezwungen, zu einem Paſtetenbäcker in Dienſte zu treten, dem er ſeinen Namen und Stand aus Furcht, man werde ihn noch köpfen, ſorgfältig verheimlichte. Der Türke iſt an eine plötzliche Wendung des Schickſals gewöhnt; ungehoffte Erhöhung trägt er wie ungehofften Fall mit Gleichmuth; ſo ergab ſich auch der arme Paſcha der Nothwendigkeit, arbeitete einige Monate hindurch fleißig, ohne den Muth zu haben, nur den Namen des Großvezirs ſeines Vaters zu nennen, oder an einen öffentlichen Ort zu gehen, um nicht erkannt zu werden.

Endlich traf es ſich, daß ein Beamter der Ottomaniſchen Pforte ihn bei dem Paſtetenbäcker ſah und ihn ſogleich erkannte:

— Wie kommt Eure Hoheit in dieſen Stand? ich ſpreche doch mit dem Paſcha von Damaskus?

— Ihr irrt Euch, entgegnete dieſer voller Schrecken, ich bin ein armer Paſtetenbäcker dieſer Stadt.

Wozu dieſe Täuſchung, fuhr der Beamte fort, ich kenne Euch, Ihr ſeid der Sohn des Großvezirs, meines gnädigen Herrn. Was würde er ſagen, wenn er Euch in dieſem Stande ſähe.

Im Namen Allahs, flüſterte der arme Paſcha ihm in's Ohr. Wenn Du ein Freund meines Vaters warſt, dann ſchweig und verrathe mich nicht, ich beſchwöre Dich bei ſeiner Aſche!

— Aſche? fragte Jener verwundert, Euer Vater lebt, erſt geſtern erhielt ich ein Schreiben von ihm.

Das weitere Geſpräch erklärte die ganze Sache. Der Sohn des Vezirs begab ſich froh in die Wohnung des Beamten, um ſich zunächſt in ſtandesmäßigere Kleider zu ſtecken. Da es deutlich genug war, daß der Paſcha durch ſchändliche Betrügerei ins Unglück geſtürzt ſei, eilten Beide ohne Verzug nach Konſtantinopel, beim Sultan Gerechtigkeit zu ſuchen. Der Vezir konnte es nicht Alles in ſeinem Kopfe faſſen, was er vom Sohne hörte; ſelbſt der Sultan wollte es nicht glauben, als er nach erlangter Audienz ihm ſein Schickſal vortrug. Er verſprach indeß, dieß Unrecht zu züchtigen, und ſchickte ſogleich einen Kapidi-Paſcha nach Damaskus, mit dem Befehl, jenen kühnen Böſewicht unter einer Eskorte von vierhundert Janitſcharen nach Konſtantinopel zu führen.

Die acht Monat lange Verwaltung der Provinz durch Muhamed war für die Bewohner derſelben ſehr wohlthätig geweſen, die in ihm einen wahrhaften Vater gefunden hatten. Als der Offizier des Kaiſers kam, küßte Muhamed den überreichten Befehl der Majeſtät, drückte ihn zum Zeichen gänzlicher Unterwürfigkeit an die Stirn, und bat nur um einige Stunden zu den Reiſevorbereitungen.

In dieſer Zeit rief er die Emire zuſammen, ſagte ihnen, der Sultan rufe ihn nach der Reſidenz, und nahm geröhrt von ihnen Abſchied. Kaum hatte ihn außerhalb der Stadt die Janitſcharenbegleitung umgeben, ſo beriethen die Emire, eine Bitte an den Sultan ergehen zu laſſen, daß er ihnen keinen anderen Paſcha als Muhamed gebe. Mit dieſer Bitte ſchickten ſie ſogleich einen Eilboten nach Konſtantinopel; doch da ihnen dieſe nach einigem Ueberlegen nicht kräftig genug ſchien, verfaßten ſie ein zweites Schreiben, worin alle Verdienſte Muhameds um das Wohl der Prinz umfangreich beſprochen waren, und worin man dem Sultan deutlich zu erkennen gab, daß man keinen andern Paſcha, als Muhamed, nehmen werde.

Indeſſen kam Muhamed nach Konſtantinopel und wurde dem Sultan vorgeſtellt.

— Wer bist Du? fragte ihn der Sultan.

— Einer der Pascha's Eurer Majestät, antwortete Muhamed mit Ergebenheit und ohne Furcht.

— Wer hat Dich zum Pascha gemacht? oder wer hat den Ferman Deiner Ernennung unterschrieben, elender Betrüger!

— Eure Kaiserliche Majestät, antwortete Muhamed dreist.

— Das ist zu viel! schrie der Sultan, zeige ihn mir sogleich, oder Du hängst am Galgen.

— Hier ist er, antwortete Muhamed, und zog sein Stückchen Glas mit dem Papier aus der Tasche.

Der Sultan ergriff es in Hast, besah das Papier und erkannte seine Handschrift. Einige Augenblicke blieb er nachdenkend, während der Großvezir, naher Rache gewiß, zur Seite stand, und Muhamed, in der Hoffnung auf Verzeihung das Knie beugte.

In diesem entscheidenden Augenblick wurden jene Briefe aus Damaskus hereingebracht und dem Sultan als dringende sogleich übergeben. Der Sultan las sie und sagte nach reiflicher Ueberlegung:

— Vezir! wenn ich diesen Menschen strafte, würde ich die Ruhe meines Landes stören. Ich will Eurem Sohne lieber eine andere Provinz geben. Dich, Muhamed, ernenne ich zum Pascha, aber denke wohl daran, daß, da Du Dir Deine Würde durch Schlauheit zugeeignet hast, Du einzig deshalb sie behälst, weil Du Geschicklichkeit und ein gutes Herz gezeigt hast. Gut, daß eine so schlechte Lehre nicht in üblere Hände gefallen ist. Gehe.

Muhamed regierte fünfundzwanzig Jahre weise und glücklich in Damaskus, und dachte oft daran, wie einem vom Schicksal Verschlagenen manchmal seine Verschlagenheit nützen kann.

Die Freundin in der Noth. *)

Novelle von Blau.

1.

Es war schon Mitternacht, und noch saß Amalie, die liebenswürdige junge Gemahlin des Banquiers Rosenhamper auf ihrem Ruhebette, vor dem ein runder Lesetisch stand, auf dem eine Lampe dunkel brannte, und mehrere Bücher und Zeitungsblätter zerstreut herumlagen. Sie blätterte gedankenvoll in einem Buche, und seufzte und weinte dann laut, wenn sie ihre himmelblauen Augen vom Buche auf eine Thür richtete, die in ein Vorzimmer führte. Ihre sonst sanften und milden Blicke waren dann so starr, daß es schien, als wollte sie die Thür mit ihren petrifizirten Blicken, wie mit Pfeilen, durchbohren und sprengen, um ihren Gemahl herein zu zaubern, den sie sehnsuchtsvoll erwartete.

Als sie aber die stumme und leblose Thüre ihren heißen Wünschen nicht nachgehen sah, und die Blicke ihres innern Auges von der todten Thür auf ihr wundes Herz zurückprallten, warf sie sich, von einem heftigen Andrange schmerzhafter Gefühle überwältigt, in das Ruhebett zurück, und drückte ihre wundgeweinten Augen mit zitternden Händen zusammen, um das Bild ihrer traurigen Einsamkeit zu verscheuchen. Nach einer Weile gedankenlosen und doch schmerzlichen Hinbrütens, sprang sie von ihrem Ruhesitze auf, und ging hastig im spärlich erleuchteten Zimmer auf und ab, und ihr Busen wogte dabei wie ein sturmbewegtes Meer, bis sie plötzlich wieder stehen blieb, den Athem anhielt, und aufmerksam auf jede Bewegung im Nebengemache und auf jedes Geräusch im Freien lauschte. Dann lehnte sie sich zum offenen Fenster hinaus, und ließ ihre Blicke rechts und links durch die menschenleeren, öden und finstern Gassen Warschau's schweifen, und kehrte darauf traurig und langsamen Schrittes, wie ein Verurtheilte auf ihrem letzten Gange zum Schaffote, zu ihrem Divan zurück, neuerdings ihre Augen in Thränen badend.

Jetzt öffnete sich die verhängnißvolle Thür, und Amalie sprang, wie ein von einem Schilde abgeprallter Pfeil, von ihrem Lager auf, mit freudigen, sehnsuchtsvollen Blikken, pochendem Herzen und weit ausgebreiteten Armen der eintretenden Person entgegeneilend, und stürzte mit einem Schrei des Entsetzens zur Erde nieder.

Ehe ich jedoch den lieben Leser und die holde Leserin mit dem gespenstigen Wesen bekannt mache, vor dem sich Amalie Rosenhamper so sehr entsetzte, daß sie besinnungslos zu Boden sank, muß ich früher Einiges über die vorausgegangenen Erlebnisse unserer schönen Ohnmächtigen vorausschicken, um die Diagnose ihres gegenwärtigen Herz- und Seelenleidens sicherer machen zu können, ohne dabei Gefahr zu laufen, für grausam und ungalant gehalten zu werden, daß ich eine, ihrer Besinnung beraubte, liebenswürdige junge Dame, ganz kaltblütig am Boden liegen lasse. Denn ich kann auf Ehre versichern, daß die Ohnmacht der holden Banquiersfrau eben so wenig Gefahr droht, als die vielen Ohnmächten des schönen Geschlechts, die den kräftigen Reiz- und Belebungsmitteln aus der

*) Aus dem Humoristen.

Klaſſe der Modewaaren u. ſ. w. raſch weichen; obſchon Roſenhampers Gattin aus ihrem gegenwärtigen beſinnungsloſen Zuſtande kaum durch die Anwendung dergleichen Excitantien zu erwecken geweſen wäre.

Amalie Roſenhamper, die einzige Tochter des reichen und angeſehenen Hamburger Kaufmanns Sonnheim, hatte ſchon früh ihre Mutter verloren. Ihr zärtlicher Vater, der ſelbſt ihre Erziehung leitete, hatte die lohnende Freude, die zarten Knoſpen ihres blüthenreichen Gemüthes an der Gluth ſeines väterlichen Herzens entfalten, und im Lichte ſeines hellen Verſtandes die reiche Gedankenſaat ihres Geiſtes zugleich mit der ſchönen üppigen Hülle ihrer noch ſchönern Seele aufblühen zu ſehen. Liebe und Glück, dieſe zwei beſeuchtenden Sterne alles Schönen, Guten und Großen des menſchlichen Herzens und Geiſtes, wetteiferten mit einander, durch ihr belebendes Licht, die ſchönen Früchte dieſer holden Blume zur Reife zu bringen, und ihr greiſer Vater, als ihr liebender treuer Gärtner, ſpiegelte ſich mit Wonnegefühl und Stolz in ihrem bunten, erquickenden Farbenſchmelze ab, den die Natur über ihren reizenden Körper, ſo wie über den flatternden, prangenden Seelenſchmetterling in ihrem, vom Frühlingsduft der Jugend durchwehten Buſen, ausgegoſſen hatte.

Die ſchöne geiſt-, gemüths- und goldreiche Kaufmannstochter zog mit magnetiſcher Kraft alle die flatternden Wandervögel an, welche ſich ihrem Zauberkreiſe näherten, und wenn auch viele dieſer Tag- und Nachtfalter nur der blendende Schimmer anlockte, den die goldenen Strahlen der geprägten Sterne am eiſernen Himmel der Geldkliſte Sonnheim's über die liebreizende Geſtalt Amaliens verbreiteten, ſo waren doch auch einige beſſerfühlende Herzen darunter, die bloß der Duft dieſer Roſe beglückte, und die den baiſamiſchen Hauch dieſer jugendlich blühenden Kaufmannstochter mit Luſt ſchlürften.

Mit Entzücken ſah der glückliche Vater dieſe Bienenſchwärme um ſein holdes Kind flattern; denn ſeiner mühevollen Geſchäfte überdrüßig, und von der ſchweren Bürde ſeines hohen Alters niedergedrückt, wollte er nun dem nahen Ziele ſeiner irdiſchen Laufbahn in Ruhe und Frieden entgegen gehen, und in der begründeten Zukunft ſeines einzigen geliebten Kindes den Schoß für die Saat ſeiner goldenen Hoffnungen jenſeits des Grabes finden. Daher war es ſein ſehnlichſter, heißeſter Wunſch noch vor dem Hereinbrechen der ewigen Nacht, ſeiner Tochter einen treuen Begleiter durch dieſes Leben zu geben, dem er alle ſeine Schätze anvertrauen könnte, die er in und für ſeine Tochter geſammelt hat.

Schon hatte auch ſein forſchender Blick einen Würdigen im Heere der Freier, das ſein Töchterlein umlagerte, gefunden, und ſchon wollte er ſeiner Tochter die getroffene Wahl eröffnen; allein Amalie hatte ſchon ſelbſt der Stimme ihres Herzens Gehör gegeben, und einem jungen Manne ewige Liebe und Treue geſchworen, der des Glükes unwürdig war, eine ſo köſtliche und ſeltene Blume an ſeinen falſchen Buſen ſtecken zu dürfen.

Roſenhamper, der ungerathene, verzogene Sohn eines bankroten Waarſchauer Kaufmannes, der von ſeinem Vater zur Erlernung der Handlung nach Hamburg geſchickt wurde, aber anſtatt ſeinem Berufe obzuliegen, ein wüſtes Leben führte, und Handlungsweiſen erlernte, die nur das perſonificirte Laſter zu buchen vermochte, Roſenhamper war der nichtswürdige Glückliche, der das ſchöne Herz dieſes Engels durch Ueberrumpelung in Beſitz nahm.

Mit Liſt lockte nämlich dieſer Tückiſche das unſchuldige Geſchöpf in ſeine fein geſponnene Netze, und opferte ſeinem gewiſſenloſen Eigennutze, ſeiner verruchten Habgier, das Lebensglück eines Weſens, das von der Natur geſchaffen war, durch Liebe und Tugend einen Gott auf Erden zu beherrſchen, und die Erde in ein Paradies zu verwandeln. Hinter der täuſchenden Maske leidenſchaftlicher Liebe verbarg er ſeine teufliſchen Pläne, und als eine geldgierige Hyäne überfiel er die waffenloſe Unſchuld, die ſich ihm ergab, weil ſie ihn überwunden glaubte, und dieſen Sieg als ihr höchſtes Glück betrachtete.

Der alte unglückliche Sonnheim aber, der die verbrecheriſchen, habſüchtigen Abſichten dieſes Heuchlers durchſpähte, und die ſataniſchen Triebfedern im hölliſchen Buſen Roſenhamper's erkannte, ließ kein Mittel unverſucht, ſeiner verblendeten Tochter die Binde von ihren Augen zu reißen, um ihr das Jammergeſicht ihres Geliebten zu zeigen und ihr das ſchreckliche Loos anſchaulich zu machen, das ihrer in den Armen dieſes Verführers in Zukunft erwartet; allein alle ſeine Ermahnungen und Gegenvorſtellungen blieben fruchtlos; ja ſie drückten nur noch tiefer die giftigen Pfeile der Liebe in das wunde Herz des armen, getäuſchten Mädchens hinein.

Endlich ſah ſich der unglückliche, bis in die Tiefen ſeines Herzens erſchütterte greiſe Vater gezwungen, in die Verbindung ſeiner Tochter mit dem argliſtigen Böſewichter unter der Bedingung zu willigen, daß das junge unglückſelige Ehepaar gleich nach vollzogener Trauung Hamburg auf immer verlaſſe.

Wirklich zögerte auch Roſenhamper nicht, gleich nach der prieſterlichen Segnung ſeiner Ehe eine Stadt zu verlaſſen, in der ſo viele Zeugen ſeiner Schandthaten und bubenhaften Streiche waren.

Mit einer namhaften Summe, die Amalie von ihrem Vater zur Ausſteuer erhielt, und mit bedeutenden

Kreditbriefen von ſeinem Schwiegervater verſehen, wendete er ſich nach Warſchau, wo er ein bedeutendes Handlungshaus eröffnete.

Einige Monate nach der Hochzeit fühlte ſich Amalie, von dem Glanz der wonnigen Flitterzeit geblendet, und durch die Zaubermacht ihres eigenen Luſtgefühls erſter Liebe zum Himmel erhoben, überſelig in den Armen ihres Mannes, an deſſen Bruſt ſie all das Unglück vergaß, das ſie durch ihr Verſchulden über das graue Haupt ihres Vaters verhängte, und freute ſich ſogar darüber, daß ſie ſich von ihrem Vater nicht habe ſtreitig machen laſſen, ihre Wahl, der ſie nun ein Himmelreich zu verdanken hatte.

Auch auf Roſenhamper ſchien der holde Lenz der Ehe einen wohlthätigen Eindruck gemacht zu haben; denn die längſt entſchlummerten, edlen Gefühle ſeines Herzens feierten ihre Auferſtehung, und unter dem Zerſchmelzen der Eisrinde, die ſein Herz wie ein Panzer umgab, brachen unſchuldige Freuden hervor, bei deren Genuß ſein Herz erbebte, obſchon ſie ſeine Seele mit neuem Lebensmuth erfüllten.

Allein kaum hatte die Maiensſonne der Liebe den milden und erquickenden Glanz in den Augen Roſenhamper's verloren, als ſich auch der heitere Horizont, der ſich über das Leben der jungen Ehegattin wölbte, zu trüben begann, und mit düſtern, Blitze zuckenden Wolken überzog, deren Donner im Herzen Amalien's als die warnende Stimme ihres Vaters furchtbar wiederhallte. Denn bald tauchten wieder die von dem Dämmerſchein der Liebe verſcheuchten böſen Geiſter aus dem finſtern Herzensgrund Roſenhamper's auf, und tobten in wilder Luſt in ihm, ihn auf die Pfade zurückführend, die in den gähnenden Abgrund des moraliſchen und phyſiſchen Verderbens führen. Schwelgerei, Spiel, Wolluſt und jedwede viehiſche Genußſucht waren ſeine Idole, deren Tempel er verherrlichte. Dabei trat er mit einer an Wildheit grenzenden Härte ſeiner nur Sanftmuth und Milde athmenden Gattin entgegen, griff mit roher Hand in die zarten Saiten ihrer liebevollen Seele, vernachläßigte die Geſchäfte ſeines erſt gegründeten Handlungshauſes, und vergeudete ſein Vermögen, wozu ihm ein ganzes Heer Spießgeſellen, ähnlichen Gelichters, behilflich waren.

So ſah ſich Amalie aus ihrem geträumten Himmel plötzlich in eine Hölle verſetzt, wo ſie, dem wüthenden Schmerze getäuſchter Hoffnungen und verhöhnter Liebe preisgegeben, von den Furien ihres eigenen Gewiſſens mit Vorwürfen gequält und gepeinigt wurde. Zwiſchen ſchauerlichen, einſam durchwachten Nächten und freudenloſen Tagen dehnte ſich ihr die Zeit, wie eine troſtloſe Wüſte aus, die nur von ihren Seufzern und Klagen belebt war. Ihr Flehen und Jammern rührten das verſtockte Gemüth ihres Mannes nicht, und ihre heißen Thränen floßen vergebens, und ohne Mitleid vor dem Herzen gefunden zu haben, das ihr noch immer ſo theuer war, und dem ſie ſo viel geopfert hat.

Entfernt von ihrer Heimath, in einer fremden Stadt, und ohne Freunde und Bekannte, mußte ſie ihren Kummer in ihrem Buſen verſchließen, und ſich ihrem Schickſale geduldig ergeben.

Der einzige Troſt, an den ſie ſich in ihrer verzweifelten Lage klammerte, war die Hoffnung, daß ihr Mann vielleicht austoben, und zur Beſinnung wieder kommen werde.

Ihrem Vater fürchtete ſie ihr Unglück zu entdecken und ihr herbes Leid zu klagen, um nicht das Maß ſeines eigenen Unglücks, das ſie heraufbeſchworen, noch voll zu machen, und um ihm nicht den Todesſtoß zu geben.

Sie hatte zwar eine Freundin und Verwandte in ihrer Nähe, die ſeit Kurzem in Krakau lebte, und mit der ſie auch in einem freundſchaftlichen Briefwechſel ſtand; allein abgeſehen davon, daß ſie derſelben von ihren mißlichen häuslichen Verhältniſſen nichts entdeckte und entdecken wollte, hatte ſich in der letzten Zeit das Gerücht von ihrem Tode verbreitet, dem Amalie um ſo mehr Glauben ſchenkte, als ihre Freundin ihr ſchon mehrere Antworten ſchuldete, was ſie von der Pünktlichkeit ihrer Verwandten nicht zu erwarten gewohnt war, und daher als einen Beweis für die traurige Beſtätigung des Gerüchtes betrachtete.

(Fortſetzung folgt.)

Das neue Wunder. *)

So wär es wahr? ſo trog ſie nicht die Kunde,
Die von dem Strand der Iſar zu uns bringt?
O, es empört der Sinn ſich, der geſunde,
Daß ſolche Mähr' noch das Jahrhundert bringt;
Und Schauder faßt das Herz im tiefſten Grunde,
Daß ſie aus einem deutſchen Gau erklingt!
Ein Chriſtusbild ſoll Kopf und Augen regen —
O, wunderbar unglaubliches Vermögen! — —

*) Aus dem Kometen, worin der Dichter ſeine Entrüſtung über die bekannte Zeitungsnachricht ausſpricht: daß in München ein Chriſtusbild die Augen verdrehe und den Kopf bewege, und daß die gläubige Menge fortwährend zuſtröme, um das Wunder zu ſchauen.

D. Red.

Doch nein, kein Spott, wo's eher gilt zu weinen,
Zu weinen um solch schmählichen Verrath.
Mag auch das Wunder lächerlich erscheinen,
Das Schaudervolle ist dir Wunder t hat,
Daß man so keck vertraut dem Plump-Gemeinen,
Daß man noch wagt, zu säen solche Saat,
Sich noch erkühnt, solch Irrlicht anzuzünden,
Und glauben kann, — man werde Glauben finden!

Und Du, der Du auf jenes Landes Throne
Regierst, ein Sänger und Monarch zugleich,
Den strahlender als seine Königskrone,
Umleuchtet der errung'ne Lorbeerzweig,
Du duldest es, daß, der Vernunft zum Hohne,
Solch Nächtliches geschieht in Deinem Reich?
Und ob's geschehn sei ohne Dein Verschulden,
Du darfst und wirst nicht solche Frevel dulden.

Das heißt, gewaltsam ihn verrücken wollen,
Den Zeiger an der großen Weltenuhr,
Das heißt, Fantome, welche längst verschollen,
Beschwören mit marktschreierischem Schwur,
Das heißt, im Aberwitz, im frechen, tollen,
Antasten die Gesetze der Natur,
Ihr Heiligstes entweih'n mit Räuberhänden,
Das heißt, den Geist, den heil'gen, wahrhaft schänden! —

O nein, nein, nein, das duldest Du nicht länger,
Du, dem ein Dichterherz im Busen glüht,
Du duldest nicht, daß wieder eng und enger
Traumvolle Nacht der Wahrheit Licht umzieht.
Hast Du doch königlich gelohnt dem Sänger,
Der deutscher Freiheit sang ein deutsches Lied:
Hier gilt es mehr, hier gilt's, ein Volk zu retten
Aus der Entgeistigung Galeerenketten!

Du hast noch jüngst ein fürstlich Wort gesprochen,
Ein Wort, recht königlich, und groß und schön,
Zu jenem Eid'rer, der sich nicht entbrochen,
Der Zwietracht gift'gen Saamen auszusä'n.
Und solcher Frevel bliebe ungerochen,
Solch Schlimmres dürft Deinem Zorn entgeh'n?
Nein, nein, er wird die Schuldigen ereilen,
Den Frevel buhen, hieße selbst ihn theilen.

Frei soll der Glaube sein, wie der Gedanke,
Denn das Unendliche ist sein Gebiet.
Um welchen Himmel das Gefühl sich ranke,
G'nug, wenn es in ihm s e i n e n Himmel sieht.
Nur der Gedanke sei des Glaubens Schranke,
Die würdige, die er sich selber zieht.
Der Unvernunft, dem blinden Wahne wehren,
Heißt nicht, des Glaubens heil'ge Freiheit stören.

Die stören sie, die an der Brust der Lüge
Aus neu aufsäugen woll'n den blinden Wahn.
Und ob ihr Blendwerk auch nur Thoren trüge,
Die Pest der Thorheit steckt oft Weis're an:
Drum gilt's, das Schneusal würgen in der Wiege,
Eh es sein tödtlich Gift verspritzen kann.

Wohlan, hier gilt's zu bauen durch Vernichten,
Wir Du jetzt richtest, wird die Welt Dich richten! —

C. Rudolph.

Mixt-Pickels.

Kurios um. Es ist bekannt, daß sich einmal ein müßiger Kopf die Mühe genommen hat, auszurechnen, daß, wenn man bei Christi Geburt einen Pfennig zu 5 Prozent jährlicher Zinsen ausgeliehen und die Interessen fortwährend zu gleichmäßig verzinslichem Kapitale geschlagen hätte, gegenwärtig eine Summe herauskommen würde, die größer wäre, als 500,000,000 Erdkörper, welche alle von massivem Golde wären. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, denn ich gestehe, daß ich nicht nachgerechnet habe.

In England aber hat vor nicht langer Zeit ein Herr Ricard, darauf fußend, folgende Disposition in seinem Testamente gemacht. Er hat gesagt: Zum Besten Frankreichs und Englands setze ich ein Legat von 500 Pfund Sterling aus, und zwar mit folgenden Bestimmungen:

1. Dieses Legat soll in 5 gleiche Theile, einen jeden von nicht mehr noch weniger als 100 Pfund Sterling getheilt werden.

2. Jeder Theil soll abgesondert verwaltet, ausgeliehen, und es sollen die Zinsen fort wieder zu den Zinsen geschlagen werden.

3. Der erste Theil, der auf solche Weise in hundert Jahren die Summe von 13,100 Pf. St. erreicht haben muß, soll nach Ablauf dieser 100 Jahre zu Preisschriften über den Satz, daß das Ausleihen von Geld auf Zinsen gesetzmäßig sei, ausgesetzt werden.

4. Der zweite Theil wird nach Ablauf von 200 Jahren verwendet. Er wird sich dann auf 1,700,000 Pfd. St. belaufen, und soll einen beständigen Fonds bilden zu Preisen für Literatur und Kunst und für tugendhafte Handlungen.

5. Der dritte Theil soll nach Ablauf von drei Jahrhundert verwendet werden. Er wird dann auf 226 Mill. Pfd. St. angewachsen sein. Es sollen davon patriotische Unterstützungsbanken und Museen im größten Umfange angelegt werden.

6. Der vierte Theil soll nach Ablauf von 4 Jahrhunderten an die Reihe kommen. Er wird dann die Summe von 30,000 Mill. Pfd. St. erreicht haben. Es sollen davon in Frankreich 100 Städte erbaut werden, deren jede 150,000 Einwohner erhalten wird.

7. Der fünfte und letzte Theil soll nach Ablauf von 5 Jahrhunderten verwendet werden. Er wird dann die auf die Summe von 4 Millionen mal Millionen Pfd. St. angewachsen sein. Dann soll

a) die Staatsschuld von England und Frankreich bezahlt,
b) ein Fonds für ein jährliches Einkommen, welches unter die europäischen Mächte vertheilt wird, gebildet,
c) es sollen Domainen für den König erkauft, das Einkommen für die Geistlichkeit vermehrt und die Feudalrechte abgelöst werden, d) alle in Frankreich gebornen Kinder sollen frei bis nach zurückgelegtem dritten Jahre erzogen werden, e) alles wüste Land soll urbar gemacht werden und unter verheirathete Personen vertheilt

werden, f) alle Dienstbarkeiten sollen abgelöst werden, g) es sollen Erziehungshäuser, Arbeitshäuser, Hospitäler und Zufluchtsörter für Personen weiblichen Geschlechts gegründet werden, h) es sollen Jungfrauen ausgestattet werden, i) alle Verdienste sollen belohnt werden, k) die ungeheure Masse des Ueberrestes soll nach dem Gutdünken der Testamentexekutoren verwendet werden.

Der geneigte Leser mag, wenn er Lust hat, seinerseits nachrechnen, ob der Testator die Summe auch richtig gerechnet hat. Die Existenz des Testaments ist unbezweifelt und die Sache schon lange her. Wenn sie indessen nicht weiter gediehen ist, und man nichts mehr davon hört, so soll glaubwürdigen Nachrichten zufolge, die Ursache darin liegen, daß die ganzen 500 Pfund sammt dazu geschlagenen Interessen noch im Laufe des ersten Jahrhunderts durch Bankrotte verloren gingen, weshalb das gewünschte Ziel nicht erreicht werden konnte, und das zu hoffen gewesene 1000jährige Reich einstweilen vertagt werden muß, bis sich wieder ein ähnlicher umsichtiger und berechnender Wohlthäter der Menschheit findet. Wie viel aber müßte nicht erst herauskommen, wenn 1000, 10,000 und 100,000 Pfund zu solchem Zwecke zusammengebracht würden? Es wäre eine würdige Actienunternehmung. Die Rechnung an sich soll ganz richtig und ohne Fehler sein. Im vorliegenden Fall hat freilich ein Unfall zwar keinen Rechnungsfehler entdeckt, wohl aber einen Strich durch die ganze Rechnung gemacht. Wahrscheinlich ist auch bei dem zu Christi Geburt auf Interessen ausgelegten Pfennig derselbe Fall eingetreten.

— Lablache besitzt Tabaksdosen aller Art, von hohem und geringem Werthe. Kürzlich wurde ihm eine mit Rubinen eingefaßte Dose von der Königin von England als Zeichen der Anerkennung seiner Künstlerschaft überreicht, mit dem Bemerken, sich denselben einen Tag des Jahres zu bedienen. „Ihre Majestät werden gnädigst verzeihen," antwortete er in tiefster Devotion, „daß ich dem hohen Wunsche nicht nachkommen kann .... bereits sind alle Jahrestage besetzt — ich habe 365 Tabaksdosen." — „In diesem Falle, versetzte die Königin mit liebenswürdigem Lächeln, „wird Ihnen die meinige nur für die Schaltjahre dienen."

— Der Baron von *** versicherte einst: „Auf meine Ehre, um Alles, was ich bei Hofe bin, habe ich auch nicht einen Gang gethan." „Das glaube ich auch," sagte eine Dame, „kriechen heißt ja auch nicht gehen."

— Nirgends hielt man so viel auf große Haarzöpfe, wie in Hessen. Ein Stadtschreiber zu Kassel hatte einen so langen und dichten Zopf, daß er damit seine Kinder zu züchtigen pflegte.

— In Leipzig erschienen: Stimmen des Frühlings, gedichtet von Stieglitz, in Musik gesetzt von Lerche.

Viersilbige Charade.

Das erste Sylbenpaar
Stellt einen Namen dar.
Such' in der Geisterwelt
Was sich daran gesellt.
Ein Volk das Ganze nennt,
Das wohl ein Jeder kennt.

Modenbericht.

Paris im October.

An Fräulein K. in Leipzig.

Die Herbstsaison, welche nun endlich wirklich einzutreten scheint, wird eine Menge von Modeveränderungen im Gefolge haben, die ich Dir nächstens mittheilen werde. Die glacirten Taffetas sind stets in großer Aufnahme. Das sogenannte Demantinzeug beweist schon durch seinen Namen, wie brillant es ist. Großer Gunst erfreuen sich die Cachemir-Schärpen, sie verleihen der Gestalt ein gewisses orientalisches Ansehen und das eben ist mode.

Daß der Gebrauch der Kämme wieder ein Bestandtheil der Coiffüre geworden ist, habe ich Dir schon mitgetheilt. Man scheint es überhaupt auf eine Revolution der Coiffüre abzusehen, man will nicht allein die Form der Mützen ändern, sondern auch die Weise, sie aufzusetzen. Man freut sich wahrhaft, wenn man die herrlichen Compositionen von Band, Blumen und Spitzen sieht, die ganz anders, als die im vorigen Jahre sind, und begreift nicht, wie man diese hat tragen können. Nächstens, wenn die Mode sich wird festgestellt haben, werde ich mich beeilen, Dir das Nöthige mitzutheilen. In Hinsicht auf die Farben des Kopfputzes ist zu bemerken, daß hier große Buntheit herrscht. Das sanfte Grün vermählt sich mit herrlichem rosa Band und leichten Blonden; lila und violett sind sehr beliebt. Kornblumenblau trägt man häufig zu Strohhüten.

An Ueberröcken trägt man die Leibchen glatt mit fichüartigem Kragen, die Aermel anliegend. Der Ausputz besteht häufig in Spitze, welche vorn herunter immer breiter zuläuft.

Die Herren tragen kurze Röcke mit Shawlkragen, engt Aermeln, an der Taille Seitenbatten, und mit einer Reihe Knöpfen. Halskragen und Manschetten werden zurückgeschlagen.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 1, (III. Jahrgang IV. Quartal)

Poetische Einsendung aus Amerika, von einem deutschen Auswanderer: An meine deutschen Brüder. — Entsetzliches Unglück. — Ein Kinderball. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anecdoten. — Angriff und Vertheidigung: Ausflug nach der Hauptstadt Taucha. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Köppe in Leipzig.

No. 2. (Sonnabend, den 9. October.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Das Testament.

Der Morgen hatte kaum gedämmert, als Horace Harrison mit der Zuversicht eines bevorrechteten Verwandtem in das Schlafzimmer seines Oheims trat, wo dieser seit Wochen auf dem Krankenbette gelegen. Eine alte Frau saß halb schlafend im Sopha, die Fensterläden waren noch geschlossen; aber eine auf dem Tisch brennende Lampe zeigte hinter den leicht geöffneten Bettvorhängen das hagere Gesicht des alten Harrison, oder vielmehr des Mannes, der bis vor wenigen Stunden so geheißen.

Das Geräusch des Eintretenden weckte die alte Frau. Sie stand auf und sagte: „Guten Morgen, Herr Harrison; lebend sehen Sie Ihren Oheim nicht wieder. Blicken Sie hin, er lächelt, gleich als träume ihm etwas Angenehmes, aber die Augen thut er nicht mehr auf." — — „Tröstet Euch, meine gute Margarethe, versetzte der junge Mann, uns allen steht dasselbe bevor, und wider Gottes Rathschluß sollen wir nicht murren. Doch — Ihr habt lange gewacht, Ihr bedürft der Ruhe; geht, ruht Euch aus; ich will bei meinem Oheim bleiben." — Nein, Herr Horace, entgegnete die Frau, es war der Wunsch des Seeligen . . ." — Ich weiß, fiel der junge Mann ein, doch Ihr bedürft der Ruhe, gute Margarethe; geht, schlaft wenigstens eine halbe Stunde, verlaßt Euch darauf, ich bleibe hier; dann kommt zurück." Und somit führete er die Zögernde zur Thür, und schob sie sanft hinaus. Als er die Thür zugemacht, trat er ans Bett, warf einen schnellen Blick auf den Entseelten, zog die Vorhänge zu, warf sich ins Sopha, und stützte den Kopf in die Hand. „Also todt!" sprach er nach einer Weile, „und ich vielleicht reich!" Eine lange Gedankenreihe knüpfte sich an die lauten Worte, und von Minute zu Minute blickte er nach dem Bette. Endlich stand er auf, öffnete die Gardinen möglichst wenig, steckte die Hand zwischendurch und zog unterm Kopfkissen ein Schlüsselbund hervor. Im nächsten Momente stand er vor dem Schreibtische; er kannte den Schlüssel, der ihn schloß, und die Thür sprang auf. Vor ihm lagen Gold, Silber und Banknoten, in einem zweiten Fache Juweln und Diamanten, in einem dritten werthvolle Papiere. Alles das ließ er unberührt; es war nicht, was er suchte: wonach er forschte, das war das Testament. Versiegelt lag es in einem vierten Fache. Er riß den Umschlag auf, schürte die Kohlen, warf den Umschlag hinein und las zitternd: Ich setze und ernenne meinen Neffen, Horace Harrison, zu meinem Universalerben. „Schön, schön!" rief der Lesende mit freudeleuchtenden Augen: „also ich der Erbe, wie Gesetz und Herkommen es wollen. Nun wahrlich, es war höchste Zeit!"

Zwei Jahre lang hatte Horace sich geängstigt, sein Oheim werde ihm, dem nächsten Verwandten, Andere vorziehen. Jetzt fühlte er sich leichter, strich mit der Hand über die Stirn, und las weiter: Ich gebe und vermache 1000 Pfund Sterling meinem Haushofmeister Garnot und dessen Frau Margarethe, weil Beide mir 30 Jahre treu gedient. „Tausend Pfund Sterling dem Volke!" dachte der Universalerbe; „ich sollte meinen," murmelte er, „die wären bereits über die Gebühr mit dem abgefunden, was sie in diesen 30 Jahren zusammengestohlen haben. Es mag indessen sein, es ist der Einfall eines alten schwachen Mannes, und so will ichs auszahlen." Dann las er weiter: Meinem Kammerdiener Pierre vermache ich 500 Pfund Sterling; eben so viel vermache ich meinem Freunde, Herrn Martin, dem Sollicitator, und wünsche

dabei, daß er diese Summe seiner Tochter Louise, meiner Pathin, zur Mitgift gebe. „Fünfhundert Pfund diesem Pierre," murmelte Horace, „diesem alten Schlingel, der ohne einen Penny Lohn zum Hause hinausgejagt werden sollte! Und nun vollends 500 Pfund diesem Herrn Martin, diesem alten Rechtsverdreher, der eine halbe Stunde von hier das schöne Landhaus besitzt und mehr Geld hat, als ihm zukommt. Ich werde Herrn Martin sehen und ihm sagen, wie schändlich und schimpflich es von ihm wäre, ein Legat dieser Art anzunehmen, und was die Welt, wenigstens die Scandal liebende Welt, von ihm sagen würde." Der Universalerbe las weiter: Miß Lovegrave der Tochter meines wackern Freundes, der auf dem Schlachtfelde für sein Vaterland starb, vermache ich 200 Pfund Sterling, und ersuche meinen Freund, Herrn Martin, dieses Geld bis zu ihrer Verheirathung für sie zu verwalten. „Viel Geld," lächelte Horace, „doch das bezahle ich, denn Miß Lovegrave wird sich — dankbar dezeigen." Dem jungen Commis in Liverpool, lautete das Testament weiter, den mein Neffe Horace unter dem Namen Gustav wohl kennt, und für den ich mich lebhaft interessire, vermache ich 5000 Pfund Sterling. — Horace ließ die Papiere fallen. „Fünftausend Pfund Sterling diesem — diesem Menschen!" rief er: Nicht einen Heller soll er haben!" Damit sprang er vom Sopha, ging zwei, dreimal durchs Zimmer, öffnete ein Fenster und sah in den kalten Novembertag hinaus. Vor ihm breitete sich der Park und eine reich gesegnete Landschaft aus. „Alles das ist mein," sagte er, „mein von Gottes und Rechts wegen. Ich bin der natürliche Erbe, denn ich bin der nächste Verwandte des letzten Besitzers. Warum sollte ich von dem, was mein ist, auch nur einen Heller weggeben, um eines andern Mannes Tochter auszustatten, und einen jungen Commis, der Grille eines alten Narren zu Liebe, zum Faullenzer zu machen? Nein, nein, daraus wird nichts! Wäre das Testament nicht, so gäbe mir das Gesetz, wie recht und billig, Alles. Das Testament betrügt, bestiehlt mich geradezu. Nein, auf solche Art lasse ich meine Familienrechte mir nicht nehmen." Damit schloß er das Fenster, hob das Testament auf, und schleuderte es ins Feuer. Während er die verglimmenden Funken betrachtete, klopfte es an die Hausthür. Eilligst warf er den Schreibtisch zu, legte das Schlüsselbund an die frühere Stelle, und setzte sich.

Nicht lange, so trat Herr Martin ein, derselbe, der im Testamente stand. Er kam in Folge der empfangenen Todesbotschaft, sowohl um seinen entschlafenen Freund noch einmal zu sehen, als um mit dem Neffen über den Nachlaß zu sprechen. Da er und der Verblichene ziemlich gleichen Alters, so hatte es etwas doppelt Rührendes, wie er am Bette niederkniete, die Hand des Todten nahm, sie ehrerbietig küßte und mit Thränen benetzte. Hierauf erhob er sich, trocknete die Augen, und wendete sich mit der Ruhe des Geschäftsmannes zu Horace. „Es thut mir leid," sagte er, „Sie hier allein zu finden. Das verstößt einigermaßen wider die Form in Fällen, bei denen dritte Personen betheiligt sind." — „Dritte Personen?" wiederholte Horace verwundert. — „Nicht andere, dritte Personen! Es wird sich ein Testament vorfinden." — „Leicht möglich!" — „Nicht leicht möglich, sondern gewiß. Noch gestern hat mein verstorbener Freund davon gesprochen. Das war wenige Stunden vor seinem Tode. Er sagte mir, es werde sich in dem Schreibtische dort finden, und und nun ist es Ihre Pflicht, Herr Horace, wie es kraft des mir ertheilten Auftrages die meine ist, daß wir das Document ungesäumt aufsuchen. Es gebührt sich aber und ist nothwendig, daß solches in Gegenwart der muthmaßlich betheiligten Dienerschaft geschehe."

Sobald die Dienerschaft versammelt war, wurde der Schreibtisch geöffnet und aufs sorgfältigste durchsucht. Es fand sich kein Testament. Da entließ der Sollicitator die Dienerschaft, und mit Horace allein, sagte er ruhig, aber fest: „Es ist geradezu unmöglich, daß kein Testament vorhanden. Vor mehrern Wochen versicherte mir Ihr Oheim, daß er eines machen wolle, und gestern Abends sagte er, daß er eines gemacht, und wo es liege." — „Glauben Sie, daß ich es unterschlagen?" — „Ich glaube in dieser Beziehung nichts, als was ich weiß, und was ich in dieser Beziehung weiß, ist, daß ich Sie allein getroffen habe. Jeder gilt für ehrlich, bis das Gegentheil erwiesen ist. Hören Sie mich einen Augenblick an. Sie haben ein ausschweifendes, Ihr Oheim meinte, ein lasterhaftes Leben geführt. Sie wissen, daß Ihre Aufführung es war, was Ihnen das Haus Ihres Oheims verschloß. Er wollte Sie enterben. Ich stellte ihm vor, daß Sie der Sohn seines eigenen Bruders, den er zärtlich geliebt, und der Sohn einer Schwägerin seien, der er auf ihrem Todbette versprochen, für Sie zu sorgen. Es gelang mir, Sie mit Ihrem Oheim auszusöhnen. Seitdem — es mag zwei Jahr sein — haben Sie sich gut betragen, wenigstens dem Scheine nach; Gott und Sie selbst wissen, ob Ihre Besserung aufrichtig gewesen. Ihr Oheim wollte es nie glauben. — „War mein Oheim so ungerecht gegen mich?" — „Es war, wie gesagt, sein Glaube, und mit Mühe erhielt ich von ihm vor einiger Zeit das Versprechen, Sie zum Universalerben einzusetzen, ein Versprechen, von welchem er mich gedachter Maßen versicherte, es erfüllt zu haben."

Horace schwieg, und der Sollicitator fuhr fort: „Sollte sich kein Testament vorfinden, so sind Sie Intestaterbe; fällt Ihnen als nächster Verwandter der gesammte Nachlaß anheim, was würden Sie thun?“ — „Thun mit dem Nachlasse? Curiose Frage! Ich würde damit thun, was ich Lust habe.“ — „Recht gut! Ihr Oheim hat aber wiederholt geäußert, daß er mehrere Personen, z. B. seine Dienerschaft, bedenken, sie in den Stand setzen werde, nach seinem Tode nicht Noth leiden zu müssen.“ — „Wäre das seine Absicht gewesen, so würde er dafür gesorgt haben, daß sie vollstreckt würde.“ Scheinbar diese Bemerkung überhörend, fuhr der Sollicitator fort: „Jedenfalls, Herr Horace, muß ich Ihnen ein Geheimniß entdecken. Obwohl Ihr Oheim allgemein als unverheirathet galt, so war er doch in früherer Zeit geheim vermählt, und hinterließ aus dieser Ehe ein Kind.“ — „Sie verläumden meinen Oheim, mein Herr!“ fuhr der Neffe auf, „ich bin überzeugt, mein würdiger Oheim war nie verheirathet.“ — „Und doch ist es, wie ich Ihnen sage. Sie selbst kennen das Kind, ein erwachsener Mensch und Handlungscommis in Liverpool, heißt Gustav B... und ist ein wackerer, braver Junge. Nicht genug, daß Ihr Oheim ihn hat erziehen lassen — zu der Zeit, wo Sie seinen gerechten Unwillen auf sich geladen, wollte er Sie enterben, und Jenem sein gesammtes Vermögen zuwenden.“ — „Sie faseln, mein Herr!“ versetzte Horace, „und haben Sie über etwas Anderes mit mir zu sprechen, so sagen Sie's; mit dem unnützen Geschwätze sind wir fertig.“ — „Das Testament fordere ich, geben Sie das Testament heraus, junger Mann! ich weiß, es ist ein Testament vorhanden.“ — „Wahrscheinlich,“ lachte Horace, „bilden Sie sich ein, auch etwas wegzuschnappen.“ Der bejahrte Rechtsmann kämpfte sichtbar eine Aufwallung nieder, ehe er antwortete: „Sie wissen, daß ich für mich und die Meinigen ein hinreichendes Auskommen besitze. Erbarmen Sie sich aber der treuen alten Diener. Handeln Sie, wie es einem edeln jungen Manne geziemt, und achten Sie auch das Blut Ihres Oheims. Wenden Sie einen kleinen Theil dieses reichen Erbes der Dienerschaft und dem Sohne Ihres Oheims zu. Seien Sie menschlich, seien Sie gerecht. Lassen Sie mich nicht die Stunde bereuen, wo ich in der Brust Ihres Oheims die Liebe des Verwandten geweckt, wo ich ihn abgehalten, Sie zu enterben. Gönnen Sie dem Sohne einen Theil des reichen Nachlasses seines Vaters. Wäre der Fall umgekehrt, glauben Sie mir, Gustav würde Sie ansehnlich bedacht haben. Bitte, Herr Horace, lassen Sie uns das Testament noch einmal suchen, vielleicht können Sie's vermitteln, daß wir's finden. Bitte, bitte!“ — „Weil Sie bitten, sollen Sie Ihren Willen haben, sagte Horace und ging an den Schreibtisch, wo, wie Herr Martin wiederholt versichert, das Testament liegen müsse. Obgleich aber der Anwalt beim Suchen mehrere Male dem Neffen den Rücken zu kehrte, blieb doch Alles, mußte Alles vergeblich bleiben. Da sagte Horace endlich ungeduldig: „Sie sehen, mein Herr, was Sie suchen, existirt nicht. Entweder haben Sie meinen Oheim nicht verstanden, oder als er zuletzt mit Ihnen sprach, war er nicht mehr recht bei sich.“ — „Weder das Eine, noch das Andere, junger Mann!“ entgegnete Herr Martin. „Bedenken Sie Alles wohl, geben Sie keinem raschen Gedanken Folge. Wenn wir jung sind, handeln wir bisweilen unbesonnen. Antworten Sie mir nicht, ehe Sie Ihre Antwort reiflich erwogen. Sind Sie völlig gewiß, daß kein Testament vorhanden ist?“ — „Ich muß glauben, was meine Augen sehen, und ich sollte meinen, Herr Martin, Sie werden sich derselben Nothwendigkeit fügen müssen.“ Dies gesagt, wandte Horace sich weg, mit der Miene Eines, der sich hat schon zu viel gefallen lassen und dessen Geduld nun rein erschöpft ist. „Gut! sehr gut, wie's beliebt,“ sprach der Rechtsmann ernst und nachdrücklich. So ist's an mir, meine Pflicht zu thun.“

Damit ging er an die Thür, und rief die Dienerschaft. Augenblicklich trat sie insgesammt ein, und während Horace Harrison vergebens die Blässe zu bemeistern suchte, welche das veränderte Benehmen des Rechtsmannes ihm auf die Wangen gebracht, begann dieser: „Ich habe Euch hierher beschieden im Auftrage des hier als Leiche liegenden Herrn Harrison, Euch kund und zu wissen zu thun, daß sothaner Herr Harrison vor 2 Jahren ein Testament meinen Händen anvertraut hat. Kraft dieses Testaments hat er seinen Neffen, gegenwärtigen Herrn Horace Harrison enterbt, und mit Ausnahme gewisser, seinen Dienern und Andern ausgesetzter Legate einen jungen Mann, Namens Gustav B..., zum Universalerben seines Vermögens ernannt. In bester Form Rechtens ist mir der Auftrag geworden, eben erwähntes Testament vorzuzeigen, und über dessen Vollstreckung zu wachen, — für den Fall, daß beim Ableben des Erblassers ein später errichtetes sich nicht vorfände. Da nun solches der Fall, so zeige ich das fragliche Testament in Macht meines Auftrages hiermit vor, und will pflichtmäßig besorgt sein, daß es in allen seinen Punkten, Clauseln und Satzungen treulich vollstreckt, auch Herrn Gustav, so wie Allen, die dabei betheiligt, was ihm und ihnen gebührt, verabreicht und verabfolgt werde.“

Die Freundin in der Noth.

Novelle von Blau.

(Fortſetzung.)

Indeſſen drang auch die Nachricht von dem Miß-geſchick Amalien's bis zu den Ohren ihres Vaters nach Hamburg; denn nichts wird ſo ſchnell verbreitet, als das Böſe, weil auch der ſchlechteſte Leiter wie der ſchlechteſte Boden genügt, das Schlechte zu leiten und zu verbreiten, während das Gute nur einen guten Leiter und Boden zur Leitung und Verbreitung erfordert, was dort überall und hier nur ſchwer zu finden iſt.

Wie ein Donnerſchlag erſchütterte dieſe Hiobspoſt das väterliche Herz Sonnheim's, und obſchon er auf einen ſolchen Ausgang gefaßt war, ſo hatte ihm doch die Liebe zu ſeinem Kinde Hoffnungen vorgegaukelt, die die Kinder ſeiner Wünſche waren, und die ihm das Schickſal ſeiner Tochter in ein freundliches Licht geſtellt haben. Jetzt aber, da dieſe Lichtſterne ſeiner Hoffnungen zerronnen waren in Nichts, und die gräßliche Wahrheit und Gewißheit von dem traurigen Geſchicke ſeiner Amalie höhnend ihm in's Auge grinſte, jetzt erwachten die eingeſullten Schmerzen ſeines erbitterten Vaterherzens, und die Rache ſchlug ihren Thron in Sonnheim's Buſen auf.

Tauſend Pläne hatte er erſonnen, den Verführer ſeiner Tochter zu züchtigen, allein er verwarf ſie wieder bei ruhigerm Blute; denn er fürchtete mit der Vernichtung Roſenhamper's, ſeinem einzigen Kinde den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen.

Sein hohes Alter hielt ihn davon ab, ſelbſt zur Rettung ſeiner Tochter nach Warſchau zu eilen, und durch Drohbriefe fürchtete er das entartete Gemüth ſeines Eidams noch mehr zu erbittern.

In dieſer verzweifelten Lage faßte er den Entſchluß, noch den Verſuch zu machen, ſeine Tochter zu bewegen, ihrem elenden Mann zu verlaſſen, und in die offenen Arme ihres Vaters zurückzukehren, und in dieſer Abſicht ſchrieb er an Amalien's Freundin in Krakau, Alles aufzubieten, um ſein Kind zu dieſem Schritte zu vermögen.

Als Amaliens Verwandte, die junge, ſchöne und reiche Wittwe Louiſe von Roman, dieſe ſchreckliche Botſchaft von dem traurigen Looſe ihrer geliebten Jugend-freundin in Warſchau, von Sonnheim erhielt, war ſie bereits von ihrer gefährlichen Krankheit geneſen, und ſie ſäumte darum auch nicht, ihrer unglücklichen Amalie zu Hilfe zu eilen.

Sie war es auch, bei deren mitternächtlichem Erſcheinen in Amalien's Gemache, ihre arme Freundin, die ſie ſchon für todt hielt, ohnmächtig zu Boden ſank.

Obſchon es die Wittwe von Roman im Anfange überraſchte, daß ihre Jugendfreundin Amalie, bei ihrem Anblick in Ohnmacht fiel, ſo ſuchte ſie ſich dennoch bald zu ſammeln, und eilte der unglücklichen Amalie beizuſtehen, und ſie in's Leben zurückzurufen.

Auf das ängſtliche Rufen der Frau von Roman, eilte Amaliens Dienerſchaft und auch Roſenhamper's Buchhalter Miſchek, der in demſelben Hauſe wohnte, herbei.

Viele Anſtrengunnen koſtete es, ehe Amalie wieder Lebenszeichen von ſich gab, und erſt, als der herbeigerufene Arzt ſeine Anſtrengungen mit den Bemühungen der Hausleute vereinigte, athmete Amalie zum erſten Male wieder auf.

Während dieſer Rettungsverſuche löſte der wackere Buchhalter Miſchek der vor Ueberraſchung und Entſetzen bebenden Frau von Roman das Räthſel dieſer Ohnmacht, indem er ihr erzählte, daß Amalie ſie als todt beweinte, und daß der unverhoffte Anblick der ſchon im Reiche der Verweſung vermutheten Frau von Roman zur mitternächtlichen Zeit, Amalie Roſenhamper, deren Phantaſie durch langes Nachtwachen und tiefes Seelenleiden übernatürlich aufgeregt, und von einem ganzen Heere Phantome belebt war, ſo ſehr in Schrecken ſetzte, daß ſie dadurch wahrſcheinlich die Beſinnung verlor.

Der mit der Wiederbelebung Amalien's beſchäftigt geweſene Arzt, der die muthmaßliche Erklärung dieſes Vorganges mit anhörte, erſuchte dann die Frau von Roman, ſich von der armen Leidenden aus dem Grunde zu entfernen, damit die Patientin nicht wieder einem neuen Anfalle von Ohnmacht Preis gegeben werde, wenn ſie ihrer wieder anſichtig werden wird.

Gerne gab Amalien's Freundin dem Wunſche des Arztes nach, und zog ſich mit dem Buchhalter Miſchek in ein entlegenes Gemach im Hauſe Roſenhamper's zurück, indem ſie beim Weggehen den Heilkünſtler inſtändigſt bat, ihre Freundin ſo lange nicht zu verlaſſen, bis ſie vollkommen zu ſich gekommen ſein werde, und mit ihr dann über die Art übereinzukommen, wie man der Frau Roſenhamper ihre Anweſenheit in ihrem Hauſe bekannt machen ſolle.

Als der Buchhalter Roſenhamper's die Frau von Roman auf ihr Zimmer begleitete, und ſich auch gleich entfernen wollte, bat ihn Louiſe bei ihr zu bleiben, um ihr nähere Aufſchlüſſe über die zerrütteten häuslichen Verhältniſſe ſeines Prinzipals zu geben, indem ſie ihm

Sonnheim's Brief zeigte, in welchem er sie aufforderte, seiner unglücklichen Tochter nach Kräften beizustehen.

Dieser Aufforderung zufolge erwiederte Mischek, mit Rührung und tief aufseufzend: „Leider ist es nur zu wahr, was Ihnen der tief gekränkte Sonnheim über das Elend seiner engelsguten und geduldigen Tochter mittheilte, und es schmerzt mich unendlich, hinzufügen zu müssen, daß Sie das Mißgeschick Ihrer Freundin bei weitem noch nicht in seinem ganzen Umfange kennen, und daß es wohl schwerlich noch ein Mittel gebe, den unbesonnenen Mann Ihrer Freundin aus dem Abgrund zu reißen, in den er sich und seine unschuldige Gattin stürzt.

„O, sagen Sie mir Alles, lieber Freund, verschweigen Sie mir nichts!" bat Louise den Buchhalter. „Glauben Sie nicht, daß schon Alles verloren sei," setzte sie hinzu. „Die Wege der Vorsehung sind zahllos, und der Mensch muß nichts zur Rettung eines Unglücklichen unterlassen, so lange noch ein Funke von Hoffnung leuchtet; denn oft wird der Funke zur Flamme, wenn er mit Vorsicht angefacht wird, und ihn der rechte Zunder trifft."

„Der Himmel gebe, daß Ihre Hoffnungen realisirt werden," sagte Mischek mit bedender Stimme, „ich sehe keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, in das mein Prinzipal gerathen. Denn schwer lastet die eiserne Hand des Schicksals auf dem Hause meines Herrn, die es entweder zertrümmern wird und unter seinem Schutte Rosenhamper mit seiner himmlisch reinen, edeln Gattin begraben, oder —"

„O! halten Sie ein," fiel ihm Louise in die Rede, „und lassen Sie mich nicht weiter hören! Der erste Fall ist schon so furchtbar, daß ich vor einem noch so furchtbareren Ausgange zurückschaudre. Arme Freundin! mußte gerade Dich ein so hartes Loos treffen, Dich, die es unter allen Sterblichen am wenigsten verdiente! Mußt Du Deine Liebe so theuer büßen!"

„Ob der Mensch in's Unglück springt," entgegnete Mischek, oder langsamen Schrittes in den Abgrund stürzt, einen einzigen Schritt oder tausend Meilen zu seinem Mißgeschicke braucht, die Folgen des Sturzes sind immer gleich schrecklich, wenn der Abgrund gleich tief ist, in den das Verhängniß ihn schleudert. Das Unglück Ihrer Freundin ist ihr Gemahl und ihre Liebe; und da beide ihre ganze Seele ausfüllen, so wundern Sie sich nicht, daß sie ihr Unglück in seinem ganzen Umfange fühlt, da sie es mit ganzer Seele empfindet."

„So wäre also meine Freundin," nahm Louise das Wort, „nur durch die Rettung ihres Gemahls von sicherem Untergange zu retten! Denn ohne ihn ist sie verloren, und mit ihm —"

„Ist sie nicht weniger verloren," unterbrach Mischek die Frau von Roman mit Nachdruck, und fügte seufzend hinzu: denn nur mit dem Verluste all' seines Glückes und vielleicht seines Lebens kann sich Rosenhamper den Krallen einer tückischen Buhlerin entwinden, die ihn so lange umklammert halten wird, als sie noch etwas für ihren Gaumen aus ihm zu saugen finden wird."

„Wie! so wäre Rosenhamper nur das Opfer der Buhlerkünste eines heuchlerischen Weibes?" frage Louise mit Erstaunen den Buchhalter Mischek.

„Ja, den fein gesponnenen Netzen der Verführung anheimgefallen," antwortete Mischek, „saugt dieses Weib einem Vampyr gleich am Herzblute und am Glücke Rosenhampre's, und was mein unglückseliger Prinzipal früher an viele Teufel zersplittert, hat er jetzt auf diesen einzigen Satan concentrirt. Ich habe, fuhr der Buchhalter fort, „Alles versucht, dem Manne Ihrer Jugendgespielin die Augen zu öffnen, um ihm den Wahn zu nehmen, als ob diese Verführerin nur ihm allein Liebe heuchelt, ich habe ihn factisch überwiesen, daß diese ruchlose Person das Glück vieler Familien zerstört, und manchen Ehrenmann auf den Bettelstab, ja selbst auf den Pranger gebracht, allein, obschon er es einsah, er konnte die Fesseln nicht abschütteln, die ihm die Hölle geschmiedet. Doch der Himmel wird sich an diesem Ungeheuer rächen, das so viele Herzen um ihre Ruhe und ihr Lebensglück gebracht hat!"

„Dann könnte vielleicht," fragte Louise, „die Entfernung dieser schändlichen Verführerin aus Warschau dem blutenden Herzen meiner armen Amalie den verlornen Frieden und das geraubte Glück wieder geben?"

„Allerdings!" erwiederte der Buchhalter, „und aufrichtig gesprochen, habe ich auch schon Manches in dieser Hinsicht versucht, allein alle meine Bemühungen scheiterten an der Verschlagenheit und Verruchtheit dieser Hyäne. Jetzt aber," fuhr Mischek fort, „ist es schon zu spät, neue Versuche dieser Art machen zu wollen, da auch die Vermögensumstände meines Prinzipals schon so sehr 'zerrüttet sind, daß es nur noch weniger Schläge bedarf, um ihn zum Bettler zu machen."

„Doch, wie war es möglich," fragte Louise von Roman, „daß Rosenhamper eine so reichliche Ausstteuer, die Amalie von ihrem Vater erhielt, in so kurzer Zeit verlieren konnte?"

„Ei nun," erwiederte Mischek mit Bitterkeit, „es fanden sich schon gute Freunde, die ihm theils im falschen Spiele und theils mit guten Worten einen Theil abnahmen, und mit dem, was ihm blieb, wußte sich seine schändliche Buhlerin mit ihm schwesterlich zu theilen,

und so fehlt meinem verbiendeten Herrn nicht viel mehr zum Bettler."

„Dann, ach dann, steht es freilich schlimm mit Dir, meine Amalie!" rief Louise von Roman mit beklommener Brust aus, und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Aber sagen Sie mir doch, lieber Freund," fragte darauf Louise, „warum eilte nicht auch Rosenhamper zur Rettung seiner Amalie herbei, als sie vorhin ihre Besinnung verlor? Ist er denn schon so ganz verstockt und gefühllos, und ist denn schon jeder Liebesfunke für seine unglückliche Gattin in seinem Busen erloschen, daß ihn der Jammer und die Thränen seiner Amalie nicht mehr rühren?"

„Ihre erste Frage ist leicht zu beantworten," entgegnete Mischek, „denn Rosenhamper kommt seit einer geraumen Zeit nur selten mehr des Nachts nach Hause, und auch heute schwärmt er im Kreise elender Spießgesellen herum, während seine verlassene Gattin nächtlich bis Tagesanbruch, ihres Treuvergessenen Mannes harrend, wacht und in Thränen zerfließt über ihr hartes Loos, dem sie endlich unterliegen muß, wenn nicht der Himmel ihren furchtbaren Leiden bald ein Ziel setzen wird." Der Buchhalter Mischek bemerkte jetzt, wie heftig Louise von Roman von seiner Schilderung des traurigen Schicksals ihrer geliebten Freundin und Verwandte ergriffen wurde, und hielt darum inne. Auch Louise schwieg, und mit krampfhaft zusammengepreßten Lippen, wogendem Busen und starren Blicken, schien sie einen innern Sturm zu bewältigen. Dann brach ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen und sie wurde ruhiger, doch schwieg sie immer noch. Tief in Gedanken versunken, schien sie nun mit sich selbst über Etwas zu Rathe zu gehen, als der eintretende Arzt sie aus ihrem Nachdenken riß. Indem sie ihm rasch entgegen ging, fragte sie den Heilkünstler: „Nun, wie steht es mit meiner armen Freundin; ist sie außer Gefahr, und hat sie sich von ihrem betäubten Zustande schon ganz erholt?"

„Beruhigen Sie sich, Frau von Roman," erwiederte der Arzt, „ihre Freundin ist ganz außer Gefahr, und befindet sich gegenwärtig vollkommen wohl. Ihre Anwesenheit in Ihrem Hause habe ich ihr absichtlich verschwiegen, denn als sie mir erzählte, daß sie den abgeschiedenen Geist ihrer Freundin erscheinen sah, zitterte sie an allen Gliedern, und es fehlte nicht viel, so hätte sie ihre Besinnung wieder verloren, vor Angst und Bangigkeit. Darum bestärkte ich sie in ihrer Meinung, daß es bloß ein Gaukelspiel ihrer aufgeregten Einbildungskraft war, was sie sah, und ihr Gemüthsaufruhr hatte sich dann auch beschwichtigt."

„Das haben Sie, lieber Doctor, sehr weise gethan," entgegnete Louise von Roman, „und ich beschwöre Sie auch, meine Freundin, die Unglückliche bei diesem Glauben zu erhalten. Auch Amalien's Dienerschaft trachten Sie, lieber Mischek, dazu zu vermögen, diesen ganzen Vorgang geheim zu halten; und jetzt begleiten Sie mich in's Geheim in den nächsten Gasthof, und Sie sollen bald von mir wieder hören."

In Begleitung des Buchhalters und des Doctors verließ dann Louise von Roman das Haus ihrer Freundin, über das ein unheilvolles Geschick waltete.

2.

Zwei Monate nach der mitternächtlichen Begebenheit in Amalie Rosenhamper's Gemach, saß Amalie eines Morgens in demselben Zimmer mit ihrem Gemahle, der ihre Hand zärtlich drückte und küßte.

Amalie, der Liebesbezeugungen ihres Mannes schon ganz entwöhnt, fühlte jeden Kuß ihres Gemahls tief wiederhallen, und die zu Eis erstarrten Wonnegefühle ihrer ersten Liebeszeit gewaltig an ihren Busen pochen. Dieser einzige Augenblick hatte alle die Schatten zerstreuet, die sich seit langer Zeit um ihr Leben häuften, und jeder Händedruck ihres Heinrichs hatte tausend Schmerzen, tausend herbe Leiden ihrer schönen Seele erstickt. Die Flamme ihrer Liebe, wieder angefacht durch den warmen Hauch ihres Mannes, hatte schnell wie der Blitz den hohen Wall zerstört, den das Schicksal zwischen ihrem und seinem Herzen aufgethürmt hat. Wonnetrunken sah sie wie nach einer langen schmerzlichen Trennung ihrem Manne in die Augen, in denen sie zwar Liebeslust wieder zu finden glaubte, aber nur den Wiederschein ihrer eigenen Liebesflamme sah, und drückte ihren Kopf fest an seinen Busen, als wollte sie damit ihr Bild fester in sein Herz einprägen.

„Mein Heinrich!" rief sie dann, und vergoß heiße Zähren an ihres Mannes Brust. Ewig, ewig wurde Amalie in dieser Lage verblieben sein; denn ihres Heinrichs Herz war ihr Herscherthron, ihres Lebens, ihrer Freuden Born, wenn nicht Rosenhamper sie aus ihrem Paradiese vertrieben hätte, indem er sie an ihr gegebenes Versprechen erinnerte.

Wie eine Verurtheilte von dem blutigen Henker aus ihrem letzten Schlummer geweckt wird, so rüttelten Rosenhamper's kalte Erinnerungsworte seine Gattin aus dem seligen Traume, der sie jetzt an ihres Heinrichs Busen umgaukelte, und Amalie raffte sich auf, nahm einen auf einem Tische gelegenen Schmuck, und überreichte ihn ihrem Mann mit den Worten: Nimm das letzte Andenken an meine längst verklärte Mutter, die mir darob nicht

grollen wird, weil ich es dem Manne meines Herzens gebe, dessen Wünsche ich mit meinem Leben erfüllen möchte, wenn es ihn glücklich machen könnte.

Hastig griff Rosenhamper nach dem Dargereichten, und als er die Hand seiner Amalie küßte, sagte er im Aufstehen: „Wie kann ich Dir, meine heißgeliebte Amalie, so viele Beweise Deiner Liebe vergelten? Wie kann ich — ich —" und er wollte weiter sprechen, allein die Stimme versagte ihm, und er stürzte wie ein Wahnsinniger zu den Füßen seiner Amalie hin, und benetzte ihre Hände mit seinen heißen Zähren.

„Heinrich! süßer Heinrich!" rief mit zitternder Stimme Amalie aus, und schloß ihn in ihre Arme, ihre Thränen mit jenen ihres Mannes vereinend.

(Fortsetzung folgt.)

Mixt-Pickels.

— Keine Stadt in der Welt hat Schneider, die geschickter in Uniformmachen wären, als Petersburg; jedes Stück derselben wird von besondern Arbeitern gemacht, die gerade in diesem Theil ausgezeichnet sind. Es gibt aber auch russische Stutzer, welche jeden Morgen Conferenzen mit einem halben Dutzend Kleidermachern haben; mit einigen berathschlagen sie sich über den Schnitt der Beinkleider, mit andern gehen Sie tief in die ernsten Fragen ein, welche die Form der Fracks, der Weste ꝛc. betreffen. Mit Recht hat man die Bemerkung gemacht, daß man selten irgendwo so viele schöne Männer sähe, als in St. Petersburg: allerdings kommt auch hier viel auf Rechnung der Schneider. Dagegen darf man auch nicht vergessen, daß alle schön gewachsenen hübschen Männer nach der Hauptstadt sich wenden, weil sie dort leicht eine ihnen zusagende Anstellung finden. Selten jedoch machen diese schönen Männer durch die Frauen ihr Glück; St. Petersburg ist die Stadt der Männer, ihre Zahl übertrifft die der Frauen um 100,000, so daß sie keine große Wahl haben. Die russischen Frauen sehen meist blaß, mit Ausnahme der deutschen, die aus den Ostseeprovinzen kommen. Deshalb stehen auch die deutschen Damen sehr in Ansehen bei den Russen.

Englische Küche. Die Franzosen verstehen nur die Kunst, die Speisen zuzubereiten; dem Engländer aber gebührt der Ruhm, mit der ihm eigenthümlichen Gründlichkeit auch für das Material besorgt zu sein. Man nehme nur z. B. die Zubereitung eines englischen Hammelbratens. Welche Sorgfalt verwendet nicht der Britte schon auf die Geburt des Hammels! d. h. auf die Zucht und Race, sodann auf das Futter, auf die Lage der Weiden, auf die Qualität des Grases, u. s. w., lauter Dinge, auf die man in England wirklich sieht, und nicht blos in den ökonomischen Lehrbüchern aufgezeichnet findet, wie in Deutschland. Zuletzt wird das Thier nach allen Regeln der Kunst geschlachtet, und wenn es endlich so aussieht, daß schon der bloße Anblick zum Genusse reizt, so wird es nicht etwa, wie in andern Ländern, nach der Hauptstadt getrieben, um erhitzt, erschöpft, und in einem fieberhaften Zustand'e auf die Schlachtbank geführt zu werden, sondern es wird wie ein zartes Mädchen, mit der äußersten Sorgfalt für seine Gesundheit, auf einem mit Springfedern versehenen, bequemen Wagen geladen und in kurzen Tagereisen, damit das arme Geschöpf sich nicht fatiquire, und gehörig gegen Sonne und Regen geschützt, an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Dort angelangt, erlaubt man ihm, sich gehörig auszuruhen und sich von dem von jeder Reise ungertrennlichem Schaukelsturm zu erholen, ehe man es abschlachtet, nnd selbst dieser Akt wird nach anatomischen und gastronomischen Regeln nicht etwa von den gewöhnlichen Metzgern, sondern von Personen vollzogen, welche ihre ganze Leben nur auf die Erlernung dieser Geschicklichkeit verwenden; dann schmeckt das Fleisch tender, d. h. zart. Weiber und Mädchen sind in jenem nervünstrigen Lande blos gescheidt, niedlich oder hübsch; Thiere hingegen sind zärtlich, wenn sie, wie oben beschrieben, erzogen, gemästet, geschlachtet worden sind, und dabei längere Zeit in der Luft gehangen haben.

Die Macht der Liebe. Die Macht der Liebe, erzählt Buontome, kann unmöglich weiter gehen, als bei einem Verliebten, den ich zu meinen Bekannten zählte. Er liebte eine Dame, die ihm, weil er ein großer Schwätzer war, befahl, gänzlich zu schweigen, wenn er ihre Liebe gewinnen wolle. Er sprach zwei Jahre kein Wort, so daß selbst seine besten Freunde glaubten, er sei stumm geworden. Eines Tages endlich, in einer zahlreichen Gesellschaft von Freunden, rühmte sich die Dame, sie könnte ihn heilen und sie that es, indem sie bloß sagte: „sprechen Sie." Er erhielt natürlich sogleich die Sprache wieder, und zur Belohnung die Hand der geliebten Dame. (Ob die Probe auch im umgekehrten Falle so bestanden worden wäre?)

Für Kaffee-Trinker. Eine angeblich von Gräfe früher gemachte Erfindung kommt in Berlin zur Ausnahme, nämlich die Kaffee-Bereitung auf kaltem Wege. Die Sache ist höchst praktisch. Der Kaffee wird wie sonst (gut ist es, sehr fein) gemahlen, und alsdann kaltes Wasser, wie es vom Brunnen kommt, darauf gegossen. Mit zweimaligem Umrühren läßt man das Aufguß etwa eine Stunde ziehen, und man hat den schönsten Kaffee, den man entweder kalt genießen, oder durch den Zusatz warmer Milch erwärmen kann. Wenn man sich den Morgenkaffee durch einen Aufguß am Abend bereitet, so hat man am Morgen einen weit schönern und stärkern Kaffee, als auf dem bisherigen Wege. Die Sache wird, nachdem sie sich durchaus bewahrheitet hat, lebhaft aufgegriffen und verbreitet. In der That hat auch die Unabhängigkeit, in welche die kaffeetrinkenden Geschäftsleute dadurch von der Schlafrigkeit der Dienstboten und anderen Zufälligkeiten gerathen, viel Anziehendes.

Die Bremer. Die Bremer Bürger nennen sich selbst in ihrem Sprachidiom: „Bremer Borger." Aber trotz dieses Calembourgs sind sie weder zum Borgen noch zum Verborgen geneigt. Sie unterscheiden sich dadurch von manchen Einwohnern unserer hochdeutschen Städte, die sich sehr richtig „Bürger" nennen, aber leben, als ob sie nichts anders als „Borger" wären.

Dressirte Schauspieler. Katharina II. kam von ihrer berühmten Reise nach der Krimm zurück, die zu so vielen merkwürdigen Festen Gelegenheit gab, und sprach in dem Schlosse des Grafen von Schermetoff ein. Abends wollte der Graf der Kaiserin eine Oper zu hören geben. Er führte sie in einen glänzenden erleuchteten Saal. Das Orchester bestand aus einer großen Anzahl Musiker, die trefflich spielten; die Sänger lösten ihre Aufgabe eben so trefflich und die Sängerinnen hätten große Künstlerinnen beschämen können. Es fehlte ihnen weder an Schönheit, noch an Schmuck, noch an Grazie. Nach Beendigung der Oper fragte man den Grafen, woher er die Truppe habe, und er antwortete: „Die Musiker, die Sänger, die Sängerinnen und selbst der Dichter sind meine Leibeigenen. Sie sehen, daß sie gut dressirt sind.

Die Trommel. Die Trommel wird in Indien nicht wie in Europa zu militairischen Zwecken gebraucht; sie dient dort vielmehr zu ganz entgegengesetzten; man braucht sie, um die Krankheiten zu beschwören oder zu beruhigen; um die Sterbenden zu retten, mit einem Worte als geistliches und körperliches Heilmittel. Wenn alle andern Mittel der Heilkunst erschöpft sind und der Kranke immer über sich befindet, greift man zu dem Letzten, zu der magischen Kraft der Trommel und des Tanzes. Die Familie versammelt sich um das Bett des Sterbenden; die ihm am nächsten stehenden Personen, der Vater, die Mutter, die Frau, das älteste Kind, meist eine Person weiblichen Geschlechts, wenn es möglich ist, fängt an zu ächzen und zu seufzen, erhebt dabei ihre Stimme immer mehr und mehr und endigt in einem wahren Geheul mit einem Ausdrucke der Angst, welche das Herz zerreißt. Mit einem Mal ändert dann die Trommel ihren traurigen und langsamen Takt und und schlägt eine sehr lebhafte Tanzmelodie; die Anwesenden bilden eine freiecke Runde; während die trauernde Person schluchzt und jammert, tanzen die Andern und beten dazu oft Stunden lang hintereinander unausgesetzt, bis sie den Kranken durch den Lärm endlich in das Grab gebracht haben. Je schwächer der Unglückliche wird, um so stärker wird die Trommel geruhrt, während Alle zu schluchzen und zu schreien anfangen; der Lärm und der Tumult werden endlich so entsetzlich, daß sie den wildesten Sturm übertönen würden, und der Kranke stirbt, wie man sich denken kann, in Folge dieses Tohens. Das heiß der ärztliche Tanz.

Der Regenschirm. In voriger Woche — erzählt ein englisches Tonyblatt — hielten zu Croussed die Ladies aus der Umgegend eine Wohlthätigkeits-Versammlung, welcher auch der Herzog von Wellington beiwohnte und beim Fortgehen seinen Regenschirm vergaß. Lady P... bemächtigte sich des Schirms und rief: „Wer zahlt 20 Guineen für des Herzogs von Wellington Regenschirm?“ Sogleich trat ein Kaufslustiger auf und zahlte die 20 Guinern. Als dieser originelle Vorfall dem Herzog von einer der Damen erzählt wurde, sagte er: „Ich verpflichte mich, Ihnen so viele Regenschirme, wie Sie immer wollen, zu liefern, wenn Sie dieselben jedesmal so vortheilhaft zum Besten der Armen verkaufen können.“

Modenbericht.

Paris im October.

An Fräulein K. in Leipzig.

Es werden noch immer viele neue Stoffe erwartet, doch hat man schon meine gestreifte, carrirte, broschirte Perlins, die jetzt gut aussehen; meiner Doppelseidenvarietee, die ihrer Weichheit wegen beliebt sind, den chinesischen Foulard, in zwei Farben gestreift und mit kleinen broschirten Blumen in allen Farben.

Worn auf einem solchen Kleide dilotten schiefe Streifen von dem Gurtel bis hinunter unten an den Rock eine Art Stoffel und jeder dieser schiefen Streifen, die nach unten zu immer breiter wurden, war durch eine Fontange-Schleife von Posamentiertaroche gehalten. Streifen befanden sich auf den Aermeln und bildeten eine Garde vorn auf dem hoch hinaufgehenden Leibchen, wo sich auch drei Reihen Schleifen befanden: Dazu ein kleiner viereckiger Kragen.

Die Pelerinen werden wieder nicht blos auf den Oberröcken getragen, sondern man tragt auch bereits weiße. So werden die sogenannten Puritaner-Pelerinen außerordentlich hausig getragen. Sie sind ein wenig lang, vorn zusammengenommen und endigen am Halse in einem Zuge, durch den ein Band gezogen ist. Mode sind auch die Pelerinen von demselben Stoffe wie das Kleid; nichts besser steht zu engen Aermeln. Eine Pelerine garnirt den Oberrheil der Aermel, erweitert die Achsein und die Brust, verminbert unten die Taille und endigt einfach und bescheiden. Die Aermel werden oben etwas weit gemacht, halten folglich die Brust, verhindern, daß sie ganz auf den Arm fallen, ohne jedoch das Langenenge der völlig weiten Aermel zu haben.

Die Oberröcke, deren Leibchen glatt und etwas übereinandergehend ist, haben vorn offene Pelerinen, deren Enden unter den Gurtel des Kleides gehen. Die Gurtel mit langen Enden werden noch immer vorzugsweise getragen, und zwar bei allen Anzügen.

Die Langshawls werden auch im nächsten Winter herrschen; man sieht sie in allen möglichen Formen und Stoffen von Sammet, Plüsch ꝛc. ꝛc.

Die Burnuse von perlengrauem Cashmir und mit kleinen Pelerinen werden getragen; sie sind mit Sammetrollen umgeben. Es gibt ferner Mantillen mit Pelerinen und umgeschlagene Kragen mit Capuchon.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 2, (III. Jahrgang IV. Quartal)

Die Leipziger Michaelismesse 1841. — Pariser Nationalgarde. — Die Pfingstfeiertage in Leipzig, Fortsetzung. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anecdoten. — Angriff und Vertheidigung: Ausflug nach der Hauptstadt Taucha. —

Expedition: Peterssraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner, H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Stuem und Kopp in Leipzig.

No. 3. (Sonnabend, den 16. October.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Freundin in der Noth.

Novelle von Blau.

(Fortsetzung.)

Der liebe Leser muß sich ob dieser plötzlichen Veränderung im Betragen unsers Helden, gegen seine liebevolle Gattin nicht sehr wundern; denn seine plötzlich erwachte Liebe war nur ein zuckender Blitz durch die finstere Nacht seines Lebens. Sein besseres Ich erwachte wieder, als er sah, mit welcher aufreichtigen Liebe und treuen Hingebung seine Amalie das letzte theuere Vermächtniß ihrer Mutter ihm opferte, und das Bewußtsein seiner Schuld und des schändlichen Beweggrundes, der ihn trieb, seine Gattin ihres einzigen Andenkens an ihre Mutter zu berauben, schmetterte ihn nieder, und drückte seine schwache Seele zu Boden, daß er sich als ein reuiger Sünder zu den Füßen seines Engels niederwarf und in Thränen zerfloß.

Allein, nachdem die aufgeflackerte Liebesleuchte in dem finstern Grabe seines Herzens untergegangen war, erhob die Hydee wieder ihr giftiges Haupt, und Rosenhamper richtete sich wie ein verwundeter Tiger rasch wieder auf, zornentbrannt über die Unmännlichkeit seines Benehmens und die Schwäche seiner Seele, und wollte, den Schmuck in der Hand, forteilen, als ihm der Buchhalter Mischek in den Weg trat, ihn mit Zurückhaltung anredend: Vergeben Sie, Herr Rosenhamper, wenn ich Sie so früh störe, aber der Drang der Umstände zwingt mich dazu."

„Reden Sie, reden Sie, doch machen Sie es kurz, denn ich habe Eile," entgegnete Rosenhamper.

„Wir haben heute," nahm der Buchhalter das Wort, „bedeutende Zahlungen zu leisten, und unser Geldvorrath ist derselben nicht gewachsen."

„Ueber dieses ewige Lamento!" rief Rosenhamper zornig aus, und sagte dann: „so helfen Sie sich mit dem Verkaufe von Briefen auf Hamburg, Berlin, Augsburg und die Hölle."

„Damit ist es, lieber Herr," erwiederte Mischek seufzend, „längst aus, da es schon lange her ist, daß uns sowohl unsere hiesigen, als die auswärtigen Freunde, den Kredit aufgekündigt haben."

„Sie lügen!" schrie Rosenhamper, „schändliche Verleumdung ist es von Ihnen. O! ich kenne Sie," setzte er dann bitter hinzu, und bin Ihrer Wirthschaft schon müde. Ihr Werk ist es, daß ich um meinen Kredit gekommen, und daß meine besten, zuverläßlichsten Freunde mich verließen. Unter dem Denkmantel treuer Freundschaft haben Sie mich bei der Welt verleumdet, meinen Ruf besudelt, meinen Namen mit Schande bedeckt. Ihre frechen Anmaßungen, mich zu hofmeistern, meinen Lebenswandel nach Ihrem knechtischen Sinne, nach dem Muster Ihrer eigenen Engherzigkeit zu modeln, mich nach Ihrer Pfeife tanzen zu lassen, haben mich bei der Welt verschwärzt, und unter dem Vorwande, durch den Einfluß meiner Geschäftsfreunde auf mich zu wirken, mein Glück untergraben und mein Haus dem Ruin nahe gebracht." Vor Wuth schäumend brach Rosenhamper plötzlich ab, und eilte wie ein Rasender aus dem Zimmer.

Niedergedonnert hatte Rosenhamper's Rede den armen Buchhalter, der wie versteinert stehen blieb, und obschon er sein Herz rein von den Beschuldigungen fand, die sein Herr eben ausstieß, so fühlte er dennoch sein Herz jetzt so

bekommen, daß er kein Wort zu sprechen, und kein Glied zu bewegen fähig war.

Erst als Amalie auf ihn zuging, und mit Milde und Freundlichkeit zu ihm sagte: „Setzen Sie sich, mein lieber Mischek, mein Mann hat Sie tief gekränkt, doch vergeben Sie es ihm; denn es geschah in einem Augenblicke, wo sein Gemüth zu sehr gereizt war, und sich in furchtbarem Aufruhre befand," und erst als Amalie dies sprach, kam Mischek wieder zur Besinnung, und seine beengte Brust machte sich durch tiefe Seufzer Luft.

„Gerne," erwiederte darauf der Buchhalter, und küßte die Hände der Frau Rosenhamper, „gern will ich Alles verschmerzen, jede Beleidigung vergessen, die ich schon so oft von Ihrem Manne zu erdulden hatte, wenn ich ihn von seinem nahen Untergange retten könnte; aber es schmerzt mich im Innersten der Seele, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihr Mann unrettbar verloren ist; denn wenn er heute seine Zahlungen nicht leisten kann, und er kann es leider nicht, so ist sein Fallment unvermeidlich, und ich fürchte Schlimmeres."

„Gott! was muß ich hören!" rief jetzt Amalie in großer Angst aus. „O sagen Sie mir Alles, verschweigen Sie mir Nichts, sehen Sie nicht auf meine Verzweiflung, und lassen Sie mich mein Unglück in seinen ganzen Größe kennen; denn ich fühle mich stark genug, das Furchtbarste zu hören und zu ertragen," bat nun Amalie, die Hände verzweiflungsvoll ringend, und am ganzen Körper bebend, ihren Buchhalter.

„Ich darf Ihnen auch nichts verhehlen!" entgegnete Mischek mit Festigkeit, „denn wenn Rettung noch möglich ist, so können Sie allein noch der rettende Engel ein, wenn Sie auf Ihren Vater in Hamburg eine Summe entnehmen wollen, die uns in den Stand setzen kann, unseren Verpflichtungen entgegen kommen zu können."

„Nein! nein!" unterbrach ihn Amalie mit Heftigkeit. „Bittermehr werde ich mich um Hilfe an meinen Vater wenden, der mir mein trauriges Loos prophezeihte. Ach! ich werde seine gerechten Vorwürfe nicht ertragen können. Suchen Sie einen andern Ausweg!"

„Täuschen Sie sich nicht, Frau Rosenhamper," fiel der Buchhalter in die Rede, „denn es gibt kein anderes Mittel, Ihren Mann vom sichern Untergange zu retten."

„So breche alles Unheil meines schrecklichen Schicksals über mein Haupt herein," rief Amalie in Verzweiflung aus, „ich will nicht das Unglück meines Vaters noch vergrößern."

Der Buchhalter schwieg eine Weile, dann rief er tief seufzend aus: „Dann möge Gott helfen!" und wollte sich entfernen, allein Amalie rief ihn zurück und bat ihn mit Thränen in den Augen, sie nicht in dieser verzweifelten Lage zu verlassen, und ihr die Ursache dieses so unverhofft raschen Ausganges eines Geschäftes, das ihr Mann kaum unternommen hat, zu erklären.

Dieser Aufforderung zufolge erzählte ihr der Buchhalter mit den gelindesten, zartesten Ausdrücken, wie ihr Mann sein Vermögen auf eine Art vergeudet hat, der er zu erwähnen sich schämt, und fügte dann hinzu: „Als ich vor mehreren Wochen mit Freuden bemerkte, daß Ihr Mann das Weib zu meiden begann, das ihn verstrickt und Ihr Glück so grausam zerstört hat, fing ich wieder an Hoffnung zu schöpfen, daß er vielleicht seine Irrthümer einzusehen anfing, und von der Bahn wieder abweichen werde, die ihn in's Verderben führete; allein zu meinem größten Leide habe ich in Erfahrung gebracht, daß er die Fesseln dieser Elenden nur abschüttelte, um in die Schlingen einer andern Verführerin zu gerathen, die in dem kurzen Zeitraum von einigen Wochen mehr raubte, als die erste Ruchlose in einem halben Jahre ihrer buhlerischen Herrschaft." Er wollte weiter reden, allein ein eintretender Bediente meldete den Hauptmann Ringelmann, der Amalie nothwendig zu sprechen wünschte.

Anfangs weigerte sich Amalie, den unbekannten Angemeldeten in ihrer jetzigen Lage zu empfangen, da aber der Bediente bemerkte, daß der gedachte Hauptmann keineswegs sich abweisen zu lassen gesinnt sei, befahl sie, ihn vorzulassen.

Beim Eintritte des Hauptmann Ringelmann nahm der Buchhalter Mischek von der Frau seines Prinzipals mit einer stummen Verbeugung Abschied, und Amalie empfing ihren Gast mit der ihr angeborenen Freundlichkeit. Sie bat ihn Platz zu nehmen, und er entschuldigte sich bei ihr über seinen so frühen Besuch damit, daß sein Geschäft, das ihn zu ihr führete, sehr dringend sei, und keinen Aufschub leide. Als er sie dann fragte, ob sie ihn dem Namen nach kenne, und sie ihm zu verstehen gab, daß sie erst heute zum ersten Mal die Ehre hatte, seinen Namen nennen zu hören, verfinsterte sich sein Gesicht, und ein ironisches, teuflisches Lächeln zuckte um seinen Mund. „Also auch Sie Madame," sagte er zu Amalien mit Zähneknirschen, „scheinen sich mit meiner Verlobten verbunden zu haben, um eine so schlechte Sache, wie der schändliche Liebeshandel meiner Braut ist, zu unterstützen; Fürwahr! das hätte ich von Ihrem edlen Herzen nicht gehofft!"

Amalie, die ihn mit Staunen und Betremdung anhörte, machte ihm ganz einfach begreiflich, daß sie kaum den Sinn seiner Rede verstehe, und ersuchte ihn, sich näher darüber zu erklären, indem sie ihn betheuerte, daß sie

weder ſeine Braut, noch ſeinen ſchändlichen Liebeshandel kenne. Die Einfachheit der Worte, mit der Amalie ihn ihre gänzliche Unwiſſenheit in Betreff ſeiner Braut verſicherte, ſo wie ihr offenes und unſchuldiges Geſicht machte ihn in ſeinem Verdachte, Amalie ſei eine Mitſchuldige der Verbrechen ſeiner Braut, ſchwankend, und er erzählte ihr, daß ihre Verwandte und Jugendfreundin Louiſe von Roman, die der Aufforderung gemäß, welche ſie von Amalien's Vater erhielt, zu ihr nach Warſchau zu eilen, um ihr ihre unglücklichen häuslichen Verhältniſſe ordnen zu helfen, ſeine Verlobte ſei, und daß er in Krakau, wo er vor einiger Zeit die Bekanntſchaft mit Louiſe von Roman gemacht, die traurige Nachricht erhielt, ſeine Braut, die ſich nun in Warſchau befindet, habe mit einem Menſchen Umgang, der im ſchlechteſten Rufe ſtehe, und ſchloß dieſe weitläufige Erörterung mit dem Bemerken, daß er nach Warſchau gekommen ſei, ſeinen elenden Nebenbuhler auf Tod und Leben herauszufordern, und die Schändliche öffentlich vor der Welt zu brandmarken.

Mit Verwunderung hörte Amalie dem vor Wuth ſchäumenden Erzähler zu, und konnte ſich kaum vor Erſtaunen faſſen. Denn daß ihre todtgeglaubte Freundin noch am Leben und in Warſchau ſei, war ihr um ſo unbegreiflicher, als ſie es nicht mit der mitternächtlichen Erſcheinung ihrer Freundin zuſammenreimen konnte.

Sie theilte dann dem Hauptmann die ſonderbare Begebenheit mit ihrer Freundin in ihrem Gemache zur Mitternachtszeit mit, und bat ihn, ihr über die geſpenſterhafte Erſcheinung und das ſpurloſe Verſchwinden ſeiner Braut Aufſchluß zu geben. Allein nun war die Reihe des Erſtaunens auf der Seite des Hauptmanns, der ſich dieſes wunderbare Betragen ſeiner Braut noch weniger zu enträthſeln vermochte; da ſie ſich doch eigentlich in der Abſicht nach Warſchau begab, um das Loos ihrer Freundin zu verbeſſern, und ihr in ihrem Unglück beizuſtehen.

Die Eiferſucht, dieſe erfinderiſche und lügenhafte Tochter der Phantaſie, verſuchte nun auf die ſonderbarſte Art, dieſes Räthſel im Hirne des Hauptmanns zu löſen, und rief manchen drolligen Geiſterſpuck aus ſeinem Herzen hervor, der ihm das Blut in Regionen verſetzte, aus denen es keinen Ausweg fand.

Auch im Innern der Frau Roſenhamper, deren Gemüth durch ihr eigenes Geſchick ſehr aufgeregt war, tobten tauſend bunte Gedanken und Gefühle durcheinander; doch der Zweifel an der Treue ihres Mannes führte ihre Seele auf den Standpunkt, von welchem aus ſie das Betragen ihrer Freundin verachtete. Sie verdammte daher im Stillen ihre Freundin, ohne ſich der Beweggründe bewußt zu ſein, die ſie zu dieſem Urtheile verleiteten.

Indeſſen hütete ſich Amalie, nur mit einer Miene ihr Inneres zu verrathen; denn ſie beobachtete, wie es in ſeinem Buſen tobte, und die Flammen der Eiferſucht in ſeinen Augen loderten.

Sie beſtrebte ſich darum im Gegentheil, ihrem Gaſte zu beweiſen, wie unmöglich es ſei, ſeine Braut ſolcher verbrecheriſchen und ehrloſen Handlungen fähig zu halten, und bat ihn, den Verläumdungen kein Gehör zu ſchenken, die ſeine Verlobte eines frevelhaften Umganges mit einem Nichtswürdigen anklagen; da es dem edlen Charakter, den reinen Sitten, der guten Erziehung und der feinen Bildung des Geiſtes und Gemüthes ihrer Louiſe widerſpricht, ſich einem ſo öffentlichen Scandale preis zu geben.

Mit ſcheinbarer Ruhe und Hohnlächeln hörte der Hauptmann Ringelmann der Rede der Frau Roſenhamper zu, und verrieth ſelbſt mit keiner Miene, ob er die Anſichte der Schutzrednerin für ſeine Braut in Zweifel ziehe oder nicht, ſondern ſchwieg, während der Tumult der Empfindungen in ſeinem Buſen furchtbar war. Endlich ſprang er haſtig von ſeinem Sitze auf, wie einer, der einen gefaßten Entſchluß ſchnell in Ausführung bringen will, und wollte von der Frau Roſenhamper Abſchied nehmen; allein er blieb wieder nachdenkend ſtehen, und nahm dann eine Brieftaſche heraus, die er ihr mit den Worten überreichte: „Gewähren Sie mir die Freundſchaft, dieſes auf einige Zeit in Verwahrung zu nehmen. Dieſe Brieftaſche," fuhr er fort, „enthält auch einen von Ihrem Manne acceptirten und heute fälligen Wechſel, den ich einzulöſen bitte, und das Geld in Ihre Obhut zu nehmen, bis ich darüber disponiren werde.

(Beſchluß folgt.)

Ein Attentat gegen Napoleon. 1807.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Zur Zeit des glorreichen Tractats von Tilſit, im Juli-Monat 1807, ſchrieb Napoleon an die Kaiſerin Joſephine:

„Die Königin von Preußen iſt wahrhaft reizend; ſie iſt voller Koketterie gegen mich; ſei deshalb aber nicht eiferſüchtig, ich bin gegen Alles gerüſtet. Es würde mir zu theuer zu ſtehen kommen, wollte ich den Galanten ſpielen."

Die Königin von Preußen war übrigens zu dieſer Zeit nicht die einzige anmuthige und verführeriſche junge

Frau, welche Napoleon zu gefallen suchte. Fast alle Damen des Hofes in Berlin geizten nach einem Blick oder einem Lächeln des großen Mannes; unter diesen indeß wandte keine so viele Mühe auf, als die Gräfin v. H...., ein anbetungswürdiges Weib, das erst seit sechs Monaten mit einem alten General vermählt war. Eines Tages, als man bei der Königin, im kleinen Zirkel, von Napoleon sprach, sagte die Gräfin lächelnd:

— Wie wild dieser unersättliche Eroberer auch sein mag, ich bin überzeugt, daß es nicht durchaus unmöglich ist, ihn zu zähmen und etwas gefügiger zu machen.

— Nehmen Sie sich in Acht, Gräfin, versetzte die Königin, ich glaube, es wäre gefährlicher, wenn es gelänge, als wenn es fehlschlüge. Mit dem Donnerkeil darf man nicht spielen.

— Beruhigen Sich Ew. Majestät, erwiederte die Gräfin v. H....; wenigstens was mich betrifft, was auch geschähe und in jedem möglichen Fall, würde mein Patriotismus mir genügenden Trost liefern.

Diese Worte, mit einer gewissen verschlossenen Exaltation gesprochen, machten alle Damen lächeln, welche zugegen waren; nur die Königin warf einen bedeutenden Blick auf die Gräfin, wie um ihr zu sagen, daß sie sie ganz verstanden.

Nachdem sie so ihre Absichten eingestanden, gab die Gräfin, schön unter den Schönen, voller Geist und Anmuth, sich allen Neckereien, halben Vertraulichkeiten, kurz jeder List der Koketterie hin. Unglücklicherweise, glücklicherweise vielleicht, schien Napoleon in der Liebe wie in der Diplomatie und im Kriege nur verwundbar, wenn er es sein wollte; er bemerkte Frau von H.... kaum und kehrte bald nach Paris zurück. *)

— Nun, liebe Gräfin, sagte die Königin zu Frau von H...., am Tage, nachdem der Kaiser Berlin verlassen, Sie haben ihn also wieder abreisen lassen, wild wie zuvor?

— O! antwortete die junge Gräfin lebhaft, sein Sie versichert, daß noch nicht Alles zu Ende ist.

Und in der That hatte sie von diesem Augenblick an ihre verletzte Eigenliebe und ihren verwundeten Stolz zu rächen. Schon war ihr Racheplan in ihrem Geiste fertig.

Eine fanatische Erbitterung gegen Napoleon fing damals an, sich in Deutschland kund zu geben; die Liebe zum Vaterlande, das Gefühl der National-Unabhängigkeit machte alle jungen Köpfe gähren, man konnte vorhersehen, daß für diese neuen Kasten von Illuminaten, welche sich bildeten, alle Mittel gut sein würden, da sie ihnen durch den edlen Zweck geheiligt schienen.

Unter der Zahl dieser Fanatiker, welche ganz laut davon sprachen, die Welt von dem neuen Attila zu befreien, machte sich durch eine Exaltation, die er weder zu verhehlen, noch in Schranken zu halten suchte, der junge Baron von der Sahla bemerklich, ein schwacher Knabe von kaum siebenzehn Jahren, welcher unter gewöhnlichen Umständen keine Degenklinge ohne Zittern hätte sehen können, welchem aber der Gedanke der National-Unabhängigkeit Deutschlands einen Muth, eine Entschlossenheit einflößte, fähig, Alles zu unternehmen und Allem Trotz zu bieten.

Von der Sahla liebte Frau von H...., sie war seine erste Liebe.

— Edle Gräfin, sagte er einige Wochen nach der Abreise Napoleons und der Unterhaltung mit der Königin, welche wir weiter oben berichteten, angebetete Marie, haben Sie denn kein Mitleid mit mir, der ich meine Seele, mein Leben für einen einzigen ihrer Blicke geben würde?

— Baron Ernst, entgegnete die Gräfin nach augenblicklichem Nachdenken, ich habe geschworen, Allem zu entsagen, so lange der Tyrann von Deutschland noch lebt.

— So sterbe er! rief der junge Sachse und sein Gesicht leuchtete.

— Ja, er sterbe, er, der keinen Anstand genommen zu erklären: „Dieser stolze preußische Adel, ich will ihn sein Brot betteln lehren!“

Diese Worte fuhren wie eine vergiftete Klinge dem jungen Manne ins Herz.

— Nun wohl, sagte er mit dumpfer und drohender Stimme, ich werde betteln, wenn es sein muß, um zu ihm zu dringen . . . ich werde den Streich auf ihn führen! . . . Und dann, Gräfin Marie, werden Sie dann mein sein?

Frau von H.... reichte ihm statt aller Antwort ihre Hand, auf welche er einen feurigen Kuß drückte.

Einige Tage verflossen, während von der Sahla seine Anstalten zur Abreise betrieb; er erschien häufig, seinen Muth bei der Gräfin zu stählen und ihr Zureden, ihre Versprechungen versetzten ihn bald in einen Zustand der Exaltation, daß der bloße Anblick einer französischen Uniform ihn zu den beleidigendsten Bravaden reizte. In dieser Stimmung nahm er von Frau von H.... Abschied und machte sich auf den Weg nach Paris.

— Gehen Sie, Baron Ernst, sagte die Gräfin zu ihm und umarmte ihn; mögen Sie bald zurückkehren,

*) Napoleon verachtete die Frauen, welche ihm Avancen machten: er sagte eines Tages von Frau von ....: „Ich kann diese Frau nicht leiden, weil ich die Frauen nicht mag, welche sich mir an den Kopf werfen, und Gott weiß wie viel Schmeicheleien sie mir gesagt hat.“ (Bourrienne's Memoiren.)

um mich an mein Versprechen zu mahnen; gehen Sie und Gott führe Ihren Arm.

Drei Tage nach seiner Ankunft in Paris schickte von der Sahla sich an, den großen Streich zu führen. Er schrieb an die Gräfin in folgenden Ausdrücken:

„Marie, denken Sie meiner und beten Sie! Der Tyrann wird heute auf die Jagd gehen. Ich werde auf seinem Wege sein, und wenn Sie diesen Brief empfangen, werden wahrscheinlich weder er noch ich mehr auf der Welt sein . . .

„An Muth kann es mir nicht fehlen, geliebte Marie, denn in diesem Augenblick brennt Ihr keuscher und letzter Kuß mir im Herzen."

Von der Sahla's Hoffnung wurde indeß dies Mal getäuscht; mit einem Dolch und zwei Paar Pistolen von starkem Kaliber bewaffnet, stand er an den Zugängen der Tuilerien, den Augenblick erspähend, wo das Wirbeln der Trommeln ihm das Erscheinen des Kaisers verkünden würde. Derselbe Stern, der den großen Mann schon so oft gerettet, sollte nicht gestatten, daß er unter den Streichen eines Fanatikers falle: Napoleon hatte die Jagd aufgegeben; er erschien nicht. *)

So verflossen sechs Monate, ohne daß der junge Baron sich dem Kaiser nähern konnte. Indeß erschöpften sich seine Hülfsquellen, sein Fanatismus wurde weniger finster, sein Muth war vielleicht im Begriff zu schwinden.

Seiner Familie hatte er seine Reise verhehlen müssen. Seine Briefe an die Gräfin von H.... waren alle unbeantwortet geblieben. Eines Tages fand er er sich ohne Brot und war genöthigt, eine sehr mäßige Summe von einem seiner Landsleute zu leihen, mit welchem er zufällig zusammengekommen war. Dieser Umstand fachte seinen Haß wieder an und als er an demselben Abende in die bescheidene Wohnung zurückkehrte, welche er seit seiner Ankunft unter einem angenommenen Namen inne gehabt, ging ein Frauenzimmer an ihm vorüber und sprach die Worte, welche er allein vernehmen konnte: „Baron Ernst, der Tyrann von Deutschland ist nicht todt!"

Von der Sahla wandte sich um und stürzte durch die Menge, aber schon war die geheimnißvolle Erscheinung verschwunden. An der Stimme indeß und dem Tone des Vorwurfs, welcher ihn getroffen, hatte er die Gräfin erkannt.

Am folgenden Tage fing er seine Gänge um die Tuilerien wieder an. Es war Revuetag. Nach seiner Gewohnheit trat Napoleon, nachdem er zu Fuß durch die Reihen gegangen, mitten unter die Zuschauer. Plötzlich zertheilte ein junger Mensch die Menge und suchte sich einen Weg bis zum Kaiser zu bahnen; aber gerade diese Hast vereitelte seinen Plan, und Herr Rôal, der in einiger Entfernung von dem Kaiser herging, hielt den Arm des Mörders in dem Augenblick, wo er ein geladenes Pistol aus der Tasche zog.

Dieser Mörder war von der Sahla.

Napoleon, welchem der Vorgang sogleich berichtet wurde, wollte selbst den Mann verhören, der ihm so verwegen nach dem Leben zu trachten gesucht.

— Wenn es kein Verrückter ist, sagte der Kaiser, so muß es ein kühner Mann sein. . . . Hätte er sonst gewagt, mir mitten unter meiner Garde das Pistol auf die Brust zu setzen?

Von der Sahla wurde vorgeführt und Napoleon konnte sich nicht enthalten, sein Erstaunen an den Tag zu legen, als er diesen schwächlichen, blonden, jungen Mann, mit bleichen unbärtigen Wangen und so sanftem Blick vor sich sah.

— Was hat man Euch dafür versprochen, mich zu tödten? fragte Napoleon.

— Nichts. Ich wollte die Welt von dem Tyrannen befreien, der sie bedrängt; ich hatte keinen andern Zweck.

— Zählet Ihr auf Straflosigkeit?

— Ich kümmerte mich gar nicht darum, was aus mir werden könnte.

— Wie seid Ihr, der Ihr so sanft scheint, auf diesen Gedanken gekommen?

— Ja, ich bin sanft, bin selbst furchtsam; aber ich fühle Kraft und Muth, den Unterdrücker meines Vaterlandes zu erschlagen? *)

— Das ist Fanatismus, sagte Napoleon; so verkehrt man die Ideen und macht man arme Schwachköpfe verrückt. — Nachdem er darauf einige Augenblicke geschwiegen, wandte er sich an den Gefangenen mit den Worten: — Hört, ich will Euch Eure Waffen zurückgeben lassen; Ihr sollt frei sein und könnt morgen zu Eurer

*) Napoleon sagte zu dem Marschall Davoust, als dieser bei einer ganz ähnlichen Gelegenheit Besorgniß zeigte: „Es ist gar nicht so leicht, als Sie zu glauben scheinen, mir das Leben zu nehmen. Ich habe keine regelmäßigen Gewohnheiten, keine festen Stunden. Alle meine Beschäftigungen kommen plötzlich, ich gehe unvermuthet aus. Bei Tische esse ich bald von dieser, bald von jener Sache und eben so gut von dem entferntesten Gericht, als von dem, was vor mir steht." (Memoiren des Herzogs von Rovigo.)

*) In dem zweiten Verhöre von der Sahla'd drückte er sich in folgenden Worten aus: „Ich war erstaunt über den Muth, von welchem ich mich beseelt fühlte, denn ich bin von Natur so furchtsam, daß der Anblick eines Schwertes mich zittern macht. Aber um mein Leben gegen einen Franzosen zu wagen, fühlte ich löwenmuth in mir.

Familie zurückkehren, denn Ihr müßt einen Vater haben, eine Mutter vielleicht, an deren Schmerz Ihr gewiß nicht gedacht habt? Hört, ich verlange für das Alles nichts als Euer Wort, daß Ihr nie etwas gegen mich unternehmen wollt.

Eine Thräne glänzte im Auge von der Sahla's, als er diese edlen Worte hörte. Er zauderte; dann, nach einem Nachdenken von einigen Augenblicken, bat er um 24 Stunden Bedenkzeit, um eine entſcheidende Antwort zu geben. Am folgenden Tage erklärte er, daß er das Wort, welches man von ihm verlange, nicht geben könne.

— Habt Ihr auch recht verſtanden? ſagte der Herzog von Otranto zu ihm, der ſelbſt nach Vincennes gekommen war, um ſeinen Entſchluß zu erfahren; habt Ihr auch verſtanden, daß es ſich darum handelt, Euch die Freiheit wieder zu geben, Euch in Euer Vaterland, in den Schooß Eurer Familie, welche Euch beweint, zurück zu ſenden?

— Ich habe das Alles verſtanden, antwortete der junge Mann mit dem Tone der Ergebung; aber es gibt noch etwas Köſtlicheres, was ich unwiederbringlich verlieren würde, und meine Wahl iſt getroffen. Ich erwarte den Tod.

Der Kaiſer hatte Mitleiden mit dem armen Unſinnigen und wollte nicht, daß man ihn verurtheilte. Dominik Ernſt Baron von der Sahla wurde in der Eigenſchaft eines Staatsgefangenen in das Donjon von Vincennes gebracht.

Hier legte dieſer junge Mann fünf Jahre hindurch eine bewundernswürdige Seelenſtärke an den Tag; keine Klage, kein Vorwurf kam aus ſeinem Munde, und obwohl in ſtrengſter Abſonderung gehalten, verlangte er nie eine Erleichterung ſeines Schickſals. Nur einmal verſuchte er einen Brief aus dem Fenſter ſeiner Zelle zu werfen, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß der Wind ihn ins Freie und in die Hände eines Ehrenmannes führe, der ihn an ſeine Adreſſe gelangen laſſe. Dieſer Brief, welcher an der Feldſeite des Grabens gefunden und von dem Director des Gefängniſſes, Herrn Fauconnier, an den Polizeiminiſter geſandt wurde, trug die Aufſchrift: „An die Frau Gräfin von H.... in Berlin.“ Der Inhalt, den der Miniſter unverzüglich überſetzen ließ, lautete wie folgt:

„Madame!

„Ich ſtrebte nach zu viel Glück oder Ruhm; Gott hat mir Alles genommen. Aber er hat Ihr Bild in meinem Herzen gelaſſen und ich klage nicht. Ich weiß nicht, wo ich bin und was man mit mir vorhat; was aber auch geſchehe, unglücklich kann ich nicht ſein, denn ſo lange ich lebe, wird mein Gedanke bei Ihnen ſein, und wenn der Hauch Gottes aufgehört, mich zu beſeelen, werde ich Sie im Himmel erwarten.

„Beklagen Sie mich nicht, angebetete Marie, aber erhalten Sie mir Ihr Herz, mein einziges Gut hier und im Jenſeits.

„Ernſt von der Sahla.“

Die Niederlage der franzöſiſchen Waffen und der Einzug der Verbündeten in Paris im Jahr 1814 gaben dem Baron von der Sahla die Freiheit wieder. Faſt zu gleicher Zeit hörte er, daß die Gräfin von H.... Wittwe geworden ſei, daß ſie einen jungen preußiſchen Oberſt geheirathet habe und ſich gegenwärtig mit ihrem Gatten in der Hauptſtadt von Frankreich befinde.

Es war der Marquis Delamaiſonfort, welcher mit dem Grafen von Artois, dem General-Lieutenant des Königreichs, in Paris angelangt war und proviſoriſch die Funktionen des Polizeiminiſters verſah, der ſelbſt dem unglücklichen von der Sahla dieſe verſchiedenen Ereigniſſe mittheilte. „Ich habe kein Recht, mich zu beklagen, antwortete dieſer mit Ergebung; ich konnte ſie mir nicht verdienen.“

Und er trug dies neue Unglück mit derſelben Feſtigkeit, welche er während ſeiner fünfjährigen Gefangenſchaft bewieſen. Indeß that er einige Schritte, um eine Unterredung mit der Gräfin zu erlangen; er ſchrieb ihr; aber ſeine Briefe blieben unbeantwortet. Eines Tages endlich wagte er, ſie im Tuileriengarten anzureden, wo ſie allein luſtwandelte.

— Sie ſind ein Narr, mein Herr, ſagte ſie, als er ſeinen Namen nannte, das Beſte iſt, Vergangenes zu vergeſſen.

Von der Sahla entfernte ſich traurig. — Sie hat Recht, ſprach er zu ſich ſelbſt, der Mann, den ſie haßte, lebt noch und ich habe verſprochen, ihn zu tödten!

Um die Mitte des Juni-Monats deſſelben Jahres rollte eine Karoſſe, welche ein gräfliches Wappen trug, über den Pont Royal. Plötzlich ſtürzte ein junger Mann, der ſeit langer Zeit hier zu warten ſchien, an den Kutſchenſchlag, öffnete ihn und rief mit ernſter und ſtarker Stimme:

— Gräfin von H...., ich konnte ihn nicht tödten, ich weiß aber zu ſterben!

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als der Unglückliche ſich in den Fluß ſtürzte.

Zwei Tage ſpäter konnte man in den traurigen Regiſtern der Morgue leſen

„Dominik Ernst Baron von der Sahsa, gebürtig aus Sachsen, todt in der Seine gefunden, am 19. Juni 1814.“ H. R.

Mord.

Auf einem Dorfe in der Gegend von Frankfurt am Main wohnte die Frau eines Soldaten, der im Jahre 1812 mit den Franzosen nach Rußland gezogen und bei dem Rückzuge von Moskau in russische Gefangenschaft gerathen war. Seine Frau hielt sich endlich nach langen Jahren für eine Wittwe, heirathete einen Bauer aus demselben Dorfe und lebte bis vor wenig Wochen dieses Jahres zufrieden mit ihm. Da klopft es im Anfang des Juli eines Abends an die Thüre, die Frau öffnet und erkennt in dem Ankömmling ihren längst todtgeglaubten Mann. Er freute sich, wie nur Jemand sich freuen kann, nach langen Jahren des Leidens, nach langer Gefangenschaft endlich das Glück errungen zu haben, wieder in seine Heimath zurückkehren zu können, wobei er noch erzählte, daß er durch Fleiß und lange Arbeit wohlhabend geworden und nun auch noch Glück und Geld in das Haus bringe, wo einst seine Wiege gestanden; er freute sich also so herzlich, daß er gar nicht merkte, wie bestürzt und verwirrt seine Frau war. Der zweite Mann kommt dazu und man erklärt sich gegenseitig. Der zurückgekehrte Mann verzichtet und bittet blos für eine Nacht um ein Obdach. Dies verweigert man ihm nicht, führt ihn in die Stube, bereitet ihm ein Nachtlager, gibt ihm zu essen und zu trinken, worauf er sich ermüdet niederlegt und sogleich fest einschläft. Aber das gestörte Ehepaar kann nicht einschlafen, da der angekommene Zweite erzählt hat, wie viel Geld er als erworbenes Gut bei sich habe. Beide fürchten zudem, daß sie nun getrennt werden würden, und fassen endlich den teuflischen Vorsatz, ihn auf die Seite zu bringen, was nicht herauskommen könne, da ihn noch Niemand im Dorfe gesehen habe.

Dieser Vorsatz reift plötzlich zur That; der Schlafende wird erdrosselt und dann in einen Sack gesteckt. So nimmt ihn der Mann auf die Schulter, nachdem man ihn seines Geldes braucht, und geht mit der Frau nach einem Sumpfe in der Nachbarschaft, in welchen er versenkt werden sollte. Auf dem Wege dahin reißt aber der Sack und ein Fuß des Ermordeten wird sichtbar. Die Frau schiebt das Bein wieder zurück und nähet das Loch in der Eile zu. Am Sumpfe angelangt, will der Mann den Sack rücklings hinabwerfen, aber in der Angst und und der Eile hat die Frau bei dem Zunähen des Loches den Sack an den Kittel des Mannes festgenäht. Er verliert daher das Gleichgewicht, die Last des Leichnams zieht ihn und er stürzt rücklings mit hinunter, wo er rettungslos versinkt. So schnell folgt zwar die Strafe der bösen That nicht gewöhnlich, aber sie folgt fast immer und man hat noch kein Beispiel, daß ein Verbrecher ungestraft gestorben ist. Die schwindende doppelte Wittwe ward sogleich die eigene Verrätherin ihres Verbrechens und zittert dem Tode durch Henkershand entgegen.

Mixt-Pickels.

— Adelia heißt der, wie man glaubt, 6ste Welttheil, der jetzt fast zu gleicher Zeit von Franzosen und Engländern zwischen Amerika und Australien entdeckt worden ist, und den man zu keinem der bisherigen Erdtheile rechnen will. Den Namen hat ihm der französische Entdecker d'Urville, dessen Frau Adele heißt, gegeben. Indoch wollen die Engländer das Kind ebenfalls taufen. Wie es darauf ausfieht, ist noch nicht beschrieben.

— Als in einer Gesellschaft erzählt wurde, daß jetzt die Werke Friedrich's des Großen herausgegeben werden, bemerkte ein Oestreicher: „Da werden die Wiener halter froh sein, daß sie Schlesien wieder bekommen.“

Ein Schneiderqäler. Clarke, der Länger, der unter der Regierung Jakobs II. und Wilhelms lebte, war ein wahrer Quälgeist für seine Schneider; denn wenn Einer kam, um ein Maas zu nehmen, so hatte er einen ungeheuren Höker auf den linken Schulter, der, sobald der Rock anversucht werden sollte, auf die rechte Schulter gewandert war. Der Schneider entschuldigte sich wegen seines Versehens, nahm den Rock wieder mit, änderte ihn, kam dann wieder und versuchte von neuem, ihn passend zu machen; aber zu seinem großen Erstaunen fand er seinen Kunden so gerade wie ein Pfeil.

— „Wenn ich so unglücklich wäre,“ sagte ein Offizier, „einen dummen Sohn zu haben, so würde ich ihn einen Pfarrer werden lassen.“ — Ein Geistlicher, der sich in der Gesellschaft befand, in welcher diese Bemerkung gemacht wurde, entgegnete alsbald: „Sie sind deshalb anderer Meinung, als Ihr Herr Vater war.“

— In P. sagt man den Kollegien nach, sie hätten viele Beisitzer, aber wenig Beisitzer, auch soll es daselbst wie gute Staatsdamen als Staatsmänner geben, und das stehende Heer in Kriegszeiten ein laufendes sein — die Soldaten sollen nichts besser todtzuschlagen verstehen, als die Zeit.

— Lord Pem..., ein reicher und eleganter Engländer, der in Paris lebt, trägt eine Perücke, will es aber nicht wissen lassen und bietet jede mögliche List auf, damit die Leute glauben sollen, er trage sein eigenes Haar. Lord P. hat dreißig Perrücken, eine für jeden Tag des Monats. Die, welche er morgen tragen wird, hat ein klein wenig längeres Haar, als die,

welche er heute trägt, und sofort vom ersten bis zum letzten Tage des Monats. Diese Chronologie der Perrücken soll das allmählich einfache Wachsen des Haares nachahmen, so daß er zu Ende des Monates keck vor seinen Freunden sagen kann: „mein Haar ist zu lang geworden, ich muß es abschneiden lassen.“ Den Tag darauf erscheint er sodann in der Perrücke No. 1.

Triftiger Grund. Warum geht eine Duell-Aufforderung zwischen jungen Herren, denen es nicht Ernst d'rum ist, gewöhnlich in einen sogenannten „Suff“ oder Weingelage aus? — Damit Beide sich doch rühmen können: einen „Hieb“ davon getragen zu haben!

— Sehr gewöhnlich ist auf den Seen der russischen Ostseeprovinzen die Erscheinung von schwimmenden Inseln. Die vielen tiefwurzelnden Moose und Rinden halten den Boden wie mit einem Filze zusammen, und es reißen sich daher oft solche verbundene Stücke los, die mit Bäumen, Kräutern und Allem was darauf wächst, vom Winde auf dem See hin- und hergetrieben werden. Bald befestigen die Anwohner des westlichen Ufers die Insel mit Stricken auf ihrer Seite, bald, wenn sie ein Sturm losreiß, die des östlichen auf der ihrigen, um ihr Vieh darauf weiden zu lassen. Bald sinken diese Inseln, wenn ihre Gewächse Wasser zogen, zu Boden, bald, wenn sich bei der Fäulniß Gase entwickelten, steigen sie wieder auf die Oberfläche hervor und bedecken sich wieder mit neuer Vegetation.

Das Alter der Thiere. Das Alter, welches Thiere erreichen, ist sehr verschieden. Der Bär wird selten über 20 Jahre alt, der Hund lebt 20 Jahr, der Wolf 20, der Fuchs 14 — 16. Löwen werden 70 Jahre alt; Katzen durchschnittlich 15; das Eichhörnchen 7 — 8; Kaninchen 7. Elephanten sollen selbst bis 400 Jahre alt geworden sein. Als Alexander der Große den König Porus von Indien besiegt hatte, nahm er einen Elephanten, der sich in der Schlacht vorzüglich ausgezeichnet hatte, nannte ihn Ajax und weihte ihn der Sonne. Er ließ ihn darauf los mit der Inschrift: Alexander, der Sohn des Jupiter, hat Ajax der Sonne geweiht. Dieser Elephant, durch seine Aufschrift erkennbar, wurde 350 Jahre später wieder aufgefunden. Schweine sollen manchmal 30 Jahre erreicht haben, das Rhinozeros 20. Ein Pferd soll es bis zu dem außerordentlichen Alter von 62 Jahren gebracht haben, während das Durchschnittsalter im Allgemeinen 25, höchstens 30 Jahre beträgt. Kameele sollen schon 100 Jahre alt geworden sein. Auch der Hirsch gelangt zu einem hohen Alter, das Schaf zu kaum mehr als 10 Jahre, Kühe etwa 15, Wallrosse sollen nach Cuvier — 1000 Jahre lang leben können. Zu Wien starb ein Adler 104 Jahr alt, Schwäne leben bisweilen 300 Jahre. Pelikane werden ebenfalls sehr alt.

— In Ispahan beschäftigen sich täglich bis 120 Menschen allein mit Verfertigung von Brummeisen.

Auflösung von No. 1.: Ottomane.

Modenbericht.

Paris im October.

An Fräulein K. in Leipzig.

Die Röcke und Fracks der Herren sind meist von dunkeler Farbe, mit sehr breiten Revers, welche sich glatt auf die Brust legen; auch die Schöße sind ungemein breit. Die beliebtesten Westen sind die von Cashmir mit ciselirten Goldknöpfen und die von weißem Piqué mit glatten Goldknöpfen. Die Beinkleider sind halbweit und fallen gerade auf den Stiefel.

Heute bin ich im Stande, Dir ein Verzeichniß der neuen Herbst- und Winterstoffe vorzulegen:

Alhambra, mit maurischen Mustern auf einem hübschen Seidengewebe in verschiedenartigen Nüancen. Königssphinx, smaragdgrüner oder rother oder orange Grund, auf dem in Schwarz sehr feine Zweige, Blumen, Vögel, Crocodille und Sphinxe broschirt sind, deren Köpfe, Flügel und Schweife sich untereinander verschlingen. Königs-Ibrahim im Paschas-Genre: große Muster, glänzende Emblème. Diamantine, ein Seidengewebe, das auf einem Goldgrund mit Silber diffrout zu sein scheint. Royal-Victoria, weißer Pekin, mit Spitzenmustern broschirt, hie und da durch Bouquets von Blumen in allen Farben unterbrochen. Royal-Melanie. Man denke sich die Ufer eines Flusses und an denselben junges Rohr, auf dem sich der Purpur der Sonne oder der Nebel des Abends spiegeln, alles dieses auf himmelblauer oder meergrüner Seide. Die Byzantine, ein reicher Stoff mit großen und schönen Mustern, schwarz, blau oder grün broschirt auf feuerfarbenem Grunde. Coburg-Repé, ein schön broschirter Seidenstoff, der zuerst von der schönsten Dame aus der Familie der Coburgs getragen wurde. La Narré. Man kennt die schönen bläulichen Wasserflächen, auf denen sich die rothen, violetten, gelben Wolken des Regenbogens spiegeln. Eben so ist dieser Stoff. Der persische Damast, ein gekörperter, façonnirter Foulard. Der bossellirte Pekin: ganz kleine Carrés von schwarzer Seide in Relief auf grünem, rothem, lila Grunde ꝛc. Der Gourgouron, ein höchst dauerhafter Stoff von Seide in grau, blau oder schwarz, mit broschirten Mustern in allen Farben. Mandarinen-Atlas, ein neues exzentrisches Genre, hübsch zu Damenkleidern. Die sehr schottischen Gros, gre, streifte Pekins, persische Musline, façonnirte Barquerus und herrliche Cashemirs. Unter dem andern Schmucke erwähnen wir besonders Beiruts-Langshawls, albanesische, neapolitanische und andere Langshawls ohne besondere Namen, die von Sammet sind und cannelirte, façonnirte Bänder haben. Ein neuer Plüsch, Erigone-Plüsch, macht Aufsehen und wird häufig zu Kleidern und Shawls verwendet werden.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 8, (III. Jahrgang IV. Quartal)

Die Leipziger Michaelismesse 1841. Beschluß. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anecdoten. — Der rothe Krebs (Eingesandt). — Bemerkungen zu dem Aufsatze über Taucha (Eingesandt).

Expedition: Peterssstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 4. (Sonnabend, den 23. October.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Freundin in der Noth.

Novelle von Blau.

(Beschluß.)

Amalie, aus vielfachen Gründen über die eben getroffenen Verfügungen ihres seltsamen Gastes in Furcht und Schrecken gesetzt, weigerte sich hartnäckig, das Dargebotene in Verwahrung zu nehmen, indem sie ihn bat, dasselbe in kräftigere und sicherere Hände zu geben, als die eines schwachen Weibes sind, und keine übereilte Schritte zu machen, die ihn zum Verbrecher an sich selbst und seiner Braut machen könnten.

Allein der Hauptmann Ringelmann bestand darauf, seine Brieftasche ihren Händen anzuvertrauen, und als er den hartnäckigen Widerstand, den Amalie seinem Verlangen entgegensetzte, nicht mehr zu bekämpfen glaubte, ließ er die Brieftasche in Amalien's Händen, und eilte, ohne Abschied zu nehmen, hinweg. Ehe Amalie sich fassen konnte, ihm nachzurufen, war der Hauptmann verschwunden.

Nachdem Amalie sich nun allein sah, stürmten alle die Begebenheiten dieses Morgens wie erbitterte Feinde auf ihr Herz ein, und sie erbebte unter der Last ihres Mißgeschicks. Die Hand, in der sie die verhängnißvolle Brieftasche des Hauptmanns hielt, zitterte ihr, und doch hielt sie dieselbe fest, aus Furcht, dieselbe abhanden kommen zu lassen, obschon sie wie höllisches Feuer brannte, und sie dieselbe verwünschte.

Sie wußte, daß sie die furchtbare Waffe in ihrer Hand habe, die ihr Glück hinmorden wird; sie wußte, daß der Wechsel, der sich in der unglückseligen Schreibtafel befindet, ihrem Mann noch heute zum Bettler und vielleicht zum Sträflinge machen werde, und doch sollte sie diese schreckliche Waffe zu ihrem eigenen Unglücke verwahren, und sie sogar zu ihrem eigenen Ruine selbst gebrauchen. Schreckliches Loos für ein schwaches, edles Weib!

Es zischte zwar oft die Schlange der Versuchung in ihrem Busen, ihr geängstigtes Herz überredend, daß es kein Verbrechen sei, den Giftbecher, den sie nun aus eigener Hand ihrem Lebensglücke reichen sollte, zu vertilgen; allein die kräftige wohlgeübte Stimme ihres Gewissens übertäubte dieses teuflische Schlangengezisch, und ihr besseres Selbst trat als Sieger hervor aus diesem innern Kampfe. Amalie entschloß sich, lieber zu unterliegen, als einen Schritt zu thun, gegen den sich ihre edle Seele mit ganzer Macht widersetzte.

Ein Strom heißer Zähren, der die gewitterschwangern Wolken ihrer Seele entleerte, erleichterte ihr das Herz und besänftigte den Sturm und die empörten Elemente ihres Innern. Wie eine duftende Rose, die der Sturm gebeugt, richtete sich ihre Seele auf. In geduldiger Ergebung und im heiligen Vertrauen auf die unsichtbare Hand über den Sternen, wollte sie nun der drohenden Zukunft entgegengehen, deren schauerliche Scenen durch den finstern Vorhang, der sie verhüllte, durchschimmerten.

Nur darüber war sie mit sich noch nicht einig geworden, wie sie den ihr anvertrauten Wechselbrief des Hauptmanns auf ihrem Mann einkassiren solle, ohne den Verdacht auf sich zu wälzen, als ob diese Sache nur ein Spiel ihrer Rache gegen ihren treuvergessenen Mann sei. Denn sie kannte ihren Heinrich, und wußte wohl, daß er diesen ganzen Handel, wenn es von ihr ausginge, für ein Werk der Rache ihres Vaters betrachten würde.

Sie faßte daher den Entschluß, den Buchhalter Mi-

ſchek in ihr Vertrauen zu ziehen, um mit ihm zu berathſchlagen, wie dieſer verhängnißvolle Auftrag in's Werk zu ſetzen ſei.

Zugleich hat ſie ſich auch entſchieden, ihrem Vater, der, wie ſie eben von dem Hauptmann Ringelmann vernommen, von ihrem Schickſale unterrichtet war, ihre verzweifelte Lage zu ſchildern, und ſeine väterliche Hilfe anzuflehen.

Doch wir müſſen jetzt unſere unglückliche Amalie verlaſſen, um dem Hauptmann zu folgen, der mit furchtbaren Gedanken ſchwanger, aus dem Gemache der Frau Roſenhamper wie ein Wahnwitziger forteilte.

3.

Als der Hauptmann Ringelmann das Gemach der Frau Roſenhamper verlaſſen hatte, ſtürmte er wie der glühende Sirocco durch die Straßen der Stadt Warſchau, von einem Gaſthauſe zum andern eilend, überall nach ſeiner Braut ſich erkundigend; und je mehr er ſich überzeugt, daß ſeine Mühe, ihr auf die Spur zu kommen, vergebens ſei, deſto heftiger wüthete und tobte es in ſeiner Seele. Der Krater der Eiferſucht war eröffnet, und Feuerſtröme der Rache brachen aus demſelben hervor, die alle andern Empfindungen und Gedanken mit ſich fortriſſen und ſeinen ganzen Buſen ſo überfluthten, daß ihm die Bruſt beklommen war, und das Blut in ſeinen Adern zu ſtocken ſchien.

Wie ein Wahnſinniger rannte er endlich, ohne Zweck und faſt bewußtlos, von dem Stachel wilder Leidenſchaft gereizt und getrieben, durch die Stadt, und ſank erſchöpft und ermattet auf einer Wieſe außerhalb Warſchau's nieder, ſeine glühende Stirne in's kühle Gras tauchend, wo er in einem halb ohnmächtigem Zuſtande eine Meile liegen blieb.

Doch nachdem der Sturm, der den ganzen Inhalt ſeiner Seele chaotiſch untereinander warf, ſich gelegt, das Blut ruhiger in ſeinen Adern zu fließen begonnen hatte, jedes Gefühl, jeder Gedanke in ſeinen Schacht wieder zurück ſank, und die lichten Strahlen ſeines Verſtandes in ſeiner Seele ſich wieder abſpiegelten, erhob ſich der Schmerz verſchmähter Liebe aus den Tiefen des Herzens und ſtimmte ſein Klagelied an. Aufgeriſſen waren alle Wunden, die ihm das Schickſal jemals geſchlagen, aufgethauet das Weh, das ſein Leben je geboren und in dem kalten Strom der Zeit erſtarrte, und alle die Thränne einer ſchönen Zukunft hüllten ſich in Trauer und weinten an dem Grabe ſeines Glückes.

Wie ein Träumender richtete er ſich jetzt auf, und erſtaunte darüber, ſich unter freiem Himmel und auf offenem Felde zu ſehen. Er wollte ſich aufraffen, allein er fühlte ſeine Glieder wie gelähmt.

Oede und wüſt war es in ſeinem Herzen, keine Hoffnung, die ſein Herz erfreuen konnte, war durch den weiten Raum der düſtern Zukunft zu ſchauen. Die einzigen Weſen, die ſein Inneres belebten, waren die Liebesſchmerzen mit ihren Seufzern und Klagen, umgeben von blutigen Rachegedanken, und gereizt von den drohenden Geſpenſtern der Eiferſucht.

Er überdachte jetzt Alles, was er ſeit ſeiner Ankunft in Warſchau hinſichtlich ſeiner Braut in Erfahrung gebracht hatte, und jemehr er die Ereigniſſe dieſes Morgens miteinander verglich, deſto mehr ſchaudrete er vor dem Gedanken zurück, daß ſeine Verlobte eine Verworfene ſei, die ihm nur Liebe geheuchelt und es nie ernſt mit ihm gemeint hat.

Von dieſer Anſicht geleitet, bedauerte er weniger ihren Verluſt, als die Vernichtung der ſchönen Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft.

Er ſtrengte ſich zwar jetzt an, die Geliebte zu verachten, die ihn ſo ſchändlich betrogen; allein die Liebesſtrahlen, die durch die Nacht ſeines Verhängniſſes ſchimmerten, erhellten noch immer das ſchöne und reizende Bild ſeiner Louiſe, und beleuchteten den ſeltenen Schatz, den ihm das Schickſal ſo grauſam entriſſen hat, daß ihm das Gefühl der Verachtung, mit dem er ſich gegen ſein Unglück, gegen ſeine Freundin ſchützen wollte, mehr ſchmerzte, als die Zerſtörung ſeines Liebesglückes. Denn trotz der Untreue ſeiner Louiſe liebte er ſie dennoch heiß und innig, und die Täuſchungen, denen er ſich hingab, und die ihm die Verachtung ſeiner Geliebten aufdrängen, ſchwanden vor dem Glanze ſeiner Liebe.

Er fühlte es, daß er ſeiner Louiſe vergeben könnte, wenn ſie ſich reuevoll in ſeine Arme ſtürzen wollte, allein die immer wieder auftauchenden Leuchten ſeiner Eiferſucht hüllten jedes beſſere Gefühl in ihm in Rauch, und forderten die Rachegeiſter heraus.

In dieſem Kampfe ſeiner Gefühle befangen, ſtarrte er wie leblos in die Luft und würde lange in dieſem Zuſtande verharrt haben, wenn ihn nicht das Rollen des Donners über ſein Haupt aus ſeinem Hinbrüten geweckt hätte.

Er ſprang nun von dem Raſen, auf dem er ſaß, haſtig auf und trat den Rückweg in die Stadt an, der vor einem Garten führte, den die Wellen der Weichſel beſpülte. Allein, anſtatt auf dem ſchmalen Wege fortzugehen, der an dem Park ſich fortſchlängelte, trat er in Gedanken tief verſunken in eine Allee des Gartens, die ihn hat an einer Altane vorbeiführte, in der er eine

Stimme vernahm, die er sogleich für die seiner Braut erkannte.

„Ha! hab ich Dich endlich gefunden, Schändliche!“ rief der Hauptmann mit der Stimme eines Verzweifelten aus, und rannte wüthend um die Allee herum, dem Eingange derselben zu. Wie versteinert blieb er vor der Thür der Allee stehen, als er seine Louise weinend, als er sie je gesehen, auf einem Divan, und zu ihren Füßen einen Mann erblickte, der in der einen Hand einen Schmuck, mit der andern Hand das weiße Sammthändchen der Braut des Hauptmanns hielt und mit Küssen bedeckte.

Als Louise von Roman den Hauptmann wahrnahm, war sie zwar im Anfange überrascht über sein unverhofftes Erscheinen, allein sie wußte sich sogleich zu fassen, und gab ihrem Bräutigam ein Zeichen, sich zu entfernen, indem sie ihm freundlich und liebreich zuwinkte.

Der Mann zu ihren Füßen aber, der, von seiner Liebesflamme geblendet, von dem ganzen Manöver nichts wahrnahm, rief einmal über das andere: „O, theure Louise, angebetete Freundin! nehmen Sie dieses Geschmeide zum Andenken an die Seligkeiten dieser Stunde.“

Von dieser, mit dem Ausdrucke der größten Vertraulichkeit und glühendsten Leidenschaft gehaltenen Anrede an Louise von Roman electrisirt, durchbrach die gewaltig zurückgehaltene Wuth den Damm, und der Hauptmann stürzte wie ein gereizter Tiger auf seinen Raub, auf den Knienden hin, schleuderte ihn mit einer Gewalt auf den Boden hin, daß es die Allee bis auf den Grund erschütterte, zog dann seinen Degen und wollte das Herz seines Nebenbuhlers durchbohren, indem er ihm mit einer Donnerstimme entgegenrief: „Elender, empfange die Strafe Deiner Verbrechen!“

Allein Louise trat in diesem Augenblicke dem Hauptmann entgegen mit den Worten: „Halt' ein, Rasender!“ riß ihm den Degen aus, eilte von der Allee hinweg, indem sie dem auf dem Boden Hingestreckten ein Zeichen gab, ihr zu folgen.

Der Hauptmann, der vor Erstaunen sich nicht fassen konnte, blieb wie eine Bildsäule bei diesem Vorgange stehen, während sein Nebenbuhler, der, wie meine freundlichen Leserinnen schon errathen haben werden, kein anderer war, als Rosenhamper, die Zeit der Ohnmacht seines Gegners benützte, und sich rasch aufraffte, um seiner Angebeteten zu folgen.

Die Anstalten Rosenhamper's, sich aus dem Staub zu machen, brachten den armen Hauptmann wieder zum Bewußtsein, und die Folge davon war, daß er den Anbeter seiner Louise fest beim Arm ergriff, und ihm mit rauher Kommandostimme zurief: „Schurke! nicht von der Stelle!“

Rosenhamper, der keine Memme war, und indem sein Blut kochte, entgegnete ihm ganz kurz: „Hier, Hauptmann, hat Ihr Kommando keine Macht, und ich kümmere mich wenig um Ihre Befehle. Und was den Schurken anlangt, so habe ich dasselbe Recht, Sie so zu nennen, wie Sie mich,“ dabei entwand er seinen Arm der Hand des Hauptmanns, und wollte seiner Wege gehen. Aber der Verlobte der Frau von Roman vertrat ihm den Weg und sagte zu ihm vor Wuth schäumend: „Dieß Schmach sollst Du, Verruchter, mit Deinem Blute auslöschen!“

„Verlangt Dein Herz nach meinem Blute,“ erwiederte Rosenhamper mit Ironie und Bitterkeit, „so lechze ich nach Deinem Herzblute. Schimpf um Schimpf und Tod um Tod!“

„Wohlan!“ entgegnete der Hauptmann, vor Zorn stampfend, „so mögen die Pistolen auf Tod und Leben entscheiden zwischen uns.“

Rosenhamper nahm diese Herausforderung mit scheinbarer Gleichgiltigkeit an, bestimmte die neunte Stunde gegen Abend, als die Zeit, und die Allee hinter der Altane, wo sie sich befanden, als den Ort ihres Zweikampfes, und begab sich eiligst in die Wohnung der Louise von Roman, um ihr die Kunde von dem bevorstehenden Duelle zu hinterbringen.

Louise erschrack anfangs über diese Nachricht, wußte sich jedoch in Gegenwart ihres Anderen zu fassen, und indem sie ihm Muth und Entschlossenheit predigte, zog sie sich zurück, um an ihre Freundin Amalie den bevorstehenden Zweikampf ihres Mannes anzuzeigen, und sie zu diesem Schauspiele einzuladen, ohne den Brief mit ihrem Namen unterfertigt zu haben.

Der Hauptmann Ringelmann, der dann einige Versuche gemacht hat, noch vor seinem Zweikampfe von seiner Louise vielleicht auf immer Abschied zu nehmen, die aber immer vereitelt wurden, brannte darum vor Ungeduld, seinem Nebenbuhler das Lebenslicht auszulöschen, und hielt sich, nachdem er das Nöthige zum Duelle besorgt hat, den ganzen Tag über in der Nähe seiner Louise auf, um ihrer vielleicht ansichtig zu werden.

4.

Amalie, durch die Hiobspost von dem nahen Zweikampfe ihres Mannes im Innersten erschüttert, fühlte erst recht, wie sehr sie ihren Heinrich liebte, und sie wollte lieber im tiefsten Elend mit ihm, als im größten Glücke ohne ihn leben. Obschon die Ehre ihres Gemahls ver-

loren war, und eine traurige Zukunft ihrem Geiſte vorſchwebte, die das Werk ihres Heinrich's war, zitterte ſie doch für ſein Leben, das ihr theurer war, als ihr eigenes.

In Angſt und Verzweiflung ſuchte ſie beim Buchhalter Miſchek, ihrem einzigen Freunde, in ihrer jetzigen, furchtbaren Lage, Hilfe und Rath. Dieſer fand keinen andern Weg, das Leben ſeines Prinzipals zu retten, als mit dem Wechſel des Hauptmanns, der ſich in Amalien's Händen befand, einen Verhaftsbefehl auf Roſenhamper zu erwirken.

Amalie, dem die Gefangenſchaft ihres Mannes willkommener als ſein Tod war, ſtimmte mit blutendem Herzen dem Vorſchlage ihres Buchhalters bei, der ſich beeilte, ſeinen Rath ſchnell in's Werk zu ſetzen.

Indeſſen rückte die furchtbare Stunde des Zweikampfes heran, und ein ſchöner Herbſtabend breitete ſeine Schattenflügel über die Erde aus. Der blaue Himmel hatte ſchon ſeine Millionen Flammenaugen geöffnet, um die Erde, ſeine reizende Braut, wie ein liebender, eiferſüchtiger Bräutigam zu bewachen. Das Rauſchen des Laubes der Bäume und der Wellen der Weichſel ſchienen die Liebesſeufzer der ſchlummernden Braut zu ſein, und die blauen Hügel in der grauen Ferne ſtanden wie Hochzeitsgäſte vor dem rauchenden Altare.

An dieſem Abende war es, wo Amalie mit ihrem Buchhalter durch den Garten eilte, wo der verhängnißvolle Zweikampf zwiſchen ihrem Gemahl und dem Hauptmann Ringelmann Statt finden ſollte, und als ſie dem bezeichneten Orte hinter der Altane nahe kamen, ſagte der Buchhalter Miſchek zu ſeiner in Thränen zerfließenden Begleiterin: „Hier iſt der unglückſelige Ort, wo die Raſenden zuſammentreffen werden, und dort hinter der Laube halten die Schergen, die nach unſerer Verabredung beim Erſcheinen Ihres Mannes hervortreten und ihn verhaften werden.“

Kaum hatte Miſchek ausgeſprochen, als Louiſe von Roman ihrer Freundin in die Arme flog, ſie mit Küſſen und Thränen bedeckend.

Lange hielten ſich die beiden Freundinnen feſt umklammert, und fühlten in dieſer ſtummen Umarmung mehr, als man ein Menſchenleben hindurch mit Worten ausdrücken vermag, bis Louiſe das Schweigen brach, und an ihre theure Jugendgeſpielin, die ſie noch umſchlungen hielt, folgende Worte richtete: „Viel, ſehr viel, haſt Du, geliebte Amalie, gelitten, und ich fühle Dein Wehe, Deinen Schmerz in ſeinem ganzen Umfang, doch nun hat Dein Unglück ein Ende und einer ſchönern Zukunft kannſt Du mit Zuverſicht entgegen ſehen. Und in mir, holde Freundin, himmliſche Dulderin, in mir,“ fuhr ſie mit Begeiſterung fort, „erblicke Deinen rettenden Engel.“

„Wie ſoll ich Deine Worte deuten?“ erwiederte die erſtaunte Freundin, „jetzt, wo ich um das theure Leben meines Heinrich's zittere, jetzt ſoll meinem Mißgeſchicke ein Ziel geſetzt werden, da vielleicht der Tod meines geliebten Mannes alle Qualen der Hölle erſt über mein Haupt anſchütteln ſoll? Nein! meine Louiſe! Du täuſchſt Dich,“ fuhr ſie im bitterſten Schmerze fort, „wenn Du glaubſt, daß der Tod meines Heinrich's mit willkommen ſei, weil ich aus ſeiner Hand den Leidenskelch empfing, den ich bis zur Neige geleert habe. Lieber noch tauſend Mal mehr Elend und Schande an ſeiner Seite, als dieſes Leben ohne ihn! Ohne ihn wird mir das Leben zur Höllenpein werden, und mit ihm trage ich das härteſte Loos mit Luſt.“

„An dieſer Rede erkenne ich meine edle Amalie,“ entgegnete Louiſe, und preßte ſie an ihr Herz, doch Du haſt mich nicht recht verſtanden.“

Nun erzählte ſie ihr, wie ſie im Auftrage ihres Vaters nach Warſchau geeilt ſei, um ihr in ihrem Unglücke beizuſtehen; wie ſie ſich in der Nacht, wo Amalie über ihr Erſcheinen in ihrem Gemache ohnmächtig wurde, dazu entſchloſſen hat, ihren Gemahl aus den Klauen jener verhaßten Buhlerin, die alles Unglück über ſie gebracht hatte, zu reißen, und in ihre Netze zu locken, um den Reſt des Vermögens ihres Mannes zu retten, und ihn zu überzeugen, welches Elend ſolche verbrecheriſche Liebeshändel über ihn zu bringen vermögen; wie ſie dieſen Plan in's Werk geſetzt hat, und mit Aufopferung ihres guten Rufes, ihrer Liebe und Ehre ihr Ziel nun erreicht hat, indem ſie ihren Mann auf den Bettelſtab gebracht, und ſein Leben auf's Spiel geſetzt.“ Hier ſchloß ſie ihre Erzählung, indem ſie ihrer Freundin ein Paket überreichte. „Hier findeſt Du den Ueberreſt Deiner Ausſteuer ſammt Deinem Geſchmeide, die ich Deinem Heinrich entlockte, und ich hoffe, daß ihn dieſe Lektion für ſein ganzes Leben gewitzigt haben wird, wenn noch ein Funke von Ehre in ſeinem Buſen glimmt.“ Die überraſchte und vor Verwunderung und Erſtaunen ihrer Sinne kaum mächtige Freundin, fiel Louiſen um den Hals und badete ſie in ihren heißen Thränen der Freude und des Dankes.

Roſenhamper, der während dieſer Scene in der Altane, und der Hauptmann Ringelmann, der in einer nahen Laube die Erzählung der Louiſe von Roman belauſchte, ſprangen jetzt aus ihrem Verſtecke hervor, wo ſie mit pochendem Herzen der Stunde des Zweikampfes entgegenſahen.

Roſenhamper ſtürzte ſich reuevoll und mit zerknirſchtem Herzen zu den Füßen ſeiner Amalie, ſein Geſicht

das von Schamröthe übergossen war, an dem Busen seiner edlen Gattin verbergend, und der Hauptmann drückte mit Entzücken und Wonnefühl seine hochherzige Braut an sein liebevolles Herz.

In diesem Augenblick traten die bestellten Schergen aus ihrem Hinterhalte hervor, und zu dem knieenden Rosenhamper mit den Worten hin: „Sie sind unser Gefangener!“ und zeigten ihm den Verhaftsbefehl vor.

Amalie berichtete nun, was sie in ihrer großen Angst und Verzweiflung durch diesen Verhaftsbefehl bezwecken wollte, und bat den Hauptmann, in dessen Namen sie denselben erwirkt hat, davon gegenwärtig abzustehen. da sie nun in der Lage sei, die Gläubiger seines Gemahls befriedigen zu können, wobei sie mit Wohlgefallen auf das von ihrer Freundin eben empfangene Paket wies.

„Da habe ich auch ein Wörtchen darein zu reden,“ sprach jetzt Louise schalthaft, und nahm dabei die gravitätische Stellung und die feste Baßstimme eines Bürgermeisters an. „Denn ich halte,“ fuhr sie fort, „vielmehr dafür, den Verhaftsbefehl immerfort über Freund Rosenhampers Haupt schweben zu lassen, damit wir doch die Ruhe immer in Verelschaft haben, mit der wir das Kind, im Falle es wieder unartig und eigensinnig werden sollte, bestrafen können.“

Darauf forderte sie die Ordre den Schergen ab, die sich entfernten, und redete Rosenhamper folgendermaßen an: „Um Sie aber, mein werther Freund, vor Rückfällen in Ihre Schwächen zu schützen, und Ihnen diese Geißel zu ersparen, (wobei sie auf den Verhaftbrief lächelnd hinzeigte) nehmen Sie den guten Rath von Ihrer aufrichtigen Freundin an, und sagen Sie dem Leben in der Stadt, wo leider nur zu viele unwiderstehliche Lockungen für leichtsinnige Herren sind, auf immer Lebewohl! und ziehen Sie dann mit uns auf's Land, wo Ihr krankes und schwaches Herz in der freien Natur erstarken wird. Mit einem Theile Ihres durch mich geretteten Vermögens,“ fuhr sie fort, „können Sie als ehrlicher Mann Ihre Schulden tilgen und der Rest wird hinreichen, ein kleines Gut zu kaufen, das, bei einer guten Haushaltung und eisernem Fleiße im Stande sein wird, Ihnen und Ihrer edelmüthigen Gattin ein sorgenfreies, unabhängiges Leben zu verschaffen.“

Freudig willigte Rosenhamper, der des wüsten Lebens schon satt und überdrüßig war, und den die Reize und die einfachen Freuden des Landlebens anlockten, in diesen Vorschlag, dem Amalie auch mit Entzücken beitrat, und die ganze Gesellschaft verließ dann den Garten, um in Rosenhamper's Wohnung ein einfaches, aber von wahrer Freude und aufrichtigem Jubel gewürztes Versöhnungsfest zu feiern, das bis zum anbrechendem Morgen dauerte!

Darauf verließen sie insgesammt, mit Ausnahme des wackern Buchhalter Mischek, der zur Ausgleichung der Geschäfte seines Prinzipals zurückblieb, Warschau mit allen seinen großen und kleinen Freuden und Leiden, und flogen an den kräftigen Busen der ewig jungen Natur hin.

Der große St. Bernhard.

Dies ist der Name eines sehr hohen, zusammengesetzten und mit beständigem Schnee bedeckten Gebirges, das mitten in der langen Kette von Alpengebirgen zwischen Balais und dem Thale Aosta liegt und 8264 Fuß über die Fläche des Mittelmeeres erhaben ist. Ueber dieses Gebirge geht ein Weg nach Savoyen, der aber wegen der vielen Schneemassen sehr gefährlich ist. Fast auf der höchsten Spitze desselben steht ein Kloster, dessen menschenfreundliche Mönche sich mit Bewirthung der Reisenden und Aufsuchung der Verirrten beschäftigen. — Ueber diesen Berg zog Napoleon als General vom 15ten bis 21ten Mai 1800 mit 20 Halbbrigaden Infanterie und 14 Regimentern Reiterei.

Ein savoyischer Edelmann, Bernhard de Menthon, der hier im 10. Jahrhunderte das bereits erwähnte Kloster baute, gab dem Berge seinen Namen. Dieser Berg wird für die höchste Erderhöhung auf der Halbkugel, die wir bewohnen, und für die erhabenste Gegend, wo Menschen je ihre Wohnung aufzuschlagen gewagt haben, gehalten.

Der Aufenthalt ist hier schrecklich. Es herrscht hier ein ewiger Winter. Das durch den Abglanz des Schnees geblendete Auge des Wanderers sucht vergeblich einen bemoosten oder grünenden Erdfleck, um sich auszuruhen. Man findet hier keinen Baum, keinen Strauch, keine Pflanze. Auch keine Spur von Thieren sieht man, außer von Gemsen und Alpenlerchen. Aber auch diese Thiere halten sich nur unter den ersten Abstufungen des Berges auf; denn so wie der Reisende höher klimmt, entfernt er sich von Allem, was athmet. Erreicht er endlich eine gewisse Höhe, so sieht er sich durchaus ganz allein. Die Wolken ziehen unter seinen Füßen fort und vor sich sieht er nichts als ungeheure Schneemassen, in mehrern Haufen übereinander gestürzt. Er hört nichts als das furchtbare Losbrechen der Schneeklumpen, die sich

von ihren Stellen ablösen und mit entsetzlichem Krachen in die Abgründe stürzen. In dieser von der Natur gleichsam vergessenen Gegend, auf dem Gipfel dieses Berges, ist es, wie gesagt, wo sich aus Menschenliebe und edlem Heldenmuthe, so wie durch reine Tugend geleitet, mehrere Mönche, die die Achtung aller Menschenfreunde verdienen, in einem Kloster zu wohlthätigem Zwecke vereinigt haben. Hier von der Welt abgesondert, und nur mit denen in Gemeinschaft, welche der Zufall, die Neugier oder Unglücksfälle in ihr Kloster führen, üben diese guten Menschen die erhabensten Pflichten der Menschheit aus. Von keiner Vorliebe, weder für ihre Nation, noch für ihre Religionsparthei beherrscht, nehmen sie mit dem nämlichen Eifer alle Menschen ohne Ausnahme auf, die bei ihnen einen Zufluchtsort suchen. Sie sehen durchaus hierbei weder auf Stand noch Rang, noch auf Religion. Diese Abstufungen, die im gesellschaftlichen Leben mit lebhafter Empfindung berücksichtigt werden, und um welcher Willen schon so Mancher sich zurückgesetzt und zum Unglück verdammt sah, haben in den Augen dieser Menschenfreunde nichts Unterscheidendes. — Auch bei jedem Reisenden werden diese Gegenstände, nämlich Rang, Stand, Religionsparthei u. s. w. vergessen, als Dinge, die er hinter sich gelassen hat, und die ihren Werth verlieren nach dem Maaß, wie er auf diesem Berge emporsteigt.

Diese Einsiedler des Bernhardberges schränken, wie wir anfangs bemerkt haben, ihre Wohlthätigkeit nicht blos auf Gastfreiheit ein; der Hauptzweck ihrer Stiftung ist: den Reisenden zu Hilfe zu kommen, die sich etwa verirrt haben, oder die durch Schneemassen verschüttet sind, oder sich dem Bedürfnisse des Schlafes überlassen haben, dem man so schwer widerstehen kann, wenn man, umgeben von Schnee, durch die Kälte überwältigt wird.

Ihre Wanderungstage, wo sie sich mit Aufsuchung der Menschen beschäftigen, sind gerade diejenigen, an welchen die Natur das meiste Grausen erregt. Wenn der Dunstkreis voll dicken Nebels ist, wenn der Schnee in großen Flocken fällt, dann ist der Zeitpunkt, in welchem sich diese unternehmenden Menschen auf den Weg machen. Sie sind sodann mit langen Stangen bewaffnet, und werden von Hunden begleitet, die ihre Führer sind. Der Schnee macht oft den Weg ganz unkenntlich, und bedeckt ihn mit so dicken Haufen, daß man davon nicht die geringste Spur sieht; die Hunde führen auch die Einsiedler, wenn sie sich verirrt haben, nach Hause.

Die Eigenschaften dieser treuen Begleiter sind bewundernswürdig. So tief auch immer ein menschlicher Körper unter dem Schnee begraben sein mag, so spüren sie ihn dennoch aus. Sie zeigen ihn ihrem Herrn durch Schnauben und Kratzen an, und nie finden sich diese beim Nachgraben getäuscht. Nach einem solchen Zeichen wird mit der langen Stange der Grund durchsucht, und der Körper bald hervorgezogen. Er mag nun tode oder blos erstarrt sein, so wird er mit der größten Sorgfalt nach dem Kloster getragen, wo alle Hülfsmittel, ihn ins Leben zurückzurufen, angewendet werden. Oft glückt es, manchmal ist aber nichts, als ihm die letzte Ehre zu erweisen übrig.

Die Todten werden in einer auf der Morgenseite des Klosters liegenden Kapelle aufbewahrt; denn da Alles umher blos Felsen ist, so ist es unmöglich, die Leichname in die Erde zu versharren. An diesem Orte ruhen die nur mit einem Leichentuche bedeckten Körper und trocknen, ohne in Fäulniß überzugehen, langsam aus. Sie liegen nicht, sondern ihre Stellung ist stehend, einer dicht vor dem andern und zwar gegeneinander, so daß des zuletzt Gebrachten Kopf auf der Brust seines Vorgängers ruht. Mehrere derselben sind von ihren Verwandten oder Freunden zwei, auch drei Jahre nach ihrem Tode noch erkannt worden. Im Jahre 1791 sah man vier Reihen dieser aufgestellten Todten. In diesem Jahre waren auch alle Hunde dieses Klosters umgekommen, bis auf eine einzige Hündin, die allein übrig blieb. So groß auch der Eifer und die Thätigkeit dieser Einsiedler ist, so sind ihre Wanderungen doch nicht hinreichend, alle Unglücklichen dem Tode zu entziehen; denn alle Jahre, wie der Schnee schmilzt, werden Leichname gefunden.

Des Mauren Rache.

Arthur, ein junger hübscher Mann von lebhaftem Temperamente, kam in den ersten Tagen des Monats August 1830 als Lieutenant in der französischen Armee nach Algier. Seine Einbildungskraft malte ihm den Orient mit den lebhaftesten Farben und all dem Zauber der „tausend und eine Nacht"; er träumte von nichts als balsamischen Düften, schwelgerischen Nächten und den tadellosen Schönen in Mahomeds wollusthmenden Paradiese.

Bald nach seiner Ankunft machte Arthur einige Gänge durch die Stadt. Algier war damals nichts als ein Haufe weißer, nur hier und da durch äußerst enge Gäßchen getrennter Häuser, welche in amphitheatralischer Form den Abhang eines Hügels einnahmen. Dazwischen sah man eine Menge spitzig zulaufender Thürme, Minarets

und die verſchiedenen Befeſtigungswerke, welche die Stadt umgaben. Dazu denke man ſich die ſchmalen, dunkeln und kühlen Gaſſen, in denen der finſtere, träumeriſche Maure und die ſtolzen Söhne des Gebirges, die Kabylen mit ihren langen, weißen Burnuß einherſchreiten, während das lebhafte franzöſiſche Militair in ſeinen dienſtlichen Verrichtungen die Stadt nach allen Richtungen durchſtreift und allenthalben Leben und Bewegung verbreitet. Deſto ſeltener erblickt man Frauengeſtalten, die nur ſparſam, gleich duftigen Blumen auf dürrer Haide auftauchen, um uns durch ihr ſchwarzes Auge, das ſchwermüthig aus dem verſchleierten Antlitze hervorblickt, anzuziehen und zu bezaubern.

So war damals Algier, ein buntes Gemengſel von Häuſern und Menſchen mit dem orientaliſchen Anſtriche, Algier, die ehemalige Piratenſtadt, welche ſich ihrer Barbarei noch nicht entäußert, und auch die franzöſiſche Geſittung noch nicht angenommen hatte. Arthur war auf Alles aufmerkſam, und ſeiner Beobachtungsgabe entging keine Schattirung dieſes originellen Gemäldes.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ſchimmerten noch auf den Terraſſen der Stadt und umgaben die Gipfel des majeſtätiſchen Atlas mit hellem Glanze; das Meer lag wie ein ſpiegelklarer See vor den Augen des Beſchauenden und ſeine Wellen ſchaukelten die zahlloſen Schiffe, deren Flaggen vor dem Hauche der friſchen Abendluft luſtig emporflatterten. Es war einer jener herrlichen Abende, welche die Bewohner für die drückende Hitze des dortigen Climas zu entſchädigen beſtimmt ſind.

Arthur betrachtete von ſeiner Terraſſe dieſes großartige Schauſpiel, das ſeine Seele mit tauſend lieblichen Bildern erfüllte. In ſeiner Begeiſterung entging ihm ſogar eine Gruppe reizender Frauen, die ſich beim eintretenden Abenddunkel auf einer benachbarten Terraſſe verſammelte. Jedermann weiß, daß dies im Orient Sitte iſt. Kurz vor dem Eintritte der Dämmerung ſteigen die Frauen auf die Terraſſen ihres Hauſes, um daſelbſt in ruhiger würdevoller Haltung die reine Abendluft und den Augenblick von Freiheit, der ihnen gegönnt iſt, zu genießen. Es iſt dies ihr einziges Glück, ihre einzige Freude! dabei erlauben ſie ſich keinen Blick auf die Straße oder auf die benachbarten Terraſſen; auch bleibt ihr Angeſicht ſtets verſchleiert, um nicht durch die Blicke eines unbeſcheidenen Lauſchers entweiht zu werden.

Auf jener Teraſſe alſo erſchienen fünf Frauen, gehüllt in ihre Burnuß, welche die Taille dem Blicke gänzlich entzogen und nur weite Pantalons ſehen ließen, die am Fußgelenke durch goldene Ringe zuſammengehalten wurden. Die Capuce ihrer Burnuſſe bedeckte den Kopf, ein Schleier das Angeſicht. Eine von ihnen ſchien beſonders zart gebaut zu ſein, auch mied ſie ihre Gefährtinnen und hielt ſich abſeits von ihnen. Allmählich näherte ſie ſich der Bruſtwehr; erſt ſchweiften ihre Blicke über das Meer, dann über die weiten, grünenden Gefilde, plötzlich aber hafteten ſie erſchrocken auf den Antlitze des jungen Mannes, der ſich beinahe gegenüber von ihr befand.

Der junge Franzoſe hatte ſie wohl bemerkt; er fühlte ſich unwiderſtehlich zu ihr hingezogen und ſeine Blicke verließen ſie keinen Augenblick. Die Maurin prallte erſchrocken zurück; ſie bückte und ſchmiegte ſich, um ſich den Blicken des Offiziéres zu entziehen; allein da ſie doch immer jene Geſtalt vor ſich ſah, wagte ſie es endlich, ganz verſtohlen die Augen zu erheben und noch einmal hinzublicken. Zuletzt faßte ſie ihn feſt ins Auge und ſchien an den regelmäßigen Zügen des jungen Mannes Wohlgefallen zu finden. Seine feurigen, ſchwarzen Augen und ſein männlich ſchönes von der Sonne gebräuntes Angeſicht waren ganz geeignet, Eindruck auf ein zartes Frauenherz zu machen. Seine kühn gewölbten Augenbrauen und ſeine hohe freie Stirn bürgten für ſeine Entſchloſſenheit; ſein ſchlanker und doch kräftiger Wuchs der Glanz ſeiner Uniform, Alles trug dazu bei, die junge Frau zu beſtricken und ihr den Mann noch verhaßter zu machen, der ſie für Geld zu ſeiner Sclavin gemacht hatte. Thränen entſtürzten ihren Augen, und um dieſelben zu trocknen, erſchien eine kleine, weiße Hand aus der reichen faltigen Verhüllung.

(Beſchluß folgt.)

Mixt-Pickels.

David und Rothſchild.

Jener, wem iſt's nicht bekannt, war ein mächtiger König der Juden,
Dieſer dagegen iſt jetzt mächtiger Könige Jud.
Beide ſind wohl berüchtigt als Freunde des klingenden Spieles,
Silbertöne entlockt jeder dem Leibinſtrument.
Jener ſaß auf der Bank und ſpielte nach Noten die Harfe,
Dieſer ſitzt in der Bank, ſpielend mit Noten und Geld.
Jenem ward einſt aus Haß ein gewaltiger König den Spieß nach,
Dieſer, aus Zärtlichkeit, wirft Spieße den Königen nach.

— Ein in England erſcheinendes periodiſches Blatt „Jest and Kearnest“ (Scherz und Ernſt), enthält einen ſatyriſchen Brief, aus dem Jahre 2115 nach Chriſti Geburt datirt, welcher die Sitten unſers Jahrhunderts ſchildert. Es heißt darin unter andern: „Nicht eher als bis gegen Mitte des neunzehn-

ten Jahrhunderts wurde die Todesstrafe gänzlich abgeschafft. Der verthierte Pöbel jeden Standes, welcher gewöhnlich der Hinrichtung beiwohnte, pflegte sich schon in der Nacht vor der Execution auf dem Richtplatze zu versammeln, so groß war der Eifer, einen guten Platz bei diesem unmenschlichem Schauspiel zu erhalten; und es war nichts Ungewöhnliches, daß sehr angesehene und respectable Personen damals es sich ein Schwerdtes kosten ließen, um ein Fenster zu erhalten, aus dem sie auf bequeme Art das Schauspiel genießen konnten. Der größte Ehrgeiz des Verbrechers war es damals, „herzhaft zu sterben," wie der gäng und gäbe Ausdruck im Munde des Volkes lautete. Geschah dies und hatte er auf seiner verbrecherischen Laufbahn nur irgend besondere Kühnheit entwickelt, so wurde er ein Held und oft ein Gegenstand der Nacheiferung im Volke."

— Ein junges musikalisches Kraftgenie, welches seine bizarren Lieder-Compositionen gern bekannt gemacht und Mehreren mitgetheilt wünschte, sendete eine derselben einem Mitgliede der Liedertafel zu X. mit den Worten: „Wollen Sie dies nicht mittheilen."

Neuer Verein. In Baden hat sich ein Hagestolzenverein gebildet. Gott sei bei uns, ein Hagestolzenverein! Wenn man das nur nicht etwa bei uns nachahmt! — werden die schönen Heirathts-Candidatinnen, die dieses Blatt in ihre zarten Hände nehmen, heimlich ausrufen. Nur nicht ängstlich! Der Verein besteht aus lauter alten Junggesellen, die Niemand aus Etwas Geschlechte haben wollte. Jedes Mitglied hat so viel Körbe, daß, wenn sie damit zu Markte zögen, alle Korbmacher bankrott werden müßten. Jetzt spielen sie Hahn im Korbe — das ist noch die beste Anwendung ihres korbreichen Lebens.

Räthsel.

Ich morde die Mädchen, bin doch nicht verflucht,
Mach' selten ganz glücklich, bin doch stets gesucht,
Das Rechnen geht mir nun gar nicht ein,
Ich behaupte, daß Zwei stets Eines sein.
Betrachte mich vorne, betrachte mich hinten,
So wirst Du an mir stets das Nämliche finden. —

Modenbericht.

Paris im October.

An Fräulein K. in Leipzig.

Die eleganten Pariserinnen tragen nichts als Seide, Seide in allen Gestalten und Farben, Sammt, Atlas, Brocat und Reps. Die Atlasse und Gros für den Winter sind meist Farbe auf Farbe broschirt und eignen sich besonders zu Anzügen zum Ausgehen. Zu Soiree-Toiletten hat man dagegen die Seidenzeuge mit weißen Mustern auf blaßrosa oder maisfarbigem Grunde, oder auch mit Blumen in allen Farben, mit Streifen, mit Carreaux in ponceau, grün und blau auf brannem Grunde. Man sieht ferner Gros de Tours moirirt und broschirt, welche herrliche Kleider geben.

Die Atlasfoulards sind so weich, so glänzend und dauerhaft, daß sie sich besonders zu schönen Negligeanzügen eignen. Die schinirten und moirirten Perkins geben schöne Kleider, die sich für jede Gelegenheit passen.

Die Kleider sind noch immer sehr lang, die Aermel fast ganz eng, die Hüfte noch vorspringender als bisher und die Taille lang. Auch die Leibchen erhalten sich glatt, ohne Auspuß. Die Mode der kleinen Pelerinen wird allgemeiner. Der Auspuß, fast immer von dem Kleiderstoffe selbst oder von Posamentirarbeit, wird noch immer schürzenartig vorn an den beiden Seiten des Rockes angebracht.

Es kommen viele Lederwürfe, Mäntel und Burnusse zum Vorschein. Die ersten sind von schwarzem, braunem, dunkelblauem Atlas und haben unten drei Querstreifen von Sammt von derselben Farbe. Auf dem Capuchon, der eine vollkommne Pelerine bildet, befinden sich drei Sammetstreifen in gleicher Entfernung von einander, welche den Capuchon glatt machen, so daß er nur noch wie ein großer Kragen aufsteht und den Achseln viel Anmuth gibt. Vorn an jeder Seite ein Sammetstreif.

Auch trägt man Langshawls mit und ohne Aermel von Sammet mit farbigen Bordüren und Quergarnituren.

Für die Herren ist ein Ritterrock erschienen, der eine sehr breite Taille hat, den Körper glatt umschließt, einen kleinen Stehkragen hat, welcher sich umschlagen läßt, mit einer Reihe Knöpfe zugemacht wird und sehr weite Schöße hat, die vorn ein wenig ausgeschweift sind.

An den Pantalons sucht man die hinderlichen, zwängenden Hosenträger und Fußriemen zu entfernen. Sie werden durch den Gurt über den Hüften so passend gemacht, daß sie die Hosenträger entbehren können und doch ganz vorzüglich auf den Stiefel fallen. Die Stoffe, welche man dazu nimmt, sind einfarbig oder façonnirt, immer aber sehr weich.

In den Westen herrscht außerordentliche Mannichfaltigkeit, mit offnem Shawlkragen und solche, die hoch hinauf zugeknöpft werden. Man spricht endlich von griechischen Paletots und von Fracks zu Soireen in ganz neuem Schnitte, die beide ausgezeichnet sein sollen. Doch hat man sie noch nicht zu Gesicht bekommen.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Erklärung des Modenkupfers.

1. Häubchen mit Blondenschleier mit Marabouts. Langshawl mit Spitze besetzt. Kleid mit glattem Besatz. — 2. Kleinschirmiger Hut mit Marabouts. Kleid mit Schneppenstichen mit schwarzen Spitzen besetzt, und einem solchen Spitzenvolant. Langshawl von Sammet. — 3. Paletot neuesten Schnittes, enganschließende Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 4. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Kreuzzüge. — Leipzigs Gasbeleuchtung. — Der Luxus. — Miscellen und Anecdoten. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 5. (Sonnabend, den 30. October.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Sagen der Stadt Leipzig. *)

Das Ritterloch. **)

1.

Schon nahte das Mittelalter seinem Ende, die stolzen Burgen einzelner Mächtigen, die verachtend auf die Häuser der Stadtbewohner und die Hütten der Bauern herniedersahen, hatten theils von ihrer Festigkeit, theils von ihrem Glanze verloren, den die früheren Bewohner ringsherum verbreiteten, und nur hier und da tauchte gleichsam noch ein Schatten jener mannhaften Ritter der Vorzeit auf, der mit eiserner Stirn gern seinen Willen und das zum Gesetz gemacht hätte, was schon damals nicht mehr mehr als solches gelten konnte. Ein Schloß nach dem andern war mit seiner Herrlichkeit in Trümmern niedergestürzt, auf denen die Herrschaft oft noch lange nachher in unkenntlicher Kleidung saß, um am Fuße des Felsens, der einst die stolze Burg getragen, wehmüthig ihrer Ahnen und ihrer geschwundenenen Größe zu denken.

Ihre Unwissenheit, Anmaßung, die auf Gewalt gestützten Forderungen hatten ihnen längst alle Gemüther, alle Hände abgezogen und den Adel auf jene Passivität angewiesen, in welcher er sich noch mit weniger Ausnahme bis auf den heutigen Tag befindet. Das Geleitsgeld, welches sie den Handelsleuten für schützende Begleitung wegen Unsicherheit der Landstraßen — durch ihren Unfug erst nothwendig gemacht, — abgedrungen hatten, floß ihnen nur noch selten und knapp zu, da die Regierungen bereits jene Sicherheitsanstalten, wenn auch noch unvollkommen, in das Leben gerufen hatten, welche spätechin in so hohem Grade vervollkommnet wurden, daß sie nur wenig zu wünschen übrig ließen, und Raub und Unfälle fast ganz unmöglich machten.

Von den eigentlichen Wegelagerern war das ganze Land so gut wie gesäubert, die, welche dies entehrende Handwerk gern noch fortgetrieben hätten, hielt die Furcht vor der Strafe, die damals die Schuldigen schnell ereilte, davon ab, und die Wenigen, welche es noch auf eigene Gefahr hin wagten, entrannen derselben nur auf kurze Zeit, um, wenn sie ja mit dem Leben davon kamen, der Schande und dem Elende anheim zu fallen.

Der Pleißenfluß, der unsere Stadt umgeben, kein Graben, in welchen der Kahn einfahren konnte, blieb von dem alten Manne ununtersucht. Seine mannigfachen Erfahrungen, die er in seinem vielbewegten Leben zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte, so wie seine eigenthümliche Art zu erzählen, füllten mir manche Stunde auf das Angenehmste aus, und sie gehören zu denen, an welche ich stets mit Vergnügen denken werde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich vorzüglich alle die Sagen, welche mehr oder weniger mit unsern Flüssen in Verbindung stehen, sich in dem Munde jener Leute, wenn auch nur mangelhaft erhalten haben, deren Gewerbe es nur mit jenem nassen Elemente zu thun hat. Selbst vielen jüngeren Fischern unserer Tage sind diese Sagen nicht ganz unbekannt, aber ihren Verfahren haben wir lediglich die Erhaltung derselben zuzuschreiben.

*) Die Sagen Leipzigs, nach geschichtlichen Ueberlieferungen bearbeitet, von F. Wachsmuth, werden im Gutenberg, Zeitschrift für Gebildete, mitgetheilt. Die erste dieser Sagen: Die heilige Brücke, welche bereits im Anfange dieses Jahres im Gutenberg abgedruckt war, fand so großen Beifall, daß die Redaction die sichere Ueberzeugung hegt, durch Mittheilung der übrigen Sagen das Interesse der Leser auf die Dauer an diese Zeitschrift zu fesseln. D. Red.

**) Anmerkung des Verfassers. Den Stoff zur „Sage von der heiligen Brücke“ sowohl, als den Stoff zum „Ritterloch“ und der nächstfolgenden Sage, erzählte mir ein alter Fischer, mit welchem ich oft in das Bad fuhr. Oefter begleitete ich denselben auch auf seinem kleinen Fahrzeuge bei seinen Fischzügen, und diesen Streifereien verdanke ich die getreue Kenntniß der Oertlichkeit. Kein Rebenarm der vielen

Zu stolz, um zu arbeiten, feind allen geistigen Anstrengungen, verschmähten sie es nun, ferner auf dem Lande oder ihren Schlössern zu wohnen, und so geschah es denn, daß sich die Meisten freiwillig oder gezwungen in die Städte, deren viele schon in höchster Blüthe standen, zurückzogen, um hier im Nichsthun ein Leben, vorgeschrieben von den Einkünften ihrer Besitzungen, in mißmuthiger Stimmung hinzubringen.

Hätten auch einige Gute gern die mauerumgürteten Städte gemieden, um auf dem ererbten Sitze ihrer Vorfahren ein thätiges, segenbringendes Wirken fortzusetzen, so zwangen doch auch diese Wenigen die Zeitverhältnisse, in den befestigten Städten ein Asyl für ihre Sicherheit zu suchen, da ununterbrochene Fehden den Aufenthalt auf dem Lande unsicher, ja gefahrbringend machten. Es war eine Zeit reich an Eigenthümlichkeiten aller Art, mannigfach in gesellschaftlicher Beziehung, in Sitten und Kleidung, gefährlich, wegen der unverweiblichen Reibungen zwischen Bürgerlichen und Adelichen. Auf muthigem Rosse stolzirte Letzterer in seiner phantastischen oder maierischen Tracht durch die Straßen, zwischen alterthümlichen Gebäuden, während der reiche Bürgersohn nicht weniger aufgeblasen in Sammet und Seide über die freien Plätze der Stadt schritt.

Während der Junker auf seinen Adel pochte, brüstete sich der Bürgersohn mit seiner gefüllten Börse, das Geld höher achtend, als seine Sitten. Leider findet man auch jetzt noch Viele, die dieser Meinung sind, glücklicherweise jedoch nur bei solchen, die, — je reicher an Ueberfluß des Metalls, — an einem desto größern Ausfalle der Vernunft leiden. Die Folge davon war, daß beide Stände sich schroff gegenüberstanden. Die Klügeren mieden sich, die Hitzköpfe suchten Gelegenheit zu Händeln, welche sich leicht darboten, und meistens blutig endigten.

In jener Zeit, von der ich hier gesprochen habe, geschah es, daß sich auch die altadeligen Familien der von Steinthal und von Wildenfels nach Leipzig wendeten. Fast hundert Jahre waren seitdem vergangen. Der alte Friedrich von Steinthal stammte aus dem schönen Muldenthale, die von Wildenfels aber aus dem fruchtbaren Thüringen. Beide von altem Adel und guten Sitten, beide Familien Zierden des gesegneten Sachsenlandes.

Nur wenige Jahrzehnde zuvor war die Universität von Prag nach Leipzig gekommen, die Ursachen und Veranlassungen dieses höchst wichtigen und für Sachsen so glücklichen Ereignisses aufzuzählen, gehört nicht hierher, und es genüge nur im Allgemeinen die Bemerkung, daß diese Begebenheit nicht wenig zu Steinthals Entschluß beitrug, Leipzig zu seinem Aufenthaltsorte zu erwählen, weil er im Kreise Gebildeter und Gelehrter sich für den Verlust mancher Bequemlichkeiten und Gewohnheiten, die ihm nur seine Burg zu bieten vermochte, entschädigen wollte.

Von Wildenfels dagegen that es mehr, weil er sich überzeugt hielt, in einer Stadt, wo bereits schon so viele Adlige ihren Aufenthaltsort genommen hatten, Vergnügungen aller Art, schnell wechselnd, anzutreffen. Nur rauschende Feste paßten für sein vergnügungssüchtiges Gemüth, nur Abwechselungen konnten ihn, den leidenschaftlichsten Jäger, seine Jagdin vergessen machen, die er für den Hochgenuß des menschlichen Lebens hielt. Niemand hatte es ja besser verstanden, das edle Waidwerk zu treiben, den Sperr und die Donnerbüchse zu handhaben, die Fährten des Wildes zu verfolgen und eine große Hetzjagd anzuordnen, als er. Für diesen unersetzlichen Verlust sollten ihn nun Gelage, Ringelrennen und andere ritterliche Kurzweil entschädigen.

Auf diese Art erzogen beide in Leipzig eingezogene Stammhäupter ihre Söhne nach ihren persönlichen Ansichten. Friedrich von Steinthal unterließ es keineswegs, seinen Sohn, der ebenfalls in der Taufe den Namen Friedrich erhalten hatte, nächst den Wissenschaften auch in allen ritterlichen Uebungen zu erziehen. Weder im Fechten, Schwimmen noch Reiten stand er Bernhard von Wildenfels, dem Sohne des alten Wildenfels nach; weder an Schönheit der Formen, noch an körperlicher Kraft, weit aber blieb dieser hinsichtlich der Wissenschaften hinter Friedrich zurück. Bernhard war das Tummeln seines Streitrosses Alles, die Wissenschaften Nichts. Ein Tanz mit einem blondgelockten Fräulein mehr, als alle philosophischen Systeme der Gelehrten. Friedrich dagegen verstand es, Wissenschaften und Vergnügungen zu einen. Allen Raufereien abhold, ließ er sich niemals so weit herab, mit den Gesellen von Innungen, wie die Meisten seiner übrigen Collegen sich herum zu balgen, oder gar Antheil an ihren blutigen Raufereien zu nehmen. Bernhard dagegen wohnte solchen Auftritten mit wahrhaftem Entzücken bei. Bei der berüchtigten Fehde *) mit den Schuhknechten, — wie sie damals hießen, — war er einer der ersten, der diese unsinnige Herausforderung annahm, und sich mit ihnen herumbalgte, während es Friedrich unter seiner Würde hielt, Worte über ein so unwürdiges Benehmen zu verschwenden. Von diesem Friedrich und Bernhard stammen die

*) 1471. cf. Versuch einer Geschichte Leipzigs von M. Joh. Chr. Dolz. S. 136.

Väter unserer Helden ab. Friedrich erzeugte Gustav von Steinthal und Bernhard, Ludwig von Wildenfels.

2.

Bei solchen so schroff sich gegenüberstehenden Lebensansichten wird und kann es Niemanden befremden, daß das schon von den Großvätern geknüpfte Freundschaftsband immer lockerer wurde. Die strenge Rechtlichkeit, die deutsche Biederkeit war ihnen das Bindemittel gewesen. Von Sohn zu Sohn aber schwanden mit der Zeit in dem Grade die strengrechtlichen Grundsätze, als der Hang zu Vergnügungen in der Familie der Wildenfelse sich steigerte, während in der Familie der Steinthale sich dieselben verhältnißmäßig befestigten. Niemals hatten die Folgen der Erziehung sich offenbarer geäußert, und ihren Einfluß mächtiger ausgeübt.

Diesem Umstand muß es allein zugeschrieben werden, daß Gustav und Ludwig sich endlich ganz und gar mieden, ja Ludwig würde Gustav bald gänzlich vergessen haben, wenn nicht das plötzliche Verschwinden desselben Gerüchte hervorgerufen hätte, die auch ihn zwangen, sich Gustav's stets wieder zu erinnern. Dies gab ihm Veranlassung, den Gründen dieses geheimnißvollen Verschwindens wo möglich auf die Spur zu kommen, aber weder ihm, noch einem Andern glückte es, durch Nachforschen und Fragen Gustavs Aufenthaltsort zu ergründen. — Bald ging Alles wieder seinen früheren Gang. Gustavs Vater hatte längst das Zeitliche gesegnet, und diesem Ereignisse verdankte er sein Unentdecktbleiben; denn als gut gerathener Sohn würde er niemals heimlich die Flucht ergriffen haben, so triftige Gründe ihn auch immer dazu hätten bestimmen können.

Auch Wildenfels Aeltern versammelten sich kurz nach Gustavs Flucht zu den Vätern, und trotz ihrer Prachtliebe und Neigung zur Verschwendung hinterließen sie ihrem Sohne dennoch ein ansehnliches Vermögen, da ihre vielen und großen Besitzungen ihnen einen ziemlichen Aufwand gestattet hatten. Ludwig war klug genug, nach angetretenem Erbe seiner verblichenen Eltern sich mit einem reichen Fräulein zu vermählen, um seine Kapitale auf eine bequeme Art noch mehr zu vergrößern. Dessenungeachtet würden aber dieselben bei seinem Hange zu unsinniger Verschwendung schwerlich hinlänglich gewesen sein, seine Launen zu befriedigen, wäre es nicht in Folge seiner Unmäßigkeit plötzlich an einem Schlagflusse gestorben, welchen er sich durch allzuviel genossenen schweren Wein zuzog.

Die Wittwe, eine kluge und achtbare Dame, lebte nun lediglich der Erziehung ihres Sohnes, dem in der Taufe der Name Richard gegeben worden war. Der Liebe zur Häuslichkeit und Sparsamkeit seiner Mutter verdankte Richard spätherhin sein großes Vermögen; denn seine Mutter legte alljährlich bis zu seiner Volljährigkeit eine beträchtliche Summe von den Zinsen zum Hauptstamme, auf diese Art mußte derselbe natürlicherweise von Jahr zu Jahr merklich zunehmen, da die von den Zinsen angelegten Gelder im nächsten Jahre schon wieder neue Zinsen trugen.

Der plötzlich verschwundene Gustav verlebte dagegen die ersten Wochen nach seiner Flucht in einem wahren Freudentaumel, nicht in Gemeinschaft adelicher Genossen, sondern in Gesellschaft einer jungen Dame, deren Anmuth und Liebreiz unbeschreiblich war, deren Wuchs Harmonie der Glieder vom Scheitel bis auf die Zehen zeigte. Kurz nachher gebar ihm die Freundin seines Herzens einen Knaben, ganz des Vaters Ebenbild, der in der Taufe den Namen Friedrich erhielt. Niemals kamen sie mit der Aussenwelt in Berührung, Gustav lebte nur seiner Freundin, — daß sie nicht seine Gattin war, wußten außer ihnen nur zwei Personen, — seinem Sohne und den Wissenschaften.

Leider sollte dies schöne Verhältniß nicht lange währen, denn kurz nach ihrem Beisammenleben bemächtigte sich der theuren Gefährtin seines Lebens eine Schwermuth, die nichts, selbst nicht einmal der Anblick ihres Friedrichs zu verscheuchen vermochte, und in Folge derselben machte die von Gustav so innig Geliebte ihrem Leben eigenmächtig ein Ende. —

Nur der Hinblick auf seinen kleinen Friedrich goß einige Linderung in des Vaters so schwer verwundetes Herz. Von nun an widmete er ihm doppelte Sorgfalt. Alle freien Stunden des Tages gehörtem ihm, um durch Unterhaltungen — dem kindlichen Verstande angemessen, — seinen Geschmack zu läutern, ihn für die Wissenschaften empfänglich zu machen, frühzeitig die reinsten Begriffe von Recht und Unrecht mit seinen Handlungen zu verweben, um dereinst dem Vaterlande einen Mann von gediegenem Wissen, strenger Rechtlichkeit und gesunden Gliedern zu hinterlassen; denn lag ihm auch gewissermaßen dessen geistige Ausbildung mehr am Herzen, als die körperliche, so wußte er doch recht gut, daß beide ziemlich gleichen Schritt halten müssen, um dem Werke der Erziehung die Krone aufzusetzen.

Aus diesem Grunde wählte sein Vater einen von den vielen jungen Gelehrten, die sich damals in Leipzig aufhielten, und der Stadt Ehre machten, zu seinem Führer — denn Er verließ nie seinen Aufenthaltsort — um den

Knaben auf den Spaziergängen zu begleiten, ihm mit Rath und That zur Seite zu ſtehen, und ihn über Alles zu belehren, worüber er Auskunft wünſchte; in ſeinen übrigen Muſeſtunden aber in der Führung der Waffen zu unterrichten, denn kein Mann, welchem Stande er auch immer angehören mochte, durfte damals unkundig im edeln Waffenhandwerke ſein.

Auf ganz andere Art erzog die in Allem ſo achtbare Mutter des jungen Wildenfels ihren Sohn. Ihrem Geiſte und feſten Willen vertrauend, verſchmähte ſie, bei Erziehung ihres Richard, während der früheſten Kinderjahre, alle männliche Mithilfe, um ihren Liebling ausſchließlich unter ihrer Aufſicht zu haben. So edel im Grunde auch die Abſicht war, ſo konnte man ſie doch nicht billigen, da Mutteraugen beim einzigen Kinde nur zu leicht, und ohne daß ſie es wollen und merken, etwas überſehen, was ſpäterhin ſeinen Einfluß geltend macht. Dies war hier der Fall. — Wie hätte ſie dem einzigen Sprößling eine leicht zu gewährende Bitte abſchlagen können? Daß aber täglich kleine Wünſche und Bitten bei ihm auftauchten, und daß ſie ihm dieſelben immer gewährte, ließ die redlichſte der Mütter wider Willen außer Acht. — Der Grund zu ſeinem unbeugſamen — Eigenſinne war gelegt.

Die höhere geiſtige Ausbildung überließ ſie in ſpäteren Jahren Lehrern, welche den redlichſten Willen hatten, Richarden, dem es nicht an Talenten fehlte, ſeiner würdig auszuſtatten; aber ihre Bemühungen ſcheiterten an ſeinem — Eigenſinne, ſeinem ererbten Geiſte des Widerſpruchs, und ſo gelangte er in Allem nur bis zur Mittelmäßigkeit. Zwar faßte er Alles ſchnell auf, aber eben ſo ſchnell war es auch wieder dem Gedächtniſſe entſchwunden. Hätte man in den früheſten Jahren den Lehrern größere Strenge erlaubt, ſo wäre vielleicht noch Alles gut geworden; aber es war damals in den reichen und vornehmen adlichen Familien gerade ſo, wie es heut zu Tage bei allen Ständen iſt. Alles ſollte durch Güte und Worte erzwungen werden. Wie aber iſt dies bei Kindern möglich, welchen gewiſſe Fehler gleichſam durch das Blut beigemiſcht ſind. In ſolchen Familien herrſchte in jener Zeit ſchon die unglückliche Philantropie, welche unſer Zeitalter durch und durch bezeichnet, und deshalb könnte man es treffend das unglückliche Zeitalter der Philantropie nennen. Die Folge davon iſt, daß man die Kinder und Zöglinge in ihrem Eigenſinne beſtärkt, den Lehrern aber durch Entziehen von gleichſam väterlicher Gewalt, an ihrem Anſehen ſchadet. Dieſe Erziehung äußerte auch ihren Einfluß auf Richards künftige Handlungsweiſe.

3.

Endlich war die Zeit gekommen, wo beide nun herangewachſene Jünglinge die Univerſität beziehen ſollten. Die dazu nothwendigen Vorbereitungen waren in beiden Familien von weniger Erheblichkeit, da der eine nur noch den Vater, der andere die Mutter beſaß, aber beide keine Geſchwiſter hatten. Richard verließ das Haus ſeiner Mutter, um die ſchon für ihn eingerichtete Wohnung in der Hainſtraße zu beziehen, für Friedrich war dieſelbe von ſeinem Lehrer in der Reichsſtraße gemiethet worden.

Herzlich und innig war deſſen Abſchied von ſeinem Vater, nicht als wenn der Sohn, nein, als ob ein durch Jahre und Schickſale erprobter Freund ſich von der Seite des Freundes reiße, ſo war er.

„Nie," waren des Vaters Worte, „werde ich Dich in Deinem Hauſe ſehen, deſto öfter wirſt Du dagegen mich beſuchen. Bleib rechtſchaffen und aufrichtig, vor Allem aber ſei behutſam in der Wahl Deiner Freunde. Die Mittheilungen, die ich Dir in Betreff meiner und Deiner während der letzten Tage unſeres Beiſammenſeins gemacht habe, halte geheim, und bewahre ſie wie ein Heiligthum. Aber eben wegen dieſer Mittheilungen wünſche ich auch, daß Du einen andern Namen annimmſt, und nun geh mit Gott."

Die ſeinem Sohne anvertrauten Geheimniſſe hatten lediglich auf die Familie Bezug, und können daher den Leſern von keinem beſonderen Intereſſe ſein, deshalb, und der Kürze wegen führe ich ſie hier nicht an. Eines aber und gerade das vorzüglichſte, wird ſich im Laufe der Begebenheiten herausſtellen.

Bald hatte auch Friedrich von Steinthal ſeine neue Wohnung in der Reichsſtraße unter dem Namen Friedrich von Goldberg bezogen. Wohl war er ſchon oft mit ſeinem Lehrer in der Stadt geweſen, aber Niemand hatte den kaum über das Knabenalter hinausgehenden Jüngling beachtet oder ihn nach ſeinem Namen gefragt. Und war ja die Frage an den Lehrer gerichtet worden, ſo war der Frager mit dem jetzt öffentlich angenommenen Namen abgefertigt worden; denn für dieſen Fall war derſelbe alſo einer der wenigen Vertrauten des Vaters damals ſchon unterrichtet worden.

Die erſten Wochen verfloſſen ruhig, und kaum verließ er ſein Zimmer, außer um nothwendige Geſchäfte abzumachen, oder in die Hörſäle zu gehen, um den Vorträgen der vorzüglichſten Gelehrten ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſonſt ſaß er einſam in Arbeiten vertieft, an

seinem Studiertische. Bekanntschaften vermied er, eingedenk der Mahnung seines Vaters.

Nur dem Namen nach lernte er Einzelne, die seine unmittelbaren Nachbaren waren, kennen. Seine Gespräche mit ihnen waren abgemessen und durchdacht, sein ganzes Wesen — eine Folge der Erziehung — überhaupt nicht dazu geeignet, sich schnell und rücksichtslos Jemandem anzuvertrauen. Spiele haßte er, und Lieder, wie sie seine Zeitgenossen sangen, liebte er gar nicht. Seinen Vater, obgleich nur wenige Schritte von ihm entfernt, besuchte er, ihrer Verabredung gemäß, wöchentlich einmal, und nur auf eine Stunde, diese aber machte seine Erholungszeit aus.

Nur von seinem ehemaligen Lehrer aufgefordert, verließ er das Haus, um mit ihm durch die alterthümlichen Straßen zu schreiten. Wie ganz anders sahen sie damals aus, die Hainstraße, die älteste, wie noch ihr Name bezeugt, entlehnt von dem Haine, in welchem die Vorfahren der Bewohner der Stadt als Heiden ihren Götzen geopfert hatten, die einzige, die noch in unserem modernen Jahrhundert Giebelhäuser aufzuzeigen hat, die Straße des heiligen Petrus, jetzt fast aus lauter Palästen bestehend, damals nur mit ganz niedrigen Häusern besetzt, im Geschmacke des alten Petrinum, die Ritterstraße, durch welche alltäglich die mannhaften Reisigen der Stadt zogen, der Altmarkt, damals wie heute vorzüglich von Studierenden begangen, unter welchen noch Mönche und luftige Abbé's einherschritten.

Die Vorstädte, kaum verdienten sie diesen Namen, waren noch winzig und unansehnlich. Wie stattlich prangen sie jetzt, fast verdunkeln sie die alte weltberühmte Stadt, und mit den neuen Namen haben sie gleichzeitig ihr altes Gewand ausgezogen — aber auch das Ehrwürdige mit dem Namen verbannt. Frankfurter Straße heißt jetzt der Ranstädter Steinweg, und durch die Umtaufe ist ihm das Klassische geraubt. Der kleine Flecken, in späterer Zeit berühmt durch seinen Frieden, der in seinen Mauern geschlossen wurde, hat der prächtigen Bundesstadt weichen müssen. So verdrängt der Schimmer das Kleine, selbst wenn es ehrwürdig ist. Auch der heilige Petrus hat seinen Einfluß verloren, obgleich er noch mit dem Schwerte in der Hand, ernst an vergangene Jahrhunderte mahnend, zwischen den Colonnaden vor der ehemaligen Dominikanerkirche prangt.

Diese sitzende Lebensart war aber Friedrichs Gesundheit höchst nachtheilig, deshalb rieth ihm sein Lehrer, den er als väterlichen Freund betrachtete, — weshalb er auch dessen Worten selbst noch in den Jahren der Unabhängigkeit gern ein williges Gehör schenkte, — sich mehr Bewegung zu machen, seinen Geist auf eine anständige Art zu erheitern, und sich wenigstens einem Comilito anzuschließen, den er seiner Freundschaft werth halte.

Er sah wohl ein, daß er einen solchen Wechsel seiner Gesundheit schuldig sei, und deshalb nahm er bisweilen an den abendlichen Zusammenkünften seiner Kameraden im goldenen Siebe in der Hallschen Gasse, oder dem blauen Hechte in der Nikolaistraße kameradschaftlichen Antheil. Diese Häuser waren damals vorzugsweise diejenigen Orte, welche von den Reicheren der Studierenden besucht wurden, und wohl noch bis zweihundert Jahre nachher hatten sie sich diese Ehre zu erhalten gewußt. *) Dazu hatte allerdings das Benehmen der Wirthe, ihre Aufmerksamkeit, Reellität und ihre richtige Ansicht: daß nämlich der Wirth der Gäste wegen da sei, und nicht umgekehrt, viel dazu beigetragen.

Von allen Studierenden, die öfter, vielleicht alltäglich, diese Orte besuchten, gefiel Friedrichen, sowohl in Ansehung des äußern Anstandes, als seines Benehmens Keiner wohler, als Richard von Wildenfels. Merkwürdig, und dennoch wahr! Scheint es nicht, als sei es vom Schicksal so beschlossen? Keiner von Beiden ahnete, daß er mit dem Sohne spreche, dessen Vater der Freundschaft des eigenen Vaters gewürdigt worden war. Nie hatte Friedrichs Vater des Namen Wildenfels Erwähnung gethan, oft dagegen der alte Wildenfels von seinem früheren Freunde Steinthal gesprochen. Wie hätte Richard daher ahnen können, daß der Name Steinthal und Goldberg eine Familie bezeichne?

Nur selten kamen sie im Anfange zusammen, und diesem Umstande ist es allein zuzuschreiben, daß dem Scharfsinne Friedrichs die Ungleichheit ihrer Charactere noch entging. Später, als sie sich deutlich und unzweideutig herausgestellt hatte, blieben sie dennoch Freunde. Es gibt nun einmal keine Regel ohne Ausnahme, und niemals war Gleichheit des Characters und der Gesinnungen die einzige Grundlage einer innigen und unbegrenzten Freundschaft.

Friedrich hoffte durch seinen Umgang Richards Wankelmuth und Eigensinne zu begegnen und erduldete manche Laune des Freundes, weil er sein Herz sogleich als gut erkannt hatte. Richard dagegen war stolz auf Friedrichs Freundschaft. Alle achteten ihn seiner Kenntnisse, seiner Biederkeit wegen. Durch den Umgang mit Friedrich fiel gleichsam ein Abglanz auf ihn zurück, und das unterlag keinem Zweifel, daß er ihn aufrichtig

*) cf. Zacharia's Renommist. Zu welcher Zeit sie ebenfalls noch sehr in Flor standen.

liebte und achtete, ja, nicht Anſtand genommen haben würde, ſich für ihn zu opfern, — ſo lange nicht das eigene Intereſſe gefährdet würde. —

(Fortſetzung folgt.)

Des Mauren Rache.

(Fortſetzung.)

In dieſem Augenblicke machte Arthur eine Bewegung, als wollte er ſich zu ihr hinüberſchwingen; dies verſcheuchte das ſchüchterne Weſen und die anderen Frauen, welche den Grund davon nicht wußten, folgten maſchinenmäßig ihrer Gebieterin. Vergeblich wartete Arthur auf ihre Wiederkunft; da fiel in ihm der tolle Gedanke auf, ihr zu folgen, zuletzt aber verließ er die Terraſſe mit dem Entſchluſſe, ſich um die nähern Verhältniſſe dieſer Frau zu erkundigen.

Der reiche, ſtolze und wie alle Mauren, eiferſüchtige Achmet-Ben-Hamud haßte die Franzoſen von ganzer Seele; ſein Haß ſtieg mit dem Argwohn, daß es einigen jener gefürchteten Feinde vielleicht gelingen könnte, ſeine Frauen zu ſehen, oder ihm dieſelben gar zu rauben. Seine Hand fuhr krampfhaft nach dem Dolche, wenn er ſeine Favorit-Sultanin Zulema betrachtete, deren Kälte und Gleichgültigkeit ihm ſchon öfters aufgefallen war. „Nimm Dich in Acht!“ pflegte er dann zu ſagen, „ich würde Dir niemals verzeihen!“

Zulema war ein junges Mädchen von höchſtens ſechzehn Jahren, ein Geſchöpf voll Grazie und Liebreiz, als Sclavin an einen Mann verkauft, der ſie gleich einer Gefangenen einſperrte, und der nicht in ihrer Liebe und Tugend, ſondern in den Gittern, hinter denen er ſie verwahrte, die Gewährſchaft ihrer Treue ſuchte. Zulema war jene Erſcheinung, welche den Offizier bezaubert hatte, und Achmet war ihr Herr; dies war es, was Arthur über die Verhältniſſe ſeiner ſchönen Nachbarin erfuhr.

Beim Nachhauſegehen bemerkte Arthur einen Mauren, der auf das benachbarte Haus zuging. Eine geheime Stimme ſagte ihm, es ſei Achmet; er verweilte alſo einen Augenblick, um ihn zu betrachten. Auch Achmet ſchöpfte Verdacht und ſagte, indem er ſich vor die Stirn ſchlug: „Wie, er wohnt ſo nahe bei mir? — O, gewiß hat er meine Frauen geſehen! — Allah möge die Elenden vertilgen!“ — Bei dieſen Worten öffnete er raſch die Hausthüre, die er heftig hinter ſich zuſchlug, dann ſtürzte er beinahe athemlos bis auf die Terraſſe ſeines Hauſes. — Alles ſtill und leer! — Jetzt erſt ſtieg er ruhig und langſam in ſeinen Harem hinab, wo er ſämmtliche Frauen beſchäftigt fand, Zulema durch Beſpritzen mit ſtarkwirkenden Eſſenzen zu ſich zu bringen. Der Maure drückte einen leidenſchaftlichen Kuß auf die blaſſen Lippen ſeiner glücklich wieder gefundenen Favorit-Sclavin, und er wich nicht eher von ihrer Seite, als bis ſie von ihren Gefährtinnen zur Ruhe gebracht worden war.

Arthur brachte dieſe Nacht ſchlaflos zu; der folgende Tag bis zum Abend ſchien ihm eine Ewigkeit zu währen. Endlich trat die erſehnte Dämmerung ein. Der junge Mann ſah, wie ſich der Maure entfernte, um ſeiner Gebieterin noch einige Stunden außer dem Hauſe zuzubringen. Gleich darauf hörte er das Rauſchen von Gewändern und den Klang zarter Frauenſtimmen; es waren die fünf Frauen, welche ſich auf die Terraſſe begaben. Arthurs Herz klopfte gewaltig, als die ſchöne Zulema erſchien. Sie näherte ſich, wie am vorigen Abende, furchtſam und ſchwankend der Mauerbrüſtung, ohne die Augen aufzuſchlagen, denn ihr Herz ſagte ihr wohl, der junge Mann müſſe zugegen ſein. Arthur begrüßte die Schöne durch eine ehrfurchtsvolle Verneigung; allmählig wurde ſein Mienenſpiel lebhafter und leidenſchaftlicher, Zulema fühlte ſich ergriffen; ſie wankte zitternd und bebend einige Schritte zurück. Die andern Frauen liefen ſogleich beſorgt herbei, allein ſie konnten die Urſache dieſer Erſcheinung nicht entdecken.

Arthur hatte ſich in ſein Verſteck zurückgezogen, von wo er ungeſtört die weiteren Ereigniſſe beobachten konnte. Die lebhaften Geberden und Bewegungen der Frauen, beſonders Zulema's, ließen ihn errathen, daß man Letztere von der Terraſſe entfernen wolle, während Zulema den Wunſch ausdrückte, allein dort zu bleiben. Als ſie endlich merkte, daß ihre Gefährtinnen nicht nachgehen würden, drehte ſie den Kopf nach der Seite, wo der Offizier verſchwunden war, und ihr Blick ſchien zu ſagen: „Befreie mich, mein Geliebter!“ — Hierauf wendeten ſich alle fünf gegen die Thür, welche von der Terraſſe ins Innere des Hauſes hinabführte, wo ſie allmählig verſchwanden.

Es mochte 8 Uhr ſein; der Mond war noch nicht aufgegangen. Arthur, verſunken in ſchwärmeriſche Träumerei, dachte an die ſchöne Maurin, welche ihn mit unwiderſtehlichem Zauber beſtrickt hatte. Plötzlich ſchien er einen Entſchluß gefaßt zu haben; der Gedanke, daß der Maure noch nicht zurückgekehrt ſei, fuhr wie ein Blitzſtrahl durch ſeine Seele. Er bedeckte ſich mit ſeiner Feldkappe und überzeugte ſich durch einen Griff, daß er ſeinen Dolch bei ſich habe, dann ſchwang er ſich kühn von

Terrasse zu Terrasse, bis er jene des Mauren Achmet erreichte.

Das Herz hüpfte ihm vor Freude, er befand sich jetzt in Zulema's Nähe; allein wie sollte er es anfangen, sie zu sehen, mit ihr zu sprechen! So nahe am Ziele wandelt ihn Furcht an; er fürchtet, sich zu täuschen und legt sich aufs Lauschen. Er vernimmt den Klang weiblicher Stimmen; nun erst steigt er behutsam die Treppe hinab und befindet sich in einer Art Gallerie, mit Thüren zu beiden Seiten, dem Kennzeichen des Harems. Er sieht die vier Gefährtinnen Zulema's, die lachend und scherzend sich die Zeit vertreiben; allein Zulema ist nicht unter ihnen. Vermuthlich hatte sie sich in ihr Gemach zurückgezogen, um ungestört an ihn zu denken. Er lauscht an mehreren Thüren, bis er endlich an einer derselben Schluchzen und Seufzer vernimmt. Hier mußte sich die Geliebte befinden; schnell erfaßte er die Thürschnalle, stürzt hinein und liegt auf den Knien vor der schönen Maurin, den Angstruf, welcher der Erschrockenen zu entfahren droht, mit der Hand erstickend. Jetzt erst traten die Traumbilder seiner Phantasie in Wirklichkeit. Diese feinen, regelmäßigen Züge, dieses himmlische Lächeln, dieser hinreißende, grazienhafte Wuchs! Es bedurfte keiner Worte, um sie zu überzeugen, daß Arthur sie leidenschaftlich liebe. „Sidi," war das einzige Wort, das sie hervorbrachte, dann sank sie in Ohnmacht.

Plötzlich hörte Arthur ein Geräusch; in seinem Blick waltete sich Zorn und Schrecken; seine Lippen zitterten; er lauschte mit sichtbarer Spannung. Kein Zweifel! Man hörte Achmets Stimme im Hofe; Achmet, so nahe bei den Liebenden! —

(Beschluß folgt.)

Mixt-Pickels.

Historische Bagatelle. Viele werden wissen, daß die in Bäckerwerkstätten sich gern aufhaltenden schwarzen Käfer Schwaben genannt werden. Woher aber dieser Name seinen Ursprung hat, möchte den Meisten unbekannt sein. Als Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange nämlich mit seinem Bruder Dietzmann gegen die Schwaben unter dem Grafen Philipp von Nassau auszog und diese bei Lucka schlug, hatten sich viele der Flüchtigen in den Ofen und Schornstein eines Bäckerhauses versteckt, aus welchem sie am andern Tage herauskrochen:

„Sie kamen, geschwärzt wie die Neger, aus ihrem Versteck heraus;
Drum nennt man auch Schwaben die Käfer, die schwarzen, im Bäckerhaus."

Zeichen der Civilisation. Ein neuerer Reisebeschreiber endigt seine Erzählung von einem glücklich überstandenen Schiffbruch mit den Worten: Nachdem wir 11 Stunden gegangen waren, ohne eine menschliche Spur zu finden, wurde ich zu meiner großen Freude einen Menschen gewahr, der an einem Galgen hing. Mein Vergnügen über diesen köstlichen Anblick war unaussprechlich; Gott sei gelobt, rief ich aus, wir sind in einem civilisirten Lande!

— Eine Schauspielerin in M. war einer Obstfrau, die ihren Stand vor dem Theater hatte, 22 Groschen für Obst schuldig und bezahlte nicht. Als die Donna einmal aus der Probe kam, trat ihr die Hökerin in den Weg und fragte barsch; „Wie lange soll sich mein Mädchen noch um die 22 Groschen die Schuhe ablaufen?" Die Künstlerin, darüber entrüstet, entgegnete: „Wie kann Sie so unverschämt sein, mich hier öffentlich zu mahnen?" — „Unverschämt! Sie! wer ist Ihre Sie?" — erwiederte die Obstherin — „was bild't Sie sich denn ein? wenn ich zwei Groschen gebe, muß Sie ja vor mir in Ohnmacht fallen!" — Die Gallerie kostet in M. nämlich nur zwei Groschen.

Ein Heirathscandidat. Ein Musterehecandidat kündigt sich im Genter Anzeigeblatte folgendermaßen an: „Ein junger Mann von 24 Jahren, aus guter Familie, der Griechisch, Latein, Geschichte, schöne Künste und Wissenschaften, Mathematik, Zeichnen versteht und vorzüglich stark ist in Vokal- und Instrumentalmusik wie im Tanzen, wünscht alle seine Talente, seine Person, die sehr schön ist, mit inbegriffen, in gesetzmäßiger Ehe einer alten und häßlichen Frau zu übermachen. Der Ehecandidat erwartet von seiner Künftigen nichts als Geld."

— Dem Improvisator Volkert wurde folgende vierfache Aufgabe gestellt: Ein Sonnet zu improvisiren mit gegebenen Endreimen, dessen Inhalt ein Räthsel sei, das die Lösung als Akrostichon bringe. Er sprach sofort Folgendes:

Heut kömmt es an und morgen zieht es weiter,
An keinem Orte darf es ruhn noch rasten.
Rührt es nicht an, Tod bringet sein Betasten,
Für jeden, dessen Geist noch rein und heiter.
Es steiget abwärts auf der Erdensleiter,
Nicht fühlt es mehr der Sünde schwere Lasten,
Mit Hohn die finstern Mächte es umfasten;
Auf Erzig bleibt die Schande sein Begleiter.
Ein Engel war es, doch es ist gefallen,
Die Blüthe ist verwelkt und bittre Thränen
Cherub und Seraph seinem Falle weinen.
Hinweg von ihm, die Klage mag verhallen,
Es lebt sein besser Ich, gleich Dämmerscheinen,
Nur noch in wild zerrissenen Harfentönen.

— Ueberall, berichten die Breslauer Blätter, wo sich Se. Majestät bei der letzten Revue im Lager zeigten, drängte sich sogleich die neugierige Menge herbei und bildete eine Straße. Unter den Zuschauern befand sich einer, dem in Folge eines zu reichlich genossenen Frühstücks das Gedächtniß und die Zunge den Dienst versagten. Als sich Se. Majestät nahten, wollte sich seine schwer unterdrückte Fröhlichkeit in einem Erbrechen Luft machen und er begann: „Friedrich Wilhelm" — hier stockte er aber. „Der Vierte" ergänzten Se. Majestät im Vorübergehen.

— Jemand hat einen Hausnarren um nähere Nachrichten vom Tode seines Vaters. „Ach, erinnern Sie mich nicht daran," sagte er, „der arme Mann starb vor Gram, als er sich aufhängen sah."

— In einem Ritterstücke machte der Liebhaber P. seiner Dulcinea eine Liebeserklärung und schloß mit dem emphatischen Ausrufe: Kniend beschwöre ich Sie, geben Sie mir die Ruhe wieder! — O, stehen Sie auf, hat die Geliebte, mit dem flehendsten Ausdruck, ich kann Sie nicht knieen sehen, während der Ritter die ganze Zeit hindurch wie ein Meilenzeiger dastand.

— Ein Haus hat über seine Thüre ein Heiligenbild und darunter steht:

Dieses Haus steht in St. Florians Hand:
Wenn's abbrennt, ist's seine eigene Schand!

— Zigeuner hatten sich in die Stadt P. eingeschlichen. Eine Wittwe wünschte zu erfahren, ob sie noch einen Mann bekommen werde, und ließ sie zu sich kommen. Die Zigeuner zeichnen einen Kreis um sie, innerhalb dessen sie sich niederstehen muß. Hierauf machen sie so viel Rauch, daß das Zimmer davon erfüllt ist und wahrsagen. Wie sie fort sind, öffnet die Frau ein Fenster und als der Dampf sich verzogen, bemerkt sie mit Schrecken, daß die Zigeuner alles von Werth mitgenommen haben.

— Ein junger Mann, der als Karbonari sich nach Nord-Amerika geflüchtet hatte, übte dort eine seltene Rache aus. In Newyork fing er mit Jemand, der ihm ein Darlehn von hundert Dollars verweigerte, Händel an. Es kam zu einer Herausforderung und der Karbonari, längst des Lebens müde, ließ sich todtschießen. Nach den amerikanischen Gesetzen muß nun der Newyorker die beträchtlichen Schulden des Karbonari bezahlen, obgleich er Zeugen stellte, daß der Karbonari sich geäußert habe: diese hundert Dollars sollen ihm theuer zu stehen kommen, nun soll er mehrere Tausende ans Bein binden.

— Schmul, fragte Jemand einen Bekenner des mosaischen Gesetzes, Du bist doch ein frommer Israelit. Wenn Du an einem Sabbath einen Beutel mit 1000 Louisd'ors fändest, würdest Du ihn aufheben?

Nun! Was thu ich mit der Frage? Ist doch heute kein Sabbath, liegt doch hier kein Beutel.

— Ein Diener wurde mit einem Auftrage an den berühmten Thiermaler James Howe geschickt, und fragte ihn bei seinem Eintreten, ob er der Mann sei, der das dumme Vieh male? — „Der bin ich, antwortete Howe, wolle Ihr vielleicht gemalt sein."

— Ein berüchtigter Geizhalz machte kürzlich sein Testament und setzte sich selbst zum Erben ein.

Die todte Tante. In einer Gesellschaft wurde von einem berühmten Naturforscher erzählt, daß er seine Tante secirt habe. Eine der anwesenden Damen wunderte sich in den lautesten Ausdrücken des Mißfallens über die Geschäftigkeit des Anatomen. Einer der Anwesenden suchte sie mit der Bemerkung zu beruhigen: Sie müssen bedenken, die Tante war todt.

— Die Dorfzeitung sagt: Sonst wars ein Wunder, daß Einer wettete, er wolle den Reifbrei von Straßburg holen und noch warm nach Basel bringen, und die Wette gewann; jetzt kann's jeder Lahme, denn die neue Eisenbahn zwischen Straßburg und Basel ist eröffnet.

Auflösung von No. 4.: Ehe.

Modenbericht.

Paris im October.

An Fräulein K. in Leipzig.

Die jetzige Zeit steht im vollen Flor der Mode. Man sieht so viele schöne Stoffe und fertige Mäntel, Burnusse, Pelissen, Schärpen, daß sie sich unmöglich alle beschreiben lassen. Hervorzuheben sind die herrlichen Pelissen von Sammet, mit weißem Atlas gefüttert und über und über mit der reichsten Posamentarbeit garnirt; dann die von Atlas mit dreifacher Sammetbordüre und Spitzen; ferner die von tiefblauem Gasthmir mit Plüschbesatz oder Sammet und mit weißem Grund mit Gaspemirmustern. Ausgezeichnet sind die Peliſſen von schwarzem Sammet mit Schnurenbesatz ringsherum und die von violettem Moor mit Pelerinen und Revers von Sammet in der nämlichen Farbe. Außerdem wird man diesen Winter viele Schärpen von Filet tragen, sie haben eine Art von griechischem Schnitt, der sehr vortheilhaft kleidet; andere sind so eingerichtet, daß sie Hals und Kopf gut verwahren. Die Leibchen der Roben sind reich mit Broderien gziert, in Form von Bierecken, die Aermel gatt. In den Fichus gibt es eine unendliche Mannigfaltigkeit; die beliebtesten sind die à la Giselle, die mit Revers, à gorge, ferner die mit Knöpfen, Brandebourgs ꝛc. Unter den Ueberröcken habe ich mehrere von Atlas und Moor bemerkt, mit Sammtrevers, vorn am Leibchen mit Sammetpelerine; dann auch solche von broschirtem Petkin mit drei Schleifen an jeder Seite des Leibchens, das sich unten abrundet, und festgehalten durch Knöpfe. Furore machen die puritanischen Pelerinen, ganz von Spitzen. Man sieht viele Pelerinen-Mäntel mit Schwan besetzt.

Die Hute sind jetzt mit langen und geschweiften Backen, auch ist der Schirm mit einer Spitzenfalbel gefüttert, welche an den Backen in langen Enden herabfallt.

Das Neueste in Herrenmoden ist ein Mantel mit Capüchon, griechischen Aermeln und Posamentirarbeit besetzt. Die Stiefeln macht man mit hohen Absatzen.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 5. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Pariser Gerichtsscenen. I. Ein Kuß in Ehren, kann Niemand wehren. II. Der großmüthige Sklafer. — Der alte Praktikus an seinen Sohn. — Apologie des Schneider-Handwerkes. — Miscellen und Anecdoten. — Leipzig. — Dank der Redaction.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 6. (Sonnabend, den 6. November.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Sagen der Stadt Leipzig.

Das Ritterloch.

(Fortsetzung.)

4.

Ungeachtet ihrer entgegengesetzten Sinnesart waren sie doch so oft beisammen, daß Einer des Andern Eigenthümlichkeiten bald so genau kannte, wie seine eigenen. Richard war und blieb der Einzige, der ihn auf seinen Spazierritten begleitete. Oeffentliche Orte waren niemals das Ziel solcher Ritte, Friedrich gab stets einsamen Orten den Vorzug; deshalb nahm er fast ohne alle Ausnahme seinen Weg am Vorwerke der großen Funkenburg vorüber, über die hohe Brücke, wandte sich dann mit Richard rechts, ließen die alte Rathsziegelei seitwärts links, die vor einigen Jahren neu erbaute zur Rechten, zogen längs des kleinen Wässerchen nach dem verschlossenen Holze hin.

Damals waren diese herrlichen Partien noch weniger besucht, wie in unsern Tagen, fast nie betraten die Füße höherer Personen den herrlichen Blumenteppich, von welchem aus sich ihnen eine schöne Fernsicht durch die Leutscher Allee, — nach dem Kuhthurme, dem Gohliser Schlosse und in andere, jedenfalls wegen der hier früher oft abgehaltenen Parforce-Jagden eingehauenen breiten Gänge — darbot.

In schnellem Laufe strömt hier die vereinte Elster und Pleiße nach dem Doppelwehre hin, von welchem der Abfall der kleinen Hälfte die sogenannte Patschke bildet, in welche unsern ihres Entstehens der Coburger Graben ausmündet. Hier auf duftender Wiese, umgeben vom letztgenannten Graben, der vereinten Elster und Pleiße, während die vierte Seite der herrliche Eichen- und Buchenwald schließt, saßen sie ab, banden ihre Rosse an die nächststehenden Bäume, ließen sie grasen, und wandelten dann entweder Arm in Arm in den schattigen Gängen der herrlichen Waldung, oder ließen sich am silbernen Wehre der reißenden Patschke nieder, um den Gesängen der befiederten Waldbewohner zu lauschen, die in von der gütigen Natur verliehenen Melodien ihrem Erhalter dankten, von Zweig zu Zweig, von Gebüsch zu Gebüsch hüpfend, girrend und kosend. Wie lebendig war die Natur in dieser herrlichen Einsamkeit. Durch den blauen Aether zogen halbmondförmig in schwindelnder Höhe wilde Gänse willig hinter ihrem Führer, oder spitzgeschnäbelte Störche in schöner Ordnung, als Vorboten warmer Tage.

Hier umkreiste ein schillernder Specht der Buche schlanken Stamm, dort durchsauste ein munteres Eichhörnchen in kühnen Sprüngen einen großen Raum, zu ihren Füßen durchschnellte ein rothflossiger Fisch die Luft, um im Nu wieder in sein Element zurückzufallen, während der scharfsehende Edelvogel, Deutschlands Zierde, lüstern nach ihm spähte. Kaum hörbar stiehlt sich ein schlankes Wiesel nach seinem Loche, während ein leichtgefesseltes Reh in anmuthiger Schnelle knisternd durch das Gesträuche fährt.

Wie unaussprechlich schön ist in solchen Momenten die Schöpfung, unwillkührlich schließt sich das Herz dem Freunde auf, und läßt ihn in die geheimste Tiefe blicken.

An einem solchen Tage war es auch, wo Friedrich, sich selbst vergessend, uneingedenk der väterlichen Mahnung war, und Richarden theilweise mit den Verhältnissen seiner Familie vertraut machte. „Nun," so schloß

er seine Worte, „wisse denn, daß ich nicht Friedrich von Goldberg, sondern Friedich von Steinthal heiße.

„Wer weiß auch, wie lange es überhaupt noch in meiner Macht gestanden hätte, den wahren Namen zu verbergen. Lange ist der geliebte Vater kränklich; wie sehr er auch gegen sich ankämpft, um einen geheimen Kummer zu unterdrücken, nie, dies sehe ich in den Augen des Theuren, wird es ihm gelingen. Der Gram wird ihn übermannen, und allein steht dann der Sohn, der ihn unbegrenzt liebt, und gern im Alter pflegen und vergelten möchte, was er in seiner Jugend an ihm so tausendfältig gethan hat.

„Mag das Erbe groß, mag es klein sein, in jedem Falle bin genöthigt, meinen Namen zu nennen, und was dann Jedermann erfahren wird, habe ich Dir jetzt mitgetheilt. Dir traue ich, wie nur ein Freund dem andern trauen kann, und ich halte Dich dennoch für oufrichtig, obgleich ich öfters von Dir weder manche Aeußerungen noch Thaten billigen oder gutheißen kann."

Dieses ehrende Vertrauen erhob für den Augenblick den zwar guten aber leichtsinnigen Richard ordentlich sichtbar. Gewiß drückte er in diesem Momente dem Freunde aufrichtig die Hand, — aber die Rührung, die Friedrichs Worte in ihm hervorgebracht hatte, dauerte nur so lange, als er an den Armen des Freundes hing.

„Du," rief er aus, „Friedrich von Steinthal? Ein Sohn Gustavs, des dahin geschiedenen Vaters theuersten Freundes? Von dem er mir so oft erzählt? Bei meinen Ahnen schwöre ich Dir's, daß ich Dich von nun an doppelt liebe!"

So sprach Richard, wenn sein Gemüth ergriffen war; wenn seine Leidenschaften rege wurden, sprach er anders, wie wir im Laufe dieser Erzählung sehen werden. So ernst, so tieffühlend und mitempfindend er unter vier Augen sein konnte, so zerstreut und lebenslustig, ohne Ueberlegung handelnd, wurde er, sobald die Außenwelt mit ihren Abwechselungen auf ihn einwirkte. Ihn waren die die guten Vorsätze, die er sich feierlich im Stillen geiobt atte, sobald er sich im Kreise lustiger Genossen befand. Vergeblich ruhte in solchen Stunden des Freundes Auge, ernst mahnend auf ihm, vergeblich blieben dessen Winke und Andeutungen, stets trug der jugendliche Leichtsinn den Sieg über die guten Vorsätze davon.

5.

Friedrich hatte mit prophetischem Munde gesprochen, seines Vaters Stunde hatte geschlagen. Sanft und ruhig wie sein Leben war sein Dahinscheiden gewesen. Hatte er auch diesem schrecklichen Augenblicke seit längerer Zeit schon schmerzlich entgegengesehen, — so vernichtete ihn doch fast diese traurige Nachricht. Nicht die großen Reichthümer, die ihm der sorgsame Vater hinterlassen hatte, noch das Bewußtsein der ausgedehntesten Unabhängigkeit, vermochten seines Herzens Trübsinn zu mildern.

Nur der Zeit schien es vorbehalten und sie, die allein vermag, was kein Mensch vollbringen kann, brachte auch ihm, in ihrem unaufhaltsamen Laufe Beruhigung. Ein Jahr war bereits im Strome der Zeit vorübergerollt, der neue Lenz belebte wiederum die Erde, brachte dem Einen Ueberfluß und Fülle, dem Andern Noth und Sorgen, einem Dritten neue Prüfungen, Allen aber — Hoffnung, den einzigen Anker der Menschheit. Auch auf Friedrich wirkte er wohlthätig, er begann sich wiederum des Lebens zu freuen und vorzüglich den Studien zu widmen — obgleich er und Richard längst ihren akademischen Cursus beendigt hatten; mit einem Worte, er gab sich ruhig seiner frühern Thätigkeit hin. —

Diese Ruhe war aber nicht von langer Dauer, denn als Leipzig in Folge der Uneinigkeiten zwischen den Churfürsten Moritz und Friedrich im Jahre 1546 und 1547 besagert wurde, war er einer der Ersten, der die Feder mit dem Schwerte vertauschte und öffentlich bewies, daß ihm die eigene und des Fürstenhauses Ehre über dem Leben stehe.

Zu keiner Zeit handelte der schroff dem Bürgerstande gegenüberstehende Adel so vereint mit demselben als damals. Beide Theile strengten alle ihre Kräfte an, um es sich zuvor zu thun. Glänzende Beispiele von Tapferkeit lieferten die Meisten des Adels, denn in Führung der Waffen war er im Allgemeinen den Bürgerlichen überlegen; desto größere Anerkennung verdiente dagegen der Bürger, der durch Aufopferung seiner selbst, durch Hintenansetzung der eigenen Familie, allein von Vaterlandsliebe geleitet, durch rohe Kräfte oft Außerordentliches vollbrachte. —

Nie vorher und nachher hat Leipzig ein ähnliches Beispiel aufzuweisen, daß zwei sächsische Fürsten mit einer solchen Hartnäckigkeit um eine Stadt im eigenen Vaterlande gefochten hätten. Niemals kämpften Sachsen erbitterter gegen Sachsen, als in jenen Jahren.

Gegen zwei Monate, in den härtesten Wintermonaten hatten diese Gräuel mit allen ihren Schrecknissen gewüthet, und selbst als das Belagerungsheer unverrichteter Sache abzog, verübte es noch mannigfache Gräuel, brannte verschiedene Vorwerke, als die Funkenburg, Blösen, Uebelessen (Thonberg) und andere nieder, plünderte

umliegende Ortschaften, und setzte die auf ihrem Rückzuge gelegenen Mühlen außer Stand.

Doch bald vergißt der Mensch alles Ungemach, sobald es vorüber ist, dies bethätigte sich auch bei den Leipzigern, schon damals eben so berühmt wegen ihrer Tapferkeit als nie ermüdenden Mildthätigkeit. Kaum waren die Krieger abgezogen, als sie hinauseilten, uneingedenk des Schadens, der ihnen zugefügt worden war, — denn über 14,000 Kugeln, meistens von großem Kaliber, waren in die Stadt geschleudert worden, — um die Verwundeten zu pflegen, die Hungrigen zu speisen, und den Kriegern, — vor Kurzem noch Feinde — wie Brüdern beizustehen.

Männer, Frauen und Bewaffnete wetteiferten in dieser schönen Beschäftigung, die Unglücklichen waren ja meistens Landeskinder, und die es nicht, waren doppelt beklagenswerth, entfernt von ihrer Heimath, der Gnade Fremder anheimgegeben zu sein. Leipzigs Einwohner fragten aber nie nach dem Vaterlande, wo es galt, Schmerzen und Kummer zu lindern. Durch die Pforten, aus welchen der Kummer flieht, zieht die Freude ein, und Leipzigs Einwohner hatten Ursache sich des Sieges zu freuen. Denn die Reichthümer, welche in ihren Mauern aufgehäuft lagen, waren bedeutend; wären sie von den Belagernden überstiegen worden, dürfte ihnen Wenig oder Nichts geblieben sein. Dies wußten sie gar zu gut, wie das zu jener Zeit entstandene Sprichwort: „Leipzig läge vor Leipzig," mehr als zur Genüge beweist.

Die Behörden und die Aeltesten, die Kaufmann- und die Bürgerschaft, Reich und Arm, Alt und Jung feierten diesen Sieg bei frohen Mahlen. Die Leipziger Schützen-Brüderschaft, die wie immer sich in jenen vielbewegten Zeiten rühmenswerth hervorgethan hatte, feierte das Siegesfest im Rannischen Schießgraben. Das Schwert und die Rüstung, die Sturmhaube und der Panzer wurden mit leichten Galakleidern aus schweren Stoffen vertauscht; wer sie in solchen Sachen sah, konnte nicht glauben, daß es dieselben Männer wären, die mit so kräftiger Faust die Waffen für ihre und ihrer Fürsten Rechte führen konnten, deren Vorfahren sogar unter dem tapfern Schenk v. Borgula (1263) dem Braunschweiger Albrecht in blutiger Feldschlacht bewiesen hatten, was wenige Männer, für eine Sache erglüht, zu leisten vermögen, welchen physische und moralische Kraft die Eintracht gibt.

Auf dem großen Rathhaussaale bankettirten die vorzüglichsten Mitglieder der höheren Behörden in ihren pelzverbrämten Sammetmänteln, heiter, aber würdevoll sich über glücklich bestandene Gefahren und künftiger Tage Wohlfahrt besprechend.

In den hohen Räumen der Pleissenburg hatte sich die Ritterschaft niedergelassen, und indem sie laut ihre Tapferkeit rühmte, sprach sie tapfer der Flasche zu. Wahrlich in diesem Punkte noch ganz treue Ebenbilder der ehrwürdigen Tafelrunde.

In bescheidenen Sälen dagegen hielten die ärmeren Bürger ihre Gastereien, sehr verschieden von denen unseres Jahrhunderts, wie sich Jeder durch das Anschauen des Saales im goldenen Beile überzeugen kann, damals eines der vorzüglichsten. An den Wänden dieser Säle liefen keine damastüberzogenen Bänke herum, vor den Fenstern hingen keine schwerseidenen Stoffe in glänzenden Farben, und statt des edeln Rebensaftes perlte nur großaugiger Raster in ihren Gläsern. Nichtsdestoweniger waren sie lustig, gesund und stark. An ihren Festen nahmen ihre Frauen und Töchter vom Anfang an, lebhaften Antheil, während bei dem Adel und den übrigen Ständen — den Beamtenstand ganz ausgenommen — dieselben erst nach der Schmauserei erschienen, was nur unvortheilhafte Urtheile für die Männer von Seiten der Frauen und Jungfrauen hervorbringen konnte, da es bei solchen Gelegenheiten nie ohne einen Rausch abging.

6.

Auch Friedrich und Richard wohnten dem Gastmahle der Ritter bei. Ersterem, als einem, der sich in den Tagen der Gefahr ganz vorzüglich ausgezeichnet hatte, war oben an der Tafel, in der Nähe des Commandanten und der andern Anführer, sein Platz angewiesen, Richard dagegen saß mehr in der Mitte der Tafel.

War im Ganzen genommen Friedrichen durch seinen Platz eine größere Ehre als Richarden erwiesen, so war Richard doch glücklicher zu nennen, weil nach geendigtem Gastgebet, ihm schräg über die schöne und tugendhafte Henriette v. Braunfels zu sitzen kam, die am Arme ihrer würdigen Mutter erschien, um, gleich den übrigen Damen, sich an der leeren Seite der Tafel niederzulassen, um im fröhlichen Gespräche die Zeit bis zum Beginnen des Tanzes auszufüllen.

Beide Ritter wetteiferten in Aufmerksamkeiten für die gefeierte Henriette. Friedrich näherte sich ihr stets mit männlicher Würde, Richard mit den Manieren eines feinen Weltmanns, und es ist die große Frage, welchem Henriette für diesen Tag den Vorzug gegeben haben würde, hätte Richards endlich zu aufgeregter Zustand nicht zu laut zu Gunsten Friedrichs gesprochen. Dieser Vorzug, der nur dem aufmerksamsten Beobachter einleuchten konnte; — denn die geblendete Hen-

riette legte ihn nur durch eine kaum bemerkbar freundlichen Miene an den Tag, — entging, ungeachtet seines Zustandes, Richard nicht. Wer sie in Friedrichs Armen im melodischen Fluge, nach dem Takte der Musik im schwäbischen Wirbeltanze hatte dahin schweben sehen, mußte gleich bemerken, daß sie gern und ohne Anstrengung tanze. Hatte sie die gute Sitte gezwungen, Richarden einen gleichen Tanz zuzusagen, so wogte künstlich ihr Busen, um dem Tänzer auf zarte Weise anzudeuten, daß sie ermüdet sei.

Der Tanz war geendigt. Alle empfahlen sich gegenseitig mit freundlicher Schmeichelrede, ungekünstelt forderte der alte Braunfels Friedrichen und Richarden zu öfterem Besuchen auf. Alle schieden scheindar zufrieden.

Die Freunde folgten der Einladung des alten Braunfels und waren stets gern gesehen. Bald hatte sich die Familie so an Beide gewöhnt, daß man sie im ganzen Hause als Familienmitglieder betrachtete.

Die Ritter begannen wiederum ihre Spatzierritte, wie vor den Kriegstagen. Auf ihnen sprachen sie über die Zukunft, was aber Jedem am Meisten am Herzen lag, vermied Jeder gleich sorgfältig zu berühren, nämlich ihre Absicht in Bezug auf Henrietten.

Auch über den Verfall des Adels sprachen sie öfters. Friedrich vertheidigte den Stand, dem er entsprossen, eben so warm wie Richard; aber über den Grund des Verfalls waren sie nicht einer Ansicht.

„Nur darum sinkt das Ansehen des Adels immer mehr, weil wir zu glimpflich mit den Bürgerlichen umgehen," sprach Richard.

„Nein," erwiederte Friedrich, „weil wir anfangen, ihnen an Tugenden nachzustehen."

„O, über die Tugendhelden," spöttelte Richard, „blähen sie sich nicht ärger auf als die Meisten des Adels? Stolziren sie nicht in reicherer Tracht als wir einher?"

„Was hat die Kleidung mit der Tugend gemein? So lange die edleren Gesinnungen nur bei ihnen gefunden werden, so lange werden wir auch nachstehen und immer mehr von unserem Ansehen verlieren müssen."

„Ha! Welch' eine falsche Ansicht," gegenredete Richard, „was hatte unsere Vorältern so in Ansehen gebracht, nichts, als das Uebergewicht, welches sie sich selbst zu verschaffen gewußt hatten."

„Was anders hat ihnen aber dieses Ansehen geraubt, als der Mißbrauch, den sie damit getrieben? Niemals waren die Bürger unsere größeren Feinde, als die Fürsten. Streben wir dahin, unser Ansehen durch geistiges Uebergewicht, durch größere Aufrichtigkeit der Gesinnungen zu gewinnen, dann erst werden wir wieder anfangen, den Rang einzunehmen, der uns gebührt."

Solche Gespräche kamen in neuerer Zeit häufiger vor, und würden unstreitig wie einst bei ihren Vätern eine gänzliche, aber unschädliche Trennung herbeigeführt haben, hätte es die Vorsehung nicht anders beschlossen. Unterdessen wetteiferte Jeder, sich Henrietten wo möglich unentbehrlich zu machen. Richard war bemüht, ihr Erheiterungen aller Art zu bereiten, Friedrich bestrebte sich, ihre Neigung zu stiller Häuslichkeit wo möglich noch zu nähren. — Da unterbrach der Tod von Friedrichs Vater auf kurze Zeit dessen Bewerbungen. Alle waren tief erschüttert von diesem plötzlichen Todesfalle. Hätte ihn Friedrich ungeschehen machen können, würde er gern die reiche Erbschaft darum gegeben haben.

Unerwartet ward dadurch die Zeit herbeigeführt, von der er selbst in jener geheimen Unterredung mit Richard gesagt hatte, daß früher oder später alle Welt seinen Namen erfahren würde — und sie erfuhr ihn nun. Auf den alten Braunfels wirkte diese Kunde, so traurig sie auch war, doch nicht unangenehm; denn nur rühmlich hatte er von der Familie „Steinthal" sprechen hören. Henriette war betrübt, als sie den Freund betrübt sah, freute sich aber auch, ihn nun selbstständig zu wissen. Richard ward dadurch veranlaßt, schneller für seinen Zweck zu arbeiten. Beide liebten das stattliche Fräulein mit gleicher Heftigkeit, Friedrich liebte sie um ihrer selbst Willen, Richard nicht ohne Berücksichtigung des Vermögens. Beide bewarben sich im Stillen um sie, Keiner hatte sich aber noch weder gegen Vater, noch gegen Henrietten ausgesprochen.

Um desto sicherer zu gehen, schloß Richard ein Freundschaftsbündniß mit dem Hauspfaffen, dem Lehrer Henriettens, *) um durch ihn dieselbe desto schneller und sicherer für sich zu gewinnen. Leider gehörte dieser Pfaffe ungeachtet seiner großen Kenntnisse zu jener Menge der characterlosen Geistlichen, welche damals für schnödes Gold Alles zu thun bereit waren.

(Beschluß folgt.)

---

*) Die erste öffentliche Bildungsanstalt für Mädchen wurde 1537 gegründet. S. Hofmanns ausführliche Reformations-Historie der Stadt und Universität Leipzig. Seite 387 — 88.

Des Mauren Rache.

(Beſchluß.)

Ohne weiter zu überlegen, erhob er Zulema in ſeine kräftigen Arme, und ſtürzte mit ihr, den Dolch zwiſchen den Zähnen, aus dem Zimmer in jene Gallerie, über die Stiege auf die Terraſſe. Die friſche Luft gibt ihm neue Stärke, er ſchließt die Geliebte feſter in ſeine Arme, und alle Kräfte aufbietend ſchwingt er ſich mit ſeiner koſtbaren Laſt von Terraſſe zu Terraſſe, von Haus zu Haus, bis er endlich nach unglaublichen Anſtrengungen, und ganz erſchöpft ſeine Wohnung erreicht. Hier legt er die noch immer ohnmächtige Zulema auf weiche Kiſſen nieder, ſchließt ihre Hand in die ſeinige, und erwartet mit angſtvoller Spannung ihr Erwachen.

Indeſſen war Achmet in ſeine Wohnung getreten; langſam ſchlug er den Weg zu dem Gemache ſeiner Favorite ein. Entſetzen! — er findet die Thür offen, ihren Schleier auf dem Fußboden; nirgends aber Zulema. Er wüthete mit den Fäuſten gegen ſein eigenes Haupt, er durchſucht das ganze Gemach, keine Spur von ihr. Jetzt ſtürzt er tobend und fluchend aus dem Zimmer; einer ſeiner Sclaven fällt getroffen von dem Dolch des Wüthenden, die andern fliehen ſcheu vor ihm, ohne den Grund ſeiner Raſerei zu errathen. Der Maure fährt wie toll im ganzen Hauſe herum, ohne Zulema zu finden: da überläßt er ſich endlich der troſtloſeſten Verzweiflung, er rauft ſich ſeinen Bart unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen aus, und ſtürzt rachefchnaubend aus dem Hauſe. Er entwirft in dieſer Nacht tauſenderlei Plane, deren Grundgedanke immer Blut iſt; er weint, er flucht, er verwünſcht ſich und die undankbare Zulema. Da fällt ihm plötzlich jener junge Franzoſe ein, den er am vorigen Abend in der Nähe ſeines Hauſes bemerkt hatte; wie ein Lichtſtrahl fährt es durch ſeine Seele: dieſer und kein anderer iſt der Verführer? — Sein Mund verzieht ſich zu einem ſataniſchen Lächeln; ſein Entſchluß iſt gefaßt.

Den folgenden Tag begibt ſich Achmet ſo zeitlich als möglich zu dem commandirenden General; er bemüht ſich höflich zu ſein, er wählt die rührendſten Ausdrücke; auf ſeinem Geſichte lieſt man die deutlichſten Spuren des tiefſten Schmerzes, ſein Anblick muß Mitleid erregen. Er verlangt ja nur ſeine heißgeliebte Sclavin, ſein Eigenthum zurück. Er geſteht, etwas ſtreng gegen ſie geweſen zu ſein, doch bereue er ſeine Strenge und biete ihr ſeine volle Verzeihung an. Er zeigt dem General ſogar das Haus an, in welchem ſich Zulema befinden müſſe, ſo gewiß iſt er ſeiner Sache.

Natürlich findet der General das Begehren Achmets ganz in der Ordnung und verſpricht ihm volle Genugthuung. Achmet kreuzt die Hände über die Bruſt, und entfernt ſich dankend.

Während dieſer Vorgänge bemühte ſich Arthur, welcher den Scharfſinn des eiferſüchtigen Mauren fürchtete, in Algier eine Unterkunft für Zulema zu finden, um ſie gegen alle Nachforſchungen ſicher zu ſtellen. Zulema, nicht minder ängſtlich, harrte mit Ungeduld auf die Zurückkunft ihres Geliebten. Endlich ſtürmte er die Treppe hinauf; Zulemas Herz klopft vor Entzücken.

Geliebte Zulema, rief der Eintretende, Du ſollſt gerettet werden, und künftig mir allein angehören. Biſt Du es zufrieden? — Das frohe Mädchen hörte ihm lächelnd zu, und ſuchte den Sinn ſeiner Worte zu errathen. Zulema ſpielte eben mit den goldenen Verzierungen ſeiner Uniform, als man plötzlich Männerritte auf der Treppe vernahm. Aufgemacht! rief eine bekannte Stimme; hier ſind ſchriftliche Befehle des Commandirenden. — Verſteckte Dich ſchnell, mein Engel, ſagte Arthur, indem er Zulema mit den durchſichtigen Fenſtervorhängen bedeckte. Der Offizier trat herein; ſein erſter Blick fiel auf den Ort, wo ſich Zulema verborgen hatte.

Lieber Arthur, begann er, ich habe einen verdrießlichen Auftrag erhalten. Sie ſind mein Gefangener; eine Wache ſteht vor Ihrer Thür. Morgen um zehn Uhr ſollen Sie vor dem General erſcheinen; ich bitte um Ihren Degen. — Da iſt er, Capitän! — Sehr gut; jetzt ſoll ich aber ſogleich jenes Frauenzimmer zu ſeinem rechtmäßigen Herrn und Gebieter, dem Mauren Achmet, zurückführen. Bei dieſen Worten zeigte der Offizier geradezu auf Zulema, die vor Schrecken außer ſich war.

Hören Sie, Capitän verſetzte Arthur, in dieſem Punkte verſtehe ich keinen Spaß. Zulema befindet ſich unter meinem Schutze, und ich glaube, es wird wohl Niemand das Recht haben....

Zum Henker doch, was fällt Ihnen ein, mein Lieber? Sie überlegen wohl nicht, was Sie ſprechen. Bei dieſen Worten gab der Capitän den Leuten, welche mit ihm gekommen waren, ein Zeichen; dann zog er Arthur halb mit Gewalt in das anſtoßende Zimmer, deſſen Schlüſſel er unbemerkt zu ſich ſteckte, indem er dabei immer fortſprach und die Aufmerkſamkeit Arthurs abzulenken ſuchte.

Jetzt hörte man einen Schrei im andern Zimmer; gleich darauf die Tritte mehrerer Perſonen, welche die Treppe hinabeilten. Arthur war mit einem Sprunge bei

der Thür; allein jetzt bemerkte er erst die List, deren sich der Capitän bedient hatte. Das nenne ich ein unwürdiges Benehmen, schrie Arthur; Sie werden mir dafür Rede stehen, Capitän! — Geben Sie den Schlüssel heraus! — Da ist er, versetzte kaltblütig der Offizier.

Jetzt wollte Arthur zum Hause hinausstürzen; die Wache wies ihn zurück.

Ich muß hinaus, rief Arthur.

Kann nicht sein! antwortete trocken der Soldat.

Nach langen, vergeblichen Bemühungen kehrte Arthur ganz entmuthigt in sein Zimmer zurück. Er warf dem sich entfernenden Offiziere einen Blick der Verachtung zu, und sank dann trostlos in einen Armstuhl.

Der Unbesonnene! murmelte der Capitän im Fortgehen; morgen wird er es mir vielleicht danken.

Die Heftigkeit der verschiedenen Leidenschaften, welche so schnell hintereinander auf Arthurs Seele einstürmten, hatten alle seine Kräfte erschöpft. Er verfiel endlich in einen wohlthätigen Schlaf, aus dem er erst in der Mitte der Nacht erwachte. Seine Brust war beklemmt; er stieg auf die Terrasse, um etwas frische Luft zu schöpfen. Die Bewegung, welche in Achmets Hause herrschte, zog sogleich seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; man hörte lautes Gelächter und den Schall lärmender Instrumente. Das ganze Haus erglänzte in magischer Beleuchtung. Der Maure schien die Rückkehr der ungetreuen Sclavin zu feiern.

Arthur befand sich in einem schwer zu beschreibenden Gemüthszustande; seine wild rollenden Augen schienen die Mauern durchbohren zu wollen, um zu sehen, was hinter denselben vorging. Endlich gewahrte er eine zarte Frauengestalt, deren Umrisse sich im Scheine des Mondes an einem der vergitterten Fenster in Achmets Hause abzeichneten. Allmählig traten die, Anfangs unbestimmten Formen deutlicher hervor; er sah ein blasses, verstörtes Frauenantlitz, das wehmüthig zu ihm herüberblickte: es war Zulema!

Zugleich erscholl von demselben Fenster ein lautes, rohes Gelächter, und Arthur sah mit Entsetzen, wie eine kräftige Mannesgestalt das schwache, hilflose Wesen umfaßte, welches der Gewalt eben so wenig Widerstand entgegensetzte, als die Taube den scharfen Griffen des Geiers. Mit einem Sprunge war Arthur in seinem Zimmer, um eine geladene Pistole zu holen; als er aber mit gespanntem Hahne auf die Terrasse trat, waren jene beiden Schattenbilder verschwunden.

Arthur richtete nun seine Blicke auf die Straße; er sah einen Sclaven, der ein Maulthier am Zügel hielt, auf dessen Rücken ein weißer Palankin befestigt war. In einiger Entfernung folgte ein Maure zu Pferde, mit einem langen Schießgewehre zur Seite. In dem Hause Achmets verstummte allmählig die Musik und der Lärm des festlichen Gelages und sämmtliche Lichter verschwanden.

Während am folgenden Tage Arthur von dem commandirenden Generale einen strengen Verweis erhielt, überbrachte ein Spahi den Rapport von den Vorposten. Darin stand unter andern Folgendes: Heute mit Tagesanbruch glaubte der Posten vor der Redoute mehrere Personen zu bemerken, die sich derselben näherten. Nachdem die Schildwache drei Mal ihr: Qui vive! gerufen hatte, gab sie Feuer und hörte gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. Der ganze Posten trat unters Gewehr und begab sich nach dem Orte, wo sich jene Personen befinden mußten. Man fand daselbst den Leichnam eines Mauern, den die Kugel der Schildwache getroffen hatte, und an einem Baume hängend den Kopf eines jungen Frauenzimmers, deren Körper in Blute gebadet darunter lag.

Arthur, welcher bei Verlesung jenes Rapports zugegen war, erinnerte sich mit Schaudern an die Begebenheiten der vorigen Nacht; ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn: er begann die Katastrophe zu errathen. — Lassen Sie sich diesen Vorfall zur Warnung dienen, sagte der Commandirende zu Arthur, welcher halb todt vor Schrecken dastand; jetzt können Sie gehen.

Der junge Offizier sprang auf sein Roß und jagte mit verhängtem Zügel nach dem Lager von Birkadem. Ein Spahi führte ihn nach dem Orte jener Greuelthat. Beim Anblicke der Leiche stieß Arthur einen Schrei des Entsetzens aus. Jener Maure, den die Schildwache erschossen hatte, war niemand anders als Achmet und der am Baum hängende Kopf war das Haupt Zulemas.

Mixt-Pickels.

Der vorsichtige Engländer. Bei einer eleganten pariser Dame, die sich jüngst aus Liebeskummer erhängte, fand man ein kleines Büchlein: über die beste Art, sich zu erhängen." Die Dame hatte also vor der That ihre Studien gemacht. — Weit gründlicher verfuhr jedoch ein Engländer, dessen Taktik wir allen Lesern, die wegen Welt-, Zahn- oder andern Schmerzen mit der Welt verfallen sind, empfehlen können. Dieser vorsichtige Mann befestigte an einer Weide, die über einem tiefen Teich stand, einen Strick. Mit diesem beförderte er sich in's Jenseits und feuerte noch während des Todeskampfes eine Pistole auf sich ab. Wäre nun auch der Strick zerrissen, hätte der Schuß auch sein Ziel verfehlt, so würde ihm doch noch die Aussicht geblieben sein, zu ertrinken.

Nur keine Charlatanerie! — „Aber mein Herr," sagte Jemand zum Kaffeewirth B., „was fällt Ihnen ein, drei so kleine Stückchen Zucker zu einer Tasse zu geben? In andern Kaffeehäusern bekommt man vier große." — „Vier große?" sagte der Kaffeewirth, indem er den Kopf zurückwarf, — „mit solcher Charlatanerie habe ich mich nie abgegeben."

Der Literat unter das Mikroskop eines Naturforschers gestellt. Der Literat ist ein Amphibium, denn er lebt im Himmel und auf der Erde; er ist ein Insekt, und zwar ein Schmetterling (Tags- und Nachtfalter), denn er schwärmt bei Tage, in der Dämmerung und zur Nachtzeit; er ist ein Vogel, denn er schwebt immer in den höhern Regionen; er ist eine Pflanze, denn er ist mitunter eine schöne Pflanze; er ist ein Fisch, denn er schwimmt mit dem Strome der Zeit; er ist ein Infusionsthier, denn er erzeugt sich aus sich selbst; er ist ein Batrachier, denn er steckt immer im Moraste; er ist ein Stein, denn von vielen seiner Gattung kennt man den Nutzen noch nicht; er ist ein Säugethier, denn er bringt lebendige — Schilderungen zur Welt; ein Affe, denn er liebt seine Jungen übermäßig; ein Storch, denn er macht zuweilen „Sommerreisen," z. B. nach Italien; ein Kuckuck, denn er ruft immer seinen Namen; eine Schwalbe, denn er nistet in der Regel unterm Dach; eine Schnecke, denn er kommt langsam vorwärts; eine Bisam- und eine Beutelratte, denn er trägt seinen Ambra (wohlriechende Recensionen) und seine Jungen stets bei sich; endlich aber ist der Literat auch ein Mensch, denn er ist voller Mängel und Schwächen. — Der Literat aber ist kein Hamster, denn er spart nicht für den Winter; keine Biene, denn er ist nicht fleißig; keine Schnecke, denn er hat kein eigenes Haus; kein Kameel, denn er kann nicht lange Durst leiden, und aus diesem Grunde auch kein Löwe, denn er kann den Hahn (am Fasse) recht gut krähen hören; er ist überhaupt kein Thier, denn — er hat Schulden.

Gut geprellt. Der Dichter Saintfoy in England war einem Kaufmann 100 Dukaten schuldig, die er nicht bezahlen konnte. Sein Gläubiger traf ihn von ungefähr bei einem Barbier, der ihm soeben den Bart eingeseift hatte. Der Kaufmann mahnte ihn auf der Stelle. Saintfoy fragte ihn, ob er nicht wenigstens so lange warten wolle, bis dieser Herr da ihm den Bart würde abgenommen haben. „O ja," antwortete der Kaufmann, „recht gern." — „Nun, Sie sind Zeuge," sagte der Dichter zum Barbier, stand auf, wusch sich die Seife ab und ging mit ungeschorenem Bart davon.

Die sieben Wunden Christi. Die Pfaffen sind unerschöpflich in Trug und List, um das arme Volk zu bethören. Ist ein Mittel abgenutzt, so haben sie flugs ein anderes bei der Hand. Heissen die gesegneten Kreuze und die weinenden Madonnen nicht mehr, so geschehen neue Wunder und Zeichen und zwar Alles dies zur Ehre Gottes und zum Lobe des Pfaffenthums. Aus einer ganz unbekannten Gegend brachten neulich die Pfaffen eine Weibsperson in das Hospital zu München. Die Kranke hatte sieben Wunden, welche trotz aller Bemühung des Arztes nie zuheilten, sondern jeden Morgen von neuem bluteten. Die Aerzte schüttelten bedenklich den Kopf und glaubten an das neue Wunder. Schon strömte die Menge in Haufen herbei. Nur einer unter den Aerzten war ungläubig genug, unter das Pflaster ein Papier anzubringen, ohne daß es die armherzigen Schwestern merkten und siehe da — am Morgen war das ganze Papier mit Nadeln durchstochen. Das wunderbare Binden war auf einmal erklärt. Natürlich ward aber die Sache verheylt und das Weib von München fortgeschafft. Und solche Dinge können noch im neunzehnten Jahrhunderte, inmitten eines modernen aufgeklärten Volkes geschehen!

— Die Reifröcke sind wieder Mode und werden alle Tage mobiger. Ihr lieben deutschen Jungfrauen, wollt Ihr denn wirklich wie wandelnde Glocken, wie Pasquille Eurer selbst, verhöhnend Euren Wuchs und Eure Schönheit, umherwandern? Nein, nein, laßt Euch nicht so jämmerlich einreifen!

— Ein Normandieschrer Landmann, Deputirter bei der National-Versammlung, wurde gefragt: was er wohl auf dem Landtage vorbringen wollte? Ich werde vorschlagen, daß die Tauben, die Kaninchen und die Mönche total ausgerottet werden möchten. Ei, warum? — Weil die Tauben die Saat, Kaninchen das Grün, und Mönche die Garben fressen.

— Als neulich Jemand dem häßlichen Bruder eines sehr mittelmäßigen Componisten begegnete, sagte er: „Sieht der Mensch nicht aus, als ob ihm sein Bruder componirt hätte."

— Der Directror einer Seiltänzergesellschaft annoncirte: „Kinder unter zehn Jahren, wenn sie mit Familie kommen, zahlen die Hälfte."

— Geld ist Loosung. Von der gepriesenen Sitteneinfalt auf dem Lande, dem Stoff zu Idyllen und andern bukolischen Gedichten, findet man fast keine Spur mehr, denn überall, nur noch kleinerem Maßstabe, ist Geld die Loosung. Ein Bauer neulich wollte in † † seine Tochter verheirathen; es hatte sich auch ein Bräutigam dazu eingefunden und es fand nun in seinem Hause in Gegenwart Anderer seines Gleichen eine Zusammenkunft statt, wo die nöthigen Verordnungen über die Mitgift der Braut getroffen werden sollten. Der Vater der Braut versprach sich zur Zahlung einer Summe von 20 Thaler und außer einem Bette noch zu manchem Hausgeräthe; der Bräutigam war zwar damit zufrieden, bestand aber auch noch auf eine kupfernemn Kessel. Dazu wollte sich der Brautvater nicht verstehen.

„Dann kann aus der Sache nichts werden," erklärte der Bräutigam kopfschüttelnd.

Da trat einer der Zeugen auf und sprach:

„Peter! Wie wär's, wenn Ihr meine Tochter heirathet. Ich will sie mit allem dem ausstatten, was Euch Martin versprochen hat, und lege noch einen schönen, kupfernen Kessel zu."

„Topp! es gilt!" rief Peter aus und er verlobte sich dieses Kessels wegen mit Dörthe Marie, ob sie gleich grundhäßlich und einäugig war.

— Vor Kurzem trat in Baden-Baden ein sehr elegant gekleideter Herr zum grünen Tisch; nachdem er eine Zeit lang pointirt hatte, rief er dem Banquier mit großer Nonchalance: „Va banque!" zu. Die Karten werden abgezogen und der elegante Herr hat — verloren. Man fordert 20,060 Gulden. Der Held ist dadurch keineswegs außer Fassung gebracht, und sagt lächelnd: Man werfe mir hinaus, ich bin ein Schneider!"

— „Wo sind Sie her?“ fragte der Thorschreiber. — „Von Bärne.“ erwiederte der Handwerksbursch. — „Bärne, das kenn ich nicht, wo liegt Bärne?“ — „Mein gutes Härzchen, Bärne liegt bei Dresen.“ — „Davon hab' ich nie gehört, wie schreibt sich der Ort?“ — „Bärne schreibt sich: Hartes P, i, r, Bär, n, a, ne, Bärne!“ —

— Der Kantor X. zu P., der bei jeder Gelegenheit den Gelehrten zu spielen sucht, hatte sich in dem Fremdenbuche der Wartburg mit dem Worten verewigt: „Ich liebe bei allen Sachen nur den Kern.“ Ein Anderer schrieb dabei: „Du Narr! mit Dir ist gut Kirschen essen.“

— Der bejahrte und geizige Baron R. in R—l hatte einem andern, jungen Baron J. eine Summe Geldes geliehen. Drei Jahre waren schon über den Termin der Zahlung verflossen, und noch war der Wechsel nicht liquidirt. Herr v. R. versuchte verschiedene Mittel, die alle mißlangen, und wollte endlich seinen Schuldner durch das Gefühl des beleidigten Ehrgeizes zur Zahlung bringen. Auf einem Balle war Herr v. J. eben von mehren ihn bewundernden Damen und Herrn umringt, als der Baron R. sich ihm näherte und plötzlich in die Worte ausbrach: „Wann werden Sie mir meine tausend Rubel zurückzahlen?“ Lächelnden Antlitzes wandte der Gemahnte sich um, und mit einer schelmischen Miene mit dem Finger drohend, antwortete er: „Ei, ei, so alt — und noch so neugierig!“

— Ein Herr Montain hat der Ackerbau-Gesellschaft zu Lyon eine neue Art Kartoffeln vorgelegt, die er wegen ihrer Kleinheit Bohnenkartoffeln genannt hat. Die größten sind kaum so groß wie eine Haselnuß. Die Haut ist fein, und der gelbe Kern sehr geschmackvoll. Sie soll außerordentlich nahrhaft sein, gedeiht rasch und ohne besondere Pflege. Pflanze, Blumen und Früchte sind alle so klein wie die Knolle. Was Herr Montain der Gesellschaft vorlegte, ist eine Ente des dritten Grades.

Justinus Kerner äußerte einmal: „Wenn ich meine Frau nicht hätte, würde ich auch noch Gedichte machen; so aber deckt diese alle Wunden zu, che sie zum Liede werden.“

Räthsel.

Denk' Dir eine Frucht, aus südlichem Lande,
So duftend wie labend; dann hast Du das Wort;
Dies ändert gewaltig ein Ausrufungszeichen,
Das hinter den ersten Buchstaben Du setzest: —
So nennst den Buben Du, wenn er unfolgsam,
Und trotzet Ermahnungen, trotzet der Zucht.

Modenbericht.

Paris im November.

An Fräulein K. in Leipzig.

Die Hüte, sollte man glauben, seien niemals so anmuthig und geschmackvoll gewesen, als gerade in dieser Zeit. Man muß gestehen, daß es nichts Hübscheres geben kann, als die mit Mysostis gezierten Sammethüte; ihre niedrige Form hat seinen ganz eigenen Reiz, und der Schnitt, welcher die Wangen wie ein süßes Geheimniß halb bedeckt, ist jedenfalls allerliebst. Auch sind die weißen Sammethüte, mit Marabouts geziert, zu empfehlen, oder die von grauem gerissenem Sammet mit einem Zweig geschmückt, der auf jeder Seite herabfällt, und inwendig fast ganz mit Spitzen gefüttert, die sich in lange Bärte endigen. Sehr anmuthig sind die Capots von weißem Atlas, mit rosa Atlas gefüttert, mit einem Geraniumbouquet geschmückt. Man sieht auch viele Capots von Sammet mit Federn, deren Enden in Marabouts gebunden, an die Thränenweidenzweige der früheren Zeit erinnern. Beliebt sind die Coiffüren und Häubchen von Blonden; die Mode kehrt dabei zu den langen Bärten zurück.

Die Oberröcke macht man mit einer Pelerine von Sammet und mit Sammetrevers vorn am Leibchen. Eben so beliebt sind die Oberröcke von Wollenkloff, geschlossen durch eine Reihe Knöpfe, welche bis zum untern Theil des Leibchens herabgehen. Man kann mit Bestimmtheit versichern, daß der Polyptyq eine große Rolle bei den Garnituren der Roben spielen wird. Die Formen betreffend, so macht man die Leibchen weit und mit doppeltem festonnirtem Shawl, Aermel glatt, der Rock garnirt mit einer doppelten Reihe festonnirter Schleifen; oder mit Schnure besetzt, das Corsage eng und gekreuzt, der Rock mit Buffen, oder mit Franzen garnirt, das Corsage à la Zmagone mit Kragen von schwarzem Sammet, mit Franzen garnirt; endlich der Rock mit fünf Schleifen, das Leibchen aufsteigend, von den Schultern zu dem Gürtel drapirt, die Aermel halbweit mit Jokey's und Schleifen garnirt. Beliebt sind auch tunikaartige Besätze von Sammet. Man sieht hübsche kurze Mantelets von Sammet, oben ein Ueberschlagkragen und Schnuren zum Zuknöpfen.

Die Herren tragen Ueberröcke à la chevalière; sie haben meist nur eine Reihe Knöpfe und breite Schöße. Was die Farbe betrifft, so wählt man englisch Schwarz, russisch Grün und Goldbronce. Die Beinkleider haben sich in ihrem Schnitt nicht geändert; sie schließen noch immer eng an den Stiefel an. Die Westen trägt man theils mit geschlossenem und theils mit offenem Shawlkragen. Der griechische Paletot hat noch immer den Vorzug. Auch trägt man viel Ueberzieherröcke, kurz, wattirt, Aermel weit und mit großen Sammetaufschlägen, einer Reihe großer Knöpfe und carrirtes Futter. Dazu die Beinkleider weit, Weste bunt und dunkler Shlips.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 6. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Flüchtiges über den Kuß. — Die beiden Zeitungslieferer. — Miscellen und Anecdoten. — Festliche Nachklänge aus Leipzig, in Text gesetzt von ...r.

Expedition: Peterestraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 7. (Sonnabend, den 13. November.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Sagen der Stadt Leipzig.

Das Ritterloch.

(Beschluß.)

7.

Schon nach wenigen Wochen hinterbrachte ihm der Pfaffe die tröstliche Nachricht, daß es schien, als sei Henriette ihm geneigter als dem Freunde. Diese nur auf Richards Freigebigkeit berechnete Rede, brachte ihm allerdings ein ansehnliches Geschenk ein, verleitete diesen aber zu einem ganz unbedachtsamen und zu schnellen Handeln; denn anstatt sich selbst erst zu überzeugen und behutsam auf die Gewißheit hinzuarbeiten, bewarb er sich noch vor Ablauf des Mondes persönlich um die Hand der schönen Henriette.

„Wohl fühle ich mich durch diesen Antrag sehr geschmeichelt und geehrt, Herr v. Wildenfels, antwortete ihm der Vater, an den er sich zuerst gewendet hatte, „aber die einzige gültige Antwort darauf, kann Ihnen nur meine Tochter selbst geben."

Diese artigen, aber doch abgemessenen Worte, statt ihn behutsam zu machen, trieben ihn nur zu größerer Eile. „Sie wird, sie kann Dich nicht verschmähen, rief ihm beständig seine Eigenliebe zu: „Glücklich ist, wer wagt!"

In dieser Stimmung trat er in Henriettens Zimmer und eröffnete ihr seine Wünsche. Alles, was ein feuriger Liebhaber sagen kann, sagte er ihr. Ruhig und mit großer Rührung hörte sie ihn an, heftig bewegt und mit aller Achtung wies sie seinen Antrag verneinend zurück.

„Bleiben Sie mein Freund, und als den vorzüglichsten unter ihnen, will ich mich stets und zuerst mit vollem Vertrauen an Sie wenden."

So schloß sie ihre Gegenrede, aber Richard hörte sie nicht, sein Kopf brannte ihm und wie von Furien gepeitscht entfloh er aus Braunfels Hause, das er von nun an mied.

Unmöglich hätte ihm diese Antwort zu Theil werden können, wär ihm nach seiner Meinung nicht der treulose Freund zuvor gekommen, deshalb zwang er sich zur größten Ruhe, ging, wie er stets gethan, mit freundlichem Gesicht zu ihm, sprach über dieses und Jenes, und berührte endlich zum ersten Male, was ihm von jetzt an das Unangenehmste sein mußte.

„Sag mir aufrichtig, Freund!" begann er sein Gespräch, „liebst Du Henrietten wie der Gatte die Gattin, oder wie der Freund die Freundin?"

Forschend sah ihm Friedrich in die Augen, dann antwortete er:

„Schon einmal vertraute ich Dir ein Geheimniß an, was bis dahin Keiner wußte, vernimm auch das zweite, das ich bis jetzt in meinem Innern verbarg. Ja, ich liebe Henrietten, mehr als mich selbst, nur ihr Besitz erst wird mich glücklich machen"

„Und hättest ihr noch niemals Deine Wünsche mitgetheilt?"

„Nein, niemals! Ist aber das Auge im Stande zu sprechen, so muß sie in meinen Augen meine heiligsten Gedanken gelesen haben. Ein Grund hielt mich bis jetzt stets ab, mich ihr zu nahen und meines Herzens Geständniß zu bekennen."

„Und diesen Grund, darf ihn der Freund nicht wissen?"

„Diesen Grund such' in Deiner Person. Habe ich mich nicht getäuscht, so liebst Du Henrietten vielleicht so heiß wie ich. Die Ungewißheit hinsichtlich meiner muß aufhören, sie nagt an meinem Leben. Noch in diesen Tagen werde ich mit dem Vater, mit Henrietten sprechen. Weist' sie meinen Antrag zurück, so wird mein Leben fortan nur den Wissenschaften gewidmet sein. Du aber lebe dann glücklich mit ihr, und mache sie so glücklich, wie sie es zu sein verdient."

Während dieser Mittheilung wurden alle Leidenschaften in Richard rege. Bald wollte er dem Freunde den Dolch in das Herz stoßen, weil er seine Rede für Heuchelei hielt; — denn was man selbst zu thun fähig ist, traut man Andern desto leichter zu, — bald sich ihm in die Arme werfen, und das Unglück, was ihn betroffen, in seinen Busen schütten; aber weder zu dem Einen noch zu dem Andern fühlte er Kraft in sich. Das Mißtrauen, welches sich bei ihm eingeschlichen hatte, verhinderte Beides. Mühsam unterdrückte er seine Regungen, empfahl sich Friedrich auf eine unerklärliche Weise, und taumelte einem Trunkenen ähnlich nach seiner Wohnung. Wie ein Menschenscheuer zog er sich in sich selbst zurück und brütete über Rachepläne, dafern ihn der Freund getäuscht haben sollte. Raubt er mir den Himmel, so raube ich ihm das Leben, dies schwöre ich, aber Gewißheit will ich erst haben und ich will sie bald haben, so wahr ein Gott lebt!

Unterdessen war der Zustand Friedrichs eine nicht viel ruhigere. Die quälende Ungewißheit machte ihn zu Allem untüchtig. Weder Arbeit, noch die Natur vermochten in ihm den Gedanken zu verscheuchen, daß Henriette in ihrem Herzen vielleicht doch schon ein Ideal gefunden, welches sie zwinge, ihn zurückzuweisen. Seine Bescheidenheit glaubte eher an das Letzte, als an einen glücklichen Ausgang.

Oft ist dem Bescheidenen das Glück günstiger, als dem Kühnen, wenigstens bestätigte es sich diesmal an Friedrichen; denn kaum hatte er die Thore der Stadt im Rücken, als er dem rüstigen Ritter von Braunfels am Arme seiner Tochter begegnete. Sein ungewöhnlich gewählter Anzug fiel dem Ritter auf, deshalb rief er ihm fröhlich entgegen:

„Wie Ritter, wollt Ihr zur Werbung? So stattlich sah'n wir Euch noch nie."

Fast hätten Friedrich von Steinthal diese Worte außer alle Fassung gebracht, doch schnell genug ermannte er sich noch, und in den scherzhaften Ton des alten Braunfels eingehend, antwortete er:

„Ja, lieber Ritter und zwar zur Werbung in Euer Haus."

„Willkommen denn als Eidam," und indem er sich zu seiner Tochter wendete, fragte er dieselbe, ob sie irgend etwas gegen solchen Freier einzuwenden habe.

Henriette, die Sache ebenfalls als Scherz betrachtend, antwortete mit einem freudigen „Nein!"

Das Gespräch nahm schnell eine andere Wendung, und bald unter ernsten, bald unter heitern Gesprächen ward der Spaziergang gemeinschaftlich vollbracht. Friedrich geleitete Vater und Tochter in ihre Wohnung.

Was sie im Freien im Scherze gesprochen, ward nun im Ernste zwischen beiden Männern verhandelt, als Henriette auf Augenblicke das Zimmer verlassen hatte. Als sie wieder hereintrat, führte der glückliche Vater der geliebten Tochter den Freier entgegen.

„Wärdest Du wohl," so fragte er sie, „Deinem Vater das Glück bereiten, ihm Friedrich von Steinthal zum Eidam zu machen?"

Erröthend vernahm sie des Vaters Bitte; — des Herzens Drang trug den Sieg über die jungfräuliche Schaam davon. Während sie dem Vater um den Hals fiel, reichte sie Friedrich, der schon längst ihr Herz im Geheimen besessen, bejahend die Hand zur Verlobung.

Wohl schwerlich gab es in jener Stunde drei glücklichere Menschen. —

8.

Kaum hatte Herr v. Braunfels am andern Morgen den Hausgenossen und der Dienerschaft die Verlobung seiner Tochter mit Herrn v. Steinthal bekannt gemacht, als fast gleichzeitig ein Brief von Richard v. Wildenfels an den Hauspfaffen anlangte, worin er ihn bat, schleunigst zu ihm zu kommen. Ganz erwünscht kam dem diese Einladung. Der schnelle Wechsel der Familienangelegenheiten im Hause seines Herrn und zahlreichen Wohlthäters, hatte ihn in die größte Verlegenheit gesetzt, denn er, der sonst Alles erfuhr, hatte von diesem nicht einmal eine Ahnung gehabt. Seit Richard ihr Haus verlassen, hatte es Friedrich nicht betreten. Gestern nur auf Augenblicke, und heute schon folgte die Verlobung. Dahintee mußte etwas stecken, und gerade weil die Sache sehr einfach war, suchte er etwas darin, eben, wegen ihrer Einfachheit.

Blaß, mit zerstörtem Gesichte lag Richard auf dem Ruhebette, als der Pfaffe in das Zimmer trat. Bei seinem Eintritte richtete er sich sogleich in die Höhe, hieß ihn Platz nehmen, und fragte nach Neuigkeiten in Braunfels Hause. Das Wichtigste, was er natürlich erfahren

konnte, war Friedrichs Verlobung mit der Tochter des Hauſes.

Da überzog des Zornes Purpurröthe die blaſſen Wangen Richards und ein gräßlicher Schwur rang ſich aus ſeiner Bruſt.

„Wenn," fragte er endlich, „betrat Friedrich zum letzten Male das Haus?"

„Geſtern, und nur auf kurze Zeit."

„Und glaubſt Du, daß die Verlobung nur das Werk von geſtern ſei?"

„Nein, das glaube ich nicht! Bedachtſam iſt der Vater, züchtig die Tochter, und wär es nur der Sitte wegen, ſo würde ſie ſich gewiß Bedenkzeit ausgebeten haben."

„Ha! ſo hat mich der einzige Freund betrogen, der Freund, auf deſſen Worte ich Felſen baute. Pfaffe! Schaff' mir Gewißheit, daß die Werbung länger als ſeit drei Tagen iſt, ſo ſind hundert Goldgülden Dein."

„Soll ich die Hand zum Unglück bieten? Ihr ſinnt auf Böſes, mein Amt iſt Frieden ſtiften."

„Was kümmert's Dich, ob ich, ob Friedrich lebe. So wiſſe denn, vor vier Tagen ſchlug Henriette meine Hand aus, vor drei Tagen erklärte mir der Freund, daß er noch nicht um ſie geworben. Verdient, ſobald das Gegentheil erwieſen iſt, ſolche Heuchelei, ſolche Treuloſigkeit nicht blutige Rache?"

„Was aber wird aus mir, erfährt man, daß ich die Schuld mittrage am blutigen Kampfe?"

„Mein Ehrenwort, daß ich ſchweige, im Todeskampfe oder nach dem Siege."

„Und wenn dir hundert Gülden? die — —"

„Sobald Du die Wahrheit erforſcht und ſie mit mitgetheilt, und bei allen Sacramenten geſchworen haſt, daß Du Dir nichts erſonnen."

Nach dieſer Verabredung empfahl ſich der Pfaffe. Richard verließ ſein Zimmer nicht. Schon nach wenigen Tagen erſchien der Pfaffe wieder mit gleißneriſchem Geſichte und traurigen Gebehrden, verkündend, daß, ſo ſehr es ihn auch ſchmerze, er doch der Wahrheit die Ehre geben müſſe, und ſchloß damit, daß Friedrich ehrlos gehandelt habe.

Mechaniſch griff Richard nach einer Rolle Geldes, drückte ſie dem Hiobsboten in die Hand, und — ſchob ihn zur Thür hinaus.

Während ſich in Friedrichs Buſen eine Zukunft der Glückſeligkeit aufſchloß, zog in die Bruſt Richards die Hölle ein. Henriette ſchwamm in einem Meere von Entzücken. Alle die tauſend Kleinigkeiten, an die ein Mann im ganzen Leben nicht denken würde, beſchäftigten ſie faſt mit Aengſtlichkeit. Gerade an dieſen Kleinigkeiten ſollte Friedrich in wenigen Monden ihre Sorgfalt um ihn erkennen. Jenes Jahrhundert gehörte ja noch zu der glücklichen Zeit, in welcher die Frauen ihren Stolz und ihre Ehre in dem gelungenen Vorſtehen ihrer Wirthſchaft, und in der ſorgſamen Pflege ihres Gatten ſuchten. Aber auch dieſe beſcheidenen Wünſche Henriettens ſollten nur Wünſche, und ihr ganzes Leben nur ein Leben der Trauer bleiben.

Während Friedrich — denn nun hatte er Richards unglückliche Bewerbung erfahren, aber leider auch deſſen wirklich ſchlechte Geſinnung erkannt, — ihn unter ſolchen Umſtänden aus Zartgefühl vermied, glaubte Richard, der doch den Freund allein nur hintergangen hatte, dieſen fliehen zu müſſen, wähnend, — und dieſer Wahn wurde durch den Pfaffen noch beſtärkt, — daß er zuerſt von Friedrich hintergangen worden ſei.

Um ſeiner beleidigten Ehre und ſeiner Rache nun deſto früher genügen zu können, beſchloß er, ihm auf ſeinen einſamen Spazierritten aufzulauern. So, ohne alle Ahnung, Böſes von dem ehemaligen Freunde befürchten zu müſſen, ritt Friedrich wie gewöhnlich auf ſeinen menſchenleeren Wegen, mit tauſend Plänen für die Zukunft im Kopfe, weder auf den Weg, noch auf das, was ſich um ihn ereignete, achtend, lediglich ſeinem guten Roſſe vertrauend, auf jenes Hölzchen zu, welches noch heut zu Tage zwiſchen dem Scheußiger und Lindenauer Damm liegt. Auf der dritten Seite trennt aber ein Arm der alten Pleiße dieſes Hölzchen von der kleinen, aber freundlichen Inſel Buen Retiro. Kaum einige Schritte war er darin fortgeritten, als ihm eine bekannte Stimme zu ſtehen gebot. Wie ein hohläugiges Geſpenſt, ganz ſchwarz gekleidet auf feurigem Rappen, fragte ihn Richard mit vorgehaltenem Schwerte:

„Kennſt Du mich, niederträchtiger Lügner?"

„Noch hielt die Beſonnenheit Friedrichs ſein Schwert in der Scheide zurück, ſchon öffnete ſich ſein Mund, um den treuloſen Freund wegen ſeines bübiſchen Verfahrens zu befragen, da begann Richard wiederum:

„Iſt Dir der Muth geſunken, feiger Baſtard!"

Wie wenn ein Blitz aus heiterm Himmel plötzlich zündet, und Alles um ſich her verheert, ſo war die Wirkung dieſes Wortes auf Friedrich.

„Treuloſer Böſewicht, reif zur Hölle, nicht mich, die theure Mutter haſt Du geſchmäht, ſtirb!"

Mit dieſen Worten drang er auf ihn ein. Fürchterlich wüthete der Kampf, der Boden bebte unter ihrer Roſſe Huf, und Funken ſprühten aus den gut geführten Klingen der Kämpfenden. Schon hatte das Gefecht über

eine Viertelstunde gewüthet, da verscheuchte naher Hufschlag die Fechtenden aus dem Hölzchen, welches seit dieser Zeit das „Streitholz" heißt. *)

Mit den Worten „Mir nach!" sprengte Richard voran, Friedrich folgte. Nachdem wieder ringsherum Stille eingetreten war, hielten sie in der Gegend der heiligen Brücke, da, wo zwei kleine Wiesen ein wenig Holz einfassen, durch welches der Weg nach dem jetzigen Militairbade führt. Hier auf diesen beiden kleinen Wiesen entbrannte abermals der Kampf mit gräßlicher Wuth. Rache und Lebensüberdruß stählten die Kräfte des Einen, der Gedanke an Henriette und seine gekränkte Ehre beseelten den Andern; denn das Wort Bastard bezog sich ja auf seine Geburt, auf seine Mutter, auf das Geheimniß, welches er einst in heiliger Stunde dem Freunde anvertraut hatte, — Friedrich war der Sohn der unglücklichen Theodore. **)

Die Kräfte der Rosse begannen bereits zu schwinden, weshalb sie sich genöthigt sahen, zu Fuß zu kämpfen. Schon färbte der Wiesen Grün das purpurne Blut der verwundeten Ritter, Nichts konnte sie vom Kampfe abhalten. Die Klingen brachen, — aber der Kampf endigte darum nicht, schnell hatten sich die Arme der Streitenden umfaßt, um mit der Faust zu vollenden, was dem Schwerte nicht gelungen war, da strauchelten am schlüpfrigen Ufer der Elster die Füße der Ritter und die Fluth bedeckte sie Beide noch während des Kampfes im Tode.

* * *

Als sich gegen Abend zwei schweißtriefende Rosse ohne Reiter dem Thore der Stadt nahten, ahndete man sogleich ein Unglück und meldete der Behörde diesen Vorfall, worauf alsbald Männer auf Kundschaft ausgeschickt wurden. Es währte nicht lange, so fand man die Hufe der Rosse in oben erwähntem Hölzchen, die Fußtritte der Ritter auf jenen kleinen Wiesen ***) zunächst der heiligen Brücke. Tags darauf zogen die Fischer die zwei Leichname der beiden Ritter aus einer tiefen Stelle unfern dem Orte, wo sich die Elster, von Schleußig kommend, in zwei Arme theilt, von denen der eine nach Lindenau, der andere der Stadt zuströmt. Noch bezeichnet der Stumpf einer Trauerweide, deren lange Flechten vor wenigen Jahren ein willenloses Spiel der Wellen waren, jene Stelle, in welcher Richard und Friedrich gemeinschaftlich ihren Tod fanden. Diese gefährliche Stelle heißt noch bis auf den heutigen Tag

das Ritterloch.

So hatte das Schicksal zwei Familien verbunden die weder die Bande des Blutes, noch Gleichheit der Gesinnungen vereinigte; — damit sie gleichzeitig in ihren letzten Sprößlingen untergingen.

*) Nach Andern von einem Prozesse so genannt. D. V.
**) Siehe die Sage von der heiligen Brücke; No. 1. u. 2. Erstes Quartal.
***) Daher der Name dieser Wiesen: Ritterspuren.

Ein Commis. *)

O wie ist es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Besseren schwinden.
Heine.

Er war dumm, hübsch, reich und Commis.

Das ist etwas, wenn auch nicht viel. In X. nämlich coursiren zweierlei Sorten Commis. Die erste Sorte ist wie die Leipziger, Chemnitzer oder Elberfelder, eine ganz gewöhnliche Sorte, weder groß noch klein, weder jung noch alt, weder tugendhaft noch verbrecherisch, dabei Inhaber eines Salairs von zwei- bis dreihundert Thalern, einiger Pomadenbüchschen und einer ziemlichen Quantität Arroganz. Sie geht gekleidet, wie's im Journal steht, trägt den Hut leichtsinnig — sentimental — genial auf dem linken Ohre, jeden Sonntag neue Glacehandschuhe und findet sich allein liebenswürdig. Fracht- und Avisbriefschreifen, Coursberechnungen, Messen und Kaffeewiegen ist ihr Lebenszweck — Dütenmachen und Cigarren rauchen ist ihre Erholung. Sonntags darf sie ausgehen und sich sehen lassen, auch dann und wann, vorzüglich Anfangs des Monats, wenn man ihrer Hände Arbeit bezahlt, im englischen Jockeianzug ausreiten. Sie hat den Schiller gelesen und findet ihn leidlich, sonst kennt sie nur Alberti's Complimentirbuch, 12. Auflage bei Basse in Quedlinburg erschienen. Hegel hält sie für einen Weinreisenden, Uhland, meinen sie, mache in Papier. Schneider, Röcke, Westen, Mädchen und Bier — um diese Fragen dreht sich ihr ganzes Leben. Sonst hat sie nichts Eigenthümliches, als daß sie ihre Handschuhe erst auf der Straße anzieht. —

Die andere Sorte besteht in einer Schaar von jungen Männern, die bei tüchtigen Kenntnissen und feiner Bildung jene liebenswürdige Weltroutine besitzt, die eben

*) Aus dem Planeten.

so sehr imponirt, wie sie einnimmt, einer nicht allzugroßer Schaar, die aber von allen Seiten sich der höchsten Achtung erfreut.

Emil war Commis erster Sorte. Er hatte ein glatt Gesicht, einigen Ueberfluß an Verstandsmangel und einen Vater, der Geld, ungeheuer viel Geld und nur diesen einzigen Sohn besaß, den er liebte wie seinen Leibaffen. Emil galt demnach in ganz X. für einen geistreichen, liebenswürdigen jungen Mann, denn wer in X. Geld hat, hat auch Verstand und wer Verstand, Geld und ein hübsch Gesicht hat, der hat mehr Liebschaften, als ein Anderer Haare auf dem Kopfe. Emil war der Liebling aller Damen.

Eines Sonntags Morgen sitzt Emil im seidenen Schlafrock auf seinem Zimmer, und schlürft eben gemächlich eine Tasse Chocolade herunter, als ein Knabe freundlich grüßend die Thür öffnet und hereinspringt.

Guten Morgen, Herr Emil!

Mo—o—orgen, dehnte Emil heraus, mo—o—o—rgen Franz. Was bringst Du, mein Junge, was macht der Papa?

Danke, Herr Emil, recht leidlich. Was ich bringe? Einen schönen Gruß von meiner Schwester und diesen Brief. Röschen läßt recht sehr um Ihren Besuch bitten und läßt Ihnen sagen, Vater und Mutter gingen heut' auf den Herrenknug. Werden Sie kommen, Herr Emil?

Versteht sich, mein Junge. Deiner Schwester wieder meine besten Grüße und ich würde nicht verfehlen diesen Nachmittag zu erscheinen.

Adieu, Herr Emil.

Adieu, Franz.

Emil schlürft noch ein Tasse und erbricht dann den Brief. Je mehr er lieſt, je länger wird sein Gesicht, endlich wirft er das Billet unwillig fort. Mein Gott, stöhnt er, die Geschichte wird langweilig. Heirathen — Zukunft — Ehre, Gram der Liebe — ewige Treue — ist das Mädchen toll? Ich die Tochter eines Beamten mit 400 Thaler Gehalt heirathen? Das wäre eine fürchterliche Blamage. Er gießt die dritte Tasse herunter. Es ist wahr, fährt er fort, schön ist das Mädchen — sehr schön und vertheufelt tugendhaft. Allen meinen Lockungen und feinen Manövern widerstand sie, bei keiner meiner Liebschaften hat mich ein Kuß so viele Worte gekostet, wie hier. Freilich, ich habe ihr viel versprochen — — sehr viel! Bah! was schadet das — Liebesschwüre brechen ist fashionable und gehört zum guten Ton. — Ich werde mit ihr sprechen.

Indem öffnet sich wieder die Thüre und herein stürmt ein würdiges Gegenstück zu Emil, ebenfalls ein Commis erster Sorte, Namens Moritz, ein Mensch, der wenig Geld und viele Schulden und dabei eine seltene Unverschämtheit besaß. Emil hielt ihn für geistreich. Bon jour! alter Junge, rief er, den Hut vornehm wegwerfend. Hast ausgeschlafen?

Wie Du siehst.

Nun, das sehe ich eben nicht. Du siehst ewig wie eine Schlafmütze aus.

Du scheinst heute sehr schlechter Laune, fuhr Emil auf.

Possen — schlecht geschlafen — viel getrunken und viel geärgert.

Worüber?

Ueber Dich! Hast gestern auf dem Balle pyramidales Aufsehen gemacht! Unser Einer, der doch auch eine Quantität Liebenswürdigkeit besitzt, plagt sich das ganze Jahr um eine kleine Amouschaft, Dir fliegen sie an einem Abend in Dutzenden zu. Die reizende Louise hat Dich gestern gesehen und findet nicht Worte genug Deines Lobes. Dein edler Anstand, Deine noble Haltung, Dein feines Benehmen haben sie entzückt.

Wahrhaftig, die reizende Louise? Woher weißt Du's?

Sie selbst hat es mir gesagt.

Moritz, Du bist ein köstlicher Mensch! Willst Du Chocolade oder soll ich Wein holen lassen?

Natürlich Wein, welcher vernünftige Mensch wird am Morgen nach einem Balle Chocolade trinken? Ja, ich sage Dir, das ganze junge X. ist wüthend über Dein Glück, man nennt Dich einen Don Juan, einen Lord Byron . . . . . die Ehemänner betrachten Dich mit Argusaugen. Dein neuer Frack saß aber auch ausgezeichnet.

Emil klingelte. Eine Flasche Johannisberger. Den besten in X., wandte er sich zu Moritz.

Bon!

Du meinst also wirklich, daß ich . . . .

Eindruck gemacht — horriblen! Sie hat kein Auge von Dir verwendet, überall wo Du standest und gingst, folgte Dir ihr Blick. Beim letzten Contredanse wurde sie viermal von ihrem Tänzer an die Touren erinnert.

Emil sprang zur Thür: Heinrich, bringe gleich noch einigen Caviar und Lachs mit! rief er dem davon eilenden Markthelfer nach.

Apropos Emil, wo hast Du die brillante Weste her, die Du gestern Abend trugst. Die ersten Schnitter waren einig, daß sie nie ein feineres Muster, einen schö-

neren Stoff gesehen. Man hat hin- und hergerathen, von wo Du das Zeug wohl bezogen haben könntest?

Wirklich — wirklich, das freut mich. Es ist wahr, ich habe darin Geschmack. Heydenreichs haben den Stoff erst vor wenigen Tagen direkt aus Paris empfangen und ich war so glücklich die erste Weste davon zu erhalten.

Das weiß der Himmel, Du hast in Allem Glück. Bist reich, schön, liebenswürdig, die Damen reißen sich um Dich, Niemand kann Dir widerstehen. Apropos ehe ich's vergesse, Du kannst mir einen Gefallen thun. — Borg' mir zehn Thaler. —

Schon wieder, murmelte Emil. Aber Du schuldest mir noch zwanzig?

Kleinigkeit, nicht der Mühe werth — ich zahle nächstens. Weißt Du wohl, daß Deine Art und Weise den Chapeau bas zu tragen gestern Aufsehen erregte? Diese Nonchalance, diese vornehme Bequemlichkeit, das graciense Schlenkern . . . . . Fräulein Ottilie meinte, Du seist ein ächter Cavalier. Wo hast Du das gelernt?

Natur — nichts als Natur, angeborenes Talent. Hier sind zehn Thaler.

Bon! Nun schenk' ein — die schöne Wittwe soll leben! — Todt könnte man sich ärgern über Dein horrendes Glück! Was habe ich mir da für Mühe gegeben einen einzigen freundlichen Blick aus ihrem schönen Auge zu erhaschen! Alles vergeblich. Da kömmst Du, sie sieht Dich, Du kannst mit jenem römischen Feldherrn . . . . wie hieß er nur gleich . . . .

Solon . . .

Richtig Solon, Du kannst mit Solon sagen: peni, midi, dici, d. h., ich kam, ich sah, ich siegte. Der Caviar ist übrigens ausgezeichnet.

So — freut mich; trink' aus, damit ich einschenken kann. Die neue Liebe soll leben!

Schmetterling, drohte Moritz, wie lange wird's dauern und auch Louise gehört zu den Vielen, die im stillen Kämmerlein Thränen des Schmerzes über Deinen Wankelmuth weinen. Willst Du denn Alle unglücklich machen?

Lieber Gott — meine Schuld ist es nicht.

Hast Recht, flattere so lange Du Flügel hast. Teufel, da schlägt's zehn! Ich muß zur Wolfsschlucht, dort ist heute große Versammlung. Adieu, mein Götterjunge, . . . wie beneide ich Dich . . . Adieu.

Adieu, lieber Moritz.

Dummkopf! murmelte Moritz, als er die Treppe herunterflog, um lumpige zehn Thaler so viele Lügen. Der Mensch ist wirklich polizeiwidrig albern. Aber Geld hat er, das ist wahr, und ich brauche noch viel Geld. Ich werde mich später noch auf einige Elogen besinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein österreichischer Baron als Renegat.

Als neulich die Nachricht, ein österreichischer Edelmann sei zu Konstantinopel öffentlich zum Islam übergetreten, in den Zeitungen erschien, wird sich gleich mir, wohl Mancher nicht haben die Motive und Umstände erklären können, die heutigen Tages einen Mann von Bildung zu einem solchen Schritte verleiten konnten, da es, um in der Türkei sein Glück zu machen, das heißt, eine amtliche Stellung zu erhalten, keineswegs mehr Bedingung ist, zur Volksreligion zu schwören, es sogar nicht zu besonderer Empfehlung wird, als religiöser Ueberläufer seine Dienste dort anzubieten. Es gab eine Zeit, wo der Zug nach dem Orient, namentlich der Türkei und Egypten, durch die Verfinsterung der Aussichten zu Anstellungen und sonstigem Fortkommen in Europa, hauptsächlich in den Oststaaten bedeutend war. — Diese Zeit fällt nach dem Frieden von beiläufig 1817 bis 1826. Später richteten sich dann die Blicke der Glücksritter hin nach dem Westen, im spanischen Kriege ihre Fortune zu suchen. In Deutschland erwies sich so allerdings ein Hang zu abenteuerlichen Auswanderungen, als aus dem Mittelalter erhalten, aber daß ein christlicher Baron seine Religion mit dem Islam ohne alle Noth und Nebenabsichten vertauscht, steht damit nicht im Zusammenhange, es ist ein vereinzeltes Faktum. Welche andere Motive konnten also einen Mann von gutem Herkommen vermocht haben, sich selbst, seiner Familie und seines Vaterlandes also zu vergessen? Entweder das Motiv einer in Sinnlichkeit entarteten Phantasie, welche in den Genüssen des Harems sich trunken erhalten will, oder — Verschrobenheit. Als nun der deutsche Familienname des Renegaten Achmet-Bey von den Zeitungen veröffentlicht wurde, konnte weder ich, noch irgend Einer, der den Baron W. v. B. genauer kannte, zweifeln, daß man seinem Abfall von Vaterland und Christenthum das letztgenannte Motiv unterzulegen habe. — Baron W. ist der älteste Sohn eines reichen Mannes, der drei Söhne und eine Tochter mit einem ansehnlichen Erbtheil hinterließ! die Tochter ist Gattin eines hohen Militairs, der jüngere Bruder hat

in den Feldzügen mit Auszeichnung gedient und sich die seltene Dekoration des Maria-Theresien-Ordens erworben. Die Familie gehört zu den achtbarsten, bis auf den jetzigen Herrn Achmed-Bey, der längst von ihr seufzend als das ungerathene Kind des Hauses betrachtet wurde. Dieses Zeugniß im Auslande abzulegen, glaube ich gewissermaßen als ein Bekannter des Hauses verpflichtet zu sein. Dagegen werde ich, was das innere Privatleben des hier gedachten Baron W. v. B. betrifft, mich nicht weiter auslassen, als es zur Erklärung seiner öffentlich zur Schau getragenen Thorheiten und des gegenwärtig erfolgten Resultat's derselben unumgänglich nothwendig ist.

Als ich ihn im Jahre 1828 in Wien nach langer Zeit wiedersah, war er hoch in den Vierzigen, hatte schon grau gemischtes Haar, und einen guten Theil seines Vermögens mit verschiedenen Liebhabereien durchgebracht. Sein Leben und Treiben, welches geradeswegs gegen die Formen des Ehestandes verstieß, hatte seine Frau bewogen, sich von ihm zu trennen. Jetzt lebte er in Gesellschaft seiner Köchin, die er sich nicht scheute, modisch aufgeputzt, am Arme auf die Promenade zu führen, ja in das Kaffeehaus, in die Gesellschaft seiner Bekannten, die ihn deßhalb flohen, mitzubringen. Ich selbst hatte das Glück, von ihm, in Begleitung dieser Dame, welche bereits in Jahren vorgerückt und dazu grundhäßlich war, einen Besuch zu erhalten. Da ich ihm aber ziemlich ernsthaft die Bemerkung machte, daß ich auf „Damenbesuche" nicht eingerichtet wäre, ließ er sich nicht wieder sehen.

(Beschluß folgt.)

Mixt-Pickels.

Neues Mittel, lästige Besuche los zu werden. (Paris) Ein Schneider, welch ein bedeutsames Wort! Es ist das Alpdrücken jedes jungen Mannes, der gern die Moden mitmacht, dem aber die Renten dazu fehlen; es ist das Bild der Wirklichkeit, das zuweilen in der Welt der Poesie hervortaucht, die Rechnung in der Hand und bisweilen die Grobheit im Munde. Ein Schneider ist's, den heute vor Gericht erscheint, und 120 Fr. von Herrn v. St. Marianne verlangt, einem der elegantesten Lions, die das Café Tortoni besuchen. Der Modehero: dieser Mann hat mich wegen meiner Rechnung vorladen lassen; ich finde dies sehr unschicklich; warum bringt er sie mir nicht ins Haus? — Der Schneider: der Himmel behüte mich davor, ich könnte während 6 Monate keine Nadel mehr anrühren! — Der Präsident: Wie ist das zu verstehen? — Der Schneider: Herr Präsident, er gibt tausenderlei Mittel, um sich seiner Schneider, wenn man ihm Geld schuldig ist, vom Halse zu schaffen. Die Einen lassen ihm sagen, sie seien auf dem Lande . . . — Der Modehero: Das sind Essel, die das thun; ich setze mich nie ins Grüne, nicht einmal bei dichterischen Empfindungen. — Der Schneider: Andere werfen die Schneider die Treppe hinab. — Der Modehero: Das Mittel ist geistreich, ich gesteh's, aber es hat seine Unannehmlichkeiten, denn man fällt seinem Rachbar dadurch beschwerlich, daß man ihm ein lästiges Wesen auf sein Territorium wirft. — Der Schneider: Herr v. St. Marianne, ich muß es gestehen, nimmt hier zu wirksameren Mitteln seine Zuflucht. — Der Modehero: Das laß ich mir gefallen, er läßt mir doch Gerechtigkeit widerfahren. — Der Schneider: 's ist wahr, er läßt sich nie verleugnen. — Der Modehero: Ich bin immer für Jedermann sichtbar und zugänglich. — Der Schneider: Er läßt auch nie seinen Nebenmenschen die Treppe auf allen Vieren herunter gehen. — Der Modehero: Thätlichkeiten an unbedeutenden Wesen ausüben, pfui, das ist gegen meine Gewohnheit. — Der Schneider: Trotzdem gehe ich aber doch nicht mehr hin, denn man brennt sich auf eine himmelschreiende Art bei ihm. — Der Präsident: Wie das? — Der Schneider: O! es ist eine Abscheulichkeit! Stellen Sie sich vor, wenn ein Gläubiger zu ihm kommt, so erfährt er es durch seine Maitresse, die immer auf der Lauer steht, im Voraus. Was thut er nun? Er läßt die Thürklinke glühend machen, und von außen in die Wohnzimmerthür stecken . . . Sie verstehen wohl . . . der Gläubiger kommt, berührt beim Oeffnen die Klinke, und läßt auf derselben einen namhaften Theil der Haut seiner Hand zurück. (Lange anhaltendes Gelächter.) Ich wurde selbst auf diese Art von ihm angeführt und bin seit entschlossen, sollte ich ihn je wieder besuchen müssen, nicht durch die Thür in sein Zimmer zu gehen. (Gelächter.) — Der junge Elegant, der seine Gläubiger durch glühende Klinken zu vertreiben sucht, wird verurtheilt, seine Schneiderrechnung innerhalb 8 Tagen zu berichtigen. Der Modehero zum Schneider: Kommen Sie morgen zu mir: ich werde die Sache in Richtigkeit bringen. — Der Schneider (kopfschüttelnd): Gebrannte Kinder scheuen das Feuer!

— In einem in Gotha von H. Welcker den 24. Juni 1840 gesprochenen Festgedicht bei der vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst, unstreitig einem der besten, die jene Festfeier uns gebracht hat, kommen folgende Strophen vor:

„Zwar geht am Rand des Tiberstroms
Ein Mönch noch mit dem alten Wahne;
Doch spricht: Was fraget nach dem Bischof Roms
Die junge Zeit und nach dem Vatikane?
In manchem Land auch geht zu spät die Uhr,
Andrs schon überall der Stundenzeiger
Ist vorgerückt, und manch' ein Feiger
Zu spät als Thurmwart aus dem Schlafe fuhr;
Doch hilft's den Jägern, noch durch's Thal zu schleichen
Bei düst'rer Nacht,
Wenn auf den freien Alpen schon erwacht,
Die Sonnenadler streichen,
Den Tag verkündend allen Königreichen?"

Sprache. Auf eine schöne und richtige Aussprache wird leider in Deutschland noch immer nicht die gehörige Aufmerksamkeit verwendet, selbst nicht von Personen, deren Beruf es eigentlich fordert, sich mit allem Wohllaute der Sprache vertraut

zu machen. Als jüngst in einer hiesigen Gesellschaft ein Liszt'sches Clavierstück vorgetragen ward, fragte eine Dame: „Ist das nicht das „Ständchen“ von Franz Schubert? Wie heißt doch gleich der Text!“ Flink antwortete ein daneben stehender Sänger, der sich seit einiger Zeit emsig befliſſen, seinen häßlichen Provinzialdialekt in reines Hochdeutsch zu verwandeln:

„Käuſe fliehen meine Lieder
Durch die Nacht zu Dir!“

Die Anwesenden unterdrückten mit Mühe ein lautes Gelächter auf dies „leiſe Flehen“ des Künſtlingers.

Modenbericht.

Paris im November.

An Fräulein K. in Leipzig.

Herren-Moden. Die Herrenmoden werden nun wohl bald ihre feſte Beſtimmung erhalten; im Herbſt modifizirt man nur die Sommerſchnitte ein wenig; aber der Winter iſt getommen und man muß ſich zu etwas Anderem entſchließen. Die Fracks bleiben wahrſcheinlich in der Art, wie ſie im letzten Jahr waren, mit ſehr breiten Schößen, breiten halbzurückſchlagenen Revers und engen Aermeln. Die Ueberzieherocke macht man meiſt von dunkler Farbe mit breiten Sammetrevers und vielen Knöpfen. Die Knöpfe reichen aber nur bis an die Taille und laufen nicht auf den Schößen fort wie im vorigen Winter. Die Taille dagegen iſt ſehr tief und die Knöpfe auf der Taille ſtehen ſehr weit aus einander. Dieſen Schnitt haben auch die Röcke, die man bei Morgens trägt und die ebenfalls warmer, aber zu knapp ſind, als daß ſie als Ueberzieherocke gebraucht werden könnten. Der neueſte Stoff zu Weſten iſt ein velourtirter Caſſemir, d. h. ein Caſſemir, in deſſen Muſter ſich hier und da Sammetdonquets on relief miſchen. Die Formen der Weſten iſt ſehr mannichfaltig; man macht ſie mit Shawl oder mit zwei Reihen Knöpfen, aber mit einer Reihe, ſo daß ſie bis oben hinauf zugeknöpft werden können. Die wichtigſte Neuigkeit iſt der ungariſche Rock, der großen Beifall findet. Braune Paletots mit breitem ſchwarzem Sammetkragen und Aufſchlägen mit ſchiefen Taſchen. Beinkleider engan liegend, Fracks ſind mit einer Reihe goldener Knöpfe. Beliebt ſind die kurzen Mäntel ohne Aermel, mit einem Schlitz, einem kurzen runden Kragen und ſammtenem Ueberſchlagkragen.

Damen-Moden. Die Pariſer Modenwelt kam dieſes Jahr wegen der ſonnenwarmen Herbſttage in die Klemme, indem ſie in Verlegenheit war, wie ſie ſich kleiden ſolle. In der That erfanden auch die Modiſtinnen einige neue Trachten für die unvorhergeſehene Zwiſchenſaiſon.

Die wattirten Mäntel, die Burnuſſe, die Caſawalkas, die Shawls, Mantillen und Langſchwals ſind dieſes Jahr nach Form, Farbe, Stoff und Ausputz ſo verſchieden, daß jeder Geſchmack ſeine Befriedigung findet. Doch muß bemerkt werden, daß die Mode ſehr lange Ueberwürfe zur Promenade und zum Ausgehen vorſchreibt. Die Mäntel werden von Atlas, von Moire, Perlin und beſonders von Sammet gemacht. Zur Beſetzung für den letztern Stoff eignet ſich am Beſten das Pelzwerk. Doch gibt es Sammetmantel, welche man arabiſche nennt und deren Ausputz in einer Art Stickerei mit ſeidenen Schnürchen beſteht, welche von Goldſchnürchen umfaßt werden. Die von unten bis an den Ellbogen offenen Mäntel ſind ſehr bequem; die Vorderthelle ſehen dann aus wie ein Langſchwal, und ſie ſind, wie die offene Stelle, mit zierlichen Brandenbourgs verſehen, mit denen man ſie zumachen kann; die andern Theile des Mantels ſind mit ähnlichen Schnuren beſetzt. Die Caſawaltas und dergleichen werden meiſt von Atlas und Doppelſammtine in dunkler Farbe, grün, blau, braun und ſelbſt ſchwarz gemacht und dann grell geſtuttert. Der paſſendſte Ausputz ſind die Sammetſtreifen, die eins, zwei, dreimal herumlaufen. Die Zipfel unten an den Mänteln und offenen Röcken ſind ſtark abgerundet und die Aermel heran meiſt ſehr weit. Die Burnuſſe von ſtahlgrauer oder nußbrauner Farbe, mit Seide in greller Farbe geſtuttert und mit Schnuren und dergleichen in den Farben des Futters beſetzt, gelten noch immer für ſehr geſchmackvoll. Die wattirten Mantillen werden, wenn ſie nicht von dem Stoffe des Kleides ſind, am Ausputz mit Pelz bezogt, oder ſie erhalten einen doppelten Volant. Die wattirten Langſchwals und die viereckigen Shawls werden von tauſend verſchiedenen Stoffen gemacht und auf vielerlei Weiſe garnirt, daß es unmöglich iſt, hierüber beſondere Details zu geben. — Die Form der Hüte hat ſich nicht beträchtlich geändert, nur daß ſie beſſer an das Geſicht anſchließen und den Hals auf anmuthigere Weiſe offenen laſſen. Sehr beliebt ſind Sammethüte mit einer langen Feder und Seidenhüte mit wehender Feder; die von weißem Atlas mit Spitzen garnirt und an der Seite mit Bandſchleifen gziert, bleiben beſonders gut.

Man wird dieſen Winter Kapuzen von Sammet und Atlas tragen. Die erſtern, die mit Pelz garnirt ſind, wird man nicht ſelten füttern. Die andern ſind von dunkler Farbe und erhalten angemeſſen verſchiedenen Ausputz. Roſt dem Plötzlichwird man dieſen Winter viel Seide tragen. Die Capoten von vollem Sammet in Mineralgrau ſcheinen die hübſchſten und neueſten zu ſein. Zu Abendvorſtellungen gibt es eine Menge Phantaſiepuze von Sammet und andern Stoffen, mit weichen ſchweren Kopfputzen man auf den Bällen langen wird. Die Form der Spitzenhauben hat ſich wenig verändert; vorn auf der Stirn garnirt man ſie mit einer Raſche, mit einer Rolle oder einem gefälteten Beſatze. Auch trägt man Sammetblumen darauf. Man ſpricht von kleinen Regentſchaftshäubchen, die ganz klein und allerliebſt ſind und auf der Seite getragen werden. Die Mode der Spitzenpelerinen ſcheint völlig feſt zu ſtehen; man trägt ſie ganz glatt und einfach von Guipure, aber von Tülle und garnirt ſie dann z. oder 3fach mit Spitzen. Dieſer Mode entgegengeſetzt iſt die der Pelzpelerinen; man hat ſie von mittlerer Größe vorn auf der Bruſt offen. Man trägt Armbänder von Sammet, die mit einer Schnalle zugemacht werden; Langſchwälchen von glattem Caſhemir, cravatenartig um den Hals geſchlungen. Müſſe von Pelz oder von Sammet mit Pelzbeſatz.

Ich verbleibe,

Deine Freundin
Auguſte Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 7. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Der letzte Tag auf dem Comptoir. — Beſcheid eines Thorſchreibers. — Miscellen und Anecdoten. — Feſtliche Nachtklänge aus Leipzig, in Text geſetzt von ....r, Fortſetzung. Kirmeſſen und Martinsſchmauſe.

Expedition: Peterſtraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Böchner. H. Franke, Commiſſionär. Man abonnirt bei allen Poſtämtern und ſoliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

Hierzu eine literariſche Anzeige von Im. Tr. Möller in Leipzig.

No. 8. (Sonnabend, den 20. November.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Ein Commis.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Mein einsam Herze liebt Dich,
Es liebt Dich, und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber Du siehst es nicht.
Heine.

Habt Ihr sie nicht gesehen, wenn Ihr die große Straße hinabschreitet, unten fast am Ende im kleinen, gelben Häuschen, das Mädchen mit dem blonden Lockenkopfe, dem blauen treuen Auge und den süßen Lippen, die nur zum Küssen geschaffen schienen? Seid Ihr nicht manchmal stehen geblieben und habt hinaufgesehen nach dem Fenster, wo sie saß und stickte und lächelnd dem kleinen Bruder wehrte, wenn er auf ihren Schooß gesprungen und den schönen Nacken mit seinen Händchen klopfte? Oder ist Euch nicht manchmal eine schlanke, feine Gestalt begegnet, das sinnige Auge von langen Wimpern bedeckt, ein Engelsgesicht, einfach, fast arm gekleidet und doch schöner, als alle die feingeputzten Kaufmannstöchter Eurer Stadt. Habt Ihr sie nicht gekannt?"

Das war Therese, das arme, gute Mädchen, Emil's Geliebte. —

Ihr verdammt sie, Ihr sagt, sie habe einen Unwürdigen geliebt! Kalte Menschen! frägt denn die Liebe nach Verstand, läßt sich denn Liebe gebieten? Sie hatten sich gefunden — sie liebten sich. Emil war hübsch und war ein Anderer, wenn er bei ihr war, als auf den Bällen, Promenaden und bei seinen Trinkbrüdern, und Therese, ein einfach, schlichtes Kind, ein Engel, der zum ersten Male liebte. Sie glaubte noch, was er versprach und war unendlich glücklich. — —

Horch, auf der Treppe Tritte — er kam. Mit einem Freudenschrei flog sie vom Sitze auf, dem Eintretenden entgegen und legte sich weich in seine Arme, der nur kalt den Druck erwiderte, und nannte ihn schmeichelnd ihren lieben, lieben Emil. Der aber drängte sie von sich und setzte sich stumm an's Fenster.

Du bist nicht heiter, mein Emil, bat sie, zürnst Du mir? O bitte, erzähle Deinem Mädchen, was Dich kümmert.

Kleinigkeiten, Therese, — Laune, Geschäftssachen, — glaube mir.

Therese sah ihn lange an, schweigend, mit getrübtem Auge. Endlich sagte sie: Nein Emil, das ist es nicht.

Warum nicht, Therese?

Wirst Du mir zürnen? Sieh Emil, wie ich Dich liebe, so kann nicht Vater und Mutter, nicht Schwester und Bruder, so kann kein Mensch auf Gottes großer Erde Dich lieben. Du bist oft hart gewesen, hast meine unschuldigen, einfachen Worte falsch gedeutet, hast mich bitter oft gekränkt — ich habe geschwiegen, und nur in der Nacht, da übermannte mich oft der Schmerz und manche Thräne ist dann geflossen. Ich habe Dir nie die Thränen gezeigt, nie meinen Schmerz — ich wußte, es kränkte Dich und darum schwieg ich. Ich will auch für das Alles keinen Lohn, keinen Dank — nur Deine Liebe, Emil, wirst Du mich immer lieben? —

Emil betrachtete das Mädchen, das in ihrem Schmerze doppelt schön war, mit gierigen Blicken. Aus seinem Antlitz blitzte rohe Sinnlichkeit, kein Zug von Rührung.

Du bist heute schöner, wie je, scherzte er, nur etwas sentimental.

Nenne nicht sentimental, was mir der Schmerz eingibt. Ich fühle es, Du liebst mich nicht mehr wie sonst, Deine süßen Worte sind keine Wahrheit und kommen nicht mehr aus dem Herzen — Du gibst der Bettlerin nur aus Mitleid, was sonst Liebe reichte. Das schmerzt, Emil — schmerzt recht tief.

Emil trommelte am Fenster. —

Soll ich Dir etwas Neues erzählen? Ich war gestern auf dem Ball . . . . . ein süperber Ball. Man sagt mir, ich habe Aufsehen gemacht . . . . ich, mein Frack, meine Weste! —

Emil? . . . . . .

Was ist Dir . . . ich glaube Du weinst? Was hast Du?

Nichts — gar nichts Emil.

Ich sage Dir, königlich habe ich mich amüsirt. Fräulein Ottilie R. hat mich dreimal im Cotillon geholt, die schöne K. flüsterte mir heimlich in's Ohr, ich sei der beste Tänzer im ganzen Saale . . . . . meine Freunde waren entzückt über meine Toilette. Du sprichst kein Wort — Du freust Dich nicht?

Doch Emil, ich freue mich — sieh, ich freue mich recht sehr. Sie lächelte schmerzlich.

Ich könnte Dir Stundenlang von meinen Eroberungen erzählen. Da ist die B...., Du kennst sie, ein schönes stolzes Mädchen, nach der sich die Lieutenants die Füße fast wegliefen — gestern hat sie mir so zärtlich die Hand gedrückt und so oft versichert, ich sei ein geistreicher Gesellschafter, daß ich vor Schaam selbst erröthet bin. Und die schöne Wittwe Louise . . . ah, das muß ich Dir noch erzählen. Zuvor aber erlaube, daß ich mir eine Cigarre anbrenne.

Ich werde Dir sogleich Licht besorgen, lieber Emil. Gebulde Dich nur einen Augenblick.

Therese ging und kehrte bald darauf mit einem brennenden Lichte zurück.

Emil suchte im Zimmer umher nach einem Stückchen Papier.

Mein Gott, ein Fidibus, erschrack das Mädchen, sogleich will ich . . . . .

Laß es, Therese — ich habe Papier, sagte Emil, griff in die Tasche, holte den Brief Theresens, den er am Morgen erhalten, heraus, zerriß ihn in zwei Stücke und brannte sich mit der einen Hälfte die Cigarre an.

Therese sah es, wurde leichenblaß und zitterte. Ein Thränenstrom entglitt ihren Augen und kraftlos sank sie auf dem Stuhl zusammen. —

Emil qualmte wie ein Stadtsoldat.

Thränen — Thränen und immer Thränen, höhnte er, mein Gott, das ist ungeheuer langweilig. Bin ich hierher gekommen, um Jammer und Klage zu hören? Entweder Du hast schlecht geschlafen und läßt nun Deine unleidliche Migräne an mir aus, oder . . . Mag's sein, wie es will, es ennuyirt mich. Ich gehe. Schade um die schöne Geschichte, die ich Dir eben erzählen wollte. Wenn Du besserer Laune bist, werde ich wiederkommen, bis dahin — leb' wohl. —

Er ging. —

Therese sah ihm nach, lange — dann preßte sie bewegt die Hand auf's Herz und weinte. Ich habe ihn geliebt — ich liebe ihn noch und werd' es nicht entragen. Lieber, lieber Gott, mach' es kurz mit mir und laß mich bald zu Frieden kommen.

Arme Therese!

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter!
Sie spricht von Dir, mein liebes Kind,
Du hast keinen guten Charakter.
Heine.

Louise war schön wie ein Engel. Doch was sage ich, sie war schöner wie der leuchtende Morgen, schöner wie des Frühlings blühende Rose, schön wie Raphael's Madonna. Ihr Auge war ein Himmel von Sternen und Blumen, ihr Mund ein süßes unerklärliches Räthsel, ihre Gestalt eine schlanke, schaukelnde Blume — ein Meisterstück der Schöpfung. Wer sie sah, der liebte sie, wem sie lächelte, der mußte sie anbeten. Sie war schön, ihr Herz aber war kalt, wie das glänzende Eis, jedes Wort, was sie sprach, eine Lüge.

Louise war nichts als eine gewöhnliche Coquette.

Sie lächelte, weil man ihr Lächeln reizend fand, sie weinte, weil ihren Thränen kein Mann widerstand. Sie forderte immer, aber befahl nie, sie bat nur und bat unendlich rührend, sanft. Sie hatte nie geliebt, aber täglich und immer sprach sie von Liebe, schmachtend und hingebend, und schlug dabei das Auge zum Verführer schön auf, lächelte zum Entzücken rührend. Wenn sie schwärmte über Liebe — ah Messieurs, sie schwärmte mit Gefühl, und ihre Thränenperlen standen reizend zu dem frommen Gesichtchen und dennoch — sie versprach Liebe und kannte keine. Ihr erster Blick beim Erwachen war eine Lüge, ihr letzter am Abend ein Schauspielerstückchen. Die Männer wußten das und doch, es widerstand keiner — keiner.

Die Wittwe eines alten Kaufmanns aus L....., der ihr den Gefallen gethan, nach zwei Jahren unglück-

licher Ehe zu ſterben und eine kleine Rente zu hinterlaſſen, war ſie vor Kurzem nach X. gekommen. — Vergöttert von den Männern, die das blendend ſchöne Weib anbeteten, gehaßt von den Weibern, die ſie durchſchauten, lebte ſie frei und ungebunden, ein Leben, wie es die George Sand vorſchreibt.

Louiſe hat vielleicht nie geſündigt, aber ſie war jung und ſchön, ſie liebte Seide und Gold und Schmuck und Steine, und die kleine Rente reichte kaum hin den Friſeur und die Modiſtin zu bezahlen. Sie wußte, daß in dem Lächeln eines ſchönen Weibes Tauſende begraben liegen, und Louiſe war klug, ſie lächelte und lächelte viel und ſchön und ward reich. In X. iſt's wie in andern Städten, es gibt reiche Gimpel, die ein bezahltes Lächeln für Liebe halten.

Emil war ein ſolcher Gimpel, ein unermeßlich reicher Gimpel. Das ſchöne Weib hatte ihm täglich ihre Liebe verſichert, und Emil liebte, vielleicht zum erſten Mals, wahr und mit voller Seele. Er ſah das kurze höhniſche Lächeln nicht, das in Louiſens Mundwinkel zuckte, wenn er winſelnd vor ihr kniete und von ſeiner Liebe jammerte, er ſah nur das Liebegewährende ſchöne Auge, hörte nur die ſanften Worte, die ihr Mund flötete, und bezahlte einmal über das Andere ihre Schulden.

Louiſe — nun Louiſe lachte über den Liebe girrenden Gimpel, wenn er fortgegangen, und trug ſeine Brillanten und ſeine ſchwergoldnen Armbänder. Sie langweilte ſich bei ſeinem Geſchwätz, ſie ſagte ihm oder täglich, er ſei ein liebenswürdiger Freund und erlaubte ihm ihre Hand zu küſſen und an ihrer Seite zu ſitzen.

Der Menſch iſt langweilig und dumm, ſagte ſie mit Moritz, aber er hat Geld, und Geld — Geld allein macht mich glücklich. —

Eines Tages kehren Beide von einer Spazierfahrt zurück. — Der Wagen iſt langſam vorausgefahren, Louiſe und Emil folgen. — Emil ſpricht von ſeiner Liebe, ſeiner Gluth und Leidenſchaft, und Louiſe horcht ſchwermüthig lächelnd zu, nennt ihn Freund und Geliebten und ſpielt mit dem neuen Shwal, den ihr Emil am Morgen geſchenkt. Kein Zweifel, ſie langweilt ſich.

Da biegt um die Ecke, die ſie eben umſchreiten, ein Leichenzug. Der Sarg iſt reich mit Kränzen behangen, Jünglinge tragen ihn, und Jungfrauen in weißen Kleidern folgen. Langſam bewegt ſich der Zug vorwärts und hält endlich vor dem Eingang des Friedhofs, wohin auch Louiſe und Emil neugierig gefolgt ſind.

Fragen Sie, Emil, wen man begräbt? ſagt Louiſe.

Emil geht auf einen alten Mann zu, der abgewandt von ihm, ſein Antlitz und ſeine Thränen tief in ſein Sacktuch verbirgt. Der Mann hatte graues Haar und eine ehrwürdige Geſtalt; er hörte Emil's Frage nicht, und dieſer war gezwungen, nochmals um Auskunft zu bitten. Als der alte Mann ſich umwandte und ſein Antlitz zeigte, ſchrack Emil bebend zuſammen und ſenkte ſein Auge zu Boden.

Sie fragen, wen man begräbt, Herr Emil..... Thereſe N.....

Ihre Tochter?.... zitterte Emil.

Meine einzige Tochter.

Und woran ſtarb ſie?

An einer Bruſtkrankheit, Herr Emil. Sie hat viel von Ihnen geſprochen .... noch in der letzten Stunde .... ſie hat Ihnen verziehen, Herr Emil.

Bleich wie der Tod wankte Emil zurück zu ſeiner Dame, die ihn verwundert und fragend anſah und ſtotterte einige Worte. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

Nun Emil?

Schöne Frau, man begräbt ....

Ein junges Mädchen, das ſagten Sie mir bereits. Aber ihr Name?

Madame ... man begräbt ... Thereſen ...

Thereſe ... Thereſe, ach das hübſche Mädchen, von der Sie mir erzählten, Ihre einzige Geliebte? Armes Kind, wie bedaure ich ſie, ſo jung und ſchön und ſchon ein Raub des Todes! Sie ſcheinen bewegt, lieber Emil .... der Tod dieſes Mädchens ſchmerzt Sie? Armer Freund! Laſſen Sie uns forteilen vom Orte der Trauer, vergeſſen Sie, was Sie geſehen und ſuchen Sie Troſt an einem Herzen, das Ihnen eben ſo treu und liebend entgegenſchlägt, wie das Thereſen's. Kommen Sie, Emil, es wird Zeit, die Ouvertüre zum „Freiſchütz" hat ſicher ſchon begonnen und alle Plätze werden beſetzt ſein. Ihren Arm, lieber Emil.

Zwei Stunden ſpäter ſah man Emil und Louiſe im Theater. Beide ſchienen heiter und lachten viel.

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled're;
Ich hab' ſo lang als Comödiant
Mit Dir geſpielt die Comödie.
Heine.

Tags darauf, Louiſe ſaß noch im Negligé auf dem Divan, ſtürzt Emil in's Zimmer, bleich, entſtellt, Haar und Anzug verwildert, wie ein Tollhäusler. Ohne ein Wort zu ſprechen, wirft er ſich tief aufathmend auf einen Stuhl, ſeufzt wie ein fauler Quartaner und — ſchweigt. In der Hand hält er einen offnen Brief.

Mein Gott Emil, wie unartig! ruft Louise.

Zürnen Sie nicht, schöne Frau, jammert Emil, und vermehren Sie das Leid eines Unglücklichen nicht durch Ihre Worte. O, wenn Sie wüßten . . . ich bin verloren . . .

Ihr Verstand wenigstens scheint es zu sein. — Erklären Sie mir . . .

Louise, sagen Sie mir noch einmal, daß Sie mich lieben! — —

Lieber Emil, flötete Louise, warum denn diese ewigen Zweifel? Habe ich Ihnen nicht tausend Beweise gegeben und soll ich Ihnen immer und immer wiederholen, was Sie längst schon wissen, daß ich Sie mit ganzer Seele . . . ewig liebe. Ich glaubte, meine Thränen hätten Sie überzeugt.

O ich weiß es, Sie sind ein Engel! Sie werden mich nicht verlassen, Sie werden mir treu bleiben, auch wenn ich nicht mehr bin, was ich war — der reiche Söhn des reichen Vaters.

Um Louisens Lippen zuckte es wie feiner Spott.

Wie soll ich das verstehen? hauchte sie leise.

Louise, dieser Brief meldet mir, daß mein Vater — fallirt. Ich kann Ihnen jetzt nichts mehr bieten — nichts, nichts, als ein liebendes, ein treues Herz. — Ich bin ganz arm. — —

Emil schwieg, Louise schwieg. Beide sahen zu Boden, als wollten sie Geld aus der Erde locken.

Ein treues Herz, lispelte Louise, das Einzige also, was uns geblieben! Sie haben Recht, es ist wenig, aber dennoch genug für Bescheidene. Ein treues Herz wiegt Vieles auf und ist Goldes werth, es wird auch uns zum Ziele führen. Gehen Sie jetzt, lieber Emil, und lassen Sie mich auf Augenblicke allein, damit ich für Sie — für uns beten kann. — Wir bedürfen der Stärke, unser Unglück ohne Murren zu ertragen. Auf Wiedersehen, Emil.

Sie reichte ihm zärtlich die Hand und Emil ging. Zwei Stunden später sandte sie ihm folgendes Billet:

Mein Herr,

Mit gebrochenem Herzen schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Zürnen Sie einer Frau nicht, deren Herz, so lange noch ein Tropfen warmen Blutes darin pulsirt, ewig des Mannes gedenken wird, den es einst geliebt. Der Himmel wollte nicht, daß ich ganz glücklich werden sollte und sandte darum jenes Unglück, das Sie mir heute in gerechtem Schmerz verkündeten und das uns nun auf immer trennt. Ich entbinde Sie Ihrer Versprechen, mit schwerem Herzen zwar, aber der Nothwendigkeit weichend. Sie sind noch jung, die Welt steht Ihnen und Ihrem Glücke offen, Sie werden erzwingen, was Ihnen jetzt ein tückisches Geschick raubte. Ich mag die Kette nicht werden, die Sie daran hindert, und entsage darum freiwillig einem schöngeträumten Glücke, das mit dem Ihrigen erkauft werden müßte. — Vergessen Sie mich — leben Sie wohl auf immer.

Louise.

Emil las, fluchte und saß eine Stunde darauf auf dem Dampfwagen. Louise erschien Abends mit Herrn v. G. im Theater.

Auf dem schönen Friedhof der Stadt X. steht neben den vielen kostbaren und reichverzierten Denkmälern ein kleines Kreuz von Holz, das nur den Namen Therese N..... trägt. Unter dem einfachen Grabeshügel mit dem blühenden Rosenstocke schläft ein braves, ein liebes schönes Mädchen. — Wißt Ihr, woran sie gestorben? Am gebrochenen Herzen! — Ihr lächelt, Ihr glaubt nicht mehr an wahre Liebe? Geht hin an das stille Grab dieses Mädchens und bittet den Himmel um ein Herz, das so treu und wahrhaft liebend schlägt, wie dieses gebrochene einst, und wenn Euchs der Himmel schenkt, dann dankt ihm mit voller Seele. Sie liebte ihn heiß und wahrhaftig und konnte es nicht ertragen das große Leid, das er ihr zugefügt und bat Gott um Hilfe in der Noth. Und Gott hat geholfen.

Arme Therese!

Ein österreichischer Baron als Renegat.

(Beschluß.)

Um diese Zeit war seine Türkensucht schon im ersten Stadium. Er trug stets eine türkische Grammatik in der Tasche, las nur Bücher, welche von der Türkei handelten, mischte türkische Worte in das Gespräch, grüßte und dankte auf türkisch. In Hinsicht seiner Lebensweise hatte sich die Manie fürerst auf die Methode des Rauchens aus den bekannten persischen Pfeifen und auf die Kunst, den Rauch hinunter zu schlürfen — das bei den Türken sogenannte „feine Pfeife trinken" — erstreckt. Was das Costüm betraf, so zeigte sich die Türkensucht nur an dem sehr kurz geschorenen Haar, welches im Nacken bis zu dem Ohrsaum hinauf abrasirt war. Dabei war aber sein Anzug keineswegs der anderer vernünftigen Leute, sondern eine Art von Matrosen-Uniform, bestehend in einem Strohhut, einer hellblauen Jacke, weißen blaugestreiften Pantalons, einer englisch rothen Schärpe und

einem gelben Tuch, nachläßig um den offenen Hemdkragen geknüpft. In diesem Aufzuge ging er in der Stadt umher, zur Belustigung der Gaffer und Straßenjungen.

Wir glaubten anfänglich, dies Treiben sei die Affektation des englischen Spleens, eine gewisse Originalität, wie schwache Geister sie gern zu Hülfe nehmen, um Aufsehen zu erregen; er aber äußerte bald, daß es ganz anders mit ihm kommen würde. Er erklärte sich höchst unzufrieden mit der europäischen Lebensweise, und wie er nächstens seinen ganzen europäischen Hausrath zum Fenster hinauswerfen würde, sobald er seine Sendung aus Constantinopel bekommen. Er hatte nämlich dorthin einen Commissionair und schweres Geld geschickt, dafür türkische Möbel, Teppiche, Geräthe, Pfeifen und dergleichen einzuhandeln, indem er sein Quartier und seine ganze Umgebung türkisch umwandeln wollte.

Einige Monate darauf wurde dies wirklich ausgeführt; die Köchin wurde jetzt, wie er aller Welt erklärte, zur Kadin erhoben und zwei laiope Mägde nannte er seine Odalisken. Ein Bekannter, der ihn auf seine Einladung einen Abends besuchte, fand ihn schon ganz türkisirt, in Kaftan und Lederstrümpfen, auf Polstern, umgeben von seinem ominösen Harem. Der Gast war auch auf ein türkisches Souper eingeladen, wie sehr erstaunt er aber, als eine der Odalisken, anstatt des gehofften Pillaw, eine Schüssel mit Wiener-Würsten vorsetzte.

Da ich selbst ein Stück der Türkei gesehen hatte, mußte ich in den Augen des Ueberspannten eine besonders werthe Bekanntschaft und gewissermaßen eine gewihte Person sein. Er gab mir davon auch bald einen Beweis, indem er mich einer großen Aufmerksamkeit würdigte, wodurch ich jedoch in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Eines Morgens weckte mich ein seltsamer Straßentumult unter meinen Fenstern, welche auf eine der frequentesten Straßen der Leopoldstadt sahen. Der Pseudo-Türke hatte mit nämlich in vollem prachtvollem Costüm eines morgenländischen Emirs, einen Besuch zugedacht, und einen Haufen Neugieriger und Straßenpöbel hinter sich hergezogen, der nun vor dem Hause Posto faßte, um die merkwürdige Maske wieder abziehen zu sehen. Weil ich noch schlief, harrte er ihm Vorzimmer, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Fensterbank hinaus und vertrieb sich die Zeit damit, einige Scheidemünze unter das herbeigelaufene Volk auszuwerfen. Dadurch entstand nun noch eine mörderische Balgerei.

Ein Freund, der mit mir wohnte, unser gemeinschaftlicher Diener und ich, wir hatten nicht wenig Mühe, den geldspendenden Emir aus seinem Köschk ins Zimmer zurückzuziehen, ihm den Turban abzunehmen, einen Mantel umzuhängen, und ihn so schnell als möglich in einem herbeigeholten Fiacker nach seiner Wohnung abzuführen, bevor die wachsame Polizei dies auf eine andere Weise gethan hätte. Seit diesem Auftritt sah ich ihn nicht wieder, hörte später nur, daß er sein Domizil in Wien aufgegeben und nach Pressburg gezogen sei, wo er Haus und Garten am Wasser gekauft, und so gut es anging, und seine Mittel es zuließen, nach türkischer Sitte eingerichtet hatte.

Achmed-Bey muß jetzt hoch in den Funfzigen sein und sein Vermögen wird wahrscheinlich in dem Maße abgenommen haben, als seine Thorheit zunahm. Aus den hier angedeuteten Zügen wird man aber entnehmen können, welche Acquisition der Islam an ihm gemacht hat.

Patkul. *)

Eine historische Skizze aus dem Zeitalter Carl des XII. von Schweden.

Johann Reinhold Patkul, ein Liefländer von Geburt und adeliger Abkunft, diente unter der Regierung Carls XII. als Capitän in der schwedischen Armee, als der liefländische Adel, der sich in seinen herkömmlichen Vorrechten verletzt und beeinträchtigt fühlte, Einige aus seiner Mitte nach Stockholm sandte, seine Beschwerden dort zu vertreten.

Als Sprecher dieser Deputation, welche aus vier Mitgliedern des liefländischen Herrenstandes bestand, hatte man nun Johann Patkul gewählt, dessen Rednertalent nicht unbekannt war. Wirklich rechtfertigte er auch die von seinen Landsleuten diesfalls gehegte Meinung und vertheidigte die ihm anvertraute Sache mit einer Kühnheit im Ausdrucke, welche die Grenze der Klugheit weit überschritt, und die den Monarchen, in dessen Gegenwart er seine Rede hielt, so erzürnte, daß er es kaum über sich gewann, den kühnen Liefländer auf die Entscheidung des Staatsraths zu verweisen.

Als die Sache nun vor den Staatsrath kam, war die Meinung zwischen seinen Gliedern getheilt. Ein Theil desselben wollte die Kühnheit des Sprechers durch die Liebe für seine Heimath entschuldigen und rieth, sich seiner als Mittel zu bedienen, um die aufgeregten Gemüther der Provinz Liefland zu beruhigen; die Mehrheit der Stim-

*) Die Redaktion glaubt den verehrten Lesern in dem vorliegenden Aufsatze eine willkommene Lesegabe zu bieten, da der geniale Carl Gutzkow denselben Stoff zu einem Drama wählte, welches auf allen Bühnen, auf welchen es gegeben wurde, außerordentlichen Beifall erntete und auch bei uns bald zur Aufführung kommen dürfte.

men, welcher sich auch der König anschloß, ging aber dahin: Patkul habe, sowohl dem Worte als dem Sinne nach, die als Unterthan schuldige Achtung und den Gehorsam gegen die Krone auf das Frechste verletzt und sei daher als Majestätsverbrecher der Schärfe des Gesetzes verfallen.

Auf Grundlage dieses Beschlusses ward nun über Patkul folgendes Urtheil gefällt: „Der Capitän Johann Reinhold Patkul solle, als wohlverdiente Strafe und zur Warnung anderer treuloser und rebellisch gesinnter Unterthanen, seine rechte Hand verlieren, desgleichen Ehre, Leben und Güter verwirkt haben, und zwar letztere in der Art, daß die dreyerley Arten der Krone, die unbeweglichen aber seinen nächsten Erben zufallen. Auch seien die von ihm behufs dieses strafwürdigen Vorgangs verfaßten Schriften durch die Hand des Scharfrichters zu verbrennen."

Allein Patkul, der von diesem allerdings harten Spruche zeitig genug Wind bekommen, verließ heimlich Stockholm und daß hierauf auch das Reich. Als Flüchtling manche Länder durchirrend, fand er endlich an dem Könige August von Sachsen und Polen einen neuen gütigen Herrn. Von Rachedurst beseelt, beredet er nun, gleich jenem Coriolan, diesen König zum Kriege gegen Schweden.

Liefland an sich zu reißen, verbindet sich jetzt August mit Rußland und Dänemark. Ersteres bedarf zur Gründung seiner Seemacht, und seinen Handel auszubreiten, eines Hafens in der Ostsee; Letzteres will den ihm schimpflichen Altonaer Vertrag aufgelöst wissen. Unterdessen aber war König Carl XI. (1697) gestorben und an seinem Nachfolger, dem 15jährigen Carl XII. ist es, die Erstlinge seines siegreichen Degens im Kampfe gegen die ungleich mächtigern Nachbarn zu erringen.

König August ist der Erste, der, indem er ohne Kriegserklärung in Liefland einfällt, die Blutbühne betritt. Friedrich IV. von Dänemark ahmt sein Beispiel in Schleswig nach, und der russische Czar, Peter der Große, rückt mit einer ungeheuren Macht vor Narwa.

Aber auch Patkul ist bei diesen Vorgängen nicht unthätig. Nachdem er in kurzer Zeit von dem Posten eines sächsischen Oberstlieutenant zum Generalmajor emporgestiegen, rückt er als solcher an der Spitze von 1500 Dragonern in Liefland ein (1699) und benützt seine frühreren Verhältnisse mit dem dortigen Adel, um zu Gunsten seines neuen Herrn den Abfall dieser Provinz zu bewerkstelligen. Allein seine Absicht wurde theils durch das Mißtrauen der Liefländer, theils durch das höhere Waffenglück Carls XII. vereitelt, welcher den Kampf gegen die Uebermacht mit jener ungestümen Kühnheit führte, welche die Frucht manchen Siege in dem Leben dieses kampflustigen Fürsten, aber auch zugleich die Ursache seines tragischen Endes war.

Es gelingt ihm zuerst, die Dänen aus dem Lande zu jagen, und sein rascher Einfall in Dänemark selbst, so wie Kopenhagens Bombardement, zwingen Friedrich IV. zu dem Travendahler Frieden, kraft welchem er der Verbindung mit Rußland und Polen entsagen muß. Jetzt kommt die Reihe der Züchtigung an Rußland. Carl schifft nach Ingermannland, um Narwa zu entsetzen, vor dessen Mauern der russische Czar mit 150,000 Moskowitern lagert, und das er bereits zehn volle Wochen eingeschlossen hält.

Wie einst Miltiades die Perser, so schlägt der schwedische Held den mehr als sechsfach stärkern Feind, nimmt den größten Theil seiner Armee gefangen und schickt sie schimpflich heim. Mit Flugesschnelle wendet er sich jetzt gegen August, besiegt die Sachsen vor Riga (9. Juli 1700), befreit Liefland, unterwirft sich Kurland und bricht mit dem Vorsatze in Polen ein, den König August in diesem Lande zu enthronen.

Da hält sich auch Patkul nicht länger für sicher und tauscht nun den polnischen Dienst gegen den der Krone Rußlands, dessen Czar den gewandten Parteigänger liebgewonnen hat und zu seinem Gesandten am sächsischen Hofe ernennt.

Mit großem Glanze erschien Patkul als solcher am Hoflager zu Dresden und genoß dort ganz das Ansehen, welches der Liebling eines so wichtigen Bundesgenossen zu fordern berechtigt schien. Allein sein unruhiger Geist sah sich gar bald in neue Händel verwickelt. Nicht nur daß bald zwischen ihm und den sächsischen Ministern Feindseligkeiten ausbrachen, sondern er ward auch beschuldigt, daß er die Ursache eines zwischen August und Peter entstandenen Zwistes gewesen und ihn durch heimliche Ränke fortwährend genährt habe. Dies und andere Intriguen, denen man auf die Spur gekommen, veranlaßten den König August, Patkul plötzlich in einer Nacht aufheben und nach der Festung Königstein in Verwahrung bringen zu lassen. Dort verweilte er so lange, bis der siegreiche Carl, der bereits ganz Polen in seine Gewalt bekommen, durch Schlesien nach Sachsen drang. Jetzt fand August seine Rettung nur in dem schmachvollen Altranstädter Frieden, durch den er den polnischen Gegenkönig Sobieski anerkennen, dem russischen Bündnisse entsagen und den Liefländer Patkul ausliefern mußte.

Da nun weder die Bitten König Augusts, noch die Vorstellung, daß Patkul der Gesandte einer fremden Macht sei, den starrsinnigen Sieger von der Ueberlieferung desselben abbringen konnten, wurde dieser Unglückliche den Schweden übergeben, worauf er sogleich in Ketten gelegt und dem Regimente Mayerfeld zur Hütung anvertraut ward.

(Fortsetzung folgt.)

Mixt-Pickels.

Ein doppelsinniger Brief. Als Louis I. von Bourbon, Prinz von Condé, wegen der Verschwörung von Amboise im Jahre 1560 gefangen lag, erhielt er von einer Freundin folgenden Brief, dessen wahrer Sinn erst offenbar wird, wenn ihn der Leser immer aus jeder zweiten Zeile schöpft:

„Glaubt mir, mein Prinz, bereitet Euch
zu sterben, denn es steht Euch übel an
Euch zu vertheidigen. Euer Gegner ist
des Staates Freund; auf Erden ist Niemand
schuldiger denn Ihr. Diejenigen, welche
aus treuergebenem Eifer für den König
Euch so schwer beschuldigten, sind allesammt
ehrliche Leute, ein Lügner nur meint sie
bestochen. Ich nehme zu viel Antheil an
allem Uebel, welches Ihr verübt in
Eurem Leben, um Euch zu verschwiegen,
daß längst nicht mehr Eure Verurtheilung
ein so groß Geheimniß. Die Schändlichen,
wie Ihr in Eurer Verstocktheit die nennt,
die Euch anzuklagen wagten, verdienten
eben sowohl große Belohnung, als Ihr
den Tod, der Euch bevorsteht. Nur Eure
Verblendung wagt zu behaupten: Ruhm und
Verdienste erwecken so viele Feinde,
und es seien nicht Euere Missethaten,
die Euch ins Unglück stürzen. Läugnet nur
mit Eurer gewohnten frechen Stirne,
daß Ihr irgend Antheil genommen an
allen den verbrecherischen Anschlägen
der Verschwörung von Amboise. Es ist nicht,
wie Ihr Euch allenfalls einbilden mögt, un-
möglich, Euch der Schuld zu überführen; mit
Reue und Ergebung wendet Euch denn zu
Gott."

Der fleißige Student. Die deutschen und französischen Studenten sind zu regelmäßiger Beiwohnung der Vorlesungen verpflichtet. Deshalb auch kommen sie am Ende jedes halbjährigen Cursus zu den Professoren, um sich einen Schein darüber ausstellen zu lassen. Ein französischer Student ist auf dem Wege zu seinem Professor und begegnet diesem in seinem eigenen Hause auf der Treppe. Da er nie im Collegium gewesen, hält er ihn für einen im Hause Wohnenden, und bat ihn um Zurechtweisung zu Herrn Professor M***. „Ich bin es selbst," sagte der Andere. — „O ich bitte tausend Mal um Verzeihung, rief mit Geistesgegenwart der Student, ich hätte Sie gewiß nicht erkannt, woran nicht allein mein kurzes Gesicht, sondern auch Ihre Stadtkleidung die Schuld trägt, die Sie viel jünger macht." — „Was wollen Sie von mir? — — „Ich wünschte einen Emsigkeitsschein zu haben, einen Schein, daß ich regelmäßig Ihren Vorlesungen beigewohnt." — „Einen Emsigkeitsschein von mir, und Sie kennen mich nicht einmal?" — „Ich habe Sie früher nie in gewöhnlicher Kleidung gesehen, sondern immer nur in Ihrem weiten Professorgewande. Sie glauben nicht, wie viel jünger Sie jetzt scheinen." Diese Schmeichelei vermochte den Professor, dem nichtstudirenden Jüngling den besten Schein auszustellen.

Zweisilbige Charade.

Als Erstes strebt ich hoch und hehr,
Ich zeige Dir Wald, Land und Meer,
Den Himmel mit der Sterne Lauf,
Zog Dich mein Haupt zu sich hinauf.
Das Zweite achtet stets die Welt,
Wenn es in Würde sich erhält;
Doch dünkt es sich, noch mehr zu sein,
Ja dann erscheint es winzig klein.
Das Ganze, arbeitsam und schlicht,
Sieht lange Zeit den Himmel nicht.
Was manchem Dummkopf Glanz verleiht,
Schafft Jener ihm in Dürftigkeit.

Auflösung von No. 6.: **Orange — O! Range.**

Modenbericht.

Paris im November.

An Fräulein K. in Leipzig.

Damen-Moden. Die Leibchen fangen an, sehr hoch hinaufgehend zu werden und sind meist von Pelerinen begleitet, deren beide Enden in der Gegend des Gürtels festgehalten werden. Mehrere Pelerinen haben zwei Umschlagkragen, deren einer außerordentlich klein ist, bisweilen wird er auch durch einen bloßen Querstreifen ersetzt, der am Halse hinläuft. An den Kleidern ohne Pelerinen gehen die Leibchen vorn über einander und haben fünf Falten; die Aermel können noch eng sein, meist macht man sie aber nach dem Obertheil des Armes zu weiter. Ich habe mehrere Kleider gesehen, die mit dicken Schnuren oder mit Spitzen garnirt waren; diejenigen Damen aber, welche dergleichen Besetzungen nicht lieben, tragen ihre Kleider, wenn nicht ganz ohne Ausputz, doch nur mit einem einfachen Bortant. Zum Ausgehen als Negligé macht man Ueberröcke von Popeline, die durch drei Reihen Knöpfe zugemacht werden, so wie als Soir-Anzug Kleider von Poult de Soie oder Tarlatan mit drei großen Falten am Rocke und einer Blumenguirlande zwischen jeder Falte.

Im Allgemeinen sieht man viele Capoten von schwarzem oder violettem Sammet, die mit einer einzigen großen geknupf-

ten und an der Seite liegenden Feder geschmückt sind. Alle Kopfputze im Allgemeinen werden sehr weit nach hinten getragen: darin hat sich die Mode nicht geändert und es findet dies überall Beifall. Unter den Schirmen der Hüte sieht man mehre Bänder als Blumen; auf den Schirmen sind wiederum die Federn zahlreicher als die Blumen.

Man trägt Atlas-Mäntel mit weiten Aermeln und farbigem Capuchon. In Fischüs und Taschentüchern herrscht großer Luxus. Die gestickten Kragen, die Kragen von Batist, garnirt mit zwei Reihen Spitzen und mit zwei silbernen Knöpfen zugemacht; die Manschetten besetzen aus drei kleinen Tüllstreifen. Der Schnitt der Aermel ist Schinkenform oder abgerundet.

Herren-Moden. Mit dem Paletot ist eine große Veränderung eingetreten; er ist durchaus nicht mehr so ungraziös und plump, wie bisher, sondern er ist zum Surtout geworden, der nur noch den Namen eines Paletot führt. Bei seiner neuen Form hat man nicht mehr nöthig, ihn im Vorzimmer abzulegen, sondern es ist erlaubt, ihn im Gesellschaftszimmer anzubehalten. Der Schnitt des Rockes ist sehr weit und drapirt sich in eleganten Falten: ein Zug ist angebracht, mit dem man beliebig die Taille mehr oder minder hervorheben kann. Auch die Beinkleider sind anders gewordn, besonders was den Schnitt am Fuß betrifft: sie sind übrigens ziemlich weit, ohne jedoch Falten zu werfen. Die Schöße des Fracks, die durch ihre Weite in Nachtheile ausgearten drohten, werden nicht mehr ganz so weit gemacht, ob sie gleich immer noch einen großen Theil der Hüften bedecken. Man sieht viele mit Sammetkragen und die façonnirten Knöpfe erhalten sich. Die Röcke in Bronze, Russischgrün rc. sind diejenigen, welche von den modischen Herren getragen werden; die Manschetten schlägt man über die Aufschläge zurück und der Hemdkragen fällt auf die Cravatten von broschirtem Atlas. Die schwarzen Beinkleider sind die beliebtesten und sie haben die Form einer Halbgamasche auf dem blanken Stiefel. Was die Westen betrifft, so trägt man sie des Morgens von schottischem Sammet und des Abends von weißem Piquè, wir haben aber Grund zu glauben, daß die Stoffe mit großen Ranken diesen Winter häufig zu Westen werden verwendet werden. Endlich spricht man in der fashionablen Welt von einem Paletot, der in Kurzem von einem der ersten Kleiderkünstler bekannt gemacht werden würde. Einige sagen, er sei wasserdicht und ohne linke Seite, und er stehen in der Mitte zwischen einem Paletot und einem gewöhnlichen Rocke; Andere dagegen versichern, man könne ihn als Ueberzieh-rock, als Mantel rc gebrauchen. Kurz, die Sache ist noch ein Geheimniß, das jedoch bald aufgeklärt werden wird.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Erklärung des Modenkupfers.

No. 1. Neuester Herrenmantel von Tuch, kurz, mit kleinem Kragen, durchaus von dermetinartigem Wollenstoff gefüttert. Frack mit zwei Reihen Metallknöpfen; Weste von Piquè und schwarzer Cravate. 2. Ballanzig, Kopfputz mit Blumen und geschweiften Haaren. Kleid mit Spitzen besetzt. 3. Mantille mit Pelz besetzt.

An die Verehrlichen Leser des Gutenberg.

Seither pflegten wir unserem Gutenberg das vierteljährlich der Eisenbahn beiliegende humoristische Genrebild oder Carricatur als eine Gratiszugabe beizulegen und in Bezug auf den erklärenden Text die Verehrlichen Gutenberg-Leser auf die betreffende Nummer der Eisenbahn zu verweisen. So angenehm und erwünscht es uns auch war, daß sich viele der Herren Leser dadurch bewogen fanden, zugleich auch auf die Eisenbahn (8 gGr. vierteljährlich) zu abonniren, welchen Wunsch wir abermals hiermit ausgesprochen haben wollen, so dürfte doch Mancher eine Art Abonnements-Zwang darin erblicken wollen, wenn wir einer Zeitschrift ein Bild beilegen und in Betreff der dazu gehörigen Erklärung auf eine andere verweisen; daher wir es, um diesem Uebelstand zu begegnen, vorziehen, lieber noch ein zweites Opfer zu bringen und jedesmal Bild sammt Nummer der Eisenbahn mit der bezüglichen Erklärung als Beilage zu geben, obwohl wir damit keineswegs den Wunsch ausschließen, daß recht viele Gutenberg-Leser sich auch zum Abonnement auf die Leipzig-Dresdner Eisenbahn entschließen möchten, um so mehr, da beide Zeitschriften ein literarisches Ganze bilden, indem im Gutenberg Novellen, Erzählungen und dergleichen, dagegen in der Eisenbahn die Gestaltungen der Gegenwart in humoristischer Auffassung geboten und alle Tages-Ereignisse in launigem Tone besprochen werden.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 8. (III. Jahrgang IV. Quartal)

In funfzig Jahren, mit Abbildnng. — Der Pariser Student. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anecdoten. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

Hierzu eine literarische Anzeige von Jm. Tr. Wöller in Leipzig.

No. 9. (Sonnabend, den 27. November.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Aus der Ferne.

Daß ich Dir doch sagen könnte,
Du mein liebes Mägdlein fern,
Wie ich Dich so treulich liebe,
Du mein süßer Augenstern.

Wenn die Fluren früh der Morgen
Grüßt mit seinem goldnen Schein,
Wenn der Abend sanft sich neiget,
Immer nur gedenk' ich Dein.

Wenn die Quelle leise lispelt
Und die Eiche rauscht im Hain.
Hör' ich Deiner Stimme Flüstern,
Immer nur gedenk' ich Dein.

Wenn die Nacht im schwarzen Kleide
Sterne führt am Himmel ein,
Seh' ich Deine Augen glänzen,
Immer nur gedenk' ich Dein.

Daß ich Dir doch sagen könnte
Wie ich noch so gut Dir bin,
Aber zwischen unserer Liebe
Zieh'n sich viele Länder hin.

(Abendzeitung.)

Vorurtheile gegen die Schneider. *)

Im Allgemeinen wird im gewöhnlichem Gespräche dem Schneider ein Epithet beigelegt, das sonst beinahe immer den Namen des Advokaten begleitete, aber seitdem dieser Name in „Rechtsgelehrter" umgewandelt worden, steht der Schneider fortan allein in einem Rufe, der ihm mit Maria Stuart erlaubt, zu sagen: „Ich bin besser als mein Ruf."

*) Man lese nach: Apologie des Schneiderhandwerks, Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 5. IV. Quartal.

Sonst wenn unsere Väter selbst 3 oder 4 Ellen Tuch kauften und von einem Schneider verlangten, daraus einen vollständigen Anzug zu verfertigen, konnte die mit diesem delikaten Auftrage beehrte Person, streng, sehr streng genommen, sich erlauben, davon etwas Stoff für ein Gilet zu eigenem Gebrauche zu erübrigen, oder zu einem Höschen für seinen Letztgeborenen, aber darin lag nichts Verdammenswerthes, es war die Handlung eines guten Familienvaters, denn es gibt nichts moralischeres, als einen jungen Mann zu behosen, der in die Jünglingsjahre hinübertritt.

Aber heutzutage ist das anders, der Schneider ist zugleich Schneider und Tuchhändler, würde er von dem Stoffe stehlen, so müßte er sich selbst bestehlen, man sieht, dies führt zu einer absurden Hypothese.

Hierauf könnte man antworten, daß Diebstahl die Handlung zu nennen sei, mittelst welcher man uns 40—50 Fl. für einen Frack zahlen läßt, der keine 20 werth ist.

Aber hier bemerke ich Ihnen, mein Herr, daß Sie der Schneider nicht hintergeht, er setzt Ihnen den Preis im Voraus fest, den ich übertieben nennen will, um Ihnen Vergnügen zu machen. Wenn Sie diesen Preis nicht annehmen wollen, so steht Ihnen das frei, vollkommen frei. Sie haben sogar das Recht, sich Ihren Frack selbst zu machen — er wird um so hübscher werden.

Ein anderes Vorurtheil, das aber höchstens in den Provinzen in Ansehen steht, ist, daß die Schneider binnen wenigen Jahre reich werden müssen. Ich weiß nicht, ob es viele Schneider gibt, die ein großes Vermögen besitzen, aber ich weiß, daß die Zahl derer Legion ist, die gar keins besitzen. Dank der Gewohnheit der Lions aller Zeiten, ihren Schneider nur mit ungemünzten Worten zu bezahlen, haben die Schneider viel eher ein Recht,

zu ſagen, daß man ſie beſtehle. Und das ſagen ſie ſich oft, wenn, nachdem ſie bedeutende Lieferungen an Individuen verabfolgt haben, die ſie für reich hielten, ihrer gelben Handſchuhe und ihres impertinenten Benehmens willen, es ihnen einfällt, bei einigen ihrer Collegen Erkundigungen einzuziehen, die von jenen Herren ſchon früher betrogen wurden.

Die Unannehmlichkeiten der Schneiderprofeſſion.

Der Menſch kann nie ein vollkommnes Glück genießen, auf dieſer Erde, die von einer Menge Peten Jammer- und Thränenthal benamſet wird, was, wie man ſieht, ſogleich ein feuchtes und unangenehmes Land repräſentirt. Der Schneider konnte dieſer traurigen Bedingung menſchlicher Verhältniſſe eben ſo wenig als andere Erdenkinder entgehen.

Von zwei Sachen eine: entweder hat der Schneider Kunden, oder er hat keine. Hat er keine Kunden, ſo kann er in ziemlich ſüßer Ruhe ungeſtört fortleben. Denn abgeſehen davon, daß er zwiſchen Ausgabe und Einnahme keine Bilanz zu ziehen hat, iſt er vollkommen frei, die erſtere auf angemeſſene Weiſe zu vermehren.

Aber hat er Kunden, ſo iſt er unausgeſetzten Unannehmlichkeiten anheim gefallen, die höchſtens durch den geringen Nutzen ins Gleiche gebracht werden, kraft welchem er 80 Prozent bei einem Frack oder Paletot gewinnt.

Die Kunden eines Schneiders von Ruf beſtehen aus den guten, die nicht oft, und aus den ſchlechten, die gar nicht zahlen. Denn ein ſeit lange in der beſten Geſellſchaft angenommener Gebrauch ſchreibt vor, daß man ein Kleid erſt bezahle, nachdem man es gänzlich zerriſſen, während man ſein Zimmer bezahlen muß, noch ehe man es bewohnt. Aber vorausgeſetzt, der Schneider habe nur gut zahlende Kunden — eine lächerliche Vorausſetzung — ſo bleibt unſer Mann der Induſtrie dennoch einer enormen Quantität Unannehmlichkeiten ausgeſetzt.

Es gibt vielleicht keinen Menſchen, der ſich von der Natur nicht vollkommen gut gebaut glaubt, und wenn ein Rock unſern jungen Mann nicht augenblicklich zu einem idealen Weſen umformt, ſo iſt das immer der Fehler des unglücklichen Schneiders. Wäre ein Individuum buckelig wie der Berg Athos, ſo würde er vielleicht die Gewogenheit haben, zu erkennen, daß eine Schulter höher ſei als die andere, aber unerbittlich den Frack zurückweiſen, der dieſes Naturſpiel nicht zu verheimlichen weiß.

Was die Pantalons betrifft, ſo iſt das noch viel ſchlimmer. Dank der jetzigen Mode, welche fordert, daß der Stoff die Formen genau herausbehe und vollkommen an den Ferſen ſchließe, iſt der Schneider in gräßlicher Verlegenheit, wenn man weder Formen, noch annehmbare Ferſen hat, was unter zehn Individuen acht Mal der Fall iſt. Kann Monſieur die Pantalon nicht anziehen, ſo nimmt er ſie nicht, und kann er ſie leicht anziehen, ſo nimmt er ſie noch weniger.

Von dem Charakter und Temperamente des Schneiders.

Nichts iſt im Allgemeinen lächerlicher, als jene ſogenannten Claſſificationen, in welche man ohne Unterſchied die Bewohner eines Landes einreihen will, oder alle Individuen dieſes oder jenes Gewerbes. Man verfällt hier ganz natürlich in die Manier jenes engliſchen Touriſten, der, als er in Nizza in einem Wirthshauſe abſtieg, und von einer rothen, häßlichen Magd bedient wurde, in ſeinem Tagebuch einteug: „In Nizza ſind alle Frauenzimmer alt und häßlich.“

Dennoch gibt es gewiſſe Gewerde, wie jenes des Kleiderkünſtlers, die nach und nach auf das Temperament, Charakter und die Gewohnheiten des Menſchen einwirken, der ſich ihm gewidmet, und dies iſt ſo wahr, daß man kein ſehr tiefblickender Beobachter zu ſein braucht, um auf den erſten Blick einen Schneider unter zwanzig Individuen zu erkennen, die auf demſelben Trottoir circuliren; wir ſetzen natürlich voraus, daß er nicht mit dem claſſiſchen Foulard geziert ſei, deſſen Hülle ſchamhaft eine Bedeckung unſerer Gebeine birgt, ſonſt wäre das Verdienſt des Phiſiognomikers nicht allzugroß.

Das Temperament des Schneiders iſt im Allgemeinen mgroso-biassoso-nervoso-politoso, beſonders wenn dieſer Schneider Chef ſeines Hauſes nur geworden iſt, nachdem er lange Jahre auf der Schmerzensbank die Nadel cultivirt.

Nichts iſt der Geſundheit und blühenden Wangen weniger zuträglich, als zehn Stunden jeden Tag gebückt in einer Stellung zu verharren, welche die Naſe in beinahe unmittelbare Berührung mit dem Knie bringt. Der Schneidergeſelle möchte ſich oft gern aufrichten, aber ſein Körper beſchreibt ſtets wieder eine ganz beſondere krumme Linie, welche der Entwickelung der Lungen nicht beſonders förderlich iſt. So gehört denn die Bläſſe und Magerkeit dieſer Individuen mit in die Reihe jener Tugenden, deren Daſein wir ſchon bewieſen haben, bei dieſen Wohlthätern der enthlößten Menſchheit in dieſer ſchuldbedeckten Zeit.

Was das Epitheton politoso betrifft, ſo haben wir es angewandt, weil die Politur einen integrirenden Theil der Conſtitution des Schneiders bildet. Es iſt leichter, einen weißen Raben oder blauen Haſen zu finden, als

einen unhöflichen Schneider, er iſt höflich bis zum Uebermaß, und wenn er ſich entſchließt, einen langjährigen Schuldner zu benachrichtigen, daß er ihn an einen gewiſſen Ort bringen laſſen müſſe, ſo geſchieht es immer mit der äußerſten Achtung und herzzerreißenden Betheuerungen.

Was noch zur raſchen Erkennung des Schneidergeſellen von hundert andern Perſonen beiträgt, iſt, daß der Schnitt ſeines Kragens immer nach der letzten Mode iſt; er ändert zehnmal denſelben Rock, unglücklicher Weiſe läßt ſich das Tuch nicht eben ſo leicht auffriſchen. Ueberdies ſo gut angezogen er auch ſei, hat doch der Schneidergeſelle den Fehler, ſtets einen nicht ganz vorwurfsfreien Hut zu beſitzen, und Stiefel, die viel zu wünſchen übrig laſſen. Die Handſchuhe anlangend, ſo betrachtet er ſie als ein Vorurtheil. Er erſetzt ſie durch ein kleines Stöckchen, das nicht ſo hübſch iſt, aber viel länger dauert.

Die Aufregung der Nerven des Schneiders endlich hängt lediglich von der ununterbrochenen moraliſchen Tortur deſſelben ab.

Hat er keine Kunden, ſo kaut er an den Nägeln und ſagt zu ſich ſelbſt: „Da ſind alle meine Fächer mit Tuch gefüllt, und ich kann nichts verkaufen. Sapperlot, ſo muß ich Banquerott machen!“

Und kommen dann die Kunden und entfernen ſie ſich wieder mit allerhand fertigen Kleidungsſtücken, ſo kaut unſer Mann dito an den Nägeln und ſchreit: „Da wäre nun das Tuch fort und das Geld noch nicht da, ich werde entſchieden Banquerott machen.“

Da habe nun einer die Friſche der Roſen, wenn ſich ſeine ganze Galle durch zwölf Monate des Jahres in ähnlicher Bewegung befindet.

Patkul.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Als hierauf die Schweden Sachſen verließen, führten ſie Patkul bis unweit Caſimir in Polen mit. Er war während dieſer Zeit höchſt niedergeſchlagen, hatte größtentheils ſchlafloſe Nächte und gedachte oft im Geſpräche, welcher fürchterlichen Zukunft er entgegenſehe.

Am 7. October 1706 wurde er endlich unter dem Geleite von 30 Mann des Mayerfeld'ſchen Regiments an den Dragoner-Oberſten Niclas von Hielms geliefert.

Da erſchien den Tag darauf nach der Vesperzeit der Regimentsprediger M. Lorenz Hagen vor ihm.

Er traf den Gefangenen auf dem Bette liegend und führte ſich bei demſelben mit der freundlichen Bemerkung ein, daß er wohl wiſſe, wie das menſchliche Herz in trüben Augenblicken den Troſt der Religion verlange, worauf Patkul, der den Sinn dieſer Worte wohl erfaßt hatte, entgegnete, daß er ihm dieſes Vorhabens wegen herzlich danke und verſicherte, wie unter ſeinen dermaligen Umſtänden jeder geiſtliche Beſuch nur erwünſcht und tröſtend ſein könne.

Als er hierauf fragte, was Jener ihm ſonſt noch Gutes oder Schlimmes bringe, verſetzte der Paſtor, daß er ihm, ſobald ſie allein wären, allerdings etwas Beſonderes anzuvertrauen habe. Da winkte Patkul dem Offizier, der ihm zur Aufſicht beigegeben, ſich zu entfernen, wozu dieſer, nachdem ihm der Geiſtliche etwas in das Ohr geflüſtert hatte, ſogleich bereit war.

Jetzt faßte Patkul die Hand des Predigers und ſagte tiefbewegt: „Nun, lieber Herr Paſtor, was haben Sie mir zu ſagen?“

„Ich bringe Ihnen,“ ſprach dieſer ſanft, „die Poſt Hiſkiä; das iſt das Wort des Propheten Jeſaias an Hiſkiä, den König: Beſtelle Dein Haus; denn Du wirſt ſterben und den morgigen Abend nicht leben bleiben.“

Da brach Patkul zuſammen, und Thränen entſtrömten ſeinen Augen. Endlich, nachdem es dem Paſtor gelungen, ihn wieder aufzurichten, rief er gefaßter: „Wohl weiß ich den alten Bund: Menſch, du mußt ſterben, aber mir ſcheint keine leichte Todesart aufertegt zu ſein, und ich fürchte einen harten Tod.“

Wie nun der Geiſtliche bemerkte, daß er die Todesart nicht wiſſe, und ihm zur Tröſtung die Leiden des Erlöſers vor Augen hielt, faltete Patkul die Hände und rief: „Nun, Herr Jeſus, ſo gib mir einen ſeligen Tod!“ Bald darauf hörte man ihn wieder ſagen: „Ach, die Reduktion in Liefland und Schweden iſt die Mutter meines Unglücks!“

Der Feldprediger jedoch ermahnte ihn, ſich des Zeitlichen zu entſchlagen und für die noch wenigen Stunden ſeines Lebens die Gnade des Himmels anzurufen, worauf ſich Patkul dieſem Begehren willig fügte und erſt, nachdem ſie längere Zeit mit geiſtlichen Uebungen zugebracht hatten, die Frage aufwarf, was es für ein Landsmann ſei. Auf die Antwort: Er wäre ein Stockholmer, ſagte Patkul heiter: „Das iſt mir um ſo lieber, ſo werden doch Schweden über mich reden können. Mein Herr Paſtor, Gott weiß es, daß ich ein ſchwediſches Herz beſitze, obgleich man mir ſolches nicht zugetraut. Allein man hätte es daraus abnehmen können, daß ich den gefangenen Schweden in Moskau gerne Gutes gethan und mehrere tauſend Thaler unter ſie vertheilt habe. Ja,

ich kann wohl sagen, daß ich eine Tonne Goldes daran wandte, um bei Sr. königlichen Majestät Gnade zu erlangen; die Gnadenthüre aber war mir Armen gänzlich verschlossen."

Als der Geistliche sich hierauf mit der Versicherung beurlaubte, bald wieder zu kommen, entließ ihn Patkul mit den Worten: „Thun Sie das, und können Sie bei dem Herrn Oberſten erwirken, daß man mich allein läßt und meine Andacht nicht stört, so werde ich es als eine besondere Gnade ansehen."

Um 7 Uhr desselben Abends erschien der Feldprediger abermals. Patkul empfing ihn jetzt mit einem Anfluge von Fröhlichkeit, indem er sagte: „Willkommen wieder, mein Herr Pastor; ich sehe in Ihnen einen Engel Gottes. Nun, Gottlob, es ist mir ein großer Stein vom Herzen gewälzt, und ich bin froh, daß ich sterben soll. Es ist weit besser zu sterben, als gefangen zu sein. Wissen Sie nicht, welcher Tod mir bestimmt ist?"

Als hierauf der Prediger antwortete, wie er nur wisse, daß alles still vor sich gehen werde, dankte Patkul für diese Gnade, doch fragte er abermals: „Aber haben Sie wirklich mein Urtheil gar nicht gesehen, oder soll ich ohne Verhör sterben?"

Der Geistliche versetzte nun, daß die Sentenz wahrscheinlich erst auf dem Executionsplatze werde verlautbar werden. „Sie mögen Recht haben," sagte Patkul, „wenn ich nur nicht allzu sehr gequält werde." Worauf der Pastor den Gefangenen für den Tisch des Herrn vorzubereiten begann, worüber ein Theil der Nacht verstrich.

Als nun der Pastor den folgenden Morgen, als dem Tage der Hinrichtung, um 4 Uhr an das Lager des Gefangenen trat, erhob sich dieser und sagte freundlich: „Ich habe lange nicht so gut geschlafen als diese Nacht." Sonach begaben sich beide zum Gebet. Ungefähr um 6 Uhr störte ein Tumult vor dem Gefängnisse ihre Andacht. Es rührte dies von der Truppe her, welche den Verurtheilten abzuholen kam. Dies bewog den Prediger zu sagen: „So lassen Sie uns denn jetzt zu dem heiligen Werke der Versöhnung schreiten."

Da warf sich Patkul auf das Knie und empfing den Leib des Herrn.

Er zeigte hierauf eine freudige Zuversicht für seine nahe Erlösung, aber sein Geist erlag bald der menschlichen Schwäche, und jetzt, unruhiger als jemals werdend, drang er wiederholt in seinen Beichtiger, ihm die Art seines Todes zu sagen; auch bat er, ihn bei dem peinlichsten Tode nicht zu verlassen. „Sprechen Sie zu mir im Namen Jesu," sagte er, „so werden sich meine Leiden mildern."

Als er zufällig an das Fenster trat, und den Karren der Missethäter bemerkte, taumelte er voll Entsetzen zurück, faßte sich jedoch wieder und rief: „Mein Herr Pastor, sehen Sie, wie man schon den Wagen anspannt. Gottlob, daß sie ellen, mein Leiden zu enden!"

Von dem Seelsorger befragt, ob er das Testament, das er für ihn geschrieben habe, und welches auf dem Tische lag, nicht unterzeichnen wolle, antwortete er: „Ich mag den verhaßten Namen nicht mehr unterschreiben. Meine Vettern werden das, was ich ihnen zugedacht habe, an einem andern Orte finden. Ich habe deshalb bereits verfügt."

Bald darauf erschien der Lieutenant der Wache, um den Verurtheilten abzuholen.

„Das ist eine traurige Confirmation, wohlgeborner Herr," sagte der Geistliche. „Wohlan, lassen Sie uns reisefertig sein," und nahm seinen Mantel.

„Sie werden bei mir bleiben, mein Herr Pastor? Gehen Sie ja nicht von mir," lautete Patkul's Antwort. Sie traten sodann an den Wagen, wo Patkul den Geistlichen nöthigte, den obern Platz einzunehmen.

Als man abfuhr, umgab sie eine Bedeckung von 100 Mann.

Auf dem Wege küßte und umarmte Patkul mehrmals seinen Beichtiger und trug ihm mehre weltliche Bestellungen auf. Jetzt langte man auf der Richtstätte an, die durch 300 Soldaten des Maperfeld'schen Regiments eingeschlossen war.

Als Patkul dort die Pfähle und Räder gewahrte, durch die er sein Leben verlieren sollte, maite sich Trostlosigkeit und Entsetzen in seinen Zügen. Am ganzen Körper zitternd und mit bebenden Lippen hörte man ihn sagen: „Ach Herr Pastor, bitten Sie Gott, daß ich nicht verzweifle."

Er ward nun aus dem Wagen geholt und lallte, während man ihm die Fesseln abnahm, fromme Gebete. Zur Stelle gelangt, wo der Tod seiner wartete, rief jetzt der Capitän, der die Execution commandirte: „Allen und Jedem sei hiermit kund und zu wissen gethan, daß Ihro königlichen Majestät unsers allergnädigsten Königs gestrenger Befehl sei, daß dieser, der ein Landesverräther ist, zur verdienten Strafe und Anderen zum Exempel soll gerädert und gevierthellt werden. Ein Jeder hüte sich vor Untreue und diene redlich seinem Könige."

Bei dem Worte „Landesverräther" zuckte Patkul mit den Achseln und sandte einen fragenden Blick zum Himmel.

Dann fragte er dumpf: „Wo soll ich hin?“ Als ihm der Scharfrichter den Ort bezeichnete, übergab er ihm eine Rolle Dukaten und ermahnte ihn, seinen Dienst recht zu verrichten. Hierauf legte er sich zur Erde und rief, während die Schergen ihn entkleideten, zu dem Feldpater: „Ach, bitter Gott, daß er mich in dieser Stunde stärke!“ Ein Gleiches äußerte er auch gegen seine andere Umgebung.

Jetzt gab ihm der Henker den ersten Stoß, worauf er heftig schrie: „O Jesu, Jesu, erbarme Dich meiner!“ Er erlitt nun 14 bis 15 gleiche Stöße, welche, ohne tödtlich zu sein, ihm namenlosen Schmerz verursachen mochten. Als endlich noch zwei Stöße zerschmetternd auf seine Brust fielen, jammerte er nicht mehr, sondern sagte mit gebrochener Stimme: „Lieber Kopf ab!“ Auch kroch er, nachdem der Henker, ein Neuling in seinem blutigen Handwerke, zu langsam sein Amt übte, selbst zu dem Blocke, legte den Hals darüber und ward endlich durch den vierten Hieb enthauptet, sodann geviertheilt und auf das Rad geflochten.

So endete Johann Patkul, von dessen grausamem Tode alle Geschichtsschreiber übereinstimmen, daß er ein Schandflecken in dem thatenreichen Leben Carl des Zwölften von Schweden sei.

Der Arzt im Irrenhause.

Der berühmte englische Arzt Astley Cooper erzählte öfter ein Abenteuer, das er auf einer Erholungsreise in Schottland bestand.

„Den Tag nach meiner Ankunft in Edinburg, sagte er, schlief ich noch, als heftig an meine Thür geklopft wurde. Ich fragte, wer mich so zeitig wecke, und man antwortete draußen: „Heißen Sie nicht Cooper? — „Allerdings.“ — „Astley Cooper.“ — „Ja.“ — „Sie sind gestern von London hier angekommen?“ — „Ja.“ — „So machen Sie auf, denn Sie sind derjenige, welchen wir suchen.“ Ich konnte nicht zweifeln, daß man wirklich mit mir sprechen wollte, und öffnete deshalb. Vor der Thür stand ein Constable mit drei Männern. — „Sie werden uns sogleich begleiten.“ — „Wohin?“ — „Dahin, wohin ich Sie zu führen Befehl habe.“ — „Ich werde nicht folgen, bevor ich nicht Erklärung erhalte.“ — „Diese werde ich nicht geben, denn Wahnsinnigen gibt man keine.“ — „Wahnsinnigen?“ rief ich. — „Ja, armer Mann. Schon seit drei Monaten sucht Sie Ihre Familie, und ohne die Frau, die Sie so gefährlich verwundet haben, würde man Ihre Spur noch nicht gefunden haben. Ein Brief hat endlich Ihrem Oheim Alles entdeckt, Ihre Flucht aus London, und Ihre Ankunft hier. Da Sie jetzt gerade etwas lichte Augenblicke zu haben scheinen, so folgen Sie mir ohne Widerstreben.“ — „Man befindet sich in einem argen Irrthum,“ entwortete ich lachend. „Lassen Sie mich in Ruhe, denn ich bin der Wahnsinnige nicht, den Sie suchen, sondern der Leibarzt des Prinzen von Wales. Entfernen Sie sich.“ — „Heda!“ rief der Constable seinen Begleitern zu, „ergreift ihn, bindet ihn, wenn er sich wehrt, und führt ihn in das Irrenhaus des Dr. Goldsmith.“ — Ehe ich eine Bewegung machen konnte, war ich ergriffen und in einen Wagen gebracht, der an der Thür wartete und sogleich nach dem erwähnten Irrenhause abfuhr. Wie unangenehm mir nun auch die Verwechslung war, so hegte ich doch keine ernstliche Besorgniß, denn der Arzt, meinte ich, würde sogleich den Irrthum des Constable erkennen. Der Dr. Goldsmith war sogar einer der Aerzte, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte, da er sich einen großen Ruf erworben hatte. Er sollte, wie man erzählte, seine Kranken durch ganz ungewöhnliche Mittel heilen, und ich war deshalb sehr neugierig. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Haus des Arztes, aber man denke sich mein Entsetzen, als ich in dem Arzte einen alten Mann erkannte, den ich selbst vor zwei Jahren als Irren behandelt hatte. Ich gestehe, daß ich nun ernstlich besorgt wurde, besonders als ich sah, daß auch der angebliche Arzt mich erkannte. „Ach,“ sagte er, indem er mir einen der Blicke zuwarf, die nur den Irren angehören, „willkommen hier. Douchen, Aderlässe, strenge Diät und Bäder!“ setzte er hinzu, indem er meine eigenen Worte und selbst meine Gebehrden nachahmte. — „Aber, lieber Doktor,“ sagte ich, „ich bin ja nicht krank, und ein Irrthum.“... — „Ich kenne das, ich kenne das,“ entgegnete er lächelnd. „Die Irren kennen niemals ihren Zustand; das ist gerade ein Symptom der Geistesstörung. — Auch dies hatte ich früher zu ihm gesagt. — „Vollziehet meine Vorschriften,“ sagte er zu seinen Leuten, „bis er seinen Wahnsinn eingesteht. Erst Aderlaß, dann Douchen und Hunger, dann den großen Sturz, Ausreißung dreier Zähne, Bastonnade und Einsperrung.“ — Ich zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, denn eine solche Behandlung konnte mich wirklich wahnsinnig machen. Was sollte ich thun? Ich entschloß mich endlich, um Zeit zu gewinnen, mich für wahnsinnig auszugeben. Der Arzt entließ seine Leute, und als ich mit ihm, dem Wahnsinnigen, allein war, fiel er wüthend über mich her. Da man mit die Hände gebunden hatte, konnte ich ihm keinen Widerstand leisten, und ich mußte

mir die schmerzlichste Behandlung gefallen lassen. Er schlug und biß mich, er trat mich mit Füßen, zog mich an den Haaren, und als die Ermüdung seine Wuth etwas gelindert hatte, übergab er mich den Aufsehern. Wie meine Gesundheit und mein Verstand diesen Qualen widerstanden, weiß ich nicht. So vergingen drei Wochen, für mich drei Jahrhunderte. Dann erschienen mehrere Personen in meiner Zelle; sie sahen mich mit Verwunderung an, und sagten zu Goldsmiht, der sie begleitete, sie kennten mich nicht, ich sei Astley Cooper, ihr Verwandter, nicht. Ich setzte den Leuten in wenigen Worten meine schreckliche Lage auseinander, und ersuchte sie, mir die Freiheit zu verschaffen, oder wenigstens an meine Familie in London zu schreiben. Goldsmith lachte darüber und erklärte mich für einen der gefährlichsten Irren in seiner Anstalt. Zum Glück glaubte ein Arzt, der die Fremden begleitete, und der ein Bild von mir gesehen hatte, meine Züge zu erkennen. Ich sprach mit ihm und er erklärte, mich mit sich nehmen zu wollen. Goldsmith wurde wüthend, als er dies hörte, und schwur, er würde mich nicht fortlassen. Der fremde Arzt wendete sich an die Leute, und vermochte sie, mich für ihren Verwandten zu erklären, und so wurde ich aus diesem schrecklichen Kerker erlöst. Ich ließ sogleich eine gerichtliche Untersuchung anstellen, und durch dieselbe ergab es sich, daß der sogenannte Dr. Goldsmith ein Wahnsinniger Namens Nielson sei, der aus Bedlam entwichen war, einen Arzt ermordet und sich der Papiere desselben bemächtigt hatte. In Edinburg hatte er eine Irrenanstalt gekauft, die der Gründer ausbot. Man bemerkte seine Geistesstörung nicht, und schrieb sein seltsames Verfahren dem exzentrischen Wesen zu, das manche Gelehrte charakterisirt. Nachdem aber die Justiz von der wahren Sachlage unterrichtet war, ließ sie die Heilanstalt des sogenannten Goldsmith schließen, und brachte denselben wieder in das Irrenhaus Bedlam. — Das Haar des berühmten Astley Cooper war in jenen drei Wochen vollständig ergraut.

Mixt-Pickels.

Das Leben ein Tanz. Der Walzer-Strauß hat einen Gyklus seiner Walzer so genannt. Ja wohl, wir müssen, wir sollen fröhlich sein. So wollen wir's, so will's die Natur, so der Schöpfer. Tanz und Musik sind eine Grundidee in der großen Oper der Schöpfung. Singend tanzen die Welten ihre Ronde um die Sonnen; singend tanzen die Mücken ihre Figuren im Sonnenschein; die Wege tanzt auf dem Schooße der Mutterwelle, das Herbststaub im Winde, die Strohhalme tanzen im Wirbel, und die Winde spielen und tanzen zugleich, es sind die Wenigen, welche auf Erden nach ihrer eigenen Pfeife tanzen. Das Kind tanzt in den Armen der Mutter und sucht auf dem Schooße Entrechats zu schlagen; das Feuer ist ein ewiges Ballet; auch der Himmel hat seinen Shawltanz, wenn er die Schleier der Wolken um sich hüllt, löst und wieder zusammenzieht. Der Wilde, der Naturssohn tanzt in Lust und Schmerz; auch bei uns thun's Kinder noch. Wenn sie sich den Finger verbrannt haben, nehmen sie ihn in den Mund, ziehen das eine Bein in die Höhe und tanzen auf dem andern! Theilt die Mutter Birnen oder Zuckerwerk aus, so tanzen sie damit fort. Tanz ist Natur. Die Kunst hat die Natur auf die Hofbelbank und unter die Fesie genommen und zum Rhythmus der Schönheit veredelt. Der gebildete Mensch tanzt mit Sinn und Schönheit. Wie reizend ist ein tanzendes Mädchen! Menschen und Engel lächeln bei ihrem Anblick. Aber nun, aufgepaßt! — kommt die Moral! Ist das noch Sinn, Sitte, Grazie und Schönheit, wenn sie da durch die Säle rasen, daß der Schweiß von den Wangen läuft wie Regen aus der Traufe, die Lungen pfauchen wie Blasebälge, die Augen wie wahnsinnig vor Angst aus den Höhlen treten und in dem scheußen Wirbel der Körper gar gekocht wird für den Rachen des Todes und Krankheiten aller Art eingerichtet werden? Ein solches Tanzen ist kein Leben, sondern das Schwirren der Mücke um die Flamme, die sie verzehrt.

Was ist die Liebe? Ungeheure Frage, auf welche es leichter ist, hundert Millionen Antworten zu geben, als eine einzige, die sie alle in sich faßt. Die Liebe? Ei mein Gott, sie ist Alles, was man will; — sie ist ein Prisma, durch welche das Auge sieht, was ihm zu sehen beliebt; ein Himmel, in dem man vor Wonne verzehrt; eine Hölle, in der uns die Folter erdrückt; eine Wirkung, die oft aus einem Contrast entspringe und mit ihm verschwindet; ein Wahnsinn des Kopfes; ein Durst des Herzens, ein vergeistigter Hunger; eines der reinsten Gefühle der Seele, welches sich früher oder später in das möglichst Positive verwandelt; eine Statue von Diamanten mit Füßen von Thon. Die Liebe! O ich bin nicht am Ende! Die Liebe? sie ist der Traum, die Hoffnung, die Gestalt, das Hinderniß; es ist, was alle Welt verbietet und alle Welt wünscht; sie ist das Ziel, das große Ziel, das einzige Ziel, welches jeder zu verschmähen scheint und doch mit allen Kräften des aufgeregten Seins zu erreichen strebt. Tyrannische Macht, der Niemand entgeht, es giebt kein allgemeineres Gesetz, als das Deine.

Ein junges Mädchen. Wissen Sie, was ein junges Mädchen ist? — Ein junges Mädchen ist eine hübsche Puppe, deren Fäden die Mama zieht; eine Statue von Fleisch und Bein, die ihren belebenden Prometheus erwartet; eine Raupe, die ein köstlicher Schmetterling werden kann, mit luftigen Flügeln, ätherischen Schwerden, aber am Ende doch nur eine bleiche, kalte Raupe, gewickelt in tausend Hindernisse des Anstandes, wie eine Mumie in ihre Binden; es ist mit einem Worte Etwas, das viel für die Zukunft verspricht, aber für die Gegenwart oft weniger als nichts ist.

Ein Jüngling. Ein Wesen ist's von räthselhafter Art,
Bei dem sich Dummheit oft mit heißer Liebe paart.

— Als der berühmte Kemble das Coventgardentheater verwaltete, trat ein Herr bei ihm ein, welcher wegen des Engagements seiner Tochter mit ihm zu sprechen wünschte; zufällig gerweise erwartete Kemble den Besuch eines Pferdehändlers, den er bestellt hatte, um mit ihm über den Kauf einer Stute zu unterhandeln. Kemble, dem die Letztere sehr am Herzen lag, glaubte den Pferdehändler in der Person des Fremden zu sehen und fragte ihn sogleich: „Wie alt ist sie? „Sie hat vergangenen Mai das sechszehnte Jahr erreicht," erwiederte der Gefragte. „O, dann ist sie alt und kann zu schwerer Arbeit nicht verwendet werden; ist sie ruhig?" „Vollkommen, ich habe nie ein sanfteres Geschöpf gekannt," entgegnete der Fremde, etwas betroffen über die komische Weise, womit der Theaters-Direktor ihn über seine Tochter austhalte. „Ist sie schon lange in der Stadt?" „Fast vor einer Woche traf sie mit mir aus Grimstead hier ein." „Ist sie gehörig eingeschult?" „Herr Abellwell hat ihr einige Lectionen ertheilt." „Hat sie stets zwischen den Pfeilern gestanden?" Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!" „Nun, es ist nicht der Rede werth; wenn Ihre Bedingungen nicht übertrieben sind, so werden wir schon übereinkommen." „Diesen Punkt überlasse ich ganz Ihnen selbst, mein-Herr; sie ist unten; soll ich sie zu Ihnen heraufbringen?" „Sie heraufbringen?" rief Kemple mit spöttischem Lächeln; „o nein, übergeben Sie dieselbe meinem Burschen; er wird sie in den Stall führen, bis ich hinunter komme, sie in Augenschein zu nehmen." „In den Stall?" rief der Fremde mit immer wachsender Verwunderung. „Ja freilich, mein Herr, in den Stall; und da Sie sagen, sie sei sehr sanft und, wie ich vermuthe, völlig gesund, so bin ich entschlossen, mich ihr anzuvertrauen. Mein Freund Boeton schreibt jetzt ein Melodram, worin ich auftrete, und ich bin, sobald wir Handels eins worden, entschlossen, in diesem Stücke auf ihrem Rücken zu debütiren!" „Auf ihrem Rücken — auf meiner Tochter Rücken, Herr! wollen Sie mich beleidigen?" „Ich bitte zehntausend Mal um Verzeihung, mein Herr, aber kommen sie nicht aus den Gefilden in Cumberland?" „Nein, ich komme von Oft Grimstead." „Mit einem Pferd?" „Nein, mit einer Tochter." „Behüte der Himmel," rief der betroffene Schauspiel-Direktor aus; „ich war in ungeheuern Irrthum; nur gut, daß wir zufällig allein waren; (indem er bedächtlich und feierlich eine Prieze nahm,) dergleichen Vorfälle dürfen nur unter vier Augen vor sich gehen."

— Ein regierender deutscher Fürst wurde letzthin von einer Deputation seines Landes mit vielen Schmeicheleien begrüßt. Er sagte zu dem Redeführer: „Lieber Herr Stadtrath, wenn Sie mir mit so vielen Schmeicheleien und Süßigkeiten den Magen verderben, so werde ich meinen Arzt zu Rathe ziehen müssen und Gegenmittel brauchen."

— Die Chinesen, welche sich bekanntlich gegenwärtig gegen eine englische Expedition zu wehren haben, hatten in Kanton eine ungeheure Maschine, eine Art schwimmende Stadt erbaut, die sie dem Feinde entgegen schicken wollten. Sie war mit zwei großen Rädern versehen, nach Art der Räder an den Dampfmaschinen, und jedes dieser Räder sollte von 80 Mann in Bewegung gesetzt werden. Auf jeder Seite befanden sich Gallerien für die Soldaten, und Fallthüren sollten denselben das Mittel gewähren, sich den Schiffen der Engländer, vor denen sie sich gewaltig fürchten, zu entziehen. Auch große Kanonen, die bis in den Himmel schießen sollten, wollte man auf die schwimmende Stadt bringen, die sich jedoch nicht herauswagte, als es wirklich zum Kampfe kam. Sogar Seepferde und andere Meerungeheuer von Holz hatten die erfinderischen Chinesen gebaut, die sie schwimmen ließen, damit die „englischen Barbaren" erschrecken sollten; leider fürchteten sich aber die Engländer vor dergleichen nicht.

— Als der 103 Jahre alte Bäckermeister, der beim Jubiläumsfeste des Königs von Würtenberg den Festzug in Stuttgart mitmachte, unter anderem gefragt wurde, wie er es denn angefangen habe, um so alt zu worden, antwortete er: „Ich habe stets gutes Brod gebacken, und richtiges ehrliches Gewicht gegeben." Eine natürliche Erklärung des: „Ehrlich währt am längsten."

Auflösung von No. 8.: **Bergmann.**

Bücherschau.

1) **Die protestantischen Salzburger im 18ten Jahrh., vertrieben durch den Fürst-Erzbischof von Firmian. Ein Beitrag zur Geschichte christlicher Duldung von Gustav Nieritz. Seitenstück zum Pommeranzenbäumchen. Leipzig, Verl. von Jm. Tr. Wöller.**

2) **Seppel, oder der Synagogen-Brand zu München. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt erzählt von Gustav Nieritz. Mit Titelkupfer. Leipzig, Verl. von Jm. Tr. Wöller.**

3) **Das vierte Gebot, oder die ungleichen Brüder. Von Gustav Nieritz. Mit Titelkupfer. Leipzig, Verl. von Jm. Tr. Wöller.**

4) **Gutenberg und seine Erfindung. Eine Erzählung über Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt von Gustav Nieritz. Leipzig, Verl. von Jm. Tr. Wöller.**

Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, einige Worte über obenstehende Schriften eines Mannes zu sagen, der auf dem Gebiete seiner Schreiberei nur wenig Nebenbuhler haben wird.

Was die Schriften 1. und 2. anlangt, so wird in 1. ohne alle parteiliche Eifersuchtsucht und Intoleranz die grausame Behandlung und Verfolgung, der die protestantischen Salzburger dereinst ausgesetzt waren, so wie das erhabene Beispiel, welches sie durch ihren Muth, ihre Standhaftigkeit, Ausdauer und ihre endliche Auswanderung aus dem Vaterlande, der Mit- und Nachwelt gaben, mit historischer Treue in blühender Sprache geschildert; im 2. dagegen wird der Eifer dargelegt, mit welchem die Christen im 13. Jahrhundert die Juden zu bekehren und ihnen den Wahn von einem noch zu hoffenden Messias zu benehmen suchten, so wie die barbarischen Mittel, deren sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedienten, tadelnd erwähnt. Beide Schriften, zwar vorzüglich für Erwachsene geschrieben, eignen sich aber auch, da sie nicht wie gewöhnliche, geschichtliche Romane, einen bloß flüchtigen Phantasierausch erzeugen, sondern sich tiefer im Herzen und Gemüthe des Lesers feste Wurzeln

fassen, für die erwachsenere Jugend. — Die Schriften 3 und 4 sind zwar vorzüglich für die Jugend berechnet, können aber, was 3 anlangt, sehr vielen Eltern zur Warnung und zum Beispiele, wie sie ihre Kinder nicht verziehen sollen, gelesen werden. Auch wird ein Kind gewiß, sollte es etwa den Weg des Lasters betreten haben, oder betreten wollen, von demselben ablassen, wenn es obengenannte Schrift aufmerksam durchgelesen hat. In 4. sucht der Herr Verf. mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und blühenden Sprache ein bleibendes Denkmal in den Herzen ihrer, welche das Jahr 1840 erlebt haben, so wie bei dem kommenden Geschlechte an jenes und an das Jahr 1440, wo der erste Schritt zur geistigen Freiheit des Menschen gethan wurde, zu begründen, so daß er im Allgemeinen über die Vorzüge des Menschen, welche darin bestehen, daß er eine Sprache hat, wodurch er sich sogleich mit seinen Nebenmenschen verständigen kann, ferner daß er sich durch Schriftzeichen sogar mit fern Lebenden unterhalten kann, spricht, nun aber auf das große Verdienst kommt, welches Gutenberg sich durch Erfindung der Buchdruckerkunst erworben hat. Er schildert hier vorzüglich die Verfolgungen und Kränkungen, welche dieser unsterbliche Mann von dem Neide und der Mißgunst seiner Zeitgenossen, welche, wie dies gewöhnlich im Leben geschieht, sein Verdienst nicht nur zu schmälern, sondern ihn ganz verdienstlos zu machen strebten, zu dulden hatte, nachdem er zuvor darauf hingeleitet, durch welches Ereignis Gutenberg auf diesen riesenhaften Gedanken gekommen sei. Als Anhang sind noch eine Beschreibung der Festfeier, wie sie den 24., 25. und 26. Juni in Leipzig stattgefunden hat, beigegeben. — Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. —

3) **Der kleine Hausirer, oder Gott lenket die Schicksale der Menschen wunderbar. Eine Erzählung aus dem Leben für Kinder und Kinderfreunde von C. G. Holzmüller. Mit illuminirtem Titelkupfer. Leipzig, Verl. von Jm. Tr. Wöller.**

Der Name Holzmüller wird gewiß, so wie er es mir war, allen Lesern dieses alsi ein in der schriftstellerischen Welt wenigstens in gegenwärtiger Zeit neuer vorkommen, und dem ist auch also. Man darf nur das Büchlein öffnen und lesen, so findet man, mit welcher Zaghaftigkeit dieser Mann geschrieben haben mag. Das Buch aber selbst ist wegen seiner herzlichgemüthlichen und kindlichen Sprache, so wie wegen der Hinlenkung des kindlichen Gemüthes zu dem Vater aller Liebe und Gnade, der keines Menschen in der Noth vergißt, sondern die Unschuldigen stets liebvoll rettet, die Strafdaren aber die Schwere seines gerechten Armes fühlen läßt, allen Eltern, welche ihren Kindern eine angenehme und nützliche Lectüre verschaffen wollen, recht sehr anzuempfehlen. Die Kleinen legen das Buch gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand. Das Ganze ziert ein schönes Titelkupfer, und es dürfte sich das Büchlein vorzüglich zu einem Weihnachtsgeschenke für die Jugend eignen, denn Druck und Papier sind auch hier sehr lobenswerth. —

Modenbericht.

Paris im November.

An Fräulein K. in Leipzig.

Der Pelz ist diese Jahr sehr beliebt; man füttert und garnirt die Ueberröcke und Mantillen damit. Die Palatine, welche man hat, sehen sehr elegant aus und man kann sie im Theater und selbst bei Besuchen umhalten, ohne dem Anzuge zu schaden. Die Ueberröcke sind ganz Negligéartig, sobald sie aus Wollenstoff oder selbst aus Seide ohne Pelz bestehen. Die Sammetbarrik und Façon-Mantillen werden entweder mit Pelz oder Ebenillefransen besetzt. Diese Fransen sehen sehr reich, malerisch und graciös aus; auch unten an dem Sammetlangsshawl bringt man sie bisweilen an.

Zu Besuchen am Tage hat man Hüte von Sammt, grün, strohfarbig, orange, blau und die Federn von Maradouts sehen darauf sehr gut aus. Abends hat man Coiffüren mit schmalen Schirmen von Sammt oder Drap d'Or mit Schnüren, Kettchen oder maurischen Flechten. Die Blondenhäubchen werden mit Rosen ausgeputzt. Diese Häubchen haben fast alle eine und dieselbe Form, die der Mode im 16ten Jahrhundert nämlich. Viele elegante Damen tragen bei allen Gelegenheiten Spitzen oder Girandolenschnuren auf dem Kopfe, die auf den Hals herabfallen. Die Stoffe sind bestimmt reicher als die im vorigen Jahre. Die Hauptrolle spielen die Atlasse und die Sammte. Die Pelerinen werden so häufig, sie mögen von Spitzen oder von Pelz sein, daß man durchaus nichts anders angeben kann. Es gibt keine neuen Fichüs, die Pelerinen macht man dagegen von Musün, Spitzen, von Guipüre und sie passen deshalb zu jedem Anzuge, dem einfachsten wie dem reichsten. Es werden viele sogenannte spanische Mäntel getragen, welche sehr anmuthig sind. Das kleine Collet oben ist carrirt, zurückgeschlagen, durch eine Schnur festgehalten. Der Schnitt ist der einer großen Pelerine von Schleifen, in Falten herabfallend, so daß Arm und Brust bedeckt sind, ohne daß die Robe dadel in Unordnung gebracht wird. Auch den spanischen Mänteln sind die Pelissen nicht weniger hübsch, die von schwarzem oder violettem Sammet mit Kragen und Revers von Schnürenstickerei, mit Atlas von der nämlichen Farbe gefuttert, sehen höchst elegant; einfacher sind die von Seide oder Levantine, mit Stickereien und einer Pelerine von Sammet in derselben Farbe. Ausgezeichnet sind auch die Pelerinen von schwarzem Sammet, die oben so groß sind als die Mantels-Pelerinen, gefuttert mit blauem oder violettem Seidenstoffe, und am Halse mit einer Schnur befestigt, die an einem kleinen carrirten Halse sich anschließt.

Die Leibchen sind immer noch von anständiger Länge; die Aermel glatt. Ueberröcke sind mit kleinen Sammetstreifen garnirt und haben Knopfstellknöpfe.

Herren-Mode. Kurze Röcke mit zwei Reihen großer Knöpfe. Die Taille ist sehr tief, schmaler, niedriger Kragen, breite Klappen und enge kurze Aermel. Der neueste Herrenmantel ist ohne Kragen, mit weiten offenen Aermeln, durchaus mit Sammet gefüttert und reich mit Schnuren besetzt.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 9. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Der Pariser Student, Fortsetzung. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anecdoten. — Festliche Nachklänge aus Leipzig in Text gesetzt von .....r, Fortsetzung.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig

No. 10. (Sonnabend, den 4. December.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Stumme Liebe.

Du ahnst es nicht, wie trüb die Tage,
Wie freudelos vorüberflieh'n,
Und wie mit wehmuthsvoller Klage
Gefühle meine Brust durchzieh'n.

Du kennst sie nicht die blassen Wangen,
Der Lippe Beben siehst Du nicht.
Und wie in sehnendem Verlangen
Das Herz vor stummer Liebe bricht.

Du hast es nie, wohl nie empfunden,
Wie tief der Schmerz die Brust durchwühlt,
Wenn oft in stiller Nächte Stunden
Ich ganz so einsam mich gefühlt.

Wenn unbewußt mit schwachem Laute
Ich Deinen theuren Namen rief,
Wenn ich die dunkeln Straßen schaute,
Wo Alles wie im Grabe schlief.

Du weißt es nicht, doch frag die Sterne,
Die oft mein Leiden angeseh'n,
Wenn sie in abgemess'ner Ferne,
So still und kalt da droben steh'n.

Frag auch die Stelle dort am Strande
Ob sie für Dich nicht manchen Gruß,
Die Tanne dort am Bergesrande,
Ob sie Dir nichts erzählen muß! —

Du weißt es nicht, daß ich Dich liebe,
Daß Dir geweiht mein Lebenslauf.
Daß ewig treu ich Dir verbliebe,
Wenn Du mich nähmst in Liebe auf.

Wenn liebevoll, zur rechten Stunde,
Den Bann Du brächst, den zwischen Welt
Und zwischen uns'rem Seelenbunde
Ein böß Geschick hineingestellt.

(Abendzeitung.)

Friedrich II. und die Wiener Bücher-Censur.

Der Komet theilt folgende weniger bekannte, sehr ergötzliche Anekdote aus des großen Friedrichs Leben mit:

Bald nach dem Hubertusburger Frieden begegnete dem König in dem Garten von Sanssouci ein junger Mann, den er, wie er gern zu thun pflegte, anredete, und sich nach seiner Beschäftigung, Herkunft ꝛc. erkundigte.

König. Ich seh' es Ihm an, Er ist ein Bruder Studio. Aus Halle oder Frankfurt?

Student. Ew. Majestät zu Befehl, aus Frankfurt.

König. Und gewiß ein Theologe, das hör' ich schon an Seinem Bierbasse. Was ist Er für ein Landskind?

Student. Wie Ew. Majestät richtig zu bemerken die Gnade hatten, ich habe Theologie studirt und bin aus Ungarn gebürtig.

König. Könnt Ihr denn das Evangelium nicht in Eurem eigenen Lande studiren?

Student. Ach nein; Ew. Majestät wissen, daß uns Protestanten in Ungarn unsere Glaubensfreiheit immer mehr beschränkt wird.

König. Sonderbar, und bei mir klagen sie darüber, daß ich den Leuten zu viel Glaubensfreiheit gewähre.

Student. Das thun doch wohl nur die Hallischen Pietisten, sonst erkennt man in ganz Europa Ew. Majestät als den Beschützer der Reformation und Gewissensfreiheit an.

König. Thut man das auch in Wien?

Student. Mit einigen Ausnahmen, o ja.

König. Und wer macht diese Ausnahmen?

Student. Ei nun, die Jesuiten, die man noch dazu zu Censoren und Bücher-Revisoren bestellt hat.

König. Sieht Er, wenn Er nur was Rechtes studirt hat, so kann Er Alles im Kopfe mit nach Hause bringen; da muß Er sagen können: omnia mea mecum porto.

Student. Ein Gelehrter braucht doch immer einiges Handwerkszeug, ich meine die Bücher und die Hefte.

König. Ist die Bücher-Accise so scharf? Haben die Herrn Jesuiten in Wien sehr feine Nasen?

Student. Was die Philosophie betrifft, gewiß; ich traue mir nicht ein einziges Buch dieser Art mitzunehmen, und wenn es Ew. Majestät eigene Schriften wären.

König. Hör' Er, ich will Ihm einen guten Rath geben. Nehm' Er seine Bücher in Gottes Namen mit, kaufe Er sich noch neue dazu, und wenn sie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, dann sage Er nur: Diese Bücher hat mir der König von Preußen geschenkt. Darauf werden nun wohl diese Herren Patres nicht viel geben, das thut auch weiter nichts. — Laß Er sich die Bücher ganz ruhig wegnehmen, geh Er aber gleich zu meinem Gesandten und melde Er sich bei ihm, erzähle Er dem die ganze Geschichte und was ich ihm gesagt habe. Hiernach geh' Er in den vornehmsten Gasthof und lebe Er recht kostbar. Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten verzehren und da bleibe Er so lange, bis sie Ihm Seine Bücher wieder ins Haus schicken. Das laß er nur meine Sorge sein; ich steh' Ihm dafür, daß Sie Ihm Seine Bücher wieder ins Haus schicken sollen, aber, wie gesagt, unter einem Dukaten muß die Rechnung im Gasthofe keinen Tag betragen. Nun sage Er mir noch seinen Namen.

Student. Hedhessi aus Ungarn.

Sie waren im Auf- und Abgehen eben an die Thür des Gartensalons gekommen; der König bat den Studenten, einen Augenblick zu warten, bis er zurückkäme. Nach wenigen Minuten kehrte der König zurück, und gab dem jungen Theologen einen offenen Brief an den preußischen Gesandten in Wien, worin die Anweisung stand, daß der Studiosus Hedhessi aus Ungarn auf Unkosten des Königs in Wien leben solle. „Dies zeige Er nur," sagte Friedrich, „meinem Gesandten und damit ist's gut! Er kriegt seine Bücher wieder; aber leb' Er flott in Wien, hört Er, nicht unter einem Dukaten täglich."

Student. Aber Ew. Majestät — —

König. Nichts aber! Verlaß Er Sich auf mich, und Er soll noch obendrein die beste Pfarrstelle in Ungarn kriegen. Nun reise Er in Gottes Namen, aber schreibe Er mir ein Mal!

Der Kandidat packte nun seine Hefte und Bücher getrost ein und reiste ab. Wie er vorausgesehen, wurden sie auf der Grenze versiegelt, und in Wien sogleich bei der Revision als gefährliche verbotene Waare von den Jesuiten in Beschlag genommen. „Aber meine hochwürdigen Herren," sagte der Kandidat zu den Censoren, „so bedenken Sie doch, Se. Majestät der König von Preußen hat mir diese Bücher geschenkt, Sie werden es doch nicht wagen, das pretium affectionis . . ."

„Ach, was geht uns hier in Wien der König von Preußen an," fiel ein langer, hagerer Pater-Jesuit dem Kandidaten in das Wort: „sei Er froh, wenn wir Ihm nicht selbst ein stilles Plätzchen neben seinen Büchern anweisen."

Der Kandidat empfahl sich den gestrengen hochwürdigen Herren, und begab sich mit seinem Briefe zu dem preußischen Gesandten. Dieser war bereits von dem Könige unterrichtet, empfing den Ungar sehr freundlich, und ließ ihn von einem seiner Secretaire nach dem Gasthofe zum römischen Kaiser mit der Anweisung bringen, daß man ihn auf Kosten der preußischen Gesandtschaft bis auf Weiteres verpflegen solle. Sobald der König von Allem, was in Wien vorgefallen, Nachricht erhalten hatte, erließ er sofort an den Gouverneur von Breslau und an den Minister von Münchow daselbst den Befehl, durch eine besondere Commission die Bibliothek des dortigen Jesuiter-Collegiums gerichtlich zu versiegeln und mit zwei Schildwachen besetzen zu lassen. Die Siegel sollten an jedem Morgen durch einen Lieutenant und einen Kammer-Calculator visitirt werden; Beide sollten ein Jeder dafür täglich einen Thaler Diäten, die Schildwachen ein Jeder acht Groschen erhalten, und das Jesuiter-Collegium 30 Thaler Versiegelungskosten bezahlen.

Niemand konnte den ehrwürdigen Vätern Auskunft darüber ertheilen, wodurch sie sich die Ungnade des Königs zugezogen hätten, weshalb sie eine Deputation nach Potsdam abordneten, um bei Sr. Majestät selbst anzufragen. Als sie gegen die sonstige Gewohnheit des Königs einige Wochen hatten warten müssen, erhielten sie endlich Zutritt. Nachdem Friedrich über hundert andere Dinge Fragen an sie gerichtet, gelang es Einem der Deputirten endlich, die Angelegenheit, welche sie nach Potsdam geführt, zur Sprache zu bringen. „Aha!" sagte der König; „wegen der Bibliothek kommt Ihr? Ganz recht, ich weiß es schon; ich habe Siegel anlegen lassen und den Grund davon könnt Ihr einzig und alleln bei meinem Gesandten in Wien erfahren. Im Uebrigen bin

ich Euer gnädiger König, wie immer. Adieu!" — Die hochwürdigen Väter verneigten sich und kehrten mit diesem geheimnißvollen Bescheide nach Breslau zurück. Was war zu thun? Man mußte sich entschließen, eine Deputation nach Wien zu schicken, welche beauftragt wurde, bei dem preußischen Gesandten eine nähere Erkundigung einzuziehen. Der Gesandte schüttelte lange Zeit den Kopf, und drückte schon sein Bedauern aus, daß er in dieser Sache ganz ununterrichtet sei, als ihm zum Glück der ungarische Kandidat einfiel. „Vielleicht," sagte er den Breslauer Deputirten, „werden Sie nähere Auskunft bei dem hiesigen Bücher-Revisions-Amte erhalten können." Er erzählte ihnen nun den Vorgang mit dem Frankfurter Studenten, und die Breslauer Jesuiten begaben sich sofort zu ihren Herren Amtsbrüdern in dem Wiener Censuramte. Sie sahen nun wohl ein, wodurch der König zu so steengen Maßregeln gegen ihre Bibliothek veranlaßt worden sei und sorgten dafür, daß der junge Theolog sofort seine Bücher wieder erhielt. Als sie sich nun wegen der Zurückreise bei dem Gesandten meldeten, machte dieser ihnen jedoch bemerklich, daß ihre Reise schwerlich den erwünschten Erfolg haben würde, wenn sie nicht auch die Auslösung für den Studenten im Gasthofe bezahlten. Dem Wiener Jesuiter-Collegium war so sehr daran gelegen, eine Filial-Brüderschaft in Breslau zu behalten, daß sie gemeinschaftlich mit den Deputirten die Zeche des Ungars bezahlten, welche 96 Ducaten betrug; denn der Theologe hatte der Ermahnung des Königs ein volles Genüge gethan, nie unter einem Ducaten, oft aber darüber darauf gehen lassen. Sobald der Breslauer Convent, dem König die Beschleinigung seines Gesandten in Wien, daß Alles vollständig abgemacht sei, eingehändigt hatte, wurde sogleich der Befehl zur Entsiegelung ertheilt, und dem Pater Rector des Collegiums Zeplichal schrieb der König:

„Ihr werdet Eure Herrn Confratres in Wien und das Personale des dortigen Consistorii wohl waenen, daß sie an dem Kandidaten Hedhelfi aus Ungarn keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses jungen Mannes erkundigen. Bekommt er nicht die beste Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten und Lutheraner werden in Oesterreich cujonirt und chikanirt, so müßt Ihr und Euer Kloster dafür stehen' da halte ich mich an Euch.

Friedrich."

Das Jesuiter-Collegium in Breslau ist aufgehoben. Dies zur Nachricht für die Studenten der Theologie aus Ungarn auf deutschen Universitäten, im Fall sie bei der noch immer fortbestehenden Bücher-Revision in Wien Ungelegenheiten erfahren sollten.

Die Sclaven in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Ich komme soeben, sagt ein Berichterstatter, von einem Besuche zurück, den ich einem Plantagenbesitzer in der Nachbarschaft abgestattet habe. Wir besichtigten in der Morgenfrische die Zucker- und Baumwollenplantagen und hier, im dunklen Schatten des Urwaldes, durch den unser Weg ging, war es, wo ich die Frage über Sclaven-Emancipation an ihn richtete. „Sie bedauren den Zustand unserer Neger," sagte er, „was werden Sie aber zu der Behauptung sagen, daß er lange nicht so beklagenswerth ist, wie der der europäischen Dienstboten. Der Sclave ist hier die einzige Person, die gar keine Sorge hat. Den Hunger und die Nahrungssorgen lernt er niemals kennen. Von uns anständig gekleidet und gut genährt, bleibt ihm nur die eine Pflicht, das zu erfüllen, was von ihm gefordert wird; und das ist nicht viel, da wir recht gut wissen, daß ein Weißer mehr zu leisten vermag, als zwei Farbige. Ich habe 500 Sclaven auf meinen Besitzungen, und bin vollkommen überzeugt, daß sie nicht so viel wie 100 Knechte in Europa, oder im Norden Amerikas verrichten. Der Neger ist und bleibt träge, und will zur Arbeit angetrieben sein!" — „Und wenn das wirklich der Fall ist, warum überhaupt Negersclaven?" entgegnete ich. — „Weil Weiße unsern Boden nicht bearbeiten können," gab er zur Antwort. „Wir haben hier keinen europäischen Himmel! Unzählige europäische Einwanderer, die hier im Sommer am Straßenbau oder unter freiem Himmel beschäftigt waren, unterlagen der Sonnengluth, starben am Sonnenstich, oder wurden von Fiebern hingerafft, während dieselben Sonnenstrahlen von dem Schädel eines Negers wie von einem Steinwall abprallen. Der Sohn des heißen Afrikas friert oft zu gleicher Zeit, wo der Nordländer im Schweiße gebadet ist. Unsre Felder von Weißen bebauen lassen, hieße so viel, als — sie zur Einöde umwandeln." — „Nun wohl," — warf ich ein — „so machen Sie Ihre Sclaven frei, und beschäftigen Sie dieselben dann, wie wir in Europa die arbeitende Klasse." — „Dann würden unsere Damen bald keinene Kittel statt englischer und französischer Cattune tragen, und die emancipirenden Herren den Caffee ohne Zucker trinken müssen!" rief er lachend aus. „Der Neger liebt den Müßiggang und bedarf wenig zu seinem

Unterhalte; dieses Wenige würde er in den beiden ersten Tagen der Woche verdient haben und dann die übrigen fünf Tage im Müßiggange hindringen. Ich rede aus Erfahrung!" fuhr er fort, „Was ist aus dem früher blühenden Jamaika geworden? — Die Plantagen haben jetzt schon den halben Werth und werden zuletzt noch ganz entwerthet. Schiffscapitäne, die dort landen, um Beschädigungen auszubessern, zahlen den dortigen Negern 5 — 6 Piaster täglich, und können, gegen das Ende der Woche, selbst für das dreifache keine Arbeiter bekommen, da der Schwarze in den ersten Tagen schon so viel als er braucht, verdient hat, und nun nicht weiter arbeiten will. Nein, mein Freund! Sobald der Neger frei wird, können wir nur immer dorthin zurückgehen, wo wir hergekommen sind. Ich gebe Ihnen zu, daß die Sclaverei ein moralisches Unrecht ist, aber sie gehört zu den nothwendigen Uebeln, so lange die Produkte des Südens auf den Märkten verlangt werden! So lange diese Felder hier bebaut werden müssen!

Die Vereinigten Staaten haben durch das Gesetz, daß keine Sclaven eingeführt werden dürfen, den Negern durchschnittlich menschenfreundliche Behandlung zugesichert, und das ist Alles, was geschehen konnte. Dadurch, daß keine Sclaven aus andern Ländern hier zum Verkauf kommen, sind die Neger theurer und kostbarer als vor diesem Gesetze. Die Rücksicht allein gebietet dem Herrn, mit dem Leben und der Gesundheit seiner Sclaven haushälterisch umzugehen, da jeder gesunde Neger mindestens tausend Piaster kostet, die jetzt nicht mehr so leicht wie früher zu verdienen sind. Liest man, was die Herren in Europa über uns berichten, so sollte man denken, wir schinden wenigstens täglich ein halbes Dutzend Sclaven, und schlachten eben so viel zum Frühstück! Wenn einer meiner Sclaven krank wird, so gebietet mir nicht allein Menschenliebe, sondern auch mein eigener Vortheil, ihn durch den besten Arzt, den ich kenne, und durch die sorgfältigste Behandlung vom Tode zu retten; ist er so alt, daß er nicht mehr arbeiten kann, so hat die lange Reihe von Jahren, in denen er mir oder meinem Vater diente, ihn mir so nahe gebracht, daß ich ihm das Gnadenbrot reichen würde, auch ohne die Rücksicht auf das Gesetz, das mich dazu verpflichtet. Was ist dagegen das Schicksal des weißen Arbeiters? Wer bekümmert sich um ihn, wenn er krank oder alterschwach wird? Niemand! Und wollen Sie wissen, woher das kommt? Der Weiße ist ein Sclave, der tausend Mal seinen Herrn wechselt, der nie Zeit genug hat, mit einem von ihnen so genau, wie meine Neger es mit mir sind, bekannt zu werden. Ich gebe meinem Neger einen Namen, wenn er auf die Welt kommt. Zur Zeit der Mannbarkeit verlangt er von mir, daß ich ihm eine Frau nach seinem Geschmacke aussuche, und wenn er nicht mehr arbeiten kann, bekommt er einen Platz, wo er ruhig lebt, bis ich den Sarg bestelle, der ihn aufnimmt, wenn er ausgeathmet hat!"

Dies waren ungefähr die Worte des Pflanzers. Als wir die Zuckerfelder erreicht hatten, wo die Sclaven mit dem Behacken der jungen Stöcklinge beschäftigt waren, und ich die heitern Gesichter sah und den fröhlichen Gesang vernahm, da mußte ich mir eingestehen, daß in physischer Beziehung der Neger Schicksal dem eines deutschen Dienstknechtes vorzuziehen sei. Aber ach! wie elend, wie entsetzlich ist diese ihre Lage in geistiger Beziehung! wie demüthigend und entehrend ihr Standpunkt in der Gesellschaft! Gleichviel, ob der Farbige ein Freier oder ein Sclave ist! Treten Sie in einen Gotteстempel, wo doch jeder Standesunterschied aufhören müßte, so finden Sie besondere Logen für die farbigen Personen. Gehen Sie ins Theater, so entdeckt Ihr forschender Blick ganz oben, im vierten Range, eine Anzahl von allen übrigen abgesperrter Plätze, die von Farbigen besetzt sind. Machen Sie eine Reise auf der Eisenbahn, so bemerken Sie unter dem Wagentraine jedesmal einen Negerkarren, in dem die schönsten und reichsten Frauen, von einer Weiße, die dem Alabaster gleicht, neben Negersclaven Platz nehmen müssen, weil, vielleicht im vierten Gliede schon, doch immer Negerblut in ihren Adern fließt. Die Negersclaven, deren Herren in der Stadt leben, haben gewöhnlich eine Kunst oder ein Handwerk gelernt, die Negerinnen sind die besten Waschcerinnen und Stubenmädchen. Der Herr vermiethet nun seine Sclaven, oder, was noch häufiger ist, er läßt sie Arbeit suchen, und setzt ihnen eine Summe fest, die sie täglich oder wöchentlich an ihn abliefern müssen. Verdienen sie nun mehr, als sie dem Gebieter abzuliefern haben, was häufig geschieht, so schützt dies ihr erspartes Eigenthum nach Gesetz nicht, und der Herr kann es ihnen ungestraft nehmen, da der Sclave ja als Eigenthum seines Herrn kein besonderes Eigenthum besitzen kann. Der Sclave, welcher gegen irgend einen Weißen, gleichviel, ob sein Gebieter oder ein Fremder, die Hand aufhebt, ist des Todes schuldig. Selbst der freie Farbige muß dem Weißen, der ihm auf der Straße begegnet, ausweichen; sein Zeugniß gegen weiße Personen wird vom Gesetze nicht angenommen; ja man kann annehmen, daß Farbige in einem Prozesse gegen Weiße nimmer Recht bekommen. Der Negersclave, der keine geistige Bildung erhält, ist noch nicht so zu beklagen, da er seine Entwürdigung nicht fühlt; aber der freie Farbige, wenigstens viele von ihnen, sind Leute von der

besten Erziehung, die oft classische Bildung besitzen, und die mit der Schamröthe auf den Wangen, der Schmach an der Stirn, und der herbsten Bitterkeit im Herzen durch das Leben gehen.

Das Weib. *)

Aus Erde wurde der Mann erschaffen, aus Fleisch, aus der Herzensgegend das Weib. Der Mann daher ist lauter Gedanke, das Weib lauter Gefühl. Gedanken und Herz verrinnigt, machen erst den Menschen. Der Mann allein ist daher so unvollkommen wie das Weib, nur zusammen ist die Schöpfung vollbracht. Das Weib steht daher keineswegs unter dem Mann, sondern direkt neben ihm, so wie die Bibel deutlich sagt, eine Gehülfin ihm gegenüber. Ja, will man gerecht sein, so steht das Weib über dem Manne, so wie das Gefühl mehr werth ist als der Gedanke. Gott selbst zeigte dies an, indem das Weib der Schlußstein der Weltschöpfung ist, das Weib ist nicht allein die Krone der Schöpfung, sondern eine Schöpfung der Krone, der Krone der Menschheit. Die Bibel sagt keinesfalls, daß der Mann über das Weib herrschen soll, sondern daß er in ihr herrschen wird. Doch der Mann, seine Krone, seine Königin erkennend, und zu stolz, vor ihr niederzuknieen, zog es vor, sie zu erniedrigen, sie in Ketten zu legen. Er verdrehte daher den Text des Wortes. **) Von diesem Augenblicke an datirt sich der Fall der Menschheit und alle Fortschritte, die sie seither machte, zielen auf die Wiederherstellung des natürlichen Rechtes des Weibes. Nicht ein Phänomen dieser Art zeigte sich in der Geschichte, das nicht entweder Zweck oder Ursache dieses Unrechts des verkannten Weibes war.

In der That, von dem Augenblicke an, wo das Weib die Sclavin des Mannes wurde, verlor sich jedes edle Gefühl in der Menschheit. Nichts Wahrhaftgroßes, nichts Menschenedles, nichts Götterkräftiges konnte mehr vollbracht werden. Eva, die Mutter der Menschheit, war in Trauer gehüllt, ihre wahrhaft von Gott gestempelte Schönheit war durch die Wunden und Narben, die ihr die Ketten beigebracht, entstellt. Wozu sollte der Mann menschlich fühlen, wozu Gerechtigkeit üben, wozu sich durch Muth, Genie und Herz auszeichnen, thut er es nicht um die edle Blume des Sieges, die das Weib dem Besten, dem Tugendhaftesten, dem Kräftigsten bietet? Die Tugend ist nur ein leeres Wort, der Ruhm ein Todesschall der gefallenen Opfer, der Ehrgeiz ein verzehrender Feuerrauch, leuchtet nicht der Stern der Schönheit und des Gefühls an dem Lebenshorizont. Es ist leicht zu beweisen, daß alles, was der Mann Großes vollbringt, er dem Liebeslächeln eines Weibes verdankt und entreißt er sich auch äußerlich diesem Gefühl, weil er es nicht wagte, ein Mensch zu sein, die Wurzel der That kann er nicht ausreißen und die Wurzel ist das Herz und das Herz ist das Weib! Der Haß kann beständig sein, kann Unmenschlichgroßes vollbringen, die Habsucht kann den Schein des Rechts annehmen und Thaten vollbringen, die, ehe sie den Zweck zeigen, sich in das Kleid der Menschheit hüllen, aber sogar der Haß und die Habsucht, die etwas Kräftiges hervorbrachten, entstanden aus dem verlorenen Paradies des Weibes. Nur Haß, der seine Quelle in der Liebe hat, versiegt nie, nur Habsucht, die nach dem Schönsten im Leben strebt, verdorrt nie, die größten Tyrannen hatten am meisten Weiber und jetzt sogar ist man habsüchtig, weil man mit dem Gelde oft den Schein der Liebe erkauft, weil das Weib noch nicht seine freie Stellung in der Geschichte einnimmt und diese nimmt sie nicht ein, so lange Ehen mit Geld geschlossen werden.

Es ist eine undegreifliche Eitelkeit des Mannes, daß er sich für vollkommener hält als das Weib. Der Blinde selbst kann im Fühlen schon die Vollkommenheit des Weibes, dem Manne gegenüber beurkunden. Man stelle den schönsten Mann einem schönen Weibe gegenüber und immer wird er sich gegen sie ausnehmen wie die Zeichnung gegen das Farbengemälde. Ja sogar in demselben Verhältniß. Denn so wie die Zeichnung allein schon etwas vorstellt, nicht aber die Farbe allein, so kann der Mann allein allerdings in seiner Art vollkommen unabhängig sein, während es das Weib nicht ist. Und das eben war die erste Ursache seiner absoluten Abhängigkeit. An Form, Gestalt, fließender Grazie aber übertrifft sie in jeder Hinsicht den Mann. Und so wie alles Edle, Zarte und Große hienieden schneller verschwindet, als das Harte, Knochigte und Kleinliche, eben so verwelkt das Weib schneller als der Mann. Ja schon deswegen, weil ihre Nerven reizbarer sind, weil sie sich schnell verzehrt. Das Feuer, das leuchtet, verbrennt auch, und je heller die Flamme, desto schneller die Verzehrung. Das Weib aber in jeder Hinsicht dem Manne unterzuordnen, ist eine Grausamkeit der Geschichte, die uns nie unsere Nachkommen verzeihen werden. Wer ein Weib in dieser Hinsicht beschimpft, hat seine Mutter und sich selbst beschimpft. Es ist unmöglich, daß der Kern schöner sei als die Form, worin er gegossen, obschon die Form dem gewöhnlichen Auge umgekehrt scheint. Der Sohn ist eben daher der

*) Von A. Weill, aus dem Telegraphen.
**) Das hebräische Boch heißt deutlich in Dir.

ächte Spiegel des Weibes, der Mutter und in ihm eben erkennt sie sich im Geiste und im Fleische. Der Rabbine, der den Vers schrieb, den die Juden noch zuweilen hersagen: „Gelobt seiest Du, o Gott, daß Du mich nicht zu einem Weibe schufst," war der feigste Mann auf Erden. Auch hat er weiter nichts als diesen Vers geschrieben. Wäre ich König gewesen, ich hätte ihm als Gotteslästerer die Strafe der türkischen Böswichter in der Hölle auferlegt.

Es ist noch sehr zweifelhaft, daß die physische Kraft des Weibes der des Mannes nachsteht. Bei mehreren alten Völkern, wo die Erziehung dahin strebte, waren die Weiber eben so stark, wie die Männer, ohne der Amazonen zu gedenken; heute noch würde es manche Dorf-Frau, in der Arbeit erstarkt, mit vielen Elegants aufnehmen; gewiß ist aber, daß die Kraft ihre Bestimmung nicht ist, und gerade hierin liegt bei der Schöpfung des Weibes schon der Kern der offenbarten Civilisation. Sie ist eine ursprüngliche Opposition gegen das Recht des Stärkern, gegen das Faustrecht, und ihr Reich ist nicht das der Gewalt, des Hasses und des Krieges, sondern der Sanftmuth, der Liebe und des Friedens. Jesus, der göttliche Repräsentant der Liebe und des wahren Zweckes der Menschheit, mußte seinem Herzenssysteme gemäß das Weib emancipiren, weil das Weib alle Prinzipien der Gottheit repräsentirt. Noch gewisser ist es aber, daß, was physische Leiden betrifft, das Weib weit duldsamer und stärker als der Mann ist. Es ist ein Glück für die Frauen, daß die Männer nicht die Schmerzen des Niederkommens empfinden. Nach dem ersten Kinde würden sie keine Frau mehr berühren.

Was aber die moralische Kraft betrifft, so fordere ich alle die Weiberlästerer auf, mir eine große That in der Geschichte zu zeigen, die moralischer Kraft bedurfte, wogegen ich ihm nicht eine Weiberthat aufzähle, die jene weit übertrifft, wenn schon bis zum Christenthum das Weib in noch härtern Fesseln lag, als seither. Ich übergehe das Reich der Semiramis und die verborgenen Wohlthaten, die die Griechen ihren Göttinnen beilegten. Immer war etwas Wahres daran und Ceres ist am Ende größer, als Bachus und Herkules. Aber Debora, die Joel, die den Sisra tödtete, Judith, Esther, Aspasia, Sappho, die Schöpferin der Lyrik, Cornelia, Virginia Portia, Jeanne d'Arc, und in neuester Zeit Charlotte Corday, Madame Roland, Mademoiselle de Sombreuil, Madame Lavalade, Charlotte Stieglitz, — lauter Weiber, die das Christenthum, die Religion ihres Herzens, in andern Worten die Aufopferung ihrer selbst, nicht allein in Schrift, sondern mit der That offenbarten. Und wo sind die Männer, die sie übertreffen? Die Geschichte Jesu ist eng mit der der Magdalena verbunden und wir wissen nicht, welchen großen Einfluß sie auf ihn ausübte.

(Beschluß folgt.)

Mixt-Pickels.

Die Creolen auf den Antillen. Die Creolin ist eine große Dame, weil es keine Arme und Reiche unter ihnen gibt, sondern nur Reiche und Reichere. Der Tanz ist eine wahrhafte Krankheit der Creolin. Mit einer Violine kann man die Weißen, mit einer Trommel die Schwarzen in fortwährender Bewegung erhalten. Hat eine Creolin eine Nacht hindurch getanzt, so ist ihr Anzug verdorben, zehn von zwölf haben ihre Schuhe durchtanzt und verlassen den Tanzsaal barfuß. Die Creolinnen sind gewöhnlich von einem unglaublich zahlreichen Stabe von Dienerinnen umgeben. Jede Person im Hause hat einen eigenen Domestiken, Vater, Mutter, jede Tochter und jeder Sohn. Dazu kommen ein Koch, zwei Wäscherinnen — zwei oder drei Näthterinnen, zwei bis drei Dienerinnen zum Ausschicken und ein halbes Dutzend verzogener junger Negerinnen, deren Sclaven ihre Herren sind. Alle diese Dienerinnen thun, was ihnen gefällt, sind träge, naschhaft, kokett, mit gestickten Batist, Spitzen und Juwelen gepuzt. Eine Creolin, die ausgeht zum Besuch, hat eine ganze Compagnie von Dienerinnen bei sich. — Die Gewohnheit, die Kinder ganz unbekleidet gehen zu lassen, hat sich von den Negern auch unter den Weißen verbreitet, besonders in den spanischen Colonien. Auf den französischen Antillen spielen die kleinen Weißen bis zum dritten Jahre ganz nackt auf den Decken im Hause, in den spanischen begegen gehen sie so auch aus. So sieht man manche schöne Spanierin, die kokbar einhergeht, ihre Tochter, ein Kind von 4 bis 5 Jahren, ganz unbekleidet an der Hand führen, und so durch die Stadt gehen. Merkwürdig ist auf den Antillen die unbeschreibliche Duellsucht.

Französischer Witz. Der Franzose hilft sich nicht selten durch einen leiblichen Witz aus der Klemme. In einer Lage, wo der Deutsche fluchen würde, macht er ein bon mot. Im Jahre 1829 ließ ein alter, bärtiger Provençale, ehemaliger Matrose, in Breslau eine „berühmte Menagerie" sehen, die aus verschiedenen Affen, einigen Eulen und einem Wolfe bestand. Dieser Menagerie-Besitzer, eine ächte, wortkarge Seemannsnatur, hatte die merkwürdige Maxime, den Eintretenden nichts „herauszugeben." Das Entré betrug 9 Pfennige; woraus man sich schon einen Begriff von jener berühmten Menagerie bilden konnte. Wenn nun eine neugierevolle Kinderfrau, oder ein neisbegieriger Gamin dem Besitzer einen Silbergroschen gereicht hatten, und das Uebrige „herausgaben wollten," so versenkte der alte Franzose die Münze in eine seiner ungeheuren Taschen und sagte blos: „Alles 'rein, meine Herrschaften, nix heraus!" Das Bretterhäuschen, worin die Menagerie zu bewundern war, stand auf dem Exerzierplatze, dicht am Kreuzthore da, wo das Breslauer Theater nunmehr erstanden ist. Der

Exercierplatz war damals ein Tummelplatz der gröbsten Gassenjungen, und allerlei müßigen Volkes. Als nun der Menagerie-Besitzer eines schönen Sommernachmittags seinen noblen Grundsatz: Alles rein, nix heraus! mehr als zu oft hatte geltend gemacht, sammelte sich die gereizte Menge in einem Nu um das Bretterhäuschen. Von allen Seiten krachten Steine an das luftige Gebäude. „Stürmt die Bude, stürmt sie!“ schrie der Pöbel. In diesem gewiß kritischen Augenblicke war der kleine, kraffe Franzose groß. Mit nervigem Arm warf er ein halbes Dutzend der eindringenden Raufbolde zur Thür hinaus, wobei er in einemfort lächelte und sprach: „Meine lieben Hereschaften, nun heißt es au contraire: Alles raus, raus, nix herein!“

Die Menge belachte den Witz und ging friedfertig aus einander.

Ein Ball schwarzer Sclaven in Fort-Royal. Das Orchester bestand aus weißen Militairmusikern, welche von den Sclaven bezahlt wurden. Die Tänzerinnen forderte man zum Tanze auf, indem man ihnen eine Moosrose reichte. Es konnten ungefähr hundert Herren und eben so viele Damen anwesend sein, alle Schwarze, Sclaven und Sclavinnen. Die Letzteren trugen sämmtlich, ohne Ausnahme, ein Kleid von weißem Atlas; einige hatten darüber ein Leibchen von carmoisin Atlas. Da Keine langes Haar hatte und die einige Zoll lange krause Wolle nicht gut ausgesehen haben würde, so trugen sie alle eine Art Turban von farbigem Sammet, der mit Edelsteinen ausgeputzt war. Die Kleider hatten regelmäßig lange Aermel und Manschetten von englischen Spitzen; die schwarzen Hände waren in weißen Handschuhen versteckt. Alle trugen weiße seidne Strümpfe mit durchbrochenen Zwickeln und Schuhe von weißem Atlas.

Nie in meinem Leben habe ich so viele Juwelen, Türkisen namentlich, Smaragden und Perlen gesehen; sie waren mit geliebenen Hals- und Armbändern buchstäblich beladen. Und Alles mußte von bestem Golde sein, denn der Neger ist darin stolzer als der Weiße.

Die Herren erschienen sämmtlich in schwarzem Frack. Der Schnitt dieser Fracks war allerdings etwas aus der Mode. Die Weste war meist von carmoisin Atlas, bisweilen von weißem mit eingestickten Blumen, oder auch von sehr blasser Farbe mit Silberstickereien. Weiße Cravaten und zeisig gelbe Handschuhe herrschten allgemein. Der Jabot vom feinsten Batist war reich mit guten Spitzen garnirt und aus demselben hervor blühte eine Nadel mit einem Solitair. Die Stiefeln waren streng verpönt, wie es unter Leuten von Bildung sein muß; Alle trugen schwarzseidene Strümpfe und Schuhe. Die Herren hatten sich ferner, wie die Damen, mit einer Menge Schmuck, namentlich goldenen Ketten, beladen.

Die Neger haben die Gewohnheit, einander den Namen ihrer Herren beizulegen, und sie zeichnen selbst ihre Wäsche mit diesem Namen. Ich hörte also alle Augenblicke Namen nennen wie in dem aristokratischsten Salon: Frau Baronin von . . ., Herr Graf von . . . . Und wenn ich mich verwundert umsah, um die Genannten zu betrachten, bemerkte ich einen glänzenden, prächtigen, pomadisirten Neger von Congo mit einer hohen Frisur, oder eine schwarze Sclavin, die zwanzig Ellen carmoisinrothen Atlas an sich trug.

Bei diesem Balle wurden nur die neuen französischen Tänze getanzt; die eigentlichen Negertänze kann man nur noch auf den Pflanzungen sehen. Ein solcher Negertanz dauert so lange ununterbrochen fort, bis der Tänzer niedersinkt. —

Englisch. Ein junger durchschlagener Engländer mit schönen kastanienbraunen Locken unter schwarzem Sammethaarett stand einsam am Rande des Dampfschiffes, welches den freien deutschen Rhein mit modernem Kraft durchschnitt; er betrachtete mit stillem Behagen das Spiel der Wellen, das Schaukeln des Nachen, der am Hintertheile des Schiffes befestigt war, und schien umsonst nach einem Bewohner des feuchten Elements zu spähen, als er von einem jungen Manne freundlich angeredet wurde.

Sie werden hier keinen Fisch erspähen, mein Herr.

Und doch fange ich in Bingen und am Mäusethurm täglich ein Dutzend.

Sind Sie denn Fischer von Profession?

Nein, Student.

Studiren wahrscheinlich in Bonn?

Nein, ich studire in Bingen. Beschäftige mich hauptsächlich mit dem Fischfang und die übrige Zeit lerne ich Deutsch.

Was machen Sie denn mit den Fischen?

Die lasse ich am Ufer liegen

Ein sonderbares Vergnügen. Wo kommen Sie jetzt her?

Von London; ich habe mir Angelhaken geholt.

— Ein Lehrer der Schwimmkunst versicherte einigen Engländern mit „hölzernen Gesichtern,“ daß sie recht bald schwimmen lernen würden. Und warum? fragte ihn einer derselben. Nun, erwiederte er, weil die Engländer überall obenauf schwimmen wollen.

Antwort eines Engländers. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges kam einer von den stolzen Bewohnern Alt-Englands auf seiner Reise nach Berlin und hatte daselbst die Ehre, den König Friedrich II. zu sprechen. Der König tadelte die brittischen Gesetze, die dem Unterthan das Recht geben, seinem Oberherrn zu widersprechen. Der Engländer suchte die Gewohnheiten seines Landes zu vertheidigen. „O! verzeyhe der König, wenn ich nur ein Jahr König von England wäre, so — — —“ „Aber, Sire, unbrach ihn der Britte, mit Ihren Grundsätzen würden Sie es nicht einen Tag bleiben.“

Ein deutscher Fürst. Denken Sie sich einen Mann mit hochgeschminkten Wangen und gefärbtem Barte, die Farbe der Kleidung im schreienden Gegensatze, mit goldenen Ketten, wie ein Zahnarzt behängt, glänzenden Brillanten an den Fingern über die Handschuhe, mit einem Binocle bewaffnet, das an Dimension einer kleinen Kanone nahe kömmt, mit herausgebogenem Leibe, und Blicke, die zu sagen scheinen: Betrachtet mich! Denken Sie sich diesen Mann in Mitte der englischen Aristokratie, in ihrer feinen Zurückhaltung in Toilette und Bewegung, und Sie werden leicht begreifen, daß das landsmännische Gefühl durch diese Erscheinung eben nicht erquickt wird, um so mehr, als jener Herr allgemein als ein Deutscher bekannt ist. Es ist der ehemalige regierende Herzog von B.....g, der Herzog Carl, der jetzt London zum Aufenthalt sich erwählt hat und die Klatsch-Chronik mit willkommenem Stoff bereichert.

Ehepaar ohne Mann. Im südlichen Frankreich hatte ein Vater das Gelübde gethan, seine Tochter in's Kloster zu geben, wenn sie bis zum achtzehnten Jahre keinen Mann gefunden hätte. Wir wissen nicht den Grund dieses sinnlosen Gelübdes, sondern nur so viel, daß er es streng zu halten gedachte, als die Tochter das bestimmte Alter und keinen Mann hatte. Kurz vor dem letzten Termine meldete sich ein feiner junger Mann und hielt um die Tochter an. Sie ward ihm zugesagt und nach Verbringung aller dazu nöthigen Zeugnisse die Trauung vollzogen. Das junge Ehepaar lebte lange friedlich mit einander, bis sich ein feuriger Liebhaber für die junge Frau fand, der auch bald erhört ward. Da ging das junge Ehepaar zur protestantischen Religion über, ließ sich friedlich scheiden und nach einem Jahre hatte die Frau ihren Geliebten zum Manne; auch der geschiedene Mann verheirathete sich mit einem — Manne. Mit einem Manne, denn eine Freundin der Tochter des vom Gelübde gebundenen Vaters hatte sich ihrer erbarmt und sich in Männertracht verloben und trauen lassen. Der gesetzlichen Strafe entgingen Alle, da sie reich genug waren, durch Flucht der Entdeckung zuvorzukommen.

— In einer norddeutschen Garnisonstadt befand sich vor ganz kurzer Zeit ein Reisender an der Table d'hôte, an der zugleich die Offiziere speisten. Beim Schlusse der Mahlzeit ließ sich der Reisende, anstatt des Schweizerkäse, der zum Nachtisch gereicht ward, deutschen Käse vorsetzen. Ein Nachbar, ein junger Lieutenant, fand den Geruch desselben unerträglich und verlangte, daß der Käse entfernt werde. Der Reisende ließ sich dadurch in seinem Geschmacke nicht irre machen und erwiderte, daß er keinen Teller weggeben werde, so lange er noch Lust habe, von demselben zu essen. Der Streit über den geringfügigen Gegenstand erhitzte sich durch die Anmaßung des Offiziers bis zu dem Grade, daß der Lieutenant wüthend aufsprang und sein Verlangen mit dem Beisatze wiederholte: „oder auf Ehre, ich steche Sie nieder." Der Reisende erhob sich gleichfalls, und indem er ruhig und mit fester Stimme antwortete: „Ein Hundsvott, wer sein Wort nicht hält," erwartete er den Degen des Andern. Der Offizier verstummte, ward bleich, sank auf den Stuhl zurück — diese Geistesgegenwart seines Feindes hatte ihn plötzlich zur Besinnung gebracht. Er war nicht im Stande, sein übereiltes Wort zu lösen, und soll genöthigt gewesen sein, den Abschied zu nehmen.

Modenbericht.

Paris im December.

An Fräulein K. in Leipzig.

Damen-Mode. Die Kleider haben fast alle glatte Leibchen und die Röcke sind noch immer übermäßig lang, was ein würdevolles Ansehen gibt. Die hinten langen und vorn zusammengehefteten Pelerinen scheinen die ausgezeichnetsten zu sein. Was die Hüte betrifft, so haben sie keine bemerkenswerthe Veränderung erlitten; die an den Wangen sehr langen Schirme scheinen sich etwas vom Kinne entfernen und sich weniger schließen zu wollen, als im Sommer.

Man wird diesen Winter sehr viel Schwarz tragen, in Kleidern, Ueberröcken und Shawls. Die etwas langen Ueberröcke mit einfacher Pelerine, gefüttert und in gleicher Farbe garnirt, sind sicherlich die ausgezeichnetsten und die modischsten in der großen Welt. Die großen ganz schwarzen Sammtpelerinen theilen und bestritten die Gunst der Langshawls. Die alten Spitzen, die Guipüren, die sonstigen Barden, alles dies wird in unsern Moden diesen Winter eine große Rolle spielen. Die Hauskleider, welche jetzt am modischsten sind, sind von Atlas und haben Pelerinen. Die Aermel davon sind weit und gespalten, so daß man den Unterärmel sieht, der knapp ist und von demselben Stoffe, aus welchem das Futter des Kleides besteht. Bisweilen ersetzt man diese beiden Arten Aermel durch einen einzigen, der dann der sogenannte Nonnenärmel ist. Dieser, der bis an den Ellbogen zurückgenommen wird, läßt den Aermel des Unterkleides von Perkal sehen, den man meist mit Einsatzstreifen garnirt.

Die Kleider werden außerordentlich lang getragen; die engen Aermel sind fast ausschließlich angenommen, aber sie liegen hinter dicht an und der Oberarmtheil ist garnirt. Die meisten Kleider haben Pelerinen, deren Länge verschieden ist und die am Halse durch eine Schnur zusammengebunden werden. Diese Pelerinen macht man indeß bisweilen durch Knöpfe oder Brandebourgs zu. Schwarzen Borden, Sammet sind die Ausputze, welche man fast ausschließlich auf Kleidern verwendet, die am Tage getragen werden. Auf Ballen sehen die Damen, welche nicht tanzen, jedem andern Stoffe den schwarzen, granatfarbigen, grünen oder braunen Sammet vor. Die Tanzenden werden sich meist für den glatten Krepp, die Spitzhdengaze, den Illusionstüll entscheiden. Die Blonden scheinen dieses Jahr wieder sehr in Aufnahme zu kommen. Man verwendet sie gleichzeitig mit den Spitzen und Guipüren zu Manelni-Pelerinen, zu Besetzungen vorn auf den Kleidern herauf und unten um dasselbe herum. Die Rücken sind mehr als jemals mode; man besetzt damit gleichmäßig die schweren Kleider wie leichte und durchsichtige.

Man sieht gegenwärtig sehr viele Zugeaopoten von Sammet und Atlas. Meist garnirt man sie mit Federn und unter dem Schirme mit Bandern.

Herren-Mode. Das Streben der Herren-Mode ist dieses Jahr der alte Schnitt à la française und die breiten Schöße. Im vorigen Sommer hatte man diesen Schnitt an den Phantasie-Fracks so angenommen, wie er früher war, ohne irgend eine Beschränkung: breite Schöße, kleiner Kragen und ein auf den Hüften leicht ausgeschwifter Schnitt. Wir kehren also vollkommen zu den Moden des achtzehnten Jahrhunderts zurück. An den meisten Fracks sieht man einen niedrigen Kragen, glatt aufstehende und halbbreite Revers und sehr lange und breite Schöße.

Ich verbleibe

Deine Freundin

Auguste B.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 10. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Heroide der Eisenbahnen an die gewöhnlichen Straßen. — Weidefeinds Apostrophen. — Der Pariser Student, Beschluß. — Lobrede auf die Kaffeekränzchen der Frauen. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anecdoten. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 11. (Sonnabend, den 11. December.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

An den Leser!

Bei herannahendem Schlusse des Quartals fühlen wir uns gedrungen, den geehrten Lesern für die Theilnahme, die sie unserem Bestrebungen geschenkt, unsern Dank abzustatten. Der immer sich steigernde Beifall, den unser **Gutenberg** gefunden, hat es uns möglich gemacht, bereits mehrere Opfer zu bringen, unter andern statt vierteljährlich ein Modenkupfer, deren drei und noch außerdem eine schwarze **Bildbeilage** zu geben, und sollte im Neuen Jahr dieser uns gezollte Beifall, wie wir uns schmeicheln, verhältnißmäßig abermals zunehmen, so werden wir keinen Anstand nehmen und **vier brillante Modenkupfer** vierteljährlich bringen.

In No. 1., die bereits gedruckt ist, werden die **Sagen Leipzigs** fortgesetzt, und enthalten die ersten Nummern die schöne Sage: **Das Brautwehr,** so wie wir denn überhaupt bemüht sein werden, durch die anziehendsten Novellen und Erzählungen das Interesse der Leser auf die Dauer an unsern Gutenberg zu fesseln.

Zum Schlusse werden die Abonnenten gebeten, mit der Quartalzahlung nicht in Rückstand zu bleiben und nur **gegen Aushändigung einer gedruckten Quittung Zahlung** zu leisten. Diejenigen Abonnenten aber, welche die Zeitschrift aufgeben, werden ersucht, ihre Abbestellung vor der Zeit zu machen, oder die ihnen zugesandte **No. 1.** unbeschmutzt wieder zurückzusenden.

Der Verleger.

Leipziger Tage und Nächte.

I. Der Bär im grauen Wolfe. *)

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch gab es in der Hainstraße ein Gasthaus von gutem Ruf, welches seitdem verschollen ist. Obgleich man den Wolf nicht beim Namen nennen soll, so nannte man es doch den „grauen Wolf" und in seinem Bauche wohnten oft sehr honorige Gäste, wie aus Vogels Annalen zu ersehen.

Einst war hier zu Fastnachten großer Maskenball. Helle Kerzen leuchteten auf den Hof hernieder; rauschende Musik erscholl aus dem Saale und die Kellner flogen mit dampfenden Punschbowlen und staubigen Weinflaschen Trepp' auf, Trepp' ab.

Da stand im Hofe ein Mann mit einem großen schwarzen Schnurbart, angethan mit einer alten mit Pelz verbrämten Husarenjacke und einer blauen Mütze auf dem Kopfe und schaute hinauf in die erleuchteten Fenster. Leicht hätte man ihn bei Betrachtung seines Anzuges für eine Maske halten können, allein es war ein Bärenführer, der in der Dämmerung angekommen war und im Winkel der Kutscherstube Platz genommen hatte, während sein zottiger Geselle aus Polens Wäldern in einem Stalle einquartirt worden war.

Pez, den das Rasseln der Wagen und das Toben der neugierigen Menge, die auf die Masken wartete, heute

*) Von Theodor Drobisch, aus den Rosen.

nicht zur Ruhe kommen ließ, erhob ſich aus ſeiner Strohbucht und wankte auf die niedere Thür zu, die der Hausknecht im Drange ſeiner Geſchäfte wohl nicht gehörig verriegelt hatte, oder die vielleicht von der zudringlichen Jugend vorhin etwas gelüftet worden war, um den Tanzkünſtler zu ſehen. Die Thür ging auf und Pez gewann das Freie. Schnellen Schrittes, bald aufrecht, wie ihm gelehrt worden, bald auf allen Vieren, nachdem es das holperige Pflaſter des Hofes und der Zufall mit ſich brachte, rannte er in die Hausflur, die Treppe hinan und auf die Thür zu, die in den Ballſaal führte. Der Thürſteher, der ſich über die täuſchende Maske freute, öffnete ſchnell und mit einer tiefen Verbeugung vor dem Gaſte die Thür und der Bär war mit einem Mal außerordentliches Mitglied der geſchloſſenen Geſellſchaft. Aller Augen richteten ſich jetzt auf die Maske, welche ſich durch Chineſen, Türken und Juden hindurch, kräftig nach dem Büffet drängte, und dort zum Ergötzen der Geſellſchaft die dampfende Punſchbowle umwillig und das ausgeſchichtete Confect mit etwas größerem Behagen beſchnoberte. Alles lief herbei und drängte ſich um den Zottigen, der bald ein Arzt, bald ein Kaufmann, bald ein Student ſein ſollte. Andere munkelten von einem polniſchen Grafen, der vor einer Stunde hier abgeſtiegen und ſich von den 10 — 12,000 Bären, die jährlich auf ſeinem Gebiete erlegt würden, den beſten Pelz zu einer Maskerade herausgeſucht.

Pez befand ſich in dem fröhlichen Kreiſe ganz cannibaliſch wohl und die Hanswürſte waren Dutzendweiſe um ihn herum. Auf einmal machte er ſich an ein junges Fräulein und es ſchien, als ob er ihm Etwas in's Ohr ſagen wollte. Da die Gnädige erfahren, daß ein ihr bekannter Student Willens geweſen ſei, ſich auf kurze Zeit in ein ſeltſames Coſtüm zu verkleiden, ſo nahm ſie zärtlich ſeine Tatze, und ſchrieb den Namen hinein. Pez ſchüttelte mit dem Kopfe und die ſchöne Tänzerin, welche glaubte, einen orthographiſchen Fehler gemacht zu haben, wollte ſich ſo eben erröthend zurückziehen, als der Schwarze im Sinne der Göthe'ſchen Worte:

„Geh' den Weibern kühn entgegen,
Du gewinnſt ſie, auf mein Wort!"

ſich Zudringlichkeiten erlaubte, die nicht in Alberti's Complimentirbuche ſtehen. Das Fräulein entwand ſich den Umarmungen des ungalanten Courſchneiders und ſprach: „Mein Herr! ich hätte mehr Bildung von Ihnen erwartet. Bedenken Sie, wo Sie ſind."

„Hum! hum!" brummte er ſie an und tatzte nach ihr. Da kam ein Bajazzo und verſetzte dem Rückſichtsloſen mit ſeiner Peitſche ein paar Schläge, daß das Fell rauchte. Pez drehte ſich um und gab dem roth und grün gewürfelten Humoriſten eine Ohrfeige, daß er ſich mit dem Fußboden vertraut machte. Da trat der Bräutigam des compromittirten Fräuleins, ein junger Cavalier, aus der Knappen jagendem Chor und ſprach zu Pez: „Herr! Wie können Sie dieſe Dame inſultiren. Wer ſind Sie?"

„Hum! Hum!"

„Herr! Sie ſind ein dummer Junge! Sie ſind auf Piſtolen gefordert und wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo werden Sie den dummen Jungen nicht auf Ihrer Bärenhaut ſitzen laſſen."

Der auf Piſtolen Geforderte erhob ſich, als wenn er mit ſeinem Gegner eine Menuet wagen wollte und ſchlug den Ergürnten mit der Tatze über die Larve, daß das Blut aus der Naſe troff und die Geſichtsmaske des Gegners in der Tatze des Bären hängen blieb.

„Herr! Sie ſind ein Ehreloſer!" ſchrie der Courfähige und ein Getümmel brach nach dieſen unerhörten Vorfällen im Saale los, bei welchem Niemand auf ſeinem Platze blieb.

„Pardonnez, Monsieur!" rief plötzlich ein eleganter Herr mit einer Schleife auf dem Domino und drängte ſich auf den Kampfplatz. Es war einer von den Vorſtehern, der ſich jetzt höflichſt bei Herrn Pez erkundigte, durch wen er eingeführt worden ſei und was ihn veranlaſſe, in der Harmonie rohe Händel anzufangen, wie ſie hier am wenigſten zu dulden wären.

„Hum! hum!" brummte der Pole und machte keine Miene, ſich zu verantworten.

„Demasklren Sie ſich!" verlangte der Blutende, und rief, vermuthlich nach der Heftigkeit des Schlages urtheilend: „Es iſt ein Student!"

Der Vorſteher eilte in ein Nebenzimmer. Ehe ſich's Pez verſah, ſtand der Univerſitäts-Pedell vor ihm.

„Mein Herr! verhalten Sie ſich ruhig. Ruhe! im Namen Seiner Magnificenz!"

Da ging die Thür auf und hereintrat der Mann in der Huſarenjacke, der ſeinen Broterwerber im Stalle vermißt und bereits vernommen hatte, daß ein Bär auf dem Maskenball erſchienen ſei. Er faßte den Pez ziemlich unſanft an und trieb ihn nach dem Tacte der Muſik unter Beifallklatſchen zur Thür hinaus. Der Vorſteher klopfte den Bärenführer auf die Schulter und ſagte: „So iſt's recht! entfernen Sie Ihren Freund, er hat vielleicht ein paar Gläſer zu viel getrunken. Schaffen Sie ihn in's Bett, damit er ausſchläft. Morgen mehr von der unangenehmen Sache." — Pez mußte in den

Stall zurück, und der Bärenführer dankte Gott, daß die Bestie nicht noch ſchlimmere Streiche im Salon verübt hatte.

Der Vorfall und ſein Zuſammenhang blieb nicht verſchwiegen. Alles lachte über das Mißverſtändniß, und da die Sache ſo abgelaufen, kam der Bärenführer mit einem kleinen Verweiſe davon, welcher dahin ging, daß er in jedem Gaſthofe allemal ſeinen Bären anbinden ſolle.

II. Der Leipziger Rath wird vom Papſt nach Rom citirt. (1450.)

Schon dunkelte der Abend und die Sterne blinkten in die kleinen, mit runden Scheiben verſehenen Fenſterchen eines Weinkellers, der in der Ritterſtraße lag, als aus ſeiner Tiefe fröhlicher Geſang heraufſcholl und die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich lenkte. —

Unten ſaßen mehrere Bürger und Studenten und inmitten ein Bamberger Geiſtlicher, Namens Werner Gheverdes, der mit den Brüdern Johann und Michael Wittebarth und dem Rathskeller-Wirth, Nikolaus Siſſen aus Zeitz, bereits tüchtig der Flaſche zugeſprochen.

„Arbeitet nicht zu ſehr im Weinberge des Herrn, frommer Pater!“ begann ein Bürger zu dem überſeligen Werner, der ſo eben ein Stutzglas nach ſeinem Vollmondgeſicht führte und ein Kügelchen ſeines Roſenkranzes abſtrich, um den andern Tag zu wiſſen, wie viel Gläſer und Humpen er hinabgeſenkt in das ewig durſtige Meer.

„Daß Euch doch der und der das Maul verpiche, mit Euren unmündigen Reden!“ verſetzte Werner und ſtaudte das Glas zornig auf den Tiſch, daß es überſchäumte. „Ein Mann, wie ich, weiß, was er zu beobachten hat und was ich vertragen kann, weiß ich auch. Heute iſt St. Fortunatustag, und ſo ein Tag darf nicht ungenützt verſtreichen, zumal wenn ſo gute Freunde mitzechen und den Imbiß theilen, den unſer Herrgott nicht für die Ameiſen in die Welt geſetzt hat. Angeſtoßen! ich muß klar ſehen und der Sache auf den Grund kommen, denn es juckt mich, heute meinem Herzen ein Luſthaus zu bauen, das zehn Geſtock hoch werden ſoll.“

„Fällt nur nicht herunter!“ brummte ein Student, indem er den Deckel ſeiner Kanne zuklappte, die mit Rothwein gefüllt war.

„Thut ſich ſchon wieder zur Unzeit ſo ein Läſtermaul auf?“ entgegnete Werner. „Trinkt lieber, eh' Ihr ſchwatzt, denn das Trinken liegt im Zeitgeiſt und der Zeitgeiſt im Trinken. Rede ich außer der Kanzel von einem Geiſte, ſo iſt's natürlich allemal der Weingeiſt und ein Faß das Reich, wo die wahre Seligkeit zu finden iſt. Ein Menſch, der einen Rauſch hat, thut nie etwas Böſes, denn ein Rauſch iſt ohne Vernunft, und wo keine Vernunft iſt, da iſt auch keine Schuld. Angeſtoßen! Herr Studiosus juris utriusque oder Medicus, was Er iſt, gleichviel, wenn's nur etwas für dieſe Facultates zu ſaufen gibt.“

„Nicht gleichviel. Der Juriſt ſteht oben an, ſo lange die Welt beſteht, denn Kain erſchlug ſeinen Bruder und das war ein Criminalfall.“

„Nicht ſo voreilig. Der liebe Gott nahm Adam eine Rippe aus dem Leibe und das war eine Operation. Was kommt alſo eher? — Die Medicin. Ehe aber Abel und ſein liederlicher Bruder exiſtirte, war der Herr, der Herr iſt das Wort, das Wort die Kirche und das Oberhaupt der Kirche iſt der Papſt. — Laßt den Humpen füllen, Michael! oder ich ſchlage Euch den Roſenkranz um den Hirnſchädel, daß Ihr die Haare im Geſichte zuſammenſuchen ſollt. — Wein her! Wein!“

„Wollt Ihr nicht lieber fürbaß gehen?“ begann ein Bürger. „Das Conventglöcklein mahnt zur Nachhauſekehr und mit dem letzten Schlage iſt dem Wirth verboten, ferner den Zapfen anzurühren.“

„Was Glocke und Glöcklein!“ erwiederte Werner. „Wenn der Wirth nicht nach meinem Wunſche gebaren will, ſo werde ich den Zapfen ſelbſt ausſtoßen und dann einen Guß machen, der ſeines Gleichen ſuchen ſoll. Miſcht Euch nicht in unſere Gaumen-Angelegenheiten, oder ich hole einen Klöppel, damit Ihr erfahrt, wie viel es geſchlagen hat.“

„Ruhe, Herr Pater!“ ſprach der Wirth, der jetzt hervortrat und zur Sühne redete. „Bedenket, wo Ihr ſeid. Ein geiſtlicher Herr muß ſich ſein ehrbar und züchtig betragen.“

„Geh Einer den Wolf im Schafspelz!“ entgegnete Werner. „Auf den Sack ſchlägt man, der Eſel wird gemeint. Als er die Gülden und Spitzgröſchlein für ſeinen ſauren Wein in den Säckel füllte, da ſchmunzelte er wie ein Pavian und nun will er mit Regeln geben, wie ich gehen und ſtehen ſoll! Hohoho! das hieß aus Bettelſäcken Hermelinmäntel machen und mit der Ofengabel das heil'ge römiſche Reich umſtoßen. O, ich ſtehe noch ſo feſt, daß ich die Sterne zählen will.“

Das Gelächter wurde allgemein, denn Werner, der bedeutend dem Geſetz der Schwere huldigte, klammerte ſich mühſam an die Tiſchecke an.

„Plag da, Pfaffenknecht!“ ſchrien etliche Studenten,

die sich nach Hause begaben, und denen der Feiste den Weg versperrte.

„Platz? bin ich der Mann, der Euch im Wege steht?"

„Zurück, Brennessel!" und flugs schleuderten sie den Wankelmüthigen bei Seite, der zum Glück noch an dem Zeitzer Rathskellerwirth einen Anhaltepunkt fand. Die Brüder Wittebarth und Sisten waren eingeschlafen und Gott Morpheus mußte die Schlummerkörner scheffelweise ausgestreut haben; denn sie schnarchten wie die Bären und ahneten nichts von der Wankelmüthigkeit ihres Genossen.

Werner's Gallenblase lief über wie eine Indigkiepe und er zog Sisten den Degen aus der Scheide. Taumelnd riß er die Blechthür des Kellers auf und wankte den Studenten nach, die aber längst von dannen waren. Da ging das Pfäfflein durch die stillen Straßen der Stadt und als er in der Nähe des Marktes mehrere Männer in der Ferne gewahrte, wankte er tobend darauf zu, während er mit der Klinge auf die Pflastersteine hieb, daß die hellen Funken heraussprühten. — Die Männer, welche freilich besser auf den Füßen waren, kamen dem Störenfried auf halbem Wege entgegen und geboten mit kräftiger Stimme: Ruhe!

„Was? — einem frommen Bruder wollt Ihr Ruhe gebieten? Drei Schritt vom Leibe oder ich probire meine Klinge am ersten besten Wamse und schicke Euch All' in Teufelsküche. Ihr Rabether! Ihr Sündenknechte!" — Ehe er noch ausgesprochen, packte ihn eine derbe Faust an seinen breiten Schultern und schüttelte ihn dermaßen, daß ihm Hören und Sehen verging, denn der Berauschte befand sich jetzt in den Händen der Cerkler oder Stadtknechte, die damals in Ermangelung der Nachtwächter die Straßen durchstrichen und widerspenstige Nachtwandler auf die Rathswache führten.

Werner legte nun in auserlesenen Flüchen eine Lungenprobe ab, als gälte es, die Luft zu reinigen. Den Stadtknechten standen die Haare zu Berge und suchten die Schleuße der Beredsamkeit durch etliche Drohungen zu verstopfen. Als aber der Feiste nicht aufhörte und seine Rohrspazenzunge immer mehr Geläufigkeit kriegte, begann Einer von den Häschern des Pfäffleins rhetorische Kraft durch trockene Aufschläge von hinten zu lähmen, und ein höchst ergötzlicher Ringeltanz in Viervierteltakt begann sich zu entfalten.

„Hergesetzt auf den Strohsack und nicht gemuckst!" begann der riesige Tanzlehrer, als er mit seinem Schüler in der Rathswache anlangte und seinen Stock inmitten der Partisanen an den Nagel hängte.

„Ich — ein Tonsurirter, soll auf dem Strohsack schlafen? Eher soll ein Wolf die Messe lesen und Pommeranzen auf dem Kirchthurm wachsen, ehe sich Wernerus bequemt, mit Euch unter einem Dache zu schlafen. Ihr Lasterknechte!"

Schon wollte der Goliath wieder nach seinem Heilmittel greifen, als sich der Hochgelahrte herabließ, auf dem Lager Platz zu nehmen. Er schlief bald ein und schnarchte fürchterlich. — Als er am Morgen erwachte, die Sonne stand schon hoch, erstaunte und erschrack er heftig über den Ort, wo er Nachtruhe gehalten. Der Schimpf beleidigte ihn übermaßen. Man hatte es gewagt, die Hand an einen Gesalbten des Herrn, an einen Priester zu legen. Er raffte sich auf und schwor Rache zu nehmen. Er rannte nach dem Pauliner Kloster und wiegelte die Mönche auf. Die Canonici regulares oder die sogenannten Regler und alle anderen Kapuzen kamen in Aufruhr über den Gewaltschritt, der an einem Geistlichen verübt worden war. Der Rath wollte nichts von Buße wissen. Schleunigst ging ein Schreiben an den römischen Hof ab, welches der Bischof von Merseburg kräftig unterstützte, und worin um Bestrafung des Magistrats und Genugthuung gebeten wurde. Fromme Gemüther zitterten vor dem Ausgang der Sache und glaubten nicht anders, als daß der Rath ohne Weiteres in den Bann gethan und die ganze Stadt mit dem Interdict belegt werden würde.

Mehrere Wochen darauf kam ein großes mit dem päpstlichen Siegel versehenes Schreiben, worin Papst Nicolaus V. den Leipziger Rath zur Verantwortung nach Rom citirte. Er soll aber nicht hingegangen sein.

Das Weib.

(Beschluß.)

Nun wird im Telegraph ein Kapitel des großen Montagne's: Die drei guten Weiber mitgetheilt, wo der berühmte Montagne's unter andern sagt:

„Die guten Weiber sind nicht zu Dutzenden da, wie Jeder weiß, besonders hinsichtlich der Heirathspflichten. Der Probestein einer guten Heirath ist die Zeit, wenn sie beständig sanft, redlich und angenehm blieb. In unserer Zeit behalten sie lieber die Heftigkeit ihrer Leidenschaft und ihrer Liebe bis nach dem Tode des Mannes auf, als liebten sie ihn nur todt. Wie die Väter ihre Liebe zu den Kindern verbergen, verbergen sie die ihrige ihren Männern. Dieses Mysterium ist mir zuwider. Sie haben gut sich zerkratzen und die Haare ausreißen, ich frage das Kammermädchen: wie haben Sie gelebt

mit einander? Ihr Heulen erinnert mich immer an den Vers: Jactantius moerent, quae minus dolent (so trauern die am prahlerischsten, die am wenigsten Schmerzen empfinden). Ich lasse ihnen gern das Nichtweinen nach dem Tode, wenn sie nur im Leben mit ihren Männern lächelten. Auch gebt nicht Acht auf das schwarze Kleid, auf die nassen Augen und die weinerliche Stimme, sehr vielmehr die Haltung, die Farbe, ihre Wohlbeleibtheit, ihre schönen Wangen unter dem schwarzen Schleier, damit nur spricht sie deutsch (C'est par là qu'elle parle francais). Ich erinnere mich aus meiner Kindheit einer Frau, die noch lebt, Wittwe eines Fürsten, die die Gesetze der Wittwen-Toilette überschritt, und als man es ihr vorwarf, antwortete, ich thue dies, weil ich keine neue Liebe suche und mich nicht wieder verheirathen werde . . ."

Es folgen nun die drei geschichtlichen Beispiele von Frauen, die ihre Liebe auch im Tode ihren Männern bezeugten, unter andern wird das gegenseitige Opfer Seneca's und seiner Frau Paulina erzählt.

Trotz der guten Meinung Montagne's, heißt es dann im Telegraphen weiter, gleicht Senecas Aufopferung gleichlich den burlesken Opfern, die Odry seiner Frau bringt. Wie, sagt dieser zu seiner Frau, Du behauptest, ich habe Dir kein Opfer gebracht? Habe ich mir nicht ein Dutzend Hemden von der feinsten holländischen Leinwand und für 500 Francs Kleider machen lassen? Habe ich mir nicht einen Hut gekauft, ein Kabriolett angeschafft, und die goldene Uhr, die ich mir kaufte, und den Ring mit dem Diamant, den Ich mir einfassen ließ? Wem zu Gefallen geschah dies Alles, wenn nicht für Dich? Und Du bist undankbar genug und sagst, ich habe Dir kein Opfer gebracht? Sein wir gerecht, die meisten unserer Aufopferungen gleichen denen Odrys. Man vergesse ja nicht, daß das Weib mit der Liebe sich vernichtet, daß die Liebe eines Mädchens selbst eine Aufopferung ist, und daß unsere Spötterei über die Weiber allen andern Spöttereien darin gleicht, daß wir ihre Eigenschaften nicht erreichen und es vorziehen, sie ins Lächerliche zu ziehen. Die Franzosen alle, die zu faul oder zu dumm sind, deutsch zu lernen, spotten darüber. So tugendhaft auch ein Weib ist, sagt ein alter Schriftsteller, ein Compliment über ihre Schönheit macht ihr mehr Vergnügen, als eines über ihre Tugend. Ja, aber an wem die Schuld? Wo sind die Männer, die einem Weibe ein Compliment über ihre Tugend machen? Ist nicht jedes Wort, das sie an sie richten, eine Kriegserklärung unter der Heuchelei, die sie Liebe nennen? Und wie sollen die Frauen anders sein in einem Staate, wo die Männer ihre Erziehung leiten, ihr die Bestimmung des Weibes vorzeichnen, und wo nur das Weib es seiner edlen Natur verdankt, wenn es dann und wann den Männern eine Lektion der Beschämung gibt? Waren wir nicht von jeher die Tyrannen des Weibes, uns auf das Recht des Stärkeren stützend? Man gehe die Geschichte hindurch, und immer wird man sehen, daß das Weib für das schwärmt, was bei den Männern in hoher Achtung steht. Tapferkeit, Ruhm, Bürgermuth, häusliche Tugend, sobald dieses von den Männern geachtet, wird das Weib sich dafür aufopfern. In unserer Zeit lieben die Männer nur das Geld; was Wunder, wenn die Weiber für dasselbe schwärmen? Aber die Gerechtigkeit muß man ihnen widerfahren lassen, daß sie bei weitem doch nicht so vermetallisirt wie die Männer sind, und daß, trotz der Verderbtheit des moralischen Gefühls, die heilige Flamme noch in dem Herzen des Weibes lodert. Das Weib ist die Vesta der Liebe, und Liebe ist Tugend. Will man sich von dieser Wahrheit überzeugen, so gehe man hundert reichen Fräuleins und hundert reichen Herren die Freiheit, zu wählen, und man wird sehen, daß die meisten Herren nach ihrem Interesse, und die meisten Mädchen nach ihrem Herzen wählen. Ich glaube an Deutschlands schönere Zukunft, weil das deutsche Weib Einfluß auf die Erziehung der Kinder hat, ich glaube nicht an eine Zukunft Frankreichs, weil das französische Weib nicht auf der Höhe der Zeit steht und weil man darin die Familie nicht kennt. Wer ein Land und seine Zukunft kennen will, der studire nur dessen Frauen und ihre Stellung, und nie geht er fehl, denn trotz unserer Spöttereien, trotz unserer vermeintlichen Superiorität, alles, was wir thun, thun wir besser, wenn uns ein Weib aufmunternd zulächelt, nur gestehen wir es nicht gern öffentlich; unter vier Augen, da ist's schon anders, da wird Manches, das sonst doch geschehen wäre, dem Befehl eines Weibes beigelegt. Umsonst ist der Mann nicht galant!

Es giebt drei Phasen in dem Leben eines Weibes; die als Mädchen, die als Gattin und die als Mutter. Man irrt sich jedoch, wenn man glaubt, die erste Phase sei die glücklichste. Glück ohne Bewußtsein ist freilich der Zustand Adams und Evas, ehe sie vom Apfel der Erkenntniß kosteten, die Natur aber verlangt, daß man das Unglück kenne, um des Glückes froh zu sein. Wenn man die Gefahren des Sturmes ausgestanden, erst dann weiß man die trockene Erde des sicheren Hafens zu schätzen.

Die unschuldige Einfalt eines schönen Kindes dauert nur einen Morgen, die Gesellschaft, die Erziehung, das frühe Empfinden eines Mädchens reißen es schon in seinem zwölften Jahre aus dem Zustande der moralischen Unschuld. Wer kann alle die Gefühle, die verschiedenen

Empfindungen berechnen, die die zarten Blüthen des jungen Herzens bewegen? Das Geſicht freilich verräth ſie oft, es erröthet ſchon und die Fenſter, die Gott dem Herzen gab, damit man hineinſehen kann, trüben und klären ſich ſchon wechſelsweiſe. Das Mädchen geht ſehr früh in das Reich der Liebe ein, denn die Liebe iſt ſein Reich, ſeine Welt, es fühlt das Bedürfniß geliebt zu werden, und glücklich, dreimal glücklich das Mädchen, deſſen Mutter ihm nicht allein Mutter, ſondern auch Schweſter und Freundin und Vertraute iſt. Nie wird es fehlen, nie fehltreten, aber wehe der Waiſe, die die Mutter beweint und vergebens ſeine Freundin ſucht, bald wird der Freund, der falſche, egoiſtiſche, ſie erſetzen, auf Koſten ſeiner jugendlichen Friſche und Unſchuld; wehe, dreimal wehe dem Geſchöpfe, die das Unglück hat, eine unwürdige Mutter zu haben, die entweder nicht in dem Wege der Tugend wandelt, oder eiferſüchtig ob der jugendlichen Reize ihrer Tochter iſt, oder kalt, rauh und grauſam. Bald ſucht die zarte Pflanze eine Stütze gegen dieſen Sturm und ſelten wird ſie nicht geknickt oder von den nagenden Würmern der Sorge verzehrt. Denn die Würmer verzehren die Roſen, während die Bienen ihnen nur den ſüßen Thau abſchlürfen, um daraus Honig zu machen.

Und welche Kämpfe hat nicht in unſerer Geſellſchaft auch das tugendhafteſte Mädchen zu kämpfen! Schnell kommt die Farbe der Liebe. Geplagt von ſiebzehn jungen Jahren, von einem gefühlvollen Herzen, von den edelſten Bewegungen der Aufopferung, umſchwärmt von fieberhaften Träumen, von ungekannter, weitgeahnter Luſt, umgeben von einem Heer von feindlichen Feinden, die die Gefühle alle anfachen, um ſich an ihrer Flamme zu wärmen, muß das arme Geſchöpf, ſo reich es auch iſt, ſein Herz mit ſeiner Bruſt zuſchnüren, muß es lächeln, wenn es weinen möchte, ernſt ſein, wo die Heiterkeit, wie ein Kahn über die glatte Welle, über ſein Gemüth gleitet; muß es ſehen mit den Augen ſeiner Uebergeſetzten und den ganzen Tag den Athem an ſich halten, bis es Nachts zwiſchen vier Wänden allein wieder aufathmen kann und ſich ſeine Proviſion Leben für den ganzen Tag im Traume vorbereitet. Und dies dauert oft zehn Jahre lang, und am Ende wird dieſer Kampf gekrönt mit einem Espenblatt, oder gar mit einem bittern Olivenblatt, ohne die Freiheit jedoch; wahrlich, nicht ein Jüngling hielte dies alles ſo aus, ohne die Welt in Feuer und Flammen zu ſetzen.

Es gibt Herren, die den Mädchen vorwerfen, ſie liebten nur, um geheirathet zu werden. Obſchon dies ſehr natürlich in unſerer Geſellſchaft iſt, wo das Mädchen in jeder Hinſicht der unglücklichſte Theil — denn liebt es nicht, ſo iſt es kalt, ohne Gefühl, liebt es, ſo hat es einen Zweck — ſo iſt dies an und für ſich auch eine Verläumdung, wie ſchon die berühmte Heloiſe an Abälard ſchrieb. Der Brief fängt ſo an: Et si uxoris nomen sanctius et validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum etc. In der That, ein Mädchen, das nur zum Theil Vertrauen auf ſeinen Geliebten hat, denkt nicht an einen andern Zweck, als den der Liebe, und um wie viel ſtärker muß ſeine Liebe ſein, da es alles und der Mann gar nichts zu verlieren hat! Die armen Lämmerchen ſind geduldig genug und laſſen ſich zur Schlachtbank locken und ſtrecken den Hals zum Schlachten hin, wenn nur eine geliebte Hand das Meſſer führt. So oft ich ein verliebtes Paar ſpatzieren gehen ſehe, fällt mir der Vers ein, wo Iſaak ſeinen Vater fragt: Holz und Meſſer ſind bereit, wo iſt aber das Lamm zum Opfer? Gott wird ſich das Lamm zum Opfer erkieſen, antwortet der ſtrenge Vater. — Jeder Mann hält ſich für einen Gott.

Ich überſpringe die Phaſis der Liebe; was ich Neues hierüber ſagen möchte, könnte manchen Anſtoß erregen, und gehe in die der Gattin über, wo eigentlich das Reich der Liebe bei gebildeten zarten Seelen erſt beginnt. Doch dies bevor:

Es iſt Gebrauch, verachtend die Achſel über gefallene Mädchen zu zucken. Hierin verkennt man die Natur und nur Mitleiden iſt hier an ſeinem Platz. Mit Ausnahme des verworfenſten Laſters, würde jedes dieſer gefallenen Geſchöpfe vorziehen, eine treue Mutter, eine ſorgenvolle Schweſter zu ſein. Die Geſellſchaft, das Elend einerſeits und die müßiggängeriſche Wolluſt der Reichen andererſeits haben dieſe Laſter hervorgebracht, die ſie dann ein nöthiges Uebel nennen. Und gerade dieſe ſind die härteſten Spötter. Es gibt noch ein grauſameres Thier; als den Tiger, es iſt der reiche Wolluſtſüchtling, der ſogenannte Menſch.

Schön ſagt hierüber ein franzöſiſcher Prieſter, der mit Gewalt ſich ſeinem Stande entriß: Ich habe ein Mädchen geliebt, ich konnte ſie nicht ernähren, ſie verließ mich und fiel. Und wenn ſie heute wiederkäme, ſo würde ich die Flecken ihres Kleides mit meinen Thränen auswaſchen, und ihre Lippen mit dem Feuer meines Herzens reinigen.

Wenn die Liebe, wie man behauptet, Geiſt gibt — ſehr oft verwechſelt man Liſt mit Geiſt, — ſo kann man behaupten, die Ehe gibt dem Weibe Verſtand. Dem Manne gibt ſie Thätigkeit und Streben, weil er jetzt für ein theures Weſen zu ſorgen hat, und der Menſch iſt von Natur ſo theilnehmend, ſo für ſeinen Nächſten, für

den er lebt, geſchaffen, daß er Größeres, Ungewöhnlicheres, Erſtaunenswürdigeres für einen Andern, als für ſich ſelbſt vollbringt. Nein, der Menſch iſt nicht als Egoiſt geboren, die noch unvollkommene Geſellſchaft macht ihn dazu, das Cölibatleben iſt der größte Egoismus, die Familie iſt ſchon ein Fortſchritt, eine Stufe zur Verbrüderung der ganzen Menſchheit. Wie Mancher, der ſich nicht verheirathete, wäre zu einem andern Ziel gelangt, wenn ihn die Liebe für ſeine Gattin, die Sorge für ſeine Kinder geſtachelt hätte. Der Egoismus iſt eher faul als thätig, weil ſeine Bedürfniſſe alle ſich auf ſich ſelbſt beſchränken und er für kein anderes Weſen fühlt. Gibt die Ehe aber, die weiter nichts als die Liebe ſein ſollte, größere Sorgen, legt ſie auch heißere, dringendere Pflichten dem Manne auf, ſo beut ſie auch doppelte, hundertfache Genüſſe, wovon der, der nicht liebt, gar keinen Begriff hat. Mit jedem Genuß, der den geliebten Gegenſtand erfreut, genießt auch der, der ihn bietet, ſogar in der Entfernung; es freut ſich der Liebende zu Hauſe, daß die Geliebte ſich im Theater amüſirt; er ſucht ſie durch Geſchenke zu erfreuen, weil er ſelbſt dieſe Freude empfindet, und ſo geht dieſes Doppelleben, das den Menſchen allein auszeichnet, von Stufe zu Stufe weiter und dehnt ſich über eine ganze Familie aus. Welche Genüſſe eine Mutter hat, wenn ſich ihre Kinder freuen, das braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Eine treue Gattin iſt eine zarte Pflanze, die ſich um den ernſten Stamm des Lebens flicht; die im Umarmen, in dem feſten Anſchmiegen an ihn ſeine Gipfel umrankt, und ſo ſeine Höhe in jeder moraliſchen Kraft überſteigt, ſo wie der Epheu über die Eiche, ſo wie die Rebe über ihre Stütze ragt. Eine treue Gattin — Mancher wird lächeln bei dieſem Worte, beſonders wenn er in Frankreich geiebt hat. Doch abgeſehen davon, daß es noch ſehr viele treue und glückliche Ehen ſogar in Paris gibt, kann man mit Sicherheit behaupten, daß die Frauen überall conſequent nach den Sitten der Herren handeln. Eine Deutſche, die in Paris lebt, zeichnet ſich nicht lange als Deutſche aus, vorausgeſetzt, daß ſie oft in franzöſiſche Geſellſchaft kömmt, und eine Franzöſin in Deutſchland unterwirft ſich ſchon gern den Sitten des Landes. Es iſt ſonderbar, daß ein Herr, der 20 Jahre hindurch beſtändig die Tugend anderer Weiber in Verſuchung ſetzte, plötzlich verlangt, ſein Weib ſolle ihm treu bleiben, als wenn die Natur nicht immer mit demſelben Maße mißt, mit dem man ſelbſt gemeſſen. Aber auch dann noch iſt die Lex Julia anzuwenden, nämlich bei dem Fehl eines Weibes ihren eigenen Mann auch anzuklagen, da er ſelbſt immer zwei Drittheil der Schuld trägt. So leicht ſtürzt ſich das Weib doch nicht in die Sünde, hat es keine innere Rechtfertigungen, die freilich bei der Moral des Corpus juris nicht viel gelten. Und dann, warum ſoll die Ehe nicht gleiche Rechte für beide Theile bieten? Haben unſere Sitten etwas dagegen, wenn der Mann der Liebe anderswo, als da, wo es ſeine Pflicht iſt, pflegt? Dies allein beweißt, daß nach unſern Geſetzen das Weib noch nicht neben dem Manne ſteht, und daß ihre Gleichheit mit den Männern bis jetzt nur eine Chimäre iſt. — — — —

Ich unterlaſſe es, die Phaſe der Mutter zu beſchreiben. Ein Jeder weiß, daß nur ſie an der Wiege zu lächeln und auf dem Grabe zu weinen weiß.

Mixt-Pickels.

— Ein Muſter-Ehekandidat kündigt ſich im Genter Anzeigeblatt folgendermaßen an: „Ein junger Mann von 24 Jahren, aus guter Familie, der Griechiſch, Latein, Geſchichte, ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften, Mathematik, Zeichnen verſteht und vorzüglich ſtark iſt in Vokal- und Inſtrumentalmuſik, wie im Tanzen, wünſcht alle ſeine Talente, ſeine Perſon, die ſehr ſchön iſt, mit inbegriffen, in geſetzmäßiger Ehe einer alten und häßlichen Frau zu übermachen. Der Ehekandidat erwartet von ſeiner Künftigen nichts, als Geld.“

— Nach Dresden fährt man jetzt, nachdem die Eiſenbahn fertig iſt, von Berlin in 10½ Stunden; früher brauchte man dazu nicht ſelten 16 Tage. Man kann früh um 6 Uhr noch die Schönheiten des Kreuzberges und Nachmittags um 3 Uhr ſchon den göttlichen Kuhſtall in der ſächſiſchen Schweiz genießen. Nun werden die Berliner Berge und Felſen kennen lernen. „Kuter Kott,“ ſagte ein Bürger von Schandau, der aus ſeinen ſächſiſchen Alpen nach Berlin kam, „kuter Kott, wie kahn's ehn Menſche ohne Behrge aushahlten! Dahß kinge bei mihr kehne acht Tage niche.“ — „Männecken,“ erwiderte ihm ein Eckenſteher, der das hörte, „Männecken, des lahßen Se gut ſind, des iſ vor uns Berliner jar nich nöthig; wir, Männecken, wir ſteigen ooch, abrejt in de — Keller! —

Angeführt. Die „Breslauer Zeitung“ enthält Folgendes. Ein Privatmann, welcher die Koſten für eine Reiſe von vierzig Meilen mit Extrapoſt nicht ſcheute, um an der Huldigungsfeier in Berlin Theil zu nehmen, ließ ſich, daſelbſt angelangt, durch das Anſinnen, einen Friedrichsd'or für einen Fenſterplatz zu bezahlen, plötzlich abſchrecken und zog ein beſcheidenes Plätzchen auf einem Dache vor, welches ein herumlaufender Junge zu billigem Preis anbot. Die Leiter wird angeſetzt, geſchwind hinaufgeſtiegen, — hoch ach! eine hohe Brandmauer des Eckhauſes verhinderte alle Ausſicht und zum größten Schrecken des Romantikers iſt auch der Junge mit der Leiter verſchwunden! Das rathloſe „Männecken“ ſteigt in ſeiner Herzensangſt durch eine Dachluke in eine wohl verſchloſſene Bodenkammer, aus welcher er nicht eher erlöſt wird, als

bis die Bewohner des Hauses spät Abends zurückkehren und nach genauer Untersuchung unsern sparsamen Ritter laufen lassen!

Druckeriana. „Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß ich und Herr Professor Rudelmüller bei der dem Herrn Professor Melcher hier gebrachten Serenade partiscipirt, Herr Kapellmeister Hirsch das Orchester dirigirt und Fräulein Achtmale Rindfleisch eine russische Hymne gesungen. Dem widersspreche ich auf das Bestimmteste, da ich bei jeder Gelegenheit das juste milieu beobachte und mich schon seit Jahren von allen politischen Demonstrationen fern halte. — Statt dessen erlaube ich mir, tagtäglich für alle Partheien, von welcher Farbe sie auch sein mögen, ein Vergnügt-Seyn zu arrangiren, mit wissenschaftlichen Vorträgen über den Unsinn der Passagiere, welche sich am Bord eines Schiffes um das Steuerruder bekümmern wollen, wovon sie wenig oder gar nichts verstehen. Freundschaftlichen Gruß. Louis Drucker in Berlin."

— Ein kleines Mädchen wurde eines Morgens von der Mutter mit vieler Sorgfalt angezogen, wobei das Kind nach der Ursache des Putzes fragte: „Hast Du schon vergessen," sagte die Mutter, „daß heute der Geburtstag Deiner Großmutter? Du sollst ihr Glück dazu wünschen und den lieben Gott bitten, daß er sie noch lange erhält und recht alt werden läßt." — „Ich liebe Mutter," erwiederte naiv das Kind, „ich will lieber zu Gott beten, daß er sie wieder jung werden läßt, denn alt genug ist sie ja schon!"

— Ein Lastträger, der sehr bepackt war, rief fortwährend laut: aufgeschaut! aufgeschaut! Ein Stutzer kehrte sich jedoch nicht daran, und bekam einen Stoß, durch welchen ihm seinFrack zerrissen wurde. Ergrimmt darüber, verklagt er den Lastträger. Dieser erwiederte vor Gericht auf alle Fragen des Richters kein Wort, so daß dieser ihn für stumm hielt. Da rief der Stutzer: es ist nur Verstellung! auf der Straße schrie er aus vollem Halse: „aufgeschaut!" — Da baten Sie auch keinen Grund zu klagen — rief jetzt der Lastträger — Sie gestanden ja eben selbst ein, daß ich an Ihrem Unfalle nicht schuld sei.

— Prinz Albert von England erhielt neulich ein merkwürdiges Geschenk aus Berlin. Es bestand in einer aus Eisen gewebten Weste. Taschen, Knöpfe, selbst die Fütterung bestand aus demselben Metall. Die Feinheit und Elasticität dieses Toilettenstücks, das aus der Fabrik des Herrn Lohmann hervorgegangen, soll bewunderungswürdig sein. Den französischen Prinzen wäre dieser moderne Panzer wohl noch willkommener gewesen.

— Der Unterschied zwischen Frieden und Krieg ist der: zur Zeit des Friedens begraben die Söhne ihre Väter, zur Zeit des Krieges aber begraben die Väter ihre Söhne.

Modenbericht.

Paris im December.

An Fräulein K. in Leipzig.

Damen-Mode. Die Mäntelüberwürfe gleichen denen im vorigen Jahre, nur den Capüchon hat man abgeschafft, oder doch, wenn man ihn beibehielt, seine Form verändert; dieselbe nähert sich jetzt öfterer der Pelerine. Diese Ueberwürfe sind von farbigem Atlas mit Falbeln von gleichem Stoffe und mit seidenem Futter in grell abstechender Farbe, wattirt und gesteppt. Auch hat man Ueberwürfe (Mäntel, Crispinen oder wie man sie nennen will) von Cashemir, und von Sammet, mit oder ohne Pelzbesatz.

Die Oberröcke zum Morgennegligée haben glatte Leibchen und keine umgeschlagene Shawlkragen; sie sind auch von dunkelblauem Merinos-Perkin oder von Cashemir, amazonenartig gemacht, mit einem großen Kragen von Tuch oder Pelz oder mit einem Langshawl von schwarzem Sammet. Die Pelerinen von Muslin, Batist, weißen oder schwarzen Spitzen ist ein wesentlicher Theil der Toilette geworden; bald ist sie aus einem einzigen Stücke, bald aus Spitzenstreifen zusammengesetzt.

Die eisengrauen, brachengrünen, pensesfarbigen oder orange Sammethüte sind die neuesten, welche allgemeinen Beifall finden. Man putzt sie mit hübschen Bändern aus, die man in kleine Gyone zusammen gruppirt, oder mit bunten Sammetblättern, mit Federbouquets oder mit farbigen Straußenfedern. Man hat Capoten von himmelblauem ungerissenem Sammet mit gezogenem Schirme und einer Liebesschleife in einem Halbkranze an der rechten Seite, ein Bouquet von drei blauen Federn an der sinken und mit rothen und weißen Rosen von Organdi mit Rücken unter dem Schirme. Die Chatelainer Coiffüren bestehen aus Blumen und Blonden- oder Spitzenbarben. Etwas Neues sind die Nonnenhäubchen.

Herren-Mode. Mit der neuen Form der Fracks, welche uns in die vergangene Zeit zurückversetzt, hat man auch den Gebrauch, reichere und kostbarere Stoffe einzuführen, gesucht. Wir sahen bereits einige Fracks von dunkelfarbigem Sammet mit citeirten oder guillochirten Goldknöpfen. Die Röcke haben noch immer sehr volle Schöße, halbweite Revers und enge Aermel. Die Morgenröcke kommen den Ueberziehröcken sehr nahe, sind aber zu eng, als daß sie über einen andern Rock getragen werden könnten. Die Ueberziehröcke, die man wattirt und steppt, haben eine sehr lange Taille, der Kragen, die Revers und die Aufschläge sind von Sammet; die beiden Knopfreihen gehen nicht mehr auf die Schöße hinunter und sind auf der Taille hinten stehen sehr weit auseinander. Die neuen sogenannten griechischen Palletots wetteifern mit den ungarischen Ueberwürfen, welche letztere reich mit Schnuren und Borten besetzt sind. Man glaubt, daß die Petzröcke diesen Winter viel werden getragen werden. Die Beinkleider haben noch immer so ziemlich dieselbe Form. Ein Schneider will die Hosenträger abschaffen, die ihm in Verbindung mit den Fußriemen unbequem uns für die Gesundheit nachtheilig vorkommen. Er will dieselben durch Patten und Knöpfe ersetzen, welche an der Weste befestigt werden. Die Westen, welche man am Tage trägt, haben häufig einen fast geschlossenen Shawlkragen; andere haben zwei Reihen Knöpfe und gehen auf der Brust übereinander. Diese letztere Form paßt besonders gut für den Plüsch, welchen man in diesem Augenblicke ebenso wie den carrirten und broschirten Cashemir zu Westen verwendet.

Ich verbleibe Deine Freundin
Auguste Z.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 11. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Geheimer Rath für Herren. — Lobrede auf die Kaffeekränzchen der Frauen, Beschluß. — Das Fenster. — Der Andreasabend. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. — Der Ehemnitzer Courier.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Stumm und Koppe in Leipzig.

No. 12. (Sonnabend, den 18. December.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang. (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Münchens Kirche und Kirchlichkeit. *)

Ein frappanter Characterzug im Bilde des Münchner Volkslebens macht die Kirchlichkeit Münchens aus: dieser Zug ist um so interessanter, da Münchens Kirchlichkeit in kurzer Zeit mehrfach sehr wesentlichen Veränderungen unterworfen war. König Max hob bekanntlich die Klöster auf, König Ludwig renovirt sie; jener suchte den Einfluß der Kirche zu hemmen, dieser ihn zu heben; jener gab eine freisinnige Constitution, dieser geschärfte Censur, und die Aussicht auf Zurückrufung der Jesuiten. Dafür konnte denn auch, was unerhört in der Geschichte bleibt, König Ludwig, während eines einzigen Decenniums von 1826 — 1836 allein zu München, die restituirten Klöster und Kirchen ungerechnet, vier neue katholische Kirchen gründen, die an Pracht der Ausstattung ihres Gleichen suchen. „Wie der Hirt, so die Herde," sagt das Sprichwort, und die Geschichte gibt die Bestätigung dazu. Unter dem frivolen Ludwig XIV. spielte die Kirchlichkeit eine sehr untergeordnete Rolle, unter dem alternden und bigotten tauchte das Pfaffenthum und die Frömmelei mächtig im Volke auf. Unter dem kräftigen Scepter des freigeistigen Friedrich II. wagte sich das Pietisten-Wesen nicht recht aus seinem Schlupfwinkel hervor, aber unter Wöllner und Friedrich Wilhelm spielte dasselbe eine Hauptrolle. Ein gleicher Contrast stellt sich auch zwischen den Regierungen eines Max und Ludwig von Baiern heraus, ohne daß wir hier näher darauf eingehen wollen, weil dieses Capitel die Politik berühren würde, und Politik unsern Bestrebungen gänzlich fern liegt. Genug, daß überhaupt noch von Staats-Religion die Rede ist, der Geist der Religiosität und besonders der Kirchlichkeit stets ein sehr unzuverlässiger und in seinen Motiven nicht immer reiner sein wird, und daß auch bis dahin noch nicht von wahrer Religiosität die Rede sein kann, so lange noch nach Religionsmeinungen gefragt wird, wo es um Erlangung eines staatsbürgerlichen Amtes sich handelt.

— In München versteht der aus dem uralten Stadtwappen in das neu gestiftete, übertragene Mönch sich mächtig wieder zu rühren und es dem guten Ludwig zu gelegener Zeit in die Ohren zu raunen, daß das sicherste Mittel, seinem Namen unsterblichen Nachruhm zu verleihen, darin bestehe, die Kunst in den Dienst der Kirche zu stellen. So wird gebaut, gemalt, gemeißelt, botirt, concedirt. Nichts konnte den Herren Geistlichen erwünschter kommen, als die scharfsinnig ausspintisirte, uralte Berechnung, nach welcher 1842 eine Krisis bevorstehen soll. Natürlicher Weise wird nun die kurze Frist um so eifriger benutzt und das Begonnene mit einer unbeschreiblichen (leider auch sehr beklagenswerthen) Eilfertigkeit zu Ende geschafft. Was man einmal hat, denkt der Pfaffe, ist sicher; und daß man es an Gebet und Fürbitte zur Abwendung der unglücklichen, höchst bedrohlichen Constellation nicht werde mangeln lassen, versteht sich von selbst. — Uebrigens ist, besonders in den untern Ständen, die Bigotterie noch ziemlich eingewurzelt. Das würden unter andern schon die vielen Heiligen- und Madonnenbilder an den Häusern und der oft erneute Fest- und Blumenschmuck beweisen, den man diesen zu-

*) Aus dem Salon, von Dr. Carl Schiller.

wandet. Wenn man in Berlins Straßen viele Soldaten, so sieht man in München viele Pfaffen. Die Herren Seminaristen in ihren langen Schwarzröcken, welche sich auf die Knöchel treiben; gehen oft in einem Zuge zu dreißigen spazieren; und die Hochachtung der gutgezogenen Münchner erlaubt es nicht anders, als mit entblößtem Haupte ehrfurchtsvoll zur Seite zu treten, um diese jungen Gottesmänner vorbeihaschiren zu lassen. Ich möchte es Niemand rathen, während das Allerheiligste über die Straße getragen wird, ohne Gruß vorüberzugehen. Nachdem man sich etwas näher kennen gelernt hat, ist auch das Vorurtheil gegen die Protestanten mehr und mehr geschwunden, auf die man sonst nur mit scheelen Blicken herabsah. Als vor einigen Jahren eine Kindesmörderin hingerichtet wurde, wiesen die scharfsinnigen Münchner mit besonderem Nachdrucke darauf hin, daß es eine Protestantin sei, und hielten eine Katholikin einer solchen That überhaupt nicht für fähig. Kirchengeschichte müssen die Guten nie getrieben haben, sonst hätten sie sich wohl an die alten Klostersteine erinnert, aus denen man eine Anzahl Kinderköpfe herausfischte, denen die geistlichen Herren einst das Lebenslicht eingehaucht und ausgeblasen hatten. — Kirchenfeste sind fast beständig in München und geläutet wird an jedem Tage und fast ununterbrochen bald hier, bald da. Dabei sind die Kirchen häufig mit Festons und ganzen Orangerien geschmückt, und fast sonntäglich wird der Gottesdienst durch große Kirchenmusiken verherrlicht. Es ist keiner Frage unterworfen, daß im Ganzen genommen (den vielen Schnickschnack des Ceremoniendienstes abgerechnet) der katholische Cultus geschmackvoller und mehr für die Sinne berechnet ist, als der protestantische. Auch an Prozessionen fehlte es nicht, und ich bedaure, das Frohleichnamsfest nicht gesehen zu haben, den glänzendsten aller Festzüge, bei welchem selbst Se. Majestät nicht verschmäht, mit den Kutten und Schwarzröcken umherzuziehen. — Die Kirchen stehen des Tags über offen, und finden auch beständig Zuspruch. Jeder Andächtige entblößt im Vorbeigehen das Haupt, und bringt auch wohl en passant eine Kniebeugung an. Ja, ich sah sogar die Bedienten im Vorüberfahren den Hut abziehen. Des Sonntags ist der Zudrang zu den Kirchen erstaunenswerth groß, und wer München lebhaft sehen will, muß an Sonn- und Festtagen durch die Straßen wandern. Trotzdem sind die Bierhäuser auch während des Gottesdienstes gefüllt, und es nahm mich Wunder, daß vor denselben auch auf offener Straße gezecht wurde, z. B. auf dem Dultplatze, ohne daß man an das Aergerniß eines solchen Anblickes für fromme Kirchengänger dachte. Die Dienstboten pflegen auch wohl auf Geschäftswegen mit ihren Tragkörben oder Wassereimern die Kirche zu besuchen, ihre Bürde an den Stufen des Hochaltars niederzusetzen, um nach verrichtetem Gebet wieder von dannen zu gehen. Erlaubt auch dies die Zeit nicht, so halten sie ihre Gebete nur im Durchgehen ab und bei vorgenommener Besprengung.

Ein Abend vor der Hochzeit. *)

Der 27. November des Jahres 18.. war trüber als gewöhnlich; der graue, nasse Himmel war von schwarzen schweren Wolken gestreift, die ein kalter Westwind vor sich her trieb und nur selten einmal warf ein blasser Sonnenstrahl sein fahles Licht in die Fenster eines Wirthshauses, welches auf dem Wege von Terouren nach Brüssel liegt.

Offenbar erwarteten die beiden in dem Wirthshause „zum rothen Kreuz" befindlichen Personen die Ankunft irgend eines Fuhrwerks.

„Wir haben Unglück, Margarethe," sagte ein ältlicher Mann zu einem jungen Mädchen, das in tiefe Träumerei versunken gewesen war; „es ist zwei Uhr, die Diligence von Terouren muß schon vorbei sein; der Aufwärter hat sie ohne Zweifel verpaßt und uns hier eine kostbare Stunde verlieren lassen, da es jetzt um vier Uhr schon Nacht wird."

„Wenn wir zu Fuß gingen, lieber Vater — vielleicht treffen wir unterwegs einen Wagen."

„Du kommst mir mit einer Idee entgegen, die ich Dir nicht vorzuschlagen wagte. Der Marsch von heute Morgen hat Dich ermüdet, aber wenn ein junges Mädchen seinen Brautputz einkaufen will..."

Ach ja, ich habe Deine Güte gemißbraucht, nicht wahr?" sagte Margarethe mit einem langen Blick auf ihren Vater; „Du bist vielleicht müde, und so wollen wir lieber noch warten."

„Warten! lieber will ich den ganzen übrigen Weg zu Fuße machen, ehe ich noch eine halbe Stunde noch in diesem Zimmer bleibe, wo ich vor langer Weile umkomme. Ich habe schon zweimal die kupfernen Nägel gezählt, womit die Stühle beschlagen sind."

„Wohlan denn, so laß uns aufbrechen," sagte das junge Mädchen lächelnd. Dann hüllte sie sich in eine weite Pelisse von schwarzer Seide und folgte ihrem Vater, der eben dem Wirth die Rechnung bezahlt hatte und

*) Aus „Liebe und Leben," Novellen von Eduard Brinckmeier. Braunschweig bei G. C. E. Meyer sen. 1841.

von ihm mit einem „Glückliche Reise, Herr Aubry!“ bis an die Thür begleitet wurde.

Herr Aubry war früher Rath an dem königlichen Gerichtshofe in Brüssel gewesen und hatte sich nach einem zwanzigjährigen ehrenvollen Dienste mit seiner sorgfältig erzogenen lieblichen Tochter auf ein kleines Landgut zurückgezogen, welches er in Tervueren, einem hübschen Dorfe drei Stunden von Brüssel, besaß.

Albert Degref, der Sohn eines reichen Holzhändlers, welcher während der socialen Unruhen im Jahre 1793 auf dem Schaffot gestorben war, war Aubry's bestimmter Eidam. Unter einem Anstrich außerordentlicher Bescheidenheit verbarg er eine wilde Kühnheit, deren Ausbruch er vergebens zu mäßigen suchte, wenn irgend eine heftige Leidenschaft aus seinem Blicke leuchtete. Uebrigens machte er einen solchen Aufwand, daß sein Vermögen für sehr beträchtlich galt. Mit diesen äußern Vorzügen verband er persönlich eine schöne Gestalt, ein stolzes Auge, langes schwarzes Haar, in welchem Margarethe so gern mit ihren weißen Fingern spielte; und das Alles hatte Alberten, der nun in zwei Tagen der geliebte Gatte eines angebeteten Weibes werden sollte, in seinen Bewerbungen unterstützt.

Sorgsam in ihre Mäntel gehüllt, schritten die beiden Reisenden den steilen Weg hinan, der von dem Dorfe nach der Chaussee von Haverghem führt; als sie den Gipfel erreicht, lag die Straße einsam vor ihnen. An ihnen vorbei eilten ein Paar über ihre Verspätung zitternde Bauern und grüßten, sie im Vorbeigehen mit einem „Gott schütze Euch auf Eurem Wege!“ Herr Aubry fing an besorgt zu werden; die Wege waren ziemlich unsicher, und jeder Tag zeigte neue Verbrechen von der Kühnheit und Wildheit einer Bande Mordbrenner, von denen, ungeachtet aller Bemühung der Regierung das Land nicht hatte befreit werden können. Herr Aubry sah also mit geheimer Angst den Tag immer mehr sinken, ohne daß irgend ein Wagen oder Karren sich zeigte. Der Himmel bezog sich immer mehr, der Wind brauste, durch den die Chaussee begrenzenden Wald, und schon begannen einzelne Tropfen aus den schwarzen Wolken herab zu fallen.

Der Blick, mit welchem Herr Aubry nach einem Fuhrwerke umherfah, verrieth eine Unbehaglichkeit, die er offenbar seiner Tochter zu verheimlichen suchte. Da indeß der Regen immer stärker zu fallen begann, so mußte irgend ein Entschluß gefaßt werden.

„Ist es Dir recht, Margarethe, so bleiben wir in Jacques Leroi's Landhause, welches wir dort, zwei Flintenschüsse weit von hier sehen; dort können wir ruhig abwarten, bis ein Wagen vorbeifährt, der uns wieder nach Tervueren bringt.“

„Ach ja, lieber Vater,“ antwortete Margarethe, „mir ist so beklommen ...“

„Beklommen! — weshalb? Du thörichtes Kind, bist Du nicht bei Deinem Vater? und bin ich nicht bewaffnet?“

„Es ist mir, als hätten wir besser gethan, nicht zur Stadt zu gehen. Ja, laß uns in Leroi's Landhause übernachten; ich werde nicht eher wieder ruhig, als bis wir dort sind.“

Aubry verdoppelte den Schritt, seine Tochter am Arme, deren Angst sich mit jedem Schritte zu steigern schien. Zwei Minuten später waren sie jedoch bei Jacques Leroi in Sicherheit, der nichts versäumte, ihnen die Nacht, die sie bei ihm zubringen mußten, so angenehm als möglich zu machen.

Dieses Landgut, welches der Schauplatz des zu erzählenden Ereignisses war, existirt noch heute, nur ist die Einsamkeit, welche so verderblich wurde, jetzt durch zahlreiche Wohnungen belebt worden.

Der brave Hausherr zündete nach einem frohen Mahle und heitern Gesprächen eine Lampe an und führte Aubry in das für ihn bestimmte Gemach; daneben befand sich ein Kabinet, in welchem man Margarethens Bett bereitet hatte, und dessen Fenster nach der linken Seite des Hauses hinaussah.

Margarethe hatte wohl eine Stunde lang, völlig angekleidet, schlaflos im Bette gelegen, und war eben im Begriff, zu entschlummern, als sie ein leises Gemurmel zu hören glaubte. Sie hielt den Athem an, um besser zu hören, und überzeugte sich, freilich ohne ein Wort zu verstehen, daß mehrere Personen leise redeten.

Plötzlich wurde mit Heftigkeit gegen die Thür des Pachthofes gestoßen; mehrere Stimmen redeten jetzt laut und antworteten sich.

„Was wollt Ihr? und wer seid Ihr?“ fragte Jacques Leroi's männliche Stimme.

„Oeffnet und Ihr werdet's erfahren!“ antwortete man.

„Ich öffne nur Leuten, welche ich kenne, und Ihr seid sämmtlich maskirt oder schwarz gefärbt. Wendet keine Gewalt an, es möchte Euch reuen.“

„Mach nicht so viel Worte; willst Du öffnen oder nicht?“

„Nein.“

„So müssen wir's selbst thun.“

Nun näherten sich vier Männer mit einer schweren Keule der Thür.

Während dieses raschen Zwiegesprächs hatte auch Aubry sich erhoben und die Dienerschaft von der Gefahr benachrichtig, die, jeder mit einer Doppelflinte bewaffnet, zu ihrem Herrn eilte.

„Wollt Ihr mit Eurer Tochter die Flucht versuchen," sagte der Pächter Tuhery, „so soll einer von meinen Leuten Euch die Thür öffnen, welche nach dem Walde führt; aber das Haus könnte umzingelt sein, und so ist es wohl das Sicherste, daß Ihr bleibt. Uebrigens werden ein Paar Flintenschüsse die Banditen zur Raison bringen."

„Das gebe Gott," sagte Margarethe, blaß vor Angst. Plötzlich wurde das Haus von einem furchtbaren Schlage erschüttert. Der Pächter und seine Leute sprangen an die Fenster; die Räuber wollten eben wieder mit der Keule ausholen, als drei Schüsse drei von den Angreifern niederstreckten, daß sie vor Schmerz und Wuth schreiend sich in ihrem Blute wälzten.

Die Banditen hatten einen so rauhen Empfang nicht erwartet. Dennoch wurden sie durch die Stimme ihres Anführers wieder ermuthigt, der, mit einem Brecheisen in der Hand, den Angriff leitete, ohne sich dem Anschein nach um das mörderische Feuer aus dem Fenster zu kümmern.

Endlich schien man den Angriff aufgegeben zu haben; die Mordbrenner ließen von der Thür ab und beschäftigten sich mit ihren Verwundeten, die sie auf einen in einiger Entfernung haltenden Wagen trugen. Es ward immer ruhiger, bis man endlich nur noch die Schritte der Entfernenden hörte. Die Gefahr schien vorüber zu sein.

Als Margarethe kein Geräusch mehr vernahm, kehrte ihre Ruhe wieder zurück, sie richtete ein Gebet an Gott, der sie errettet hatte, als sie plötzlich ein heftiges Geräusch an ihrem Fenster hörte und eine schreckliche Erscheinung sich ihren Blicken darbot.

Durch die zerbrochenen Scheiben des Fensters, die ein blasser Strahl des Mondes erhellte, erschien drohend ein schwarzes scheußliches Gesicht, dessen Augen wie die eines Tigers funkelten; Margarethe schrie entsetzt auf und sprang, von einem unerklärlichen Gefühle von Kraft und Muth beseelt, auf den Banditen zu, dessen Blicke sie magnetisiren zu wollen schienen. Es begann ein entsetzlicher Kampf. Sie hatte den Räuber bei seinen langen schwarzen Locken gefaßt und warf sich auf den Boden, indem sie wie wahnsinnig den Kopf des Räubers an sich zog, der bald ein dumpfes Röcheln ausstieß. Die Banditen draußen, welche die Gefahr ihres Hauptmanns sahen, erschöpften sich in vergeblichen Anstrengungen und stießen schreckliche Flüche aus, ohne daß es ihnen gelang, ihn aus einer Lage zu befreien, in der er unfehlbar erstücken mußte. Bald schien den Räuber seine letzte Kraft zu verlassen; er machte einen letzten Versuch zu seiner Befreiung, röchelte dumpf, seine Muskeln erschlafften und der Körper hing schwer und leblos hinab.

Bei diesem Anblick stießen die Räuber ein Geschrei aus, sprangen in Unordnung von dem Holzhaufen, der unter dem Fenster lag und liefen nach allen Seiten davon.

Als Aubry und der Pachter in Margarethens Zimmer traten, nachdem sie die Thür eingeschlagen, fanden sie dieselbe blaß und starr auf dem Boden liegen, wie sie in ihren krampfhaft geschlossenen Händen das schwarze Lockenhaar des Banditen hielt, der nicht mehr zu athmen schien. Bald aber belebten sich seine Züge, seine Augen öffneten sich wieder, drohend und schrecklich, und aus seinem eingezwängten Halse stieß er mit schwacher Stimme die Worte hervor:

„Verschont Niemand, ins Feuer mit Allen!"

Aubry bebte vor Entsetzen zurück, als er diese Stimme hörte; und als er sich dann dem Bette näherte, auf welches man jenen gelegt, und wo drei Knechte ihn bewachten, erkannte er in dem Anführer der Räuber Albert Degreef, seinen künftigen Schwiegersohn, den Verlobten seiner Tochter.

Die zahlreichen Verbrechen der Räuber machten eine rasche Bestrafung nöthig, und drei Tage nach dem Angriffe auf den Pachthof wurde für Albert Degreef und zehn seiner Genossen das Schaffot errichtet. Er starb kühn und verwegen, ohne die Hand zu erkennen, der er den Tod verdankte.

Ein seltsamer Umstand endigte Margarethens Leben. Seit dem Augenblicke, als man Albert Degreef von ihren Händen losgemacht, blieb sie in eine völlige Besinnungslosigkeit versunken, von der sie nur in dem Moment verlassen wurde, als der Kopf ihres Geliebten in den Staub rollte.

„Ich habe ihn wohl erkannt," sagte sie; „zu oft hatte ich in seinem Lockenhaare gespielt, um mich täuschen zu können. Er wird mich diese Nacht besuchen. Das Hochzeitmahl ist bestellt! Wir werden Gäste haben ohne Kopf, seine Freunde, hat er mir gesagt."

Sie starb an demselben Abend, mit einem Engelslächeln auf den Lippen.

Dreißig Jahre aus dem Leben eines Accessisten.

Ich komme soeben vom Präsidenten: er war so gnädig, mir mit eignem, erlauchtem Munde zu eröffnen, daß ich zum Accessisten befördert worden sei, welcher Mittheilung Hochderselbe spaßhafterweise die Warnung beifügte, „mich mit dem vielen Gelde, das ich bezöge, nicht zu übernehmen.“ — Er hat Recht; — 300 Gulden jährlich, 25 Gulden monatlich, drei Siebzehner täglich — es ist ein Riesengeld! Und ich habe nur 8 Jahre unentgeldlich gedient. “ — Jetzt wird freilich weg geheirathet! — O wie soll sich meine arme Therese freuen, sie, die mit mir litt und darbte, und mit mir ihre schöne Blüthenjahre hinopferte!

Ein Jahr später. Es ist uns recht knapp gegangen, mir und meinem Weibe; — natürlich; man rechnet, mit dem Traume des Glückes im Herzen, anders, als mit der Gehaltsrente in der Hand. Die Miethe für unsre bescheidene Wohnung, die unentbehrliche Schüssel auf dem Tisch, dessen leckerstes Gericht freilich unsere Zufriedenheit sein muß, Licht, Holz und Wäsche sind lauter unabweisbare Prätendenten auf meine 300 Gulden, und wir müssen doch auch anständig gekleidet sein; — ich bin ja Accessist und meine Therese eine Beamtengattin! — Indessen sind jetzt, Gottlob, die Taxen abgezahlt; dieser böse, böse Abzug fällt weg — es wird schon gehen!

Zwei Jahre später. Es geht doch nicht! Die Zeiten werden immer schlechter, die Theuerung wächst von Tag zu Tag, und die bevorstehende Vermehrung unserer Familie erfordert eine Menge kleine Anschaffungen, welche meinen drei Siebzehnern mehr als billig zusetzen. Mein frommes Weib erklärte mir gestern lächelnd, sie werde auch fernerhin auf die Aushülfe einer Dienstmagd Verzicht leisten, und sich um fremde Arbeit bewerben. Es zerriß mir das Herz. Aber ich weiß schon, was ich thue: ich will Stunden geben, abschreiben für Geld und mich recht anstrengen. Es geschieht ja für mein Weib, für mein Kind, für das Pfand unserer Liebe!

Drei Jahre später. Der Storch hat sich eingestellt und mit ihm der Segen: ich habe eine sehr gute Lektion erhalten bei einem reichen Banquier, welcher mir monatlich 10 baare Gulden für den Unterricht seines Einzigen bezahlt. Sein Koch bekömmt freilich drei Mal so viel; aber der ist auch aus Paris, und ich bin nur ein schlichter, einfältiger Deutscher; Jener hat die kostbare Gesundheit seiner Herrschaft zum Bereiche, ich nur den Rothkopf seines Söhnleins, welcher ja überflüssig gelehrt ist, wenn er weiß, daß er einst Herr über eine Million wird! — Nun ist freilich diese kleine Zulage eine große Wohlthat, und darum will ich nicht undankbar sein, sondern meine Schuldigkeit thun und mich über das Gedeihen meines bescheidenen Hauswesens freuen. Gott verläßt keinen Deutschen!

Fünf Jahre später. Weiß Gott, 300 Gulden sind doch wirklich gar zu wenig, um zu leben! Seit fünf Jahren habe ich mehr als überflüssige Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, und fühle große Versuchung, mißvergnügt zu werden. Die Zahl der Miteser vermehrt sich von Jahr zu Jahr, allein die Zahl der Siebzehner bleibt dieselbe, und ich muß unsere Portionen immer kleiner und dünner zuschneiden. Ich nahm mir kürzlich ein Herz, stellte Excellentissimo meine Lage vor und bat um Abhülfe; verdrüßlich gab er mir zur Antwort: „der Staat honorirt Ihre Arbeiten im Amte; allein von Ihren häuslichen Anstrengungen zur Vermehrung der Population kann er durchaus keine Notiz nehmen!“ Er hat Recht; aber es ist doch hart, mit fünf Mäulern auf 300 Gulden gewiesen zu sein! — Je nu — ich muß noch mehr Nebenverdienst suchen; sonst gehts absolut nicht!

Zehn Jahre später. Ha, ha, ha! Mein Accessistenthum gestaltet sich nachgerade so allerliebst, daß es mich lustig zu machen anfängt! Zehn Jahre, zehnmal zwölf Monate, zehnmal 365 Tage (halt: die zwei Schalttage sind nicht zu vergessen) zehnmal Kindbett und Zubehör — und immer noch drei Stück Siebzehner für den Tag! — Ein lustiges Verhängniß, nicht wahr? — Ich thue freilich nicht viel; von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags ackern wie ein Fiakerpferd; wenn's Noth thut (und das geschieht nur 365 Male im Jahre) von 4 bis 7 Uhr denselben Witz wiederholen und zur Ergötzlichkeit für die Abendstunden ein Aktenverstechen von einigen 20 Bogen nach Hause mitnehmen; ist das nicht Kinderspiel gegen ein Entgelt von 300 baren Gulden! Da sitzt neben mir ein armer Narr von Grafen als Sekretär; der Unglückliche dient bereits volle dritthalb Jahre und hatte erst eine Besoldung von 2000 Gulden! Und plagt sich doch so sehr! Um 11 Uhr kömmt er an den strengen Tagen ins Amt, liest bis 12 Uhr Zeitungen, schneidet bis drei Viertel über zwölf Federn, trinkt Chocolade, schreibt seinen Namen unter 15 — 20 Stücke, die ich gearbeitet habe und — träumt davon! — Gewöhnlich strengt er sich billigerweise etwas wieder an: ein Freund aus der Provinz besuchte ihn eines Tages, um 11 Uhr, im Bureau; er bekam die Auskunft: „der Herr

Graf beliebten meistens etwas später zu kommen." — Am andern Tage erschien der Freund um 12 Uhr im Bureau und nun lautete der Bescheid: „der Herr Graf beliebten meistens etwas früher wegzugehen." Je nu, der Herr Graf beziehe ja auch nur das Lumpengeld von 2000 Gulden!

Funfzehn Jahre später. Ich lebe wieder auf der Siebzehnerbaum hat noch ein Zweiglein angesetzt, ich bin um 100 Gulden im Gehalte vorgerückt. — „Jetzt werden Sie doch endlich zufrieden sein!" sagte der Präsident, als ich mich für die Optazion bedankte. — Freilich wohl — nach funfzehnjährigen Schmachten ist auch ein Tröpflein Labung Himmelswonne. Ob ich zufrieden bin? — Unmenschlich!

Sechszehn Jahre später. Mein ältester Bube ist nun 14 Jahre vorüber, die übrigen sieben (denn zwei von zehnen hat der liebe Herrgott mit meinem Himmel auf Erden verschont) gehen siufenweise wie die Orgelpfeifen, dabei sind sie roth und weiß wie Milch und Blut und schlagen prächtig an, es ist, als ob der schmale Bissen der Armuth vom Thau des Himmels wunderbar getränkt würde, daß er ausgibt, wie die sieben Brode des Heilandes — es ist in der That ein Mirakel, daß die armen Kinder nicht sammt mir und der Mutter verhungert sind. — Neulich sandte der brave Fleischhauermeister, dessen Sohn ich unterrichte, meiner Frau einen gewaltigen katzbernen Schlegel in die Küche — „damit wir uns auch einmal einen guten Tag anthäten;" ich wurde blutroth, und es trat mir naß in die Augen; als ich aber die sehnsüchtigen Blicke sah, mit welchen meine Kleinen an dem ungewohnten Leckerbissen hingen, da würgte ich Schaam und Thränen hinunter und ließ den Braten zurichten. Es hat uns wohl geschmeckt; Gott lohn's dem wackern Metzger! — Der Ehrenmann wohnt gegenüber und mag wohl durch die Fenster gesehen haben, wie wenig gute Tage bei einem Accessisten einkehren.

Zwanzig Jahre später. Meine letzte Hoffnung ist in die Brüche gegangen; ich war an der Tour, Registrant zu werden, nebst drei Unglückgefährten, denen es nicht besser geht als mir; — doch wir sind ein klein Bischen durchgefallen! — Man brauchte eine Hofrathsstelle für einen Vornehmen; aber das Besoldungs-Budget durfte nicht überschritten werden; — was war einfacher, als vier subalterne Stellen einzuziehen, welche jenes Erforderniß deckten, unglücklicherweise bin halt just ich unter Denen, die von der Reduktion betroffen sind! — Mein Gott, mein Gott, Du prüfst mich hart; aber ich ergebe mich! (Beschluß folgt.)

Mixt-Pickels.

Witterung für das Jahr 1842. Nach den Regeln der von Herschel entdeckten und bekannten Wahrscheinlichkeitsberechnung ergeben sich folgende Resultate für die Witterung des nächsten Jahres. Der Januar ist beinahe durchgängig schön; gegen Ende tritt Regen und Schnee ein, die bis Anfang des Februars fortdauern und nach einer Unterbrechung von acht Tagen, die kalt und windig sein werden, bis in den März hinüberreichen, der viel Schnee und Sturm bringt, jedoch mit schönem und mildem Wetter schließt. Der April beginnt ebenfalls schön und mild, doch dauert dies nur wenige Tage, denn kommt ächtes Aprilwetter, welches bis zu Ende des Monats mit schöner Witterung wechselt. Der holde Mai wird den Poeten wenig Veranlassung geben zu Frühlingsliedern; er hat kaum einen guten Tag und bringt viel Regen; desto zuverläßiger, die ersten acht Tage ausgenommen, ist der Juni, der ausgezeichnet schön ist. Der Juli dagegen wechselt von acht Tagen zu acht Tagen mit regnerischer und schöner Witterung. Der August wird, seiner Natur untreu, nicht allein nicht heiß, sondern sogar fast immer kalt und regenvoll sein. Erst im September klärt sich der Himmel wieder auf und gewährt einen beinahe vollkommen schönen Monat. Der October dagegen, der schön anfängt, bringt sehr bald abscheuliches Wetter, das bis zum Schlusse des Jahres ziemlich consequent aushält; Regen, Wind und Schnee lassen in ihrer Fülle schönes Wetter nicht mehr recht aufkommen, das Letztere ist nur für acht Tage im November und acht Tage im Dezember zu erwarten. — Ist die Herschelsche Angabe richtig, so dürfen wir also für das Jahr 1842 in Beziehung auf das Wetter nicht viel hoffen; vielleicht entschädigt es uns auf andere Weise.

Gute Abfertigung. Wie die geniale Tänzerin Taglioni in den meisten Städten, wo sie auftrat, mit oft sehr unsinnigen Beweisen des Enthusiasmus beräthigt ward, so auch vor Kurzem in Stockholm, wo man ihr die Pferde ausspannte und den Wagen nach ihrem Hotel zog. Ein junger Schwärmer hatte sich bei dieser Gelegenheit den Arm verrenkt und begab sich am andern Morgen zu einem bedeutenden Arzte. Dieser, nachdem er die Ursache der Verletzung erfahren, zuckte jedoch mit den Achseln und sagte höflich: „Sie sind fehlgegangen, mein Herr — ich bin kein Thierarzt."

Interessante Vergleichung. In dem sächsischen Volkskalender findet sich nachstehende interessante Vergleichung. Das Königreich Sachsen zählt 143 Städte und 3270 Dörfer und Flecken. Schiebt man alle diese auf einen Platz zusammen und stopft die Bewohner hinein, so hat man London. Geht man von Dresden nach Freiberg, vier Meilen weit, so hat man London der Länge nach durchwandert. Um sich die Namen der 1400 Straßen zu merken, brauchte man das Gedächtniß eines Mithridates; die Stelle desselben vertritt ein dickes Wörterbuch. Läßt man die ganze, aus 12,000 Mann bestehende sächsische Armee an sich vorüber marschiren, so hat man erst die Nachtwächter von London gesehen, die also eine kleine Armee bilden. London soll 300,000 Häuser haben, die Schornsteine dürften sich leicht auf eine Million belaufen, die zu ihrer Reinigung ein ganzes Regiment von 1800 bis 2000 Schornsteinfegern erfordern. Stellte man die anderthalb Millionen Ein-

wohner Londons einzeln neben einander, so würde eine 621 Meilen lange Reihe gebildet werden, eine Reihe, welche die größte Länge Sachsens zweimal mißt. Sollten die Londoner jemals gezwungen werden, ihre Stadt zu verlassen, so würde ihr Auszug ungleich länger dauern, als jener der Kinder Israel aus Aegypten.

— Ein Fleischer schlachtete an einem Wintertage eine Menge Schöpse. Er nahm das Gehirn aus den Köpfen, ließ diese wieder zusammen und schickte sie auf den Markt, wo sie billig verkauft wurden. Doch bald liefen die Klagen der Käufer ferinnen ein, es sey kein Gehirn in den Köpfen gewesen. „Ei," — sagte der Fleischer, — „nennt man doch die Menschen, die kein Gehirn haben, Schaafsköpfe, wie sollten nun Schaafsköpfe Gehirn haben!" —

Eine Abmiethe rin. Eine bekannte pariser Schauspielerin bewohnte in der Nähe der Hauptstadt ein kleines Sommerhaus, vergaß aber die Miethe dafür zu entrichten. Das Haus wurde verkauft, der neue Besitzer ging endlich nach sechs Monaten, so lange hatte er Geduld gehabt, zu seiner Abmiethe rin und sagte ihr: „Mein Fräulein, Sie wollten meinen Vorgänger nicht bezahlen, Sie bezahlen auch mich nicht; verlassen Sie mein Haus, ich mache unter dieser Bedingung auf den rückständigen Miethzins keinen Anspruch."

„Ach, Herr," antwortete die Schauspielerin, „was sagen Sie? Ich bin an die allerliebste Wohnung gewöhnt, meine Freunde kennen den Weg dahin, ich kann mich nicht entschließen, das Haus zu verlassen . . . Hören Sie mich an: — ich will mir lieber eine Erhöhung der Miethe gefallen lassen."

Man muß einen Unterschied machen. Ein kleiner, verwachsener Kaufmann, welcher einen Materialhandel betrieb und dabei nicht immer sehr gewissenhaft mit seinen Kunden umging, hatte den Spottnamen: „der kleine Spitzbub" erhalten. Ein fremder fragte ihn, woher das käme? „Die Leute," sagte er, „thun dies blos, um mich von meinen Kollegen zu unterscheiden, denn die sind die großen Spitzbuben."

— Der bekannte Dr. Rush war der Meinung, junge Mädchen, die, wie die Gesellschaft jetzt nun einmal ist, von manchen andern gesunden Körperübungen sich ausgeschlossen sehen, sollten aus dem Grund singen, um sich gesund zu erhalten. Er bestand besonders darauf, daß das Singen bei der Erziehung junger Mädchen nicht vernachlässiget werde, da es nicht blos die Sorgen des häuslichen Lebens vertreibe, sondern auch eine direktere heilsame Wirkung habe, indem es namentlich vor den Krankheiten der Brust bewahre, die leider so häufig sind. Er behauptet, mehre Mädchen gekannt zu haben, welche die offenbarste Anlage zur Schwindsucht gehabt, dieselbe aber dadurch verhindert hätten, daß sie ihre Lungen fleißig durch Singen übten. Aus diesem Grunde wird in mehren neu angelegten Schulen in England Alles singend gelehrt; die Kinder singen ihre Aufgaben, sogar die Rechnen-Exempel ab. Diese Uebung ihrer Lungen hat man bereits als sehr gesund befunden. Man hat Beispiele gesehen, daß Kinder, die so schwach waren, daß sie kaum stehen konnten, durch diese fortwährende Uebung ihrer Lungen gesund und kräftig wurden.

Druckfehler. In der „Meimarischen Zeitung" wird jetzt unter andern auch „Henschel's Euterpe oder musikalisches Monatsblatt für Volksschullehrer" empfohlen und dabei unter andern gesagt, daß nach den ihr vorliegenden Heften diese Zeitschrift die musikalische Bildung des Volk sschullehrers überhaupt, sowie insbesondere seine musikalische Lhätigkeit in Privatverhältnissen und seine Leitung durch die Tonkunst in „Fast- und Feierstunden" vor Augen habe. Auf diesen durch einen Druckfehler entstandenen Witz bemerkt nun ein Schullehrer jetzt Folgendes: „Wirklich sind uns Schullehrern, was Andern Fest- und Feierstunden sind, oft Fast stunden oder gar Tage. Der Erquickung bedürfen wir da wohl auch, wir glauben aber kaum, daß Herr Henschel in seiner Euterpe eine solche beabsichtigt oder gar bestarirt habe. Denn auch vom Orpheus gilt: sine Cerere friget."

Zur Geschichte der Eheenbecher. Der geniale Kobbe bemerkt hierüber jetzt in seinen humoristischen Blättern folgendes leider eben nicht Erfreuliche: „Jüngst las ich in einem öffentlichen Blatte einen angekündigten Verkauf von Ehrenbechern, um damit zu räumen, worunter folgender Passus: „„Dem unsterblichen Manne die dankbare Mitwelt."" 50 Gulden. dit. fasst 4 Maaß. — „„Dem unvergeßlichen Lehrer,"" 10 Gulden. NB. Ist ohne Namen, kann also an jeden Beliebigen verschenkt werden."

Leichenrede. Als der gelehrte und allgemein geachtete Professor B.... gestorben war, führete der Lehrer seine Schüler zum Sarge des Entschlummerten und hielt folgende Rede an dieselben: „Meine lieben Kinder, seht, hier liegt der Mann begraben, der sich große Verdienste um uns und die Literatur erworben hat. Begeht, meine Theuren, auf eine würdige Art sein Leichenbegängniß, denn leidet! stirbt nicht alle Tage ein solcher Mann!"

Gutes Fundament. Als man unlängst den Grund eines Gebäudes grub, fand man einen Leichnam. „Laßt ihn liegen!" rief der menschenfeindliche Baumeister, „damit man doch einmal auf einen Menschen bauen kann."

— Nach der jetzt wirklich oft an's Lächerliche streifenden Manie, tüchtigen, oft aber auch unbedeutenden Männern Denkmäler errichten zu wollen, fordern öffentliche Blätter nun auch die deutschen Frauen zu Beiträgen für ein Denkmal für — Jürgens, den Erfinder des Spinnrades, auf.

— Es ist wohl nur eine Satyre auf den langsamen Prozeßgang in Deutschland, wenn ein Wiener Journal erzählt: Ein seit 300 Jahren schwebender Prozeß liegt jetzt zur Entscheidung vor. Graf Egmont kommt in den Akten als Zeuge vor, die, beiläufig gesagt, ein ganzes Haus füllen und Wallenstein steht noch mit den Gerichtskosten in Rest.

— Es sind schon viele Jahre, daß die medicinische Klinik zu Prag ein sehr fähiger, aber sehr zerstreuter Schüler besuchte. Am Bette eines Kranken sollte er einmal ordiniren, und der Professor rief ihm zu: Ordina. Der Mediciner verordnete schnell: Purgatorium! (Fegefeuer) statt Purgans, (Abführungsmittel). Man kann sich das „unausstehliche Gelächter der Mitstudirenden denken.

Recept, ein frommer Mensch zu werden. Erstlich nimm 5 Loth Traurigkeit, 10 Loth Geduld, 15 Loth Mäßigkeit, 20 Loth Keuschheit, 125 Loth Demuth und 30 Loth Freigebigkeit. Diese Ingredienzen stoße wohl durcheinander in dem Mörser des Glaubens, mittelst des Stempels der Stärke. Alsdann gieße darauf ein Viertheil

Hoffnung, siede es in der Pfanne der Gerechtigkeit bei dem Feuer der Liebe, rühre es oft um mit einem andächtigen Gebet und bewahre es dann in dem Geschirre der Beständigkeit, auf daß der Schimmel der Eitelkeit nicht dazu komme. Mit dieser Salbe salbe dich dann täglich, Morgens und Abends. Es hilft wider die Hölle. Probatum est!

— In der kleinen Gemeinde St. Andre (Departement der Seine und Oise) hat eine Frau Zwillinge geboren, die gleich den siamesischen durch ein unauflösliches Band in einander gefesselt sind. Ein zufälliger Umstand aber verbindert die Lebensfähigkeit derselben, denn ihre Verbindung ist der Art, daß wenn der eine die Füße unten hat, der andere sie oben halten muß. Sie könnten demnach nur in einer horizontalen Lage leben, d. h. sie müßten immer liegen. Uebrigens sind beide Kinder ausnehmend schön. Die Mutter braucht nicht beide Kinder zugleich zu stillen, was übrigens auch nicht möglich wäre; wenn der Eine gestillt wird, hört auch der Andere zu schreien auf.

— Des Weibes Schöpfung aus einer Rippe des ersten Mannes deutet an, daß die Frau ihrem Manne freundlich zur Seite stehe. Nicht aus dem Haupte des Mannes ist sie hervorgegangen, weil sie nicht seine Gebieterin oder Herrscherin sein, nicht aus seinen Füßen, weil sie demselben nicht als Sklavin dienen oder unterthan werden sollte.

— Karl besiegte den Peter und lehrte den Peter das Siegen, Moses führte die Juden einst an, jetzt führen sie uns an.

Dreisilbige Charade.

Die erste Silb', als Kunstwort wenig mehr genannt,
Bleibt doch so manchem Freund der Tonkunst wohl bekannt.
Für's zweit' und dritte fest noch Mancher Jahr für Jahr
Den letzten Groschen — in Gefahr.
Zur Aufklärung scheint's Ganze nur gemacht
Wenn nicht am Tag, — gewiß doch bei der Nacht.

Modenbericht.

Paris im December.

An Fräulein K. in Leipzig.

Damen-Moden. Die Stoffe sind im Allgemeinen sehr reich; orientalischer Atlas, persischer Moor, Damast von Ibrahim, Damast von Ispahan, Sammet von Arabien ꝛc., Cashemirs, Organdis, Battist und Musselin von Indien u. s. w. Für die Sammetkleider und für die starken Stoffe im Allgemeinen hat man, jedoch nicht ohne Ausnahme, glatte Aermel, das Leibchen auf der Brust gefaltet. Für die leichten Stoffe wird der Rock mit 4 bis 5 Falten garnirt, welche mit kleinen Spitzen bordirt sind. Das ausgeschnittene Leibchen ist auf den Schultern und am Gürtel drapirt. Die glatten Aermel sind von oben bis unten verziert mit kleinen Mousselinschleifen, die wieder mit Spitzen garnirt sind. Zu diesem leichten Genre der Toilette nimmt man gern einen langen Gürtel von Taffetasband, und eine von jenen eleganten in Musselin drapirten Coiffüren, welche von zwei Streifen von ungleicher Länge gebildet, von Spitzen und mit zwei Bandknoten geschmückt, welche am untern Theile eines jeden Streifens befestigt sind. Diese Coiffüre läßt die Haare ganz offen.

Die Garnituren der Röcke sind nicht mehr allgemein getragen, wir haben sogar im Theater und Soireen Toiletten gesehen, welche von aller Verzierung gänzlich entblößt waren, die Leibchen eng, die Aermel weit und bouffirt; dazu lange Gürtel von Taffetasband und Spitzen-Pelerine, welcher bis zum Gürtel herniedergeht und mit Bandknoten befestigt ist. Sehr hübsch nahm sich dabei ein Häubchen von drabirtem Mousselin aus, mit drei Spitzenreihen garnirt, von denen jede durch eine in einem Knoten endigende Bandrolle getrennt war.

Sehr in Aufnahme bleiben fortwährend die kleinen Ueberwürfe von Atlas und Sammet, welche man beim Nachhausegehen vom Ball und Soireen trägt. Ausgezeichnet schön sind die griechischen Mäntel mit Passamenterie, die Pelisson von Sammet mit Schleifen u. s. w. Was die Hüte betrifft, so sind die cosakenfarbenen von afrikanischem Sammet mit drei Reihen Spitzen garnirt und einer Rose verziert, eine Neuigkeit.

Ein schöner Ballanzug ist: Ein Kleid von goldbroditem Organdi, am Rock mit drei breiteren Volants garnirt, das Leibchen ausgeschnitten mit abgerundeten Spitzen, Goldgürtel um die Taille, kurze Aermel, von einem einzigen broditem Volant gebildet, oben erhaben, so daß der Arm entblößt ist; Schärpe von Spitzen, an den Schultern befestigt, auf dem Rücken der Rode eine Mantille bildend, vorn gekreuzt und bis zum zweiten Volant herabgehend. Eine andere Ballotlette besteht in einer Robe von Moyr, Marienblau, mit vier Spitzenvolants garnirt, die an dem Rock durch ein Bouquet von Marabouts befestigt waren. Das Leibchen ausgeschnitten, unten enge, nur auf den Schultern drapirt. Die Aermel kurz, ebenfalls mit Marabouts verziert, die sich an der Coiffüre wiederholen.

Herren-Mode. Der berühmte pariser Kleiderkünstler Eppenetter, von welchem die Abschaffung der Hosenträger ausgegangen ist, hat eine neue Mode erfunden, Rock und Frack ohne linke Seite. Man geht z. B. in einem blauen Frack in das Theater; dann wendet man ihn um und erscheint in einem schwarzen in irgend einer Gesellschaft, so daß ein Frack zwei Zwecken dient.

Ich verbleibe

Deine Freundin
Auguste Z.

Erklärung des Modenkupfers.

1. Hut mit Marabouts und Spitzen. Arabische Burnus mit Sammetbesatz. 2. Ball-Toilette. Coiffüre von Sammet und Spitzen; Kleid von Taffet reich mit Spitzen besetzt. 3. Neuer Paletot. Karrirte Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 12. (III. Jahrgang IV. Quartal)

An meine geehrten Leser. — Frauenjagd auf einen Mann. — Die Sybille. — Komischer Predigt-Styl. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 13. (Sonnabend, den 25. December.) **1841.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Zweiter Jahrgang (Neue Folge.) **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Dreißig Jahre aus dem Leben eines Accessisten.

(Beschluß.)

Fünfundzwanzig Jahre später. Gestern hatten wir Alle einen großen Tag: mein ehemaliger Schüler, der goldblonde Banquiers-Sohn, ist vor wenigen Tagen Geheimerath geworden, und gab aus diesem Anlaß eine unbändige Fete. Er mochte sich vielleicht erinnert haben, daß ich für ihn in guten Tagen die schriftliche Prüfung über seine Zulassungsfähigkeit zum landesväterlichen Dienste gemacht hatte, und that mir die Ehre an, mich durch eine Einladung auszuzeichnen; natürlich mußte ich mich über alle Maaße glücklich fühlen und durfte nicht wegbleiben. Ich hatte den Vortheil, ganz unbemerkt mich in den Winkeln aufhalten zu dürfen, wo sich mein Galtafrack, die Weihnachtsbescheerung meiner ersten Anstellung, ganz gut ausnahm. Als es zur Tafel ging, gewahrte mich die junge Gattin der jungen Excellenz (eine Tochter des braven Fleischers mir gegenüber und Pathin meiner beiden jüngsten Kindern), nahm mich mit vieler Herablassung an der Hand und führete mich gewaltsam an den Speisetisch; aber sondebar, es wollte mir durchaus nicht schmecken. Was da Alles geschnabulirt und gepokulirt wurde, das könnten zehn Accessisten in einer Dienstzeit, so lange als die meinige, kaum beschreiben, viel weniger bin ich es im Stande, ich, dem Alter und Entbehrungen die Hand zittern machen und welchem überdieß die Namen all dieser Gerichte und Getränke wie ein Mährchen aus „Tausend und eine Nacht" klangen. Eine besondere Lustbarkeit verschaffte den hochansehnlichen Gästen ein Praktikant von uns, welchen wir, ob seiner ungemeinen schlechten Anstelligkeit, den „Dalken" zu nennen pflegen, der aber aus einem guten Hause und ein pudelnärrischer Kauz ist. Ich hätte ihm wahrhaftig die Künste nicht zugetraut, welche er hier mit einer Dexistigkeit zeigte, als ob er im Wirthshaus oder höchstens unter Accessisten wäre! Er pfiff ganze Stunden, wie eine Drehorgel, machte Taschenspielerkünste, ahmte eine böhmische Köchin, einen ungarischen Landtagsredner, einen Berliner oder Schwaben nach, daß man sich hätte ausschütten mögen vor Lachen, sang Gassenhauer stellte einen Betrunkenen vor, und gebehrdete sich so spaßhaft, daß es kein Wunder war, wenn die Herrschaften ordentlich ästhetische Lachkrämpfe bekamen. Ich konnte freilich nicht lachen; aber der Minister, welcher ebenfalls zugegen war, klopfte den Praktikanten freundlich auf die Achsel und sagte: „Es wäre wirklich Schade, wenn so viel Talent in einem Hülfsamt verkümmern sollte. Ich werde für Ihre Zukunft Sorge tragen." — Ich trachtete sobald als möglich nach Hause zu kommen, um so mehr, da die Excellenz-Frau-Pathin mir eine ungeheure Düte Eßwaaren für meine „liebe kleine Familie" eingepackt hatte. Gab das aber ein Gaudium, als ich unter das Volk trat und meine Rede hersagte! „Lieben Kinder, begann ich, Ihr habt in der Naturgeschichte viel von dem Huhn gelesen und von dessen vortrefflichem Geschmacke, so wie Ihr aus allerlei Geschichten den Wohlgeschmack von Torten dem Namen nach kennt. Heute wird Euch nun der Genuß zu Theil, diese Delikatessen persönlich kennen zu lernen, wiewohl es sich für Accessisten-Kinder eigentlich nicht recht schicken will. Die gestrenge Frau Pathin sendet Euch durch mich Proben jener Leckerbissen, welche Ihr nun dankbarlich und mit gebührender Saldung verzehren möget. Sehet also hier die Torte und hier ein ganzes, gebratnes „Hendl"

und denkt dabei, daß Euch dergleichen Kostbarkeiten nicht sobald wieder um's Maul schlottern werden! Der Herr gesegne sie Euch!"

Es war ein feierlicher Moment, wo meine Liebespfänder die seltenen Bissen zwischen den Zähnen verkleinerten; ein Amt, welches sie mit beträchtlichem Appetite vollzogen. Meine Alte lachte mit Thränen im Auge darein, ich konnte sie aber nur mit Mühe überreden, ein Flügelchen des Huhn zu nehmen, das ich bei Tische eingens für sie hatte verschwinden lassen.

Dreißig Jahre später. Der „Dalke" ist richtig schon Sekretär und ich immer noch Accessist; ja, ja, es ist halt ein Unglück, wenn man nicht Talent hat wie er! Indessen brauch' ich nur mehr Eine Apertur, um Registrant zu werden, und dann bin ich geborgen. Man fängt auch schon an, mich bedeutend auszuzeichnen. So z. B. ist kürzlich des Präsidenten Zimmer neu überworfen, gemalt und angestrichen worden, aber es roch noch ein Bischen unangenehm. Als der hohe Herr es besichtigte, rief er, ziemlich unpräsidentlich allerdings: „Hol's der Teufel, da wird' ich krank, in dieser Ausdünstung existiren zu müssen! — Man setze früher einen oder ein Paar Schreiber herein, bis die Stickluft absorbirt ist; die können sich's zur Ehre rechnen!" — Und diese Ehre ward mir zu Theil — ich sagt' es ja: der Registrant kann mir nicht ausbleiben!

Noch ein Jahr später. Ich habe den Registranten nicht erlebt, aber ich bin mit ganzem Gehalte pensionirt! Von der Ehre im Präsidentenzimmer ward ich ganz gelähmt und elend, und da ich folglich „im Dienste" dienstuntauglich geworden, erkannte man mir aus allerhöchster Gnade die vier Siebzehner ungeschmälert als Ruhegenuß zu! Sage man nun noch, daß der Staat nicht dankbar sey. Zwar konnt' ich mich nicht entschließen, meinen Kindern auch das Glück des Accessistenthums zu bereiten, und ließ sie Bäcker, Krämer, Buchdrucker, Maurer und Bürgersweiber werden; aber dennoch erkennt ich mit gerührtem Herzen die erhabene Wohlthat, daß der Staat seine Kinder, wenn sie redlich und angestrengt dienen, nicht verläßt, und ihnen, nach nur dreißig Jahren, ihren ganzen Gehalt mit baaren 400 Gulden zugesteht. Darum, wenn ich wieder auf die Welt kommen sollte, bin ich mit meiner Berufswahl schon im Reinen: „Accessist for ever!"

Die Macht der Schönheit.

(Novelle.)

Ohnweit der Küste von Sicilien, in der Nähe der Stadt Palermo, durchschnitt eine Barke von wunderlichem Aussehen die spiegelglatte Meeresfläche. Blumenguirlanden und duftende Kränze wanden sich um den Mast und das Takelwerk; die an Weiße mit dem Schnee wetteifernden Hemden der Rudernden waren mit vielfarbigen Bändern verziert, und geschmückte Musiker füllten den Vordertheil des Fahrzeugs, dessen Wimpel und Flaggen lustig vom spielenden Zephir bewegt wurden. Das Köstlichste aber hegte die Mitte. Auf seidenen Polstern umlagen Sicilier beiderlei Geschlechts eine Tafel, die kaum die Last der goldenen Früchte und anderer Erfrischungen zu ertragen vermochte, womit sie beschwert war. Unaufhörliches Gelächter bewies die fröhliche Laune des schön geschmückten Cirkels, und alle Gemüther waren der Freude geöffnet. Die schönsten Palermitanerinnen glänzten unter den Fröhlichen, und dennoch wurden Alle von Donna Rosa, welcher zu Ehren diese Lustfahrt veranstaltet worden, gar sehr verdunkelt. Gleich wie vor dem blendenden Glanze der Sonne die übrigen Sterne verlöschen, so überstrahlte diese Schöne ihre Gespielinnen, und auf ihr ruhten die Augen sämmtlicher Jünglinge, von denen jeder sich ihr theuer zu machen suchte. Nur ein Einziger nahm nicht an der allgemeinen Freude Theil; einsam am Hintertheil sitzend, hatte er sein Barrett tief in's Gesicht gedrückt, welches mit schwankenden Federn umschattet wurde, deren Schönheit den hohen Stand des Besitzers verkündete. Wild schweifte sein Auge über die grünlichen Fluthen, und weder das herrliche Schauspiel der sinkenden Sonne, noch der vergoldete Gipfel des gegürteten Aetna's vermochte es zu fesseln. So wie es in den Eingeweiden dieses Feuerberges ewig kocht, so auch bewegte eine doppelte Leidenschaft sein Inneres. Tief zerschnitt jede Freudenbezeugung der Gesellschaft seine Seele, und die Schönheit des Abends ärgerte sein rachersüßtes Gemüth; denn er wünschte auch der Natur ein solch' unfreundliches Gewand, als das, womit sein Herz umflort war. Ungerührt ließ ihn der Anblick der vielthürmigen Stadt mit funkelnden Fenstern und hohen Spitzen, hinter welcher sich der Monte Pellegrino stolz erhob, ungerührt die nach Westen zu flammende See; das verschmelzende Echo der Waldhörner, unterbrochen vom Schlage der Ruder.

„Warum so stumm, edler Duca," redete ein freundlicher Jüngling ihn an, „warum zieht Ihr Euch von uns zurück?

Ihr seyd ja sonst kein Feind des Bacchus und der Grazien, und helft doch heut' nicht das Namensfest unserer Donna Rosa, der Zierde dieser Insel verherrlichen? Hu! wie furchtbar zieht Ihr Eure Brauen zusammen; man möchte sich vor Euch fürchten. Kommt, die edlen Damen und perlender Malvasier, auf Stromboli's glühenden Felsen gekocht, werden Eure Grillen verscheuchen." Und gleich der Hebe reichte eine liebliche Donna dem Verschlossenen den schäumenden Becher, und sagte mit Silbertönen: „Nehmt, Herr Duca, es gilt dem Gegenstande des Festes!" Ein dreimaliges „Viva!" erschallte unter dem Tönen der Hörner, und hoch schwenkten die Ruderer ihre Hüte, daß lustig die Bänder herumflatterten. Doch unter einer leisen Verwünschung stürzte der Duca di Ruggiero das edle Rebenblut hinunter, das ihm glühend die Adern durchströmte. Rache funkelten seine Augen, und aus verbissenem Ingrimm zerdrückte er mit krampfhafter Hand den Becher, daß klirrend die Scherben zu Boden fielen. Schrecklich war der unermeßliche Stolz dieses Mannes gekränkt worden. Lange schon hegte er, obgleich über den Sommer des Lebens hinaus, eine glühende Liebe gegen Donna Rosa. Heute, an ihrem sechzehnten Geburtstage, trug er derselben seine Hand an, und erhielt einen Korb. Eher hätte er des Himmels Einsturz erwartet, als diese Verachtung seiner Person. Aus der edelsten Familie entsprossen, verband er große Schätze mit den höchsten Ehrenstellen. Diese Wasserparthie machte der Beleidigte nur aus der Ursache mit, um vielleicht einen beglückten Nebenbuler auszuspähen, der dann seinen Zorn fühlen sollte. Doch vergebens suchte sein Auge einen solchen, denn Donna Rosa hatte noch Keinen ihrer Zuneigung würdig gefunden, und seine Rache fiel daher auf sie zurück.

Unterdessen hatte die Nacht ihren Schleier über die Fläche ausgebreitet, und hüllte Alles in undurchdringliches Dunkel. Traulich gruppirte sich die Gesellschaft zusammen, und lauschte schweigend auf die feiernde Natur. Schwellende Töne der Waldhörner verhallten im weiten Aether, und erhoben die Gemüther. Schrüle vom Lande herwehende Lüftchen, mit dem Dufte von blühenden Limonien und Pomeranzen geschwängert, berauschten die Sinne Aller. Jetzt schwelgt die Musik, und ein Concert Tausender von Nachtigallen schallt aus dem Haine herüber. Monotonisch tönt der Ruderschlag dazwischen; da erheben die Ruderer auch ihren Gesang und erfüllen Alles mit Entzücken; der Duca allein bleibt kalt. Hinter dem Aetna steigt von keinem Nebel getrübt im krystallnen Aether die gefüllte Scheibe des Mondes empor, und gießt ihr grünliches Licht auf Insel und Stadt aus, die gleichsam in Trümmern zu liegen scheint. Tief am nördlichen Horizonte durchkreuzen schlängelnde Blitze das aufgethürmte Gewölk, und jetzt stößt das Fahrzeug an's Ufer, daß klirrend Flaschen und Gläser vom Tische herabfallen. Paar und Paar wandelt das lustige Völkchen der helleuchteten Villa zu, wo neue Freuden seiner warten.

Doch tief in den Mantel gehüllt schleicht Duca di Ruggiero am Strande hin dem nahen Walde zu, um seinen Racheplan in Ausführung zu bringen. Heulend zog der Sturm herauf, Blitze durchkreuzten die fliegenden Wolken, und bedeckten den glänzenden Mond; der Donner rollte, vervielfacht durch die Berge des innern Landes, und schäumend, unter schrecklichem Getöse, spritzten die brandenden Wogen über die Felsen der Küste. Im Walde angelangt, schallt dem Duca eine barsche Stimme entgegen: „Was sucht Ihr hier?" und aus dem Gebüsch tritt ein fürchterlicher Bandit hervor. „Ich wünsche Zingarello, das Oberhaupt der Bravos, zu sprechen!" „Wenn ich Euch nicht gut genug erscheine," erwiederte der Bandit, „so will ich Euer Begehr erfüllen; doch auch mein Dolch fehlte nie." — „Rufe mir Deinen Hauptmann," sagte der Duca, indem er ihm einige Goldstücke zuwarf. „Wie Ew. Excellenz befehlen," war die Antwort des niedrigen Kerls, und er verschwand. Kaum hatte sich Ruggiero auf ein Felsenstück niedergelassen, so erschien auch der Verlangte schon. „Bringst Du mir neue Arbeit?" grinzte der Bandit, „ich habe Dich lange nicht gesehen, und Deiner oft gehacrt." — „Ich verlange noch in dieser Nacht den Tod der Donna Rosa, der Besitzerin der Villa Bellevista," sprach Ruggiero, „Dein Lohn soll Dir doppelt dafür werden." — „Weiter nichts?" antwortete Zingarello mit teuflischem Gelächter, „auf meine Ehre, in sechs Stunden soll sie nicht mehr athmen." Ein fürchterlicher Blitz beleuchtete diese Scene der Hölle. „Noch gieb mir bis nach dem nahenden Gewitter Obdach," sagte der Graf. „Wenn Du in meiner Behausung verweilen willst," war die Antwort des Banditen, „so kann es geschehen." Er pfiff, und sogleich erschienen zwei Genossen, welchen er den Duca übergab und sich entfernte.

Zingarello, der gräflichste der Banditen, die je in Sicilien wütheten, dessen Herz keinen einzigen Funken Menschengefühl hegte, der mit Lachen das Blut seiner Nebenmenschen verspritzte, und dem selbst Frauen und Kinder nicht heilig waren, wenn ihr Tod ihm Gewinn brachte; dieses Ungeheuer übersprang jetzt die Gartenmauer der Villa Bellevista, dem Marquis di Ribaldi,

Vater der Donna Rosa, gehorig, und verbarg sich hinter Aloestauden und wilden Feigenhecken, denn alle Gänge waren mit Menschen erfüllt, und taghell war die finstere Nacht gelichtet. Ueberall prangten Transparents, vom Marquis der einzigen geliebten Tochter gewidmet, mit sinnigen Hindeutungen auf das heutige Fest. Mehrere Springbrunnen hatten ihrem Wasserstrahl in Feuer verwandelt, und im Hintergrunde gewährten feurige Cascaden einen herrlichen Anblick, indem der funkenreiche Gluthstrom von Fels zu Fels stürzte, und sich zuletzt hinter dichte Tamarisken verbarg, die von Glühwürmern zu wimmeln schienen. Aber plötzlich löst sich das schwarze Gewölk in Regen auf; das Gewitter naht; Blitze zischen und furchtbar rollt der Donner; Alles flüchtet zur schützenden Villa, sich zum Tanze bereitend.

Die Feuergluthen werden durch das feindliche Element besiegt, und undurchdringliche Finsterniß hüllt den Garten ein, nicht selten von den Blitzen unterbrochen. Unter gräßlichen Verwünschungen sucht Zingarello unter den schützenden Laubdecken der Oliven- und Granatbäume Schutz gegen die empörte Natur, und wünscht sich Gelegenheit zum Morden, um seinen Unmuth auslassen zu können. Endlich hat das Wetter ausgetobt und freier athmet wieder die Flur. Heller schlugen die Nachtigallen, und das Zirpen der Grillen, der entfernt rollende Donner, das Brüllen des Meeres wirkten wohlthätig auf das menschliche Gemüth, bewirkten neue Spannung des Geistes. Zwei Uhr um Mitternacht tönte es von den Thürmen der Stadt; da verstummte die rauschende Musik in der Villa; Wagen rollten vor, und unter Fackelschein entfernten sich vergnügt die Gäste. Der Bandit mischte sich unter die Dienerschaft des Hauses, und fragte einen nach der Donna Rosa. Dieser hielt ihn für einen fremden Bedienten und zeigte sie ihm von fern. Trotz aller Bemühung konnte er ihr doch nicht zu nahe kommen. Endlich sah er sie in ihr Schlafgemach verschwinden, und sogleich war sein Entschluß gefaßt. Er entwich wieder in den Garten, und wartete, bis Alles im Hause verstummte. Dann kletterte er auf einen Maulbeerbaum, welcher mit seinen Aesten die Fenster von der Donna Schlafzimmer berührte, und zum Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen sich ausbreitete. Durch das geöffnete Fenster erblickte er beim matten Scheine einer Lampe die Donna hingestreckt auf ein Ruhebett. Mit Hilfe der starken Zweige des Baumes gelangte er glücklich in das Zimmer, und schlich auf den Zehen mit gezücktem Dolche näher. Jetzt sah er zum ersten Male ihr Gesicht, da sie ihm in der Halle nur den Rücken zugekehrt hatte, und durch eine geheime Macht gelähmt sank der zum Stoße erhobene Arm. Wie angezaubert stand er, mit seinen Blicken die nie geschauten, nie geahneten Reize verschlingend. Staunend verweilte sein irrendes Auge auf den Engelszügen des Gesichtes; welches umgeben und gehoben wurde von der üppigen Fülle der kastanienbraunen Locken, die aufgelöst auf den Schnee des Busens herunterwallten. Er sah den rosigen Mund umspielt vom seligen Lächeln über den Traum, der ihr die genossenen Freuden des entschwundenen Tages nochmals vormalte, und starrte vernichtet und seiner unbewußt auf dieses Zauberbild. Doch plötzlich ermannte er sich, und der Gedanke, vor einem Weibe gezittert zu haben, erfüllt mit neuer Wuth seine schwarze Seele. Und hoch schwang er den blitzenden Stahl, um mit abgewandtem Gesicht die blutige That zu vollziehen. Da erwacht die Schlummernde, und stößt, die drohende Gefahr erblickend, einen lauten Schrei aus. Schnell wendet sich der Mörder, und es entsinkt das Mordwerkzeug seiner geübten Hand; den Blitz solcher Augen vermag er nicht zu ertragen. Von einer unsichtbaren Macht getrieben, sinkt er zu der Donna Füßen, und stottert folgende Worte: „Wunderbare Heilige! Vergieb — ich — befiehl, was kann ich für Dich thun?!“ — Jetzt sieht er auf, und — in Ohnmacht liegt die Erschrockene. Vom Schrei erwachte Diener bemühen sich die verschlossene Thür zu erbrechen; taub ist der Mordgewöhnte, nur die Donna fesselt ihn; einen einzigen Kuß wünscht er zu rauben; es ist ihm unmöglich, das Gefühl seines Unwerths, und die engelgleiche Schönheit hält ihn zurück. Jetzt fällt die Thür; da kehrt sein Muth zurück; er ist wieder Zingarello! Auf hebt er den Dolch, und bahnt sich einen Weg durch die staunende Dienerschaft. Im Freien nüchtern geworden von dem ihm ergriffenen Rausche, rast er über seine bewiesene Feigheit, und schwört, daß kein Gaukelspiel der Hölle ihn abhalten soll, noch heut' die Donna zu morden, um seine Banditenehre zu retten. So war er an die Küste gekommen, um nach seinem Schlupfwinkel zurückzukehren. Prachtvoll verkündete die rosige Aurora die Ankunft des leuchtenden Gestirnes, welches bald aus den nassen Wogen auftauchen wollte. Da erblickt der Bandit auf einer weit in's Meer ragenden Felsenspitze den Duca, der seiner sehnlichst harrte. „Nun,“ rief ihm dieser entgegen, begierig auf die Antwort lauschend, „ist Eure That vollbracht?“ Mit gefurchter Stirn erwiederte der Bravo: „Noch lebt sie; mich verblendete der ungewohnte Anblick; fast schäme ich mich es zu gestehen; doch, bei allen Teufeln, sie ist schöner als die heilige Rosalie selbst!“ — „Pfui!“ rief im Zorne der getäuschten Hoffnung und unerfüllter Rache der Duca aus, „der große Zingarello

floh vor der hübschen Larve eines Weibes! Ha! ha! ha!" „Dieß soll mir Niemand sagen," brüllte mit funkelnden Augen der Böserichter, und sein Dolch durchfauste die Luft. Doch schnell fiel ihm der Duca in den Arm. Wüthend suchte der Bandit denselben wieder frei zu machen, mit aller seiner Stärke widerstand jener. Beide rangen, daß der Boden bebte. Jetzt strauchelt der des Kampfes ungewohnte Ruggiero, sie fallen zu Boden; noch währt der Kampf fort; da rollen beide über den Rand des Felsens hinab. Zerschmettert empfingen sie die Wogen, und die Tiefe begann ein Freudengeheul über den Untergang zwei solcher Böserichter!

Die Krankheiten des Herzens.

Das menschliche Herz hat schon mancher studirt, und noch Niemand ergründet. Es wartet noch auf einen Columbus, der es entdecken soll. Daß es vorhanden ist, weiß man von den Blumen, die uns daher entgegen schwimmen, manche kühne Segler haben auch schon Küstenfahrten um das Herz gemacht; aber in sein Inneres drang noch kein erschaffener Geist, so wenig wie in das Innere der Natur. Und das Herz ist die eigentliche Natur des Menschen, wie es keine schroffere Unnatur giebt, als Herzlosigkeit.

Zwar die Anatomen und Aerzte werden uns ein Langes und Breites von dem Bau, der Einrichtung, den Normal-Zuständen und Abnormitäten des Herzens erzählen; sie haben es mit ihren scharfen Messern zerschnitten und zerlegt, und keine Faser darin ist ihnen fremd geblieben. Doch sie kennen nur den todten Muskel, das Herz, das aufgehört hat, zu schlagen. Das Organ des Schlagens ist aber das rechte Herz nicht, jenes ist nur die Wasserkunst des Blutumlaufes im Körper, es ist die Umkleidung eines Räthsels, dessen Kern noch gelöst werden soll. Die Anatomen thun daher eben so Unrecht, wenn sie behaupten, das Herz zu kennen, wie ein Recensent, der ein Buch beurtheilt, dessen Einband er genau angesehen hat.

Warum stehen doch Herz und Kopf fast immer im Streite? Weil das Herz ein mystisches Räthsel ist, über das sich der Kopf das ganze Leben hindurch den Kopf zerbricht. Es ist zwischen Kopf und Herz ein umgekehrtes Verhältniß, wie in der Mythe zwischen Psyche und Amor. Der Kopf ist Psyche, das Herz Amor. So lange Herz-Amor in heiligen, liebetrunkenen Nächten mit Kopf-Psychen in seliger Umarmung schlummert, schwelgt der Kopf in dem Liebestraume, zündet er aber die Lampe an, um das Herz bei dem Lichte kalter Besonnenheit zu prüfen, dann nimmt der schöne lyrische Roman unpoetisch ein tragisches Ende.

Der Magen ist nur so lang gesund, als der Mensch nicht fühlt, daß er da ist; so ist es auch mit dem Herzen. Der glücklich Liebende, der von Wohlthun Beglückte, der Dichtende, fühlt ein allgemeines Wohlbehagen, er weiß selbst nicht: wo und wie? Wer aber schon sagt: ich habe eine Herzensfreude, mein Herz hüpft vor Wonne, der empfindet ein Herzensfieber, eine krankhafte Reizung, wie der schwache Magen, wenn Spirituosa und Gewürze ein angenehmes Gefühl in ihm erzeugen.

Das Herz hat noch andere Aehnlichkeiten mit dem Magen: es ist der Magen des Gottes im Menschen, dem es Nahrung zuführt; der Gott stirbt, sobald die nährende Kraft des Herzens nachläßt.

Menschen, die nur in dem Strome der Alltäglichkeit arbeiten, haben ein Stein-Herz und einen Stein-Magen; diese beiden sind die Mühlsteine, die ihnen das Mehl zum täglichen Brote zerreiben, sie fühlen nur das Bedürfniß, satt zu werden, ihre Leidenschaften zu befriedigen.

Da bricht gar oft, wenn kein frisches Korn aufgeworfen wird, Feuer aus; das Herz, als der weichere Stein, zerbröckelt ganz und fällt schwer in die Höhle des Magens. Solche Menschen sterben nicht selten an Unverdaulichkeit des Herzens.

Das anatomische Herz ist von einem Herzbeutel eingeschlossen; es giebt Menschen, die umgekehrt in ihr psychisches Herz den Beutel einschließen, daraus entsteht eine Herzbeutel-Krankheit, die mit dem Krebs des Geizes oder mit der profusen Wassersucht der Prunklust ein Ende nimmt.

Das Herz ist ein Krystallschloß, das sich unter die überschäumenden Wogen des stürmischen Lebensmeeres tief unten auf dem Grunde verbirgt. Darin arbeiten dann die edlen Gefühle, die Perlen-Mütter, und halten ihre Schätze verborgen, bis der kühne Taucher, der Schmerz, hinabsteigt, und sie, als Thränen, durch das Auge hervorholt. Eine edle Familie nimmt das Herz als ihr Stammschloß ein: es ist der Muth mit seinen Kindern.

Der Muth ist die Pulskraft des Herzens im Manne; bei diesem ist er ein Riese. Im weiblichen Herzen verrichtet dasselbe Geschäft eine liebliche Fee: die Anmuth.

Wenn wir von dem Manne sagen: er hat Herz, so wollen wir andeuten: er habe Muth; sagen wir dasselbe vom Weibe, so meinen wir: es habe Gemüth.

Anmuth in der äußern Erscheinung ist nichts Anders, als das sich bewegende Gemüth, sein Götterbild, das mit den Zauberfarben des Veilchenblaues im Auge, dem

Roſenweiß und Roſenroth auf den Wangen ſich abmalt.

Muth und Anmuth ſind das glücklichſte Paar, das es auf Erden giebt. Sie können nicht ohne einander leben, und ſterben, wenn ſie getrennt werden, ſiechend dahin, der Muth artet in die Blutentzündung der Rohheit, die Anmuth in die Nervenſchleichſucht der Sentimentalität aus.

Was iſt die Liebe? Iſt ſie die höchſte Verklärung des Herzens oder eine Krankheit deſſelben?

Beides! Der Menſch muß erſt ſterben, um heilig geſprochen; das Herz muß an der Liebe brechen, um durch die Liebe verklärt zu werden.

Die Liebe iſt ein Schwan, der auf den kryſtallhellen Wogen der Gefühle durch das Herz hinzieht, er ſingt nur ein Mal, ein wunderbares Lied, und — ſtirbt.

Die Liebe iſt eine Paſſionsblume; ſie entfaltet ein Mal in einer lauen poetiſchen Nacht ihren Kelch und — ſtirbt.

Die Liebe iſt ein Phönix: ſo ſelten, wie dieſer; aber einmal zur Aſche verglüht, ſteigt ſie nicht wieder aus der Aſche hervor.

Die Liebe iſt die Fata morgana des Herzens; es ſteht in magiſcher Abſpiegelung die Seligkeit ſich nah, aber während es mit trunkenen Blicken ſie in ſich aufnehmen möchte, verſchwindet ſie ſchon, ein trügeriſches Luftbild.

Liebe iſt die Erhebung im Gebete; ſobald uns die Erfüllung nah, beten wir nicht mehr.

Liebe iſt der Morgenſtern unſeres Lebens, ſeinen frühen Aufgang verträumen wir; aber derſelbe Stern leuchtet uns auch zur Ruhe, am Abende unſres Lebens.

Liebe iſt die zarteſte Tochter des Muthes und der Anmuth, ſie führt als ſolche oft auch noch den Namen: Wehmuth. Liebe iſt wie die Taube Noäh. Der Menſch ſendet ſie hinaus aus der Arche ſeines Herzens, zu forſchen, ob ſich die Sündfluth draußen ſchon gelegt, ob ein neuer Frühling ergrüne. Wie ſelten nur kehrt ſie mit dem hoffnungbringenden Oelblatte im Munde zurück!

Und lächelt dem Menſchen die Hoffnung, wird er dann geſund?

Hoffnung iſt auch nur eine Krankheit des Herzens, ein Phantaſieren in lieblichen Bildern, eine Sehnſucht nach der Ferne, das Heimweh, das der Menſch nach den Himmelshöhen hat, auf deren von keinem Wölkchen getrübten Gipfeln die Heimath ſeines Herzens iſt.

Hoffnung iſt die Liebe zu Gott; wir murren nicht über die Qual des Augenblickes, weil wir in voller Hingebung in Seinen Willen der beſſern Zukunft gewiß ſind.

Die Hoffnung iſt, wie die Liebe, eine Tochter der Anmuth, die ſie mit dem Muthe gezeugt. Sie haben von der Mutter das Milde, das Sanfte, das Tröſtende; von dem Vater die Stärke, daß ſie ſich immer wieder erheben, wie ſie auch niedergebeugt und zertreten werden.

Daß aber das Herz nicht in ſtetem Weh und Leiden nur ein fieberiſches Traumieden führe, daß es auch geſunde und reife, ward dem Muthe und der Anmuth ein kräftiger Sohn: der Glaube.

Er iſt der treueſte Bruder ſeiner Schweſtern, der Liebe und der Hoffnung; wo ſie mit ihm über die Erde dahinwandeln, wo ſie an ſeiner Seite gehen, von ſeinen Händen feſtgehalten, da ſtreift ſich ihre Blüthe nie ab, da wanken und ſtrauchein ſie nie. Er führt ſie rauhe Dornenwege, immer hinan, hoch hinauf. Ein würdiger Sohn ſeines Vaters, des Muthes, ſucht er nicht die krummen und leichtern Pfade zum Ziele; je ſteiniger der Boden, je unebener, je ſteiler die Anhöhe, die er hinauf muß und will, um ſo mehr ſpannen ſich ſeine Sehnen, um ſo gewaltiger durchſtrömt das Blut ſeine Adern, um ſo gigantiſcher iſt ſeine Strebekraft.

Der Glaube iſt der eine und alleinige Arzt des Herzens, der für jedes ſeiner Leiden ſogleich das wirkſamſte Heilmittel bei der Hand hat, ſobald er nur herbeigerufen wird.

Um ſeine Abſtammung von dem Elternpaar: Muth und Anmuth, zu bezeugen, heißt der Glaube auch: Gottesmuth.

Herz, in dem dieſer Gottesmuth wohnt, Du kannſt nie unglücklich untergehen! Du biſt die Weltkugel, die der Atlas auf ſeinen eiſernen Schultern feſthält, und wie ſie ſich auch kreiſe, ſie verliert nie ihren feſten Standpunkt. Das Herz, vom Glauben getragen, iſt ſich ſelbſt eine Welt, der Mond und Geſtirne und Sonne leuchten, der, wie rauh auch des Winters Stürme toben, doch der Wiederkehr des Frühlings gewiß iſt. Die Blumen, die auf ihrer Oberfläche abwelken, ſind nicht für ſie erſtorben; ſie blühen in ihrem Innern eben ſo ſchön und noch ſchöner fort, ſie haben ſich nur vor den rauhen äußern Einflüſſen in den Buſen der Mutter verborgen.

Herz, Du biſt die edle Perlenmutter, welche die reine Perle des Glaubens in ſich verſchließt. Wie die Perle ein wunderbares Ergebniß einer Krankheit, ſo iſt der Glaube die Perle, die den Lebensſchmerzen, den Leiden entſprungen, die ſich nicht aufgelöſt, ſondern zur Feſtigkeit erkräftigt hat, deren innerer feſthaltender Kern der Muth, deren reine, glänzende Außenſeite die Anmuth iſt.

Dampfboot.

Modenbericht.

Damen-Moden. Die doppelten Röcke, die an der Seite offenen Kleider, die Leibchen mit ganz spitzer Schneppe und die sehr kurzen Aermel sind die herrschenden Formen dieses Winters. Unter den neuen Hüten bemerken wir einen von schwarzem Sammet mit Spitzenschleier und drei Federn, von denen die eine den Schirm krönt, die andere auf die Seite fällt und die kleinste gleichsam eine Agraffe zwischen den beiden ersten bildet. Die Blumen unter dem Schirme sind ganz kleine Maasliebchen. Ein andrer Hut war von seidiosenfarbigem Sammet mit blau schattirten Federn. Die jungen Mädchen tragen besonders viel griechischen Sammet und dazu Mathilden-Capoten. Abends sind ihre Kleider von Popeline in hellen Farben wie rosa, himmelblau und louisenblau beliebt. Diese Anzüge werden durch Posamentirarbeit oder durch Bandschleifen ausgeputzt. Zu Abendkleidern werden auch viel verwendet: der indische Reps, die glasierte Levantine, der schottische Sammet, die glasirte Armure, die broschirten Seidenstoffe und der glatte Atlas. Sie haben entweder ein Schneppenleibchen oder einen Gürtel und man befetzt sie mit Sammet oder Plüsch in derfarbe der Kleider, wenn sie von leichten Stoffen sind. Die kurzen Aermel bestehen fast alle aus zwei oder drei Puffen nahe an einander. Auch sind die Amazonenkleider von grauem, blauem oder granatfarbigem Casimir beliebt. Diese Kleider mit glattem unten abgerundetem Leibchen haben Revers, Kragen und Aufschläge von Sammet. Auf der Brust sind sie offen, grade wie die Westen der Herren und lassen darunter ein in kleine Falten gelegtes Chemisette sehen. Man sieht solche Amazonen-Kleider, welche auf der Brust, an den Aermeln und auf der Taille Schnuren und Stickereien haben, wie die Husaren. Die Kleider von brauner Popeline, vorn und unten mit zwei Sammetstreifen besetzt, sind ebenfalls sehr beliebt. Die Röcke sind noch immer sehr weit, aber fast ganz frei von jenen schweren Volants, die sie im vorigen Jahre verunzierten. Die Mäntel und Ueberwürfe von schwarzem Atlas, Sammet oder Phantasiestoffen haben große, sehr weite Kragen. Die Mäntel von weißem Cashmir, mit Plüsch besetzt, und die Burnus von blauem Sammet, die mit Marder besetzt sind, gelten für sehr elegant. Auch tragen viele Damen Mäntel von Atlas mit sehr weiten Aermeln und sehr großem Kragen. Der Mantel mit Capuchon, der mit gr.ll abstechender Farbe gefüttert ist, wird ausschließlich den ganz jungen Mädchen überlassen.

An den Hüten bemerkt man eine Veränderung: die Köpfe richten sich allmählich wieder aufwärts und die Backenstücke zeigen ein Westreben, daß man anfangt, den Haarputz wieder höher zu tragen, indem die auf den Nacken fallenden Haarputze zu gemein geworden sind.

Der Gebrauch der Kämme wird sichtbar allgemein.

Herren-Moden. Man hat einen Ueberziehrock, einen mittelalterlichen Palletot erfunden, der wohl Eingang finden wird, weil er, ohne auffallend zu sein, so viel Grazie besitzt, als die Herrenkleidungsstücke lange nicht besessen haben. Er hat etwas von dem surcot des 15. Jahrhunderts, ist von dunkelfarbigem Tuche, etwas blousenartig, ohne Kragen und fällt gerade herunter, ohne sich an den Körper anzuschließen; rund herum und vorn herunter ist er mit Schnüren, Borten und ungarischen Steckereien gegiert: die Aermel sind bis an den Beobenarm aufgeschlitzt, weit und hängend. Auch sie haben viel Besetzung mit Schnure. Er steht gut, dürfte aber etwas theuer kommen.

Auflösung von No. 12.: **Laterne.**

Inhaltsverzeichniß.

I. Quartal.

Zum neuen Jahr. S. 1.
Die Sagen der Stadt Leipzig. Die heilige Brücke. 2. 9.
An Amande. 6.
Miscellen und Anekdoten. 7. 15. 21. 30. (Bildbeilage: der gerettete Rheinsteom. 38. 46. 54. 62. 71. 78. 86. 94. 102.
Pariser Modenbericht. 8. 16. 24. 31. 40. 48. 56. 64. 72. 80. 88. 96. 103. nebst brillantem Modekupfer.
Die Napoleoniden. 17.
Die Geheimnisse in der Behandlung der Sonnenschirme. 18.
Ein Blick durch's Fenster. 20.
Eine zweite Liebe. 25.
Recensenten. 29.
Liebeopfer. 33. 41. 52. 60. B. 68.
Gräßlich, aber wahr. 35.
Vorschlag zur Abschaffung des Ausdruckes: Liebhaber. 37.
Die drei Freunde. 43. B. 51.
Die Mündel, venetianische Novelle. 49. 57.
Die Gegensätze, Aquarelle nach dem Leben, I. Die Kindtaufe. 65. Fortsetzung. 74. II. Die Carriere. 75.
Eine Criminals-Geschichte. 73. 81. 89. B. 98.
Studentenstreiche. 77.
Abenteuer einer Maskenballnacht. 84.
Rolle der Thierwelt in der Menschenwelt. 86.
Die beiden Münzen. 97.
Rußland, oder der Czaar und das Volk. 101.
Correspondenz. 104.

II. Quartal.

Liebe und Leidenschaft (Novelle.) 105. 113. 121. B. 129.
Eine Nacht der Herrschaft. 108. B. 116.
Ein neues Reich. 109.
Lotterie-Collecteure. 110.
Miscellen. 111. 119. 127. 134. (nebst schwarzer Bildbeilage: die Auction.) 142. 151. 158. 166. 174. 183. 191. 198. 207.
Pariser-Modenbericht. 112. 120. 128. 136. 144. 152. 160. 168. 176. 184. 192. 200. nebst brillantem Modekupfer. 208.
Ein Freundschaftsstück. 118.
Das brillanteste Stirnband. 123.
Herzog Karls v. Braunschweig Verweisung aus Paris. 126.
Der Pantoffelmann. 126.
Mein Liebchen. 127.
Der Stein der Weisen. 129.
Der Brautmörder. 131. 140. 145. B. 153.
Rosa Bengali. 133.
Erinnerung aus der Zeit des französischen Kaiserreichs. 137.
Eine Heirath aus dem Stegreif. 148.
Die Geschichte vom braunen Aennchen. 150. B. 154.
Der Fürst von Nordhausen und seine Ritter. 157.
Wozu ein Cousin zu brauchen ist. 161. 169.
Der schwimmende Leuchtthurm, ein Seeabenteuer. 162. 171. 177.

Ein Charlatan. 164.
Kerzen als Heilmittel. 165.
Kluge Berechnung. 174.
Matteo, Novelle. 181. 185.
Der ängstliche König und die besorgte Polizei. 182.
Die Erscheinung nach dem Tode. (Eine wahre Geschichte. 189.
Ein Spaß in Neu-Rußland. 193.
Der Syndicus von Genf. 196. 201.
Briefschreiber in Italien. 197.
Loblied des Champagners. 198.

III. Quartal.

Die, welche man liebt, und die, welche man heirathet. 209.
Die Grisette. 212.
Die launische Frau. 213.
Zwei Brüder. 214.
Miscellen. 214. 222. 231. 239. 245. 254. 263. 270. 277. 287. 295. 303. 311.
Pariser Modebericht. 216. 224. 232. 239. 248. nebst brillantem Modekupfer. 263. 272. nebst brillantem Modekupfer. 279. 288. 296. 304. nebst brillantem Modekupfer. 312.
Maschall Ney vor Gericht und seine Hinrichtung. 217. 227. 235.
Rendezvous. 220.
Morte terribile, von Langenschwarz. 225.
Correspondenz aus Paris. 232.
Rede, gehalten am achten Stiftungsfeste der Berliner Aerzte zur Erhaltung der Collegialität von Glasbrenner. 233.
Correspondenz aus Teplitz. 239. nebst schwarzer Bildbeilage: Wie die Leipziger die Pfingstfeiertage feiern.
Deutsche Frauenliebe, Novelle. 241. 253. 261.
Die Ehrenschuld. 243.
Wien und Berlin. 247. 256.
Das Geheimniß. 249. 257. 266.
Eingesandt. 264.
Ein improvisirter Improvisator. 265.
Die sonderbare Whistparthie. 269.
Schiller als Raufbold. 273.
Hungersnoth auf dem Meere. 274.
Der verhängnißvolle Besuch. 276. 283.
Entgegnung 278.
Literatur. 280.
Die Schildwache. 281. 289.
Ein einziger Zuschauer im Theater. 285.
Lebensklugheit. 286.
Liebe ohne Schulden. 291.
Schulden ohne Liebe. 292.
Gespräch zweier Kutscher vor dem Concertsaale. 293.
Die Rache. 297.
Der Arzt und seine Patientin. 299. 307.
Werther und Lotte im 19. Jahrhundert. 302.
Die Quaterne. 305.
Die Himmelsstürmer. 309.
Sultan Mahmud und der Wasserträger. 310.

IV. Quartal.

Der Pascha von Damaskus. 313.
Die Freundin in der Noth. (Novelle.) 316. F. 324. 329. B. 337.
Das neue Wunder. 318.
Miscellen und Anekdoten. 319. 327. 335. 343. 351. 358. 367. 375. 382. 390. 399. 406. 409.
Pariser Modenbericht. 320. 328. 336. 344. nebst brillantem Modekupfer. 352. 360. 368. 375. nebst brillantem Modekupfer und einer schwarzen Bildbeilage: In 50 Jahren, mit Erklärung 384. 392. 400. 408. nebst brillantem Modekupfer. 409.
Das Testament. 321.
Das Attentat gegen Napoleon. 331.
Mord. 335.
Der große St. Bernhard. 341.
Des Mauren Rache. 342. 350. 357.
Die Sagen der Stadt Leipzig. II. Das Ritterloch. 345. 353. B. 361.
Ein Commis. 364. 369.
Ein östreichischer Baron als Renegat. 366. 372.
Patcul, eine historische Skizze aus dem Zeitalter Karl XII. von Schweden. 373. 379.
Aus der Ferne. 377.
Vorurtheile gegen die Schneider. 377.
Die Unannehmlichkeiten der Schneiderprofession. 378.
Von dem Character und Temperamente des Schneiders. 378.
Der Arzt im Irrenhause. 381.
Bücherschau. 383.
Stumme Liebe. 385.
Friedrich II. und die Wiener Büchercensur. 385.
Die Sclaven in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. 387.
Das Weib. 389. 396.
Leipziger Tage und Nächte. I. Der Bär im grauen Wolfe. 393. II. Der Leipziger Rath wird vom Papst nach Rom citirt. 1450. 395.
Münchens Kirche und Kirchlichkeit. 401.
Ein Abend vor der Hochzeit. 402.
Dreißig Jahre aus dem Leben eines Accessisten. 405. B. 409.
Die Macht der Schönheit. (Novelle.) 410.
Die Krankheiten des Herzens. 415.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 13. (III. Jahrgang IV. Quartal)

Das Weihnachtsfest und der Bazar. — Incognito. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z175661806

Buchbinderei
KARL HOFFMANN
Wien XII.,
Gatterholzgasse 17
Tel. 83-10-922